1906.10940

Die Zwillings-Schwestern

oder

der Sarg.

Verf. d. L. P. Lieven's

Erster Theil

Hamburg bei G. Völlmer.

1804.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Sr. Hochwohlgebornen,

dem Herrn

geheimen Legations-Rathe

Hennebergs

in

Braunschweig

Zu einer Zeit, wo Kleinherzigkeit, Eigennutz und Gewinnsucht es sich erlauben, jegliche Unbedeutendheit, wenn sie an einer bedeutenden Stelle steht, zum Verdienst zu erheben, ist dem sinnigern Publikum jede Art von Dedication verdächtig geworden. Wenn jedoch ein ganzes Land das Lob eines Mannes ausspricht, und den Talenten desselben unbedingte Gerechtigkeit widerfahren läßt,

so, dünkt mich, darf auch ich diesem Manne öffentlich meine Huldigung bezeigen, ohne zu befürchten, daß man mich zur Classe gemeiner, feiler Lobredner zählen wird.

Vor-

Vorrede.

Ein rechtlich Gemüth, das in der heutigen bedrängten Zeit unsrer schönen Literatur (sie könnte die häßliche heißen) Lust und Liebe hat zum Dinge, das heißt zum Ediren, steht, wie der ehrliche Herkules, am Scheidewege.

Rechts zeigt sich ein gutes, bürgerliches Gastwirthshaus, mit der Ueberschrift: „Merkel et Compagnie," wo Wasser nebst dem Freimüthigen gereicht wird. Die homogene Natur beider Bedürfnisse, wiewohl das eine leiblich und das andere geistig ist, springt in die Augen. Der Gast bekommt die Wassersucht, und in schweren Operationen giebt er seine opera von sich, Wasser nehmlich.

Die Verführung zur linken ist schon ansehnlicher. Der Schaulustige erblickt eine lustige Taverne. Die Einschrift „zur Stadt Jena" erfüllt

ihn, gleich einer magischen Formel, mit heimlichem Schauer. Die Honneurs des Hauses macht ein geschniegeltes Männlein, welches auch zugleich Thürsteher ist. Den Baum erkennt man an den Früchten, den Vogel an den Federn, also auch dies Männlein an dem Convolut Zeitungen, das ihm aus der Tasche ragt, oder an dem Ordensbande, das in seinem Knopfloche prangt. Er mengt sich übrigens in alles und hat das Schicksal des dummen Plumper. — Lucinde bietet sich, helleviſch gegürtet, den Gästen dar, und reicht ihnen eine Schaale. Sie trinken das heilige Wasser des

Lethe, und vergessen, daß sie ehrliche Teutsche mit dickem Blute sind. Dieser hält sich für einen Italiäner, und macht Sonette; jener für einen Spanier, und schreibt Romanzen; ein dritter weiß nicht mehr, daß er eigentlich nur ein guter Prosaiker ist, und macht griechische Tragödien, und ein vierter hält sich gar für einen Morgenländer. Im Innern der Bude sieht es sehr bunt aus. Italiäner, Spanier, Engländer und Griechen kreuzen durch einander, und jeder Eintretende sucht sich auf einem dort befindlichen Trödel ein beliebiges Kleid dieser Nazionen aus. Doch geht es sämmtlichen Gästen, wie

den Personen in der Fabel: die Eselsohren sehen unter der Löwenhaut hervor. Ein Lerm läßt sich hören, wie in einer Juden-Synagoge. Jeglicher Gast deklinirt und konjugirt mit Hülfe der Grammatik seine respective Sprache. Die Geübtern übersetzen, wenn man ihnen Diktionaire giebt. Uebrigens hat diese Kneipe die Natur der Höhle des Trophonius. Stumpfsinnige Köpfe halten sich für talentvolle Geister, und wahre Genies sinken zu absoluten Idioten hinab. Jedoch will verlauten lassen, als habe diese Taverne vor einiger Zeit Banqueroute gemacht. Der Obermarquer hat in

Berlin eine eigne Wirthschaft angefangen, aber seine Rechnung nicht dabei gefunden, und ist deshalb, mit einer berühmten Dame als Kammerdiener auf Reisen gegangen.

Doch Spaß bei Seite! beide Schulen achten sie jegerseitig nicht höher, als den Koth unter ihren Füßen. Davon zeigen ihre Critiken. Welchem Meister soll man sich also ergeben, wessen Ausspruche Folge leisten? So wie es nur Ein Schönes und Ein Gutes giebt, so giebt es auch nur Ein Häßliches und Ein Schlechtes. Da nun beide gegenseitig in sich selbst

das Höchste des Häßlichen und des Schlechten gefunden haben, so folgt daraus, daß außer ihnen das Schöne und Gute liegen müsse. Das wird ihnen selbst einleuchten, wenn sie konsequent seyn wollen. Man darf also nur das Gegentheil thun, von dem was sie lehren und selbst ausüben, um etwas Gutes zu liefern. Dies ist denn auch mein Bestreben gewesen, und somit sey es nicht ihnen, sondern dem Publikum, überlassen, zu beurtheilen, ob ich obigen Schluß durch mein eignes Beispiel bestätigt, oder widerlegt habe.

Nach Voltaire's Ausspruche ist nur eine Manier schlecht, die langweilige nemlich. Diese Art der Schlechtigkeit vermieden zu haben, versichere ich hiemit in die Hände des Publikums. Auch hat mein Werk einen Vorzug, den ihm selbst kein Gottlieb Merkel streitig machen soll: es ist originell. Die Manier desselben kann unglücklicherweise schlecht seyn; aber es ist doch meine Manier. Durch mich ist das servum imitatorum pecus um kein Stück vermehrt worden.

Auch will ich es dem Publicum ganz ins geheim stecken: Mit meinem

Angriff auf unsre beiden kritischen Tribunäle hat es eine eigne Bewandniß. Ihren Angriff, der nicht ausgeblieben wäre, kann ich jetzt dem meinigen Schuld geben, und somit dasjenige für Persönlichkeit erklären, was wohl nur Critik der Sache seyn dürfte.

Wer so offen und ohne Hehl zu Werke geht, kann sich nicht wohl fürchten. Und das ist denn auch mein Fall. Ich bin ohne Furcht — aber auch ohne Tadel? Nun, wie gesagt! Das überlasse ich dem Publikum.

Es kann leicht kommen, daß man eine Verschiedenheit der Manier und

des Tons zwischen den beiden ersten Theilen meines Werkes finden wird. Darauf diene folgendes zur Antwort. Der Anfang des ersten Theils war ursprünglich eine Erzählung und für ein berüchtigtes Blat geschrieben, mit dessen damaligen Herausgeber ich in gutem Vernehmen stand. Die Erzählung ward nicht abgedruckt, weil das Schicksal wollte, daß ein hiesiges Blatt sie vordrucken sollte. In diesem Vordrucke gefiel sie allgemein und gab mir die Idee zu einem größern Werke. Ich konnte und wollte mich nicht sogleich vom Tone der Erzählung entfernen, sondern habe dies nach und

nach gethan, dergestalt, daß erst im zweiten Theile diejenigen Manier herrscht, die ich für meine eigentliche erkenne, und welcher ich mich für jetzt ausschließlich ergeben habe.

Somit werfe diese meine Vorrede den Fehdehandschu unter die Gladiatoren der Critiker-Innung, und erwecke mir recht viele Feinde. Gelingt es mir nur, einen einzigen derselben zu Boden zu schlagen, so bin ich geborgen. Ich reiße ihm den Kinnbacken aus, und kämpfe wie der kleine David mit dem großen Goliath. Der

Sieg iſt mein, denn ſie können nic
gegen ihr eignes Bein wüthen.

Braunſchweig,
am 18. Auguſt 1804.

G. L. P. Sievers.

Drey und ein halbes Jahr hatte ich an den Brüſten der Muſen geſogen. Minerva ſelbſt, in der Geſtalt des treuen Mentor, — womit ſich, ſehr beſcheiden, in einem Briefe an meinen Vater der Profeſſor verglich, bei welchem ich in Penſion geweſen war — hatte meine Tritte und Schritte geleitet. Ich war zu meinem Vater zurückgekehrt, der groſſe Dinge mit mir im Willen hatte. Eine Reiſe ins Ausland ſollte meinem innern Menſchen den Stempel der äuſſern Gültigkeit aufdrücken und an die menſchliche Vollkommenheit, welche er bei mir projektirte, die letzte Hand legen. Mein Portefeuille ward mit Wech-

seln und mein Gedächtniß mit Klugheitsregeln angefüllt. Beides werde wohl nicht lange dauern, meinte mein Vater, weswegen er mir wiederholte Rimessen davon zu machen gesonnen sey. Wir schieden. Meine erste Ausflucht gieng an einen benachbarten Hof, wo mein Vater geraume Zeit Gesandter gewesen war. Man ehrte das Andenken des Vaters in dem Sohne, und ich hatte alle Ursache, mit meiner Aufnahme zufrieden zu seyn. Der Erbprinz sollte eine zweite Reise nach Italien machen und ich ihn dorthin begleiten. Gleiche Neigungen machten uns anfangs vertraut und endlich unzertrennlich von einander. Wir hatten noch mehrere Wochen bis zu unsrer Abreise, und der Prinz wollte sie dazu anwenden, mich die Freuden seiner künftigen Residenz kennen zu lehren.

Kurz vor mir war hier eine Italiänerinn angekommen, die ein verborgenes, räthselhaftes Leben führte und ihren Wandel in ein geheimnißvolles Dunkel hüllte. Sie ging stets verschleiert und nur wenige

Menſchen hatten ihr Geſicht erblickt. Dieſe wollten eine Schönheit ſonder Gleichen an ihr rühmen. Sie machte einen fürſtlichen Aufwand, vermied aber jeglichen Umgang. Im Publikum behauptete man, ſie führe einen Sarg bei ſich, welchen ſie in einem ſchwarz ausgeſchlagenen Zimmer aufgeſtellt habe, wo ſie täglich mehrere Stunden zubringe.

Ich war von meiner frühſten Jugend an ein Freund des Wunderbaren und Romantiſchen, und das geheimnißvolle Weſen der Italiäniſchen Dame trieb mich unwiderſtehlich an, es koſte was es wolle, ihre Bekanntſchaft zu machen. Ich war jung, reich, von Stande und hatte die Natur nicht zur Stiefmutter gehabt; lauter Vorzüge, die ihrem Beſitzer Muth einflöſſen und ihn ſchon im voraus des Sieges vergewiſſern. Der erſte Schritt, den ich that, war keiner der unwichtigſten. Der Zufall wollte, daß gerade der Italiänerinn gegenüber eine ſchickliche Wohnung leer wurde. Ich bezog ſie. Der Prinz beſuchte mich täglich, ver-

mich aber absichtlich, von den Fremden zu sprechen. Sie erschien oft vor ihren Fenstern, anfangs nur für wenige Minuten, nach und nach aber auf längere Zeit. Sonderbar war es, daß sie sich jedesmal wieder entfernte, wann sie den Prinzen neben mir sah. Dieser verließ mich jetzt höchst selten, und nur dann, wenn seine Gegenwart am Hofe durchaus nothwendig war. Sein Blick war starr auf die Fenster der Italiänerinn geheftet, die sich jetzt nur wenig und am Ende gar nicht mehr sehen ließ. Demohnerachtet kam er nach wie vor zu mir, und wur nicht von dem Fenster wegzubringen, von welchem er das Haus der Italiänerinn übersehen konnte. Sein Betragen setzte mich in Erstaunen und ich bat ihn um Aufklärung. Er beschwor mich bei meiner Freundschaft, nicht weiter in ihn zu dringen, weil er mir keinen Aufschluß geben könne. Ich ließ ihn, doch brachte dies einige Kälte in unser gegenseitiges Verhältniß. Die Italiänerinn war schon seit mehrern Tagen unsichtbar gewesen

und ich widerstand dem Triebe nicht, länger mich ihr zu nähern. Eines Morgens stürzte der Prinz bleich und verstört in mein Zimmer, indem er schrie, die Italienerin habe ihre Wohnung und wahrscheinlich auch die Stadt verlassen. Niemand wisse, wo sie geblieben. Die Nachricht traf mich ganz ausserordentlich. Wir redeten eine allgemeine Nachsuchung unter uns ab und fragten an allen Thoren. Niemand hatte sie hinausfahren sehen. So brachten wir zwei Tage unter beständigem Suchen hin. Vergebens! Wir trafen keine Spur. Am Abend des dritten Tages gieng ich noch spät in den Straßen auf und nieder. Tief in Gedanken versunken merkte ich auf nichts, was um mir vorgieng. Es war stockfinstre Nacht und plötzlich fühlte ich mich ergriffen. Noch ehe ich einen Laut von mir geben konnte, hatte man mir den Mund verstopft und mich in einen Wagen gehoben. Kaum war ich darin, so fuhr dieser mit der größten Schnelligkeit davon. Es saßen zwei Menschen neben mir, die aber

bis jetzt noch kein Wort gesprochen hatten. Der Wagen hielt still und meine beiden Begleiter ermahnten mich zur Folgsamkeit. Sie verbanden mir die Augen, und ich ward eine Treppe hinauf und durch mehrere Gemächer geführt. Jetzt hieß man mich stehen. Eine himmlische Musik schallte, wie aus fernen Regionen, mir entgegen. Düfte und köstliche Gerüche berauschten meine Sinne. Es war, als sollte ich zur Anschauung des Allerheiligsten vorbereitet werden. Eine Thür öffnete sich und ich ward hineingeführt. Die Musik schwieg. Man nahte sich mir, faßte meine Hand, führte mich einige Schritte vorwärts und ließ mich dann stehen. Die Binde ward mir abgerissen und vor mir stand — die Italiänerinn. Sie war wie gewöhnlich verschleiert und schien mir in ihrer idealischen Form ein Wesen höherer Art zu seyn. Von einer unwillkührlichen Regung ergriffen, sank ich vor ihr auf die Knie. Sanft hob sie mich auf, schlug den Schleier zurück und ich sah ein himmlisch, über allen

Ausdruck schönes Gesicht: „Sie sind der erste Mann," sprach sie, „der meine Theilnahme erregt. Ich werde Sie auf die Probe stellen. Bestehen Sie diese, so hören Sie mehr von mir. Leben Sie wohl!" Sie reichte mir die Hand, und indem ich diese küßte, entschwand sie in ein Nebenzimmer. Noch stand ich da, betäubt von dieser Erscheinung, als mir von hinten zu die Binde wieder um die Augen gethan wurde. Jetzt glaubte ich ganz deutlich, im Nebenzimmer den Oheim des Prinzen zu hören, der mit der Italiänerinn sehr laut und vernehmlich sprach. Man führte mich hinaus, hob mich in den Wagen und schnell fuhr dieser davon. Nach einigen Minuten hielt er an. Ich ward hinausgehoben und als ich mir die Binde von den Augen riß, fand ich mich auf der nehmlichen Stelle, von welcher man mich kurz vorhin entführt hatte. Einem Träumenden gleich kam ich nach Hause und brachte zwei Tage in der unmuthigsten Stimmung zwischen Hoffen und Harren

hin. Am dritten ward des Prinzen Geburtstag gefeiert und Abends eine große Maßquerade gegeben. Unmuthig durchstrich ich den, mit Masquen angehäuften, Saal, wo eine Zigeunerin die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie wußte jedem etwas treffendes zu sagen. Ich stand neben dem Prinzen, der sie mit stiller Aufmerksamkeit betrachtete. Sie nahm meine Hand, sah hinein und setzte dreimal langsam und bedeutend: „Sehen und nicht sehen!" Dann setzte sie mit holder Lieblichkeit hinzu: „Du bist dem Ziele nahe," und verschwand unter der Menge. Der Prinz stand unbeweglich und aus dem Innersten seines Herzens entwandten sich folgende Worte: „Wunderbar! Aber sie kann es nicht seyn! Sie spricht ja Teutsch, wie eine Teutsche!" Er riß mich mit sich fort und schrie, er müsse die Zigeunerin wieder finden, es koste, was es wolle. Lange suchten wir vergebens. Endlich fanden wir sie ganz allein in einem entlegenen Nebenzimmer. Der Prinz bat sie ihm wahrzusagen

und hielt ihr seine Hand hin. Sie nahm sie und sagte ihm in dem schönsten Italiänisch Dinge, die für mich gar keinen Sinn hatten. Der Prinz stand da, wie leblos, und starrte sie an. Je weniger ich ihre Worte verstand, desto mehr merkte ich auf ihre Bewegungen. Nichts glich meinem Erstaunen, als ich ganz deutlich sah, daß sie dem Prinzen die Uhr aus der Tasche zog. Diese Uhr war ein Meisterstück der Kunst und er hatte sie mit aus Italien gebracht. Mehr noch als an der Uhr selbst, schien ihm an dem Portrait gelegen zu seyn, welches diese enthielt und von dem ihm noch gegen niemanden entfahren war, wen es vorstellte. Ich war eben dabei, durch eine unwillkührliche Bewegung die Zigeunerin zu verrathen; als sie in ihre Rede die Worte einmischte: „Sehen und nicht sehen!“ Eine unsichtbare Macht schien mich zurück zu halten. Jetzt brach die Zigeunerin ab und wollte das Zimmer verlassen. Der Prinz faßte nach der Uhr, indem er in dem leidenschaftlichsten Tone

ausrief: „Ach, meine Giulia!“ Aber im nemlichen Augenblicke stürzte er der Zigeunerin nach und schrie: „Teufel! du hast mir meine Uhr gestohlen!“ Jene wollte entwischen; der Prinz hielt sie, fest. Der Lärm zog mehrere Masquen ins Zimmer. Es entstand ein allgemeiner Aufruhr und der Prinz äusserte laut seinen Verdacht gegen die Zigeunerin. Die Menge schrie, man müsse sie durchsuchen. Jetzt sah sie stolz im Kreise herum, drengte sich an mich und raunte mir die Worte zu: „Rette mich!“ dann wandte sie sich gegen den Prinzen und schrie! „Nicht ich, sondern jener dort hat die Uhr gestohlen,“ indem sie auf mich zeigte. Ich stand wie versteinert. Der Prinz durchsuchte mir die Taschen und zog die Uhr hervor. Allgemeines Erstaunen. Der Prinz schrie: „Betrug,“ und ließ die Wache nach der Zigeunerin suchen. Sie war verschwunden. Ich war über den Verdacht des Diebstahls erhaben und der Prinz überzeugt, daß die Zigeunerin die Uhr mir in die Tasche zu spielen

gewußt habe. Ich hätete mich, ihm das Räthsel zu lösen. Er versank in ein tiefes Nachdenken und ich ergriff diese Gelegenheit, mich von ihm zu trennen, indem ich noch immer hoffte, die Zigeunerin wieder zu finden. Es war kein Winkel, den ich nicht durchsuchte. Vergebens. Eine Fledermaus verfolgte mich. Ich merkte nicht auf sie. Im Vorbeigehen rief sie mir zu: „Folge mir!" Der Ton der Stimme reizte mich. Sie verschwand in ein entlegenes Zimmer und ich ihr nach. Kaum war ich eingetreten, als sie die Thür verschloß. Sie warf Kappe und Mantel ab und — die Zigeunerin stand da. Erstaunen fesselte meine Zunge. Sie sprach:

„Es ist billig, daß Sie erfahren, für welche Person Sie sich interessirt und wen Sie aus einer großen Verlegenheit gerettet haben. Sehen Sie hier!"

Sie nahm die Maske ab und im himmlischen Liebreize stand die Italienerin vor mir.

„Der Auftritt von vorhin," fuhr sie fort, „darf Sie nicht wundern. Die Uhr des Prinzen enthält ein Geheimniß und das Portrait derselben" — —

Der Dämon der Eifersucht preßte die Frage aus mir heraus: „Wessen ist das Bild?"

Himmlische Gelassenheit im Blick, lispelte sie sanft, wie Flötenton:

„Nicht das meinige, das schwöre ich Ihnen bei diesem Kusse, der der erste ist, welchen ich einem Mann gebe."

Sie sank mir in die Arme und küßte mich. Mir schwanden die Sinne und ich glaubte meine Seele auszuhauchen. Wie lange wir in dieser Stellung zubrachten, weiß ich nicht. Ein heftiger Schlag an die Thür brachte mich zur Besinnung. Sie nahm die Masque vor und rief mir zu: „Führen Sie den Prinzen noch in dieser Nacht, aber ohne Begleitung, in jene Gegend, wo Sie vor zwei Tagen von meinem Wagen entführt wurden. Das ist die einzige Bedingung, unter welcher

Sie sich Hoffnung machen können, mich wieder zu sehen."

Ich wollte ihr antworten, als draußen ein heftiges Getöse entstand. Die Thür ward gesprengt und der Prinz stürzte mit Wache herein. Er befahl, die Zigeunerin zu ergreifen und fort zu führen. Diese, oder vielmehr unsere Italiänerin, flüsterte mir zu: „Decke meinen Rückzug," sprang an's Fenster, riß es auf und stürzte sich hinaus. Man wollte ihr nach. Mein Leben war das wenigste, was ich in diesem Augenblicke für sie gewagt hätte. Ich entriß dem Offizier der eingetretenen Wache den Degen, besetzte das Fenster und schwur jedem den gewissen Tod, wer es wagen würde, sie zu verfolgen. Alles staunte. Das Zimmer war an der Erde, und ich konnte mit Recht erwarten, daß sie entkommen würde. Der Prinz sah mich voll Verwunderung an und befahl dann allen Anwesenden, das Zimmer zu verlassen. Als wir allein waren, forderte er Aufklärung des ganzen Vorfalls von mir. Was

sollte ich ihm sagen? Ich suchte ihn zu beruhigen und versprach ihm volle Genugthuung, wenn er mich jetzt begleiten wollte. Ich zog ihn mit mir fort und wir verliessen den Saal. In tiefe Gedanken versunken, folgte er mir maschienenmäßig, ohne ein Wort zu sagen. Wir kamen auf den bewußten Platz, wo wir einen Wagen fanden. Zwei Menschen in Mäntel gehüllt, öffneten uns den Schlag. Ich stieg ein und der Prinz folgte mir, ohne das geringste Zeichen von Ueberraschung zu geben. Erst, als uns die Augen verbunden werden sollten, wollte er Widerstand leisten. Da ich ihn aber mit ein Paar Worten versicherte, wie hier nicht die geringste Gefahr zu befürchten wäre, so liess er sich auch dies gefallen. Wir kamen an und wurden eben so geführet wie ich das erste Mal. Eine Thür ward geöffnet und Trauermusik schallte uns entgegen. Himmlische Stimmen sangen feierliche Grabgesänge in Italiänischer Sprache und heilige Gerüche erfüllten das Gemach. Eine

schauerliche Empfindung durchbebte meinen Körper. Der Prinz zitterte heftig. Jetzt ward uns die Binde abgenommen. Wir befanden uns in einem prächtigen, ganz schwarz dekorirten Zimmer. Im Hintergrunde desselben war ein Altar, auf dessen Stufen ein Priester kniete, den ein kostbares Meßgewand zierte. In der Mitte des Zimmers stand auf einer Erhöhung ein prächtiger Sarg, neben welchem schwarzgekleidete, ganz verschleierte Frauenzimmer knieend obenerwähnte Gesänge sangen. Zum Haupte des Sarges stand eine hohe königliche Gestalt, ebenfalls verschleiert. Am Beben meines Herzens erkannte ich die Italiänerin in ihr. Von Gefühlen der Andacht und Anbetung ergriffen, waren wir unwillkührlich, niedergekniet. Die Musik verstummte und der Priester las eine Todtenmesse. Dann hob der Gesang wieder an, nach dessen Endigung alle langsam und feierlich das Zimmer verließen. Die Italiänerin allein blieb. Sie nahte sich uns mit Hoheit und Majestät, blickte den Prin-

gen an und schlug ihren Schleier zurück. Mit dem Ausbruche der leidenschaftlichsten Liebe rief dieser jetzt: „Ach, meine Giulia!“ und wollte ihre Knie umfassen. Sie entwand sich seinen Händen und schrie mit dem Ton des Schmerzens und der Wuth: „Nein, Unmensch. Ich bin nicht deine Giulia! Sieh hierher! Hier ist sie!“ Mit diesen Worten stürzte sie zum Sarge, warf den Deckel desselben ab und wir erblickten den Leichnam eines bildschönen Frauenzimmers, mit welchem die Italiänerin die täuschendste Aehnlichkeit hatte. Gräßlich im Ton, Anstand und Blick faßte diese jetzt den Prinzen, zog ihn zum Sarge hin und rief: „Sie her, Barbar; meine Zwillingsschwester, jene Giulia, der Du Liebe heucheltest, die Unschuld raubtest und endlich durch deine teuflische Entfernung den Tod gabst. In ihrer letzten Todesstunde, als sie dein Andenken verfluchte, gelobte ich ihr, blutige Rache an dir zu nehmen. Mein Hierseyn war diesem Zwecke geweiht. Sanftere, mächtigere Gefühle bestürmen

jetzt

jetzt meinen Busen. Der Anblick dieses Fremden ließ mich meines Schwurs vergessen. Er ist der Engel, der dir zur Seite steht und durch eine magische Kraft den Mordstahl von deiner Brust abwendet. Ich scheide ohne Rache. Doch einen zweiten Schwur, welchen ich meiner innigst geliebten, sterbenden Schwester that, muß ich erfüllen. In jener unglücklichen Stunde, wo es dir gelang, ihr den Himmel zu rauben, schenkte sie dir eine Uhr mit ihrem Portrait. Gieb sie zurück!"

Der Prinz war bis dahin ohne Bewegung, im Anschaun der Leiche verlohren, gestanden. Die letzten Worte der Italiänerinn weckten ihn aus seiner Betäubung.

„Gieb die Uhr zurück," wiederhohlte diese, mit furchtbarer, gebietender Stimme.

„Eher den Tod," schrie der Prinz!

„Böswicht, Teufel," rief jene," sie selbst liefertest du den höllischen Furien der Verzweiflung, und ihr Bild willst du, Heuchler, nicht von dir geben? — „Die Uhr, sag' ich — die Uhr!"

„Noch einmal! Eher den Tod" rief der Prinz.

„Verruchter, der kann dir werden!"

Mit diesen Worten stieß sie ihm mit Pfeiles Schnelle einen Dolch in die Brust. Er that einen lauten Schrei und stürzte zu Boden. Sie sprang auf ihn zu, riß ihm die Uhr aus der Tasche und verbarg sie in ihrem Busen.

Jetzt entstand draußen ein heftiges Geräusch. Die Thüren wurden gesprengt und es stürzte Wache herein. „Der Prinz ist ermordet," tönte es von allen Seiten. Mich und die Italiänerinn nahm man gefangen. Indem wir abgeführt wurden, rief sie mir noch auf Italiänisch zu: „Sey unbesorgt um mich! Wir sehen uns wieder!"

Ich wurde in ein Statsgefängniß geführt, und Abscheu und Liebe kämpften wechselseitig in meiner Brust für diese Italiänerin. Den Rest der Nacht brachte ich in der schrecklichsten Stimmung zu. Des Prinzen Schicksal interessirte mich auf das lebhafteste.

Morgens früh um neun Uhr kündigte man mir meine Freiheit an. Der Prinz war nicht tödtlich verwundet und hatte mich von aller Theilnahme an der That frei gesprochen. Ich flog zu ihm. Er war außer Gefahr und hatte nur durch den starken Blutverlust gelitten. Jetzt erfuhr ich, auf welche Art die Wache dem Prinzen auf die Spur gekommen war. Sein Kammerdiener, welcher ihm sehr zugethan war, hatte von den Vorfällen auf der Masquerade gehört und war uns, in Besorgniß für seinen Herrn, bis zu dem Wagen gefolgt. Diesem nach, war er bis vor's Haus der Italiänerinn gekommen und hatte darauf die Wache geholt. Nach einer geheimen Unterredung, welche der Prinz mit seinem Vater, dem Fürsten, hatte, gab dieser Befehl, die Italiänerinn in Freiheit zu setzen, mit der Bedingung, sogleich die Stadt und das Land zu verlassen. Sie hatte Mittel gefunden, dem Befehle zuvorzukommen und war verschwunden. Mit ihr der Gefangenwärter. Man raunte sich in's

Ohr, des Prinzen Oheim habe ihre Flucht begünstigt. Da der Fürst schon sehr bejahrt, und der Prinz der einzige Erbe war, so hätte, nach des letztern Tode, niemand dem Oheime die Thronfolge streitig machen können. Man erinnere sich, daß ich an jenem ersten Abend seine Stimme ganz deutlich im Kabinette der Italiänerinn gehört hatte.

Drei Tage nach dieser merkwürdigen Nacht erhielt ich einen Brief, in welchem blos die Worte standen: „Geliebter! In Venedig findest du mich," mit der Unterschrift: „Herzoginn Chiaromonte." Dies war meine Italiänerinn. Der Prinz selbst trieb mich zur Abreise an und ich machte mich nach Venedig auf den Weg.

Ich wollte so eben in den Wagen steigen, als mich der Prinz noch einmal zu sich rufen ließ. Er war außer Bett und hielt die bewußte Uhr, welche der Italiänerinn abgenommen worden war, in der Hand, indem er mit unverwandtem Blicke das Portrait derselben betrachtete. Er sen

entschlossen, sagte er, durch Zurückgabe der Uhr den Schatten seiner Giulia und den Haß der Herzogin zu versöhnen. Er reichte sie mir dar, und ich mußte ihm versprechen, sie den Händen der letztern zu überliefern. Das Bild in derselben hatte die täuschendste Aehnlichkeit mit der Herzogin, und ich hätte diese für das Original gehalten, wenn ich nicht gewußt hätte, daß es jene unglückliche Giulia wäre. Ich betrachtete das Bild mit einer ausserordentlichen Bewegung. Der Prinz sah es und sagte: „Scheue dich nicht, deine Gefühle laut werden zu lassen. Es ist unmöglich, keine von beiden zu lieben. Möchtest du glücklicher seyn, als ich es war.“ Die heftigste Neugierde ward in mir rege, über das eigentliche Schicksal des Prinzen in Italien Aufklärung zu erhalten. Ich beschwor ihn, mir das geheimnißvolle Dunkel zu enthüllen, welches über demselben ausgebreitet liege. Er befriedigte meine Neugierde mit folgenden Worten:

„Ich kam nach Rom mit der höchsten Erregbarkeit einer phantastischen Schwärmerei. Eine neue Welt that sich mir auf und ich gieng in ein anderes Leben ein. Hier sah ich jene Giulia, und von Stund an verschloß sich mein Inneres für alles, was nicht sie war. Ich kannte nur Ein Gefühl: das Gefühl der Liebe zu dieser Giulia. Sie und ihre Swester waren durch Schönheit, Liebreiz und Grazie die Idole von Rom und dem ganzen übrigen Italien. Letztere ward durch eine Familienkonvenienz dem alten Herzoge Chiaromonte noch auf seinem Todbett angetraut und zwei Tage darauf Wittwe und Erbinn eines unermeßlichen Vermögens. Meine Liebe krönte ein glücklicher Erfolg: Giulia war nicht unempfindlich gegen meine Bewerbungen um ihre Gunst und theilte am Ende die Gefühle, welche sie in mir erregt hatte. Wir verlebten mehrere Monate in paradisischer Glückseeligkeit. Um diese Zeit kehrte ein gewisser Marchese Cardanaro von weiten Reisen nach Rom zurück. Giu-

lie war schon vor seiner Abreise von ihm bemerkt und sehr ausgezeichnet worden. Er setzte seine Bewerbungen fort und Giulia hatte viel von den Zudringlichkeiten desselben auszustehen. Ausser der Herzoginn wußte niemand etwas von meinem Einverständnisse mit jener. Und doch hatte der scharfe Blick der Eifersucht den Marchese auf die wahre Spur geleitet. Er war reich, angesehn und aus einer der vornehmsten Familien. Giulia versicherte mich ihrer Treue, und ich selbst rieth ihr, ihn nicht ganz zurück zu stoßen, damit es zwischen ihm und mir zu keinem öffentlichen Bruche käme. Ich wollte und konnte sie nicht verlassen, und doch wußte ich noch nicht, welchen Ausweg ich in Rücksicht meiner Lage und meiner Eltern wählen sollte. Dies störte meine Ruhe und der Gedanke an den Marchese, der sich jetzt emsiger, als je, um Giulia bewarb, war auch nicht geschickt mich aufzuheitern. In dieser trüben Stimmung komme ich einst zu einer ungewöhnlichen Stunde in den Pallast

der Herzogin, von welcher ich wußte, daß sie am Morgen verreist war. Giulia sollte überrascht werden. Ich gelang unbemerkt bis in ihr Vorzimmer. Hier finde ich eine Kammerfrau derselben, die mich in sichtbarer Verlegenheit versichert, ihre Herrschaft sey nicht zu Hause. Ich schöpfe Verdacht und will in Giulia's Zimmer. Jene vertritt mir den Weg. Ich werfe sie zurück, reiße die Thür auf und — erblicke den Marchese mit Giulia auf dem Sopha in der schändlichsten Vertraulichkeit. Aller meiner Sinne beraubt, in gänzlicher Bewußtlosigkeit, bebe ich zurück, stürze nach Haus und werfe mich in den Wagen. Auf der Grenze von Italien erhalte ich Besinnung wieder und komme hier an, im Herzen den nagenden Wurm der allerbittersten Kränkung und des schändlichsten Verraths an meiner heissesten, innigsten Liebe. Ich fieng an mit weniger Erbitterung an diese Begebenheit zu denken, als die Erscheinung der Herzoginn, die ich jedoch nicht kannte, mein Inneres mit einer unerklärbaren Re-

gung erfüllte. In der Unterredung mit ihr auf der Masquerade verleitete mich die Aehnlichkeit in Wuchs und Stimme, sie für Giulia selbst zu halten. Urtheile demnach von dem Gefühle, welches mich bestürmte, als ich diese im Sarge erblickte. Darf ich der Versicherung glauben, welche mir die Herzoginn auf der Masquerade gab, so war jene Frauensperson, welche ich neben dem Marchese auf dem Sopha erblickte, eine erkaufte Kammerfrau, welche dieser in Giulia's Kleider gesteckt hatte, um mich durch dies Gaukelspiel zu täuschen."

Hier endigte der Prinz. Die Sonderbarkeit seines Schicksals frappirte mich ausserordentlich. Unwillkührlich stellte sich mir der Gedanke dar, ob ich nicht ein ähnliches haben könnte. Der Prinz beruhigte mich mit der Versicherung, die Herzoginn sey ein so ausserordentliches Weib, daß man seine ganze Glückseligkeit auf ein einziges Wort von ihr bauen könne. Ich mußte ihm versprechen, von Giulia's Tode,

so wie von dem ganzen Hergange der Sache, den genaueſten Bericht abzuſtatten. Wir ſchieden. Die Einſamkeit im Wagen gab mir hinlängliche Muſſe, über mein Abentheuer nachzudenken. Das Portrait der Uhr war der einzige Gegenſtand, mit dem ich mich beſchäftigte. Ich verlohr mich oft ſo tief in Gedanken über daſſelbe, daß ich nichts von dem bemerkte, was um mir war. Ich reiſte Tag und Nacht. Wir waren ſchon auf Italiäniſchem Grund und Boden, als ich, von einer langbekämpften Müdigkeit befallen, in einen tiefen Schlaf ſank. Durch langes anhaltendes Wachen war ich ſo ſehr erſchlafft worden, daß ich nicht im Stande war, die Uhr, die ich eben in der Hand hielt, in die Taſche zu ſtecken. Bei'm nächſten Wechſeln der Pferde erwachte ich, und das erſte, was ich bemerkte, war der Verluſt meiner Uhr. Vergebens ſuchte ich im Wagen. Meine Leute wußten von nichts. Auf meine Erkundigung ſagten ſie mir, es ſey ihnen nur ein einziger Reiſewagen begegnet. Wir waren

durch einen Wald gefahren, und wegen Unsicherheit des Weges hatte ich eine Bedeckung zu Pferde mit genommen. Die Kerle mußten absitzen und ich nebst meinem Jäger bestiegen ihre Pferde. Wir ritten zurück und suchten die Uhr. Jnseits des Waldes erblickten wir einen Wagen und mein Jäger versicherte mich, es sey der nemliche, der uns vor einigen Stunden begegnet wäre. Ich sprengte auf ihn zu, in der Hoffnung von dem Besitzer desselben vielleicht Auskunft über meine Uhr zu erhalten. Wir fanden nur einige Bedienten, welche beschäftiget waren, etwas zerbrochenes an dem Wagen wieder herzustellen. Jn einiger Entfernung erblickte ich jemand unter einem Baume liegend. Er schien mir etwas in den Händen zu haben und sehr emsig zu betrachten. Was konnte dies anders seyn, als meine Uhr? Ich eile hinzu, erkenne sie und reiße sie dem Fremden aus den Händen. Jn tiefes Anschauen der Uhr versunken, hatte mich dieser nicht bemerkt. Jetzt sprang er auf und

zog den Degen. Ich merkte jetzt das Unschickliche meines Betragens und bat den Fremden um Verzeihung, indem ich mich ihm als Eigenthümer der Uhr zu erkennen gab. Das sey ich nicht, schrie er wüthend, und nur mit meinem Leben würde ich den Besitz derselben erkaufen. In gleicher Zeit stürzte er, mit dem Degen in der Hand auf mich ein. Die Sonderbarkeit des Fremden hatte mich außer Fassung gebracht. Ich konnte nicht glauben, daß der große Werth der Uhr ihn verleite mir den Besitz derselben streitig zu machen. Dazu war sein ganzer Aufzug, seine Equipage und die Livree seiner Bedienten zu glänzend. Ich war nicht im Stande, zu mir selbst zu kommen, und konnte mich daher nur sehr schwach vertheidigen, obgleich der Fremde wüthend auf mich eindrang. Es war mir, als sey das Ganze keine Wirklichkeit, sondern nur ein Traum. Ich fühlte einen Stich und stürzte im nehmlichen Augenblicke zu Boden. Der Fremde warf sich über mich her und versuchte, mir

die Uhr aus der linken Hand zu reißen, mit welcher ich sie bis dahin immerwährend gehalten hatte. Er schwor, mich augenblicklich zu durchstoßen, wenn ich sie ihm nicht gutwillig auslieferte. Ich war ohne alles Bewußtseyn. Nur meine Hand umschloß krampfhaft die Uhr. Der Fremde ward rasend, als er sie mir nicht zu entreißen vermogte. Schon hatte er den Degen zum Todesstoße aufgehoben, als ein heftiges Geräusch mich wieder zu mir selbst brachte. Mein Jäger schrie um Hülfe und es sprengte eine Anzahl Reuter herbei. Ich blickte auf. Unter ihnen waren einige Damen zu Pferde. Der Jäger erzählte mit wenigen Worten den Hergang der Sache. Als er der Uhr erwähnte, die ich noch immer in der Hand hielt, ritt eine der Damen näher und blickte zu mir herab. In dem Augenblicke stieß sie einen durchdringenden Schrei aus und stürzte vom Pferde. Die ganze Gesellschaft gerieth in Aufruhr. Mich verließen meine Sinne. Der heftige Blutverlust und die Anstrengung,

mit welcher ich dem Fremden widerstanden hatte, verursachten mir eine Ohnmacht.

Ich fand mich in einem prächtigen Bette wieder. Aerzte und Wundärzte waren um mir versammelt. Unter ihnen erblickte ich die Dame, welche im Walde vom Pferde herabgesunken war, wie damals, dicht verschleiert; sie beschwor mich, nicht zu reden, und mich überhaupt vor jeder heftigen Gemüthsbewegung zu hüten, weil mein Leben auf dem Spiele stehe. Ich dankte ihr mit wenigen Worten für ihre Theilnahme und versprach ihr, mich ruhig zu verhalten. Kaum hatte ich den Wunsch geäussert, die Uhr zu bekommen, als sie sie mit einer sichtbaren Bewegung herreichte. Ich küßte das Portrait und sank, von einer abermaligen Ermattung befallen, in die Kissen zurück.

Meine Herstellung gieng nur sehr langsam. Die Dame war, wiewohl stets verschleiert, meine Gesellschafterinn. Unsere Unterredungen wurden jetzt häufiger und an-

haltender. Ihr ganzes Wesen, Stimme, Sprache und Haltung des Körpers machten einen sonderbaren Eindruck auf mich. Es war mir, als hätte ich in ihr eine alte Bekannte wiedergefunden. Ich staunte über mich selbst, nicht schon längst eine auffallende Aehnlichkeit mit irgend jemand in ihr entdeckt zu haben. Ich ward aufmerksamer auf sie und wer faßt mein Erstaunen, als ich deutlich wahrzunehmen glaubte, es sey die Herzogin? Fast unbemerkbare Nüancen von Verschiedenheit stellten sich mir freilich dar, wenn ich sie mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit betrachtete. Indeß schrieb ich diese ihrer Absicht zu, mir unbekannt bleiben zu wollen. Ich wußte überhaupt nicht, was ich von ihrem Betragen glauben sollte. Diese Ungewißheit machte mich kälter und zurückhaltender gegen sie. Sie lenkte oft unsere Unterredung auf die Uhr und schien mich über dieselbe ausfragen zu wollen. Ich ward dadurch nur noch verschwiegener und vermied am Ende alles Gespräch über dieselbe. Die Sonderbarkeit unsers gegenseitigen Verhältnisses machte mich

störrisch. Sie schien es anfangs nicht zu bemerken, kam aber endlich seltener zu mir, als ich es gar zu auffallend machte.

Jetzt war ich in so fern wieder hergestellt, daß ich das Zimmer verlassen konnte. Ich erfuhr von der Dame, daß wir uns auf einer Villa befänden, die einer ihrer Freundinnen zugehöre. Sie begleitete mich zuweilen auf meinen Spatziergängen im nahgelegenen Parke. Hier erkundigte ich mich eines Tages nach dem Schicksale jenes Fremden, dessen ich bis dahin mit keiner Silbe gedacht hatte. Er habe sich, sagte sie, die allgemeine Bestürzung zu Nutze gemacht, in welchen ihre Ohnmacht die Gesellschaft versetzt hätte, und se ntkommen. Weiter wisse man nichts von ihm.

Ich nahte mich meiner gänzlichen Herstellung mit raschen Schritten und mußte nun endlich an meine Abreise denken. War die Dame auf der Villa meine Herzogin, oder war sie es nicht! Dieses ewige Zweifeln versetzte mich in eine wahrhaft peinliche Lage. Es gab Augenblicke, wo ich ihre

höre

hätte zu Füßen ſinken mögen, und einem Ausbruche meiner leidenſchaftlichen Aufwallung nur durch eine plötzliche Entfernung Einhalt thun konnte. Ehe ich abreiſte, mußte ich über meine Vermuthung gehörige Aufklärung erhalten haben. Dieſe, es koſte was es wolle, zu ſuchen, war mein veſter Vorſatz.

Eines Tages gehe ich im Parke ſpazieren. Die ſchwüle Hitze nöthigt mich, eine Grotte aufzuſuchen, deren angenehme Kühle mir ſchon bekannt war. Ich trete hinein und erblicke auf dem Raſen ein ſchlafendes Frauenzimmer. Ich nähere mich und wer ſchildert mein freudiges Erſtaunen? Es iſt meine vermeinte Herzogin. Ihr ſchöner Körper lag da in jener holden Nachläſſigkeit, die den Sinnen ſo wohlthut. Ich widerſtand einem innern Antriebe nicht länger, ihr Geſicht zu ſehen. Leiſe bog ich mich hinzu, hob ihren Schleier in die Höhe und — erkannte in ihr die Herzogin, trotz dem Helldunkel, welches in der Grotte herrſchte. Mein Blick fiel auf

ihre Hand und ich entdeckte in derselben ein Portrait. Leise ergriff ich es, trat an das helle Licht und — wer beschreibt mein Erstaunen? — erkannte des Prinzen Bildniß. Ein Herr von quälenden Gedanken bestürmte jetzt meine Brust. Wie kam die Herzogin zu einem Portrait des Prinzen und wie zu dieser innigen Vertraulichkeit mit demselben? War ihr Haß gegen ihn nur eine Masque und der Auftritt im schwarzen Zimmer eine Comödienscene? Ich verlohr mich in trüben Muthmaßungen. Meine Anwesenheit in der Grotte war nicht ohne Geräusch gewesen. Die Herzogin erwachte. Als sie sich ohne Schleier und mich neben sich erblickte, that sie einen Schrei der Ueberraschung. Ich reichte ihr des Prinzen Portrait zurück, indem ich sie eine Treulose, Falsche und Wortbrüchige nannte. Ohne den Mund zu öffnen, starrte sie mich mit einer Miene an, als hielte sie mich für wahnsinnig. Als ich gar nicht endigte, schüttelte sie, wie es schien, theilnehmend den Kopf und

verließ die Grotte. Meine Sinne waren in einem fürchterlichen Aufruhre. Ich hielt mich für betrogen und wollte ihr auf dem Fuße folgen, um ihr alles das zu sagen, was beleidigte Liebe und getäuschte Erwartung eingeben. Doch besann ich mich und beschloß, heimlich die Villa zu verlassen, ohne die Undankbare auch nur einer Sylbe zu würdigen. Ich schlug einen andern Weg ein, um von der entgegengesetzten Seite in das Schloß zu kommen und alles zu meiner Abreise in Bereitschaft zu bringen. Auf diesem Wege erblickte ich ein Papier auf der Erde. Ich hebe es auf und erkenne es für einen Brief, an einen gewissen Bedienten im Schlosse addressirt. Da er offen ist, sehe ich hinein und lese folgendes:

„Dank deiner Verschlagenheit, Glo„vanni! Die Hälfte von den mir gegebe„nen Beweisen hätte hingereicht. Sie „ist es. Ich hatte ihre Spur verlohren, „und ohne deine Dazwischenkunft würde ich „vielleicht noch eine ziemliche Zeit den

„irrenden Ritter gespielt haben. Die Grä-
„fin Carestini ist uns ohnehin schon ver-
„dächtig. Diese bethaste Verheimlichung
„soll zu seiner Zeit, und zwar in kurzem,
„das Schicksal beschleunigen, welches wir
„ihr bestimmt haben. Es bleibt bei uns
„rer Verabredung. Alles ist besorgt.
„Schlag zwölf dringe ich mit meinen Leu-
„ten durch den Park in den Schloßhof.
„Ein Theil derselben macht ein künstliches
„Feuer, indeß der andere durch seinen Lärm
„die Schlafenden erweckt. Du öffnest mir
„die Terrasse. Ich dringe in ihr Zim-
„mer. Sie sieht das Feuer und in der
„Bestürzung nimmt sie keinen Anstand,
„mir, ihrem Retter, zu folgen. Hinter
„dem Parke hält ein Wagen. Ich werfe
„sie hinein und ohne Ruh und Rast geht
„es nach Neapel. Hier soll sie mir nicht
„wieder entwischen. — In Betreff des
„Fremden irrest du dich. Wir gehen zwei
„verschiedene Wege. Die bewußte Uhr
„war ihm nur anvertraut. Ihm winkt
„ein anderer Stern. Briefe aus Teutsch-

„land vom Prinzen ** haben mir hinlängliche Aufschlüsse über ihn gegeben. Der „Plan mit dem Erbprinzen ist mißglückt. „Er lebt. — Also Schlag zwölf Uhr!“

Ich war nahe dabei, bei Lesung dieses Briefes den Kopf zu verliehren. Wer war der Schreiber desselben und wer das Frauenzimmer, welches entführt werden sollte? Welcher Plan war misglückt und hatte der Auftritt mit dem Erbprinzen vielleicht keinem bloßen Zufalle seine Entstehung zu verdanken? Der im Briefe erwähnte Prinz war niemand anders, als der Oheim des Erbprinzen. Es fieng mir an hell zu werden über gewisse Vorfälle in der Residenz. Ich stürzte mich in ein Meer von Muthmaßungen und Zweifeln. Als ich wieder zu kaltem Blute gekommen war, fand ich es für nöthig, meiner fremden Dame den Brief zu zeigen. War sie wirklich die Herzogin, so mußte es sich jetzt ausweisen. Ich gieng zu ihr und überreichte ihr den Brief. Kaum hatte sie die Schriftzüge desselben erblickt, als

ſie einen Schrei des Schreckens ausſtieß. Ohne ſich in eine weitere Erklärung einzulaſſen, fragte ſie mich, ob ich ihr meinen Beiſtand gegen den boshaften Plan des Briefſchreibers verſagen würde? Ich bat ſie, über mein Leben zu ſchalten und walten, wie ſie für gut befinden würde. Sie fieng damit an, den Bedienten Giovanni in engen Gewahrſam ſetzen zu laſſen. Er hatte alles geläugnet und den Brief nicht für den ſeinigen erkannt. Meine Leute und die ganze Dienerſchaft im Schloſſe wurden auf die Beine gebracht und auf gewiſſe Poſten vertheilt. So erwarteten wir die Mitternacht. Ich begab mich bis dahin in mein Zimmer, meine Sachen in Ordnung zu bringen, da ich veſter, als je, zur Abreiſe entſchloſſen war. Und doch wußte ich nicht, was ich von meiner Fremden denken ſollte. Indeß trieb mich, nach Leſung jenes Briefes, ein unerklärbares Etwas nach Venedig. Ich hatte keine Ruhe mehr auf der Villa und wollte nur noch das Abentheuer mit dem Entführer

beſtehen, um mich alsdann ſogleich auf den Weg zu machen. Es war bereits zehn Uhr vorbei, als ich mit meinen Sachen in Ordnung war. Ich gehe hinunter, um nach unſern Leuten zu ſehen. Dieſe laufen alle durcheinander und ſind in der größten Beſtürzung. Ich frage nach der Urſach und ſie ſagen mir Donna Angelina — ſo ließ ſich die fremde Dame nennen — ſey verſchwunden. Man ſuche ſie ſeit einer Stunde an allen Orten vergebens. Ich durchſtreifte den Park und die umliegende Gegend. Nirgends eine Spur von ihr. Jetzt war es nahe vor zwölf Uhr. Wir hatten die Uebereinkunft getroffen, die ſaubere Geſellſchaft erſt ſämmtlich in den Schloßhof zu laſſen und dann über ſie herzufallen. Eine Viertelſtunde verſtrich nach der andern und wir warteten vergebens in unſerm Hinterhalte. Ich ſchöpfte Verdacht. Die Entfernung der Donna Angelina fiel mir wieder auf's Herz. Ich eilte hinter den Park, wo, dem Briefe zu Folge, der Wagen warten

sollte. Ein Fackelschein leuchtete mir von ferne her. Ich folgte ihm und erblickte einen Wagen. Ich eilte hinzu und erkannte ganz deutlich Donna Angelina, welche von einer Mannsperson in den Wagen gehoben wurde. Diese war niemand anders, als jener Reisende, der mir vor einigen Wochen im Walde die bewußte Uhr, oder in Ermangelung derselben, das Leben nehmen wollte. Ich stand gelähmt von Schrecken und Verwunderung, und sah mit meinen eigenen Augen, wie sie gutwillig und ohne Sträuben in den Wagen stieg. Was sollte ich davon denken? Mein erster Entschluß war, dem Wagen nachzusetzen, dessen Weg mir wahrscheinlich jener Brief angedeutet hatte. Doch machte das Räthselhafte des Vorfalls mich ganz unthätig und ich wurde mit mir einig, die Donna in ihrem Wesen nicht zu stören, da sie höchst wahrscheinlich mit jenem Fremden im Einverständnisse war. So erwartete ich den Morgen, indem ich noch die letzte Hand an meine Reisezubereitungen

legen ließ. Um zehn Uhr, als ich so eben in den Wagen ſteigen wollte, gab man mir einen Brief. Ein Expreſſer hatte ihn überbracht. Ich erbrach ihn und glaubte, meinen Sinnen nicht zu trauen. Er enthielt folgendes:

„Die ungeheuerſte Bosheit treibt ihr „Spiel mit mir. Ich muß gutwillig mit „dem Marcheſe Cardanaro reiſen. Er iſt's, „der Ihnen im Walde die Wunde beis „brachte und zugleich derjenige, der mich „entführen wollte. Sie werden ihn aus „der Erzählung des Prinzen kennen. Jes „dermann, ſelbſt meine Schweſter, die „Herzogin Chiaromonte, hält mich für „todt. Der Schreck über die Entfernung „des Prinzen hatte mich in einen Scheins „tod geworfen. Der Marcheſe übernahm „meine Beerdigung aus Schonung für „meine Schweſter, die von meinem Tode „auf das heftigſte erſchüttert worden war. „Er beſaß große Wiſſenſchaft in der Heils „kunde und hatte meinen Zuſtand auf den „erſten Blick erkannt. Er ließ mich heim-

ihre Hand und ich entdeckte in derselben ein Portrait. Leise ergriff ich es, trat an das helle Licht und — wer beschreibt mein Erstaunen? — erkannte des Prinzen Bildniß. Ein Herr von quälenden Gedanken bestürmte jetzt meine Brust. Wie kam die Herzogin zu einem Portrait des Prinzen und wie zu dieser innigen Vertraulichkeit mit demselben? War ihr Haß gegen ihn nur eine Masque und der Auftritt im schwarzen Zimmer eine Comödienscene? Ich verlohr mich in trüben Muthmaßungen. Meine Anwesenheit in der Grotte war nicht ohne Geräusch gewesen. Die Herzogin erwachte. Als sie sich ohne Schleier und mich neben sich erblickte, that sie einen Schrei der Ueberraschung. Ich reichte ihr des Prinzen Portrait zurück, indem ich sie eine Treulose, Falsche und Wortbrüchige nannte. Ohne den Mund zu öffnen, starrte sie mich mit einer Miene an, als hielte sie mich für wahnsinnig. Als ich gar nicht endigte, schüttelte sie, wie es schien, theilnehmend den Kopf und

verließ die Grotte. Meine Sinne waren in einem fürchterlichen Aufruhre. Ich hielt mich für betrogen und wollte ihr auf dem Fuße folgen, um ihr alles das zu sagen, was beleidigte Liebe und getäuschte Erwartung eingeben. Doch besann ich mich und beschloß, heimlich die Villa zu verlassen, ohne die Undankbare auch nur einer Sylbe zu würdigen. Ich schlug einen andern Weg ein, um von der entgegengesetzten Seite in das Schloß zu kommen und alles zu meiner Abreise in Bereitschaft zu bringen. Auf diesem Wege erblickte ich ein Papier auf der Erde. Ich hebe es auf und erkenne es für einen Brief, an einen gewissen Bedienten im Schlosse addressirt. Da er offen ist, sehe ich hinein und lese folgendes:

„Dank deiner Verschlagenheit, Giovanni! Die Hälfte von den mir gegebenen Beweisen hätte hingereicht. Sie „ist es. Ich hatte ihre Spur verlohren, „und ohne deine Dazwischenkunft würde ich „vielleicht noch eine ziemliche Zeit den

der Prinz hatte ihretwegen so vieles gelitten? Wie hatte man es angefangen, die Liebe der Herzogin zu ihrer Schwester so sehr zu misleiten und sich ihrer zu jenem verderblichen Plane gegen das Leben des Prinzen zu bedienen? Jedes Wort im Briefe führte mich in ein Labirinth von Muthmaßungen und Zweifeln, aus dem ich oft mein eignes Ich nicht wieder zu finden vermochte. Endlich riß ich mich mit Gewalt von dem Briefe und dessen Inhalte los und beschloß zu handeln. Der Vorsatz, jetzt nicht nach Venedig zu gehen, sondern den Prinzen in der Residenz aufzusuchen, kostete mich keinen Augenblick Ueberwindung. Ich schrieb der Herzogin und suchte mich, so gut es sich thun ließ, bei ihr zu entschuldigen. Ich schickte den Brief nach Venedig, auf's Gerathewohl, ob er in ihre Hände kommen würde, oder nicht. Als dies geschehen war, wollte ich mich ungesäumt auf den Weg zum Prinzen machen. Mein Wagen stand schon reisefertig im Hofe, als eine sehr glänzende

Equipage zu demselben einfuhr. Eine Dame von hohem, majästetischem Wuchse ward von einigen bildschönen Pagen herausgehoben. Während sie leicht, wie die Luft, über den Hof rauschte, wandte sie ihre Augen nach meinem Fenster herauf. Sie trafen die meinigen und in holder Verlegenheit senkte sie den Blick zur Erde. Sie war idealisch schön und in Form und Ausdruck reiner und geistiger, wie die Herzogin und ihre Schwester. Diese schienen Ideale von menschlicher Schönheit, jene aber ein übersinnliches Wesen, eine Gottheit zu seyn. Sie verschwand im rechten Flügel des Schlosses, wohin ich noch nicht gekommen war. Ich stand lange und starrte auf die Stelle hin, wo sie den Blick zu meinem Fenster heraufgeworfen hatte. Endlich ermahnten mich meine Bedienten zur Abreise. Ich vermochte nicht mich von der Stelle zu bewegen. Man brachte mir die Nachricht, die angekommene Dame sey die Besitzerin der Villa und heiße Gräfin Carestini. Zugleich trat

einer der obenerwähnten Pagen in das Zimmer und lud mich zu seiner Gebieterin ein. Diese Einladung überraschte mich ausserordentlich. Ich konnte und wollte sie nicht ablehnen, und hatte doch nicht Muth, sie anzunehmen. Endlich fasste ich mich und folgte dem Pagen. Er öffnete mir die Thür. Mit unnennbarem, himmlischem Reize geschmückt, stand die Gräfin vom Sopha auf, um mich zu bewillkommnen. In ihrem Betragen lag so wenig zeremonielles und künstliches, als sey ich ein alter, längst schon bekannter Freund. Ich stand im Anschauen versunken, ohne auch nur eine Sylbe hervorbringen zu können. Doch war dies keine Verlegenheit, sondern reiner Genuß, der meinen Geist ungetheilt für den Augenblick beschäftigte. Sie bemerkte den Eindruck, welchen ihre Erscheinung auf mich gemacht hatte, schien aber im geringsten nicht dadurch ausser Fassung zu seyn. Endlich nahm sie das Wort. Sie sey, sagte sie, durch ihre Freundin Giulia von allem unterrichtet,

was diese, ihre Schwester, den Prinzen und mich betrüfe. Ich glaubte, mit Recht vermuthen zu können, daß sie ebenfalls das Verhältniß ihrer Freundin gegen den Marchese Cardanaro kenne, und befragte sie deshalb. Sie gerieth hierbei in eine sichtbare Verlegenheit, indem sie mich fragte, wie ich zu der Kenntniß dieses Verhältnisses gekommen sey? Eine innere, mir unerklärbare Stimme gebot mir in diesem Augenblicke Verschwiegenheit und Zurückhaltung. Ich antwortete ihr, daß mich der Prinz im Allgemeinen über die damaligen Vorfälle in Rom aufgeklärt hätte. Sie erhielt ihre vorige ruhige Stimmung wieder und bedauerte, daß sie Giulia nicht noch einmal gesprochen und überhaupt nichts von ihrer Abreise erfahren habe. Doch sey sie selbst nicht entschlossen gewesen, so früh wieder auf ihre Villa zurückzukehren, weil eine Geschäftsreise in geschwinderer Zeit beendigt werden wäre, als sie es anfangs geglaubt hätte.

Sie ſprach noch einiges im Allgemeinen und gieng dann zu gleichgültigen Dingen über. Ich hielt dies für eine Aufforderung von ihrer Seite, mich zu entfernen, und ſtand auf, indem ich mich ihr gänzlich empfahl. Ich bemerkte nicht undeutlich, daß dies einen beſondern Eindruck auf ſie machte. Indem ich noch bemüht war den Grund davon aufzufinden, ſagte ſie, wie es ſchien, etwas bewegt:

„Ich hatte mir ſchon geſchmeichelt, Sie würden mir für einige Zeit die Einſamkeit auf meiner Villa erträglicher machen. Doch — Sie reiſen ja nach Venedig. Dem Gegenſtande, der Sie dort erwartet, iſt es unmöglich, Rückſichten in irgend einer Art zu geſtatten.“

„Um Verzeihung, Gräfin! Ich gehe nicht nach Venedig, ſondern gerades Weges nach der Reſidenz zurück. Briefe aus meinem Vaterlande, und nebenbei Privatangelegenheiten, die den Prinzen betreffen, rufen mich nach Teutſchland.“

Ein

Ein gewisses unerklärbares Wesen der Gräfin hatte mir Mißtrauen gegen sie eingeflößt. Ich verheimlichte ihr mit Fleiß die eigentliche Absicht meiner Rückreise.

Ein leiser Hauch von Freude schien über ihr Gesicht zu wehen. Sie lächelte mit einer Engelsmiene, indem sie sagte:

„Wenn Sie blos zurückreisen wollen, um den Prinzen zu sprechen, so können Sie dazu auf einem kürzern Wege gelangen. Ich erwarte ihn morgen früh hier auf meiner Villa."

Ich erstaunte und glaubte, meinen Ohren nicht trauen zu dürfen.

„Wie? den Prinzen hier auf dieser Villa?"

„Ja! Lesen Sie diesen Brief!"

Sie reichte mir ein Papier her, welches nur wenige Zeilen enthielt. Der Prinz schrieb darin, wie er sich mit der größten Bereitwilligkeit in alles füge, was die Gräfin für gut befinde. Er hoffe, mich noch auf der Villa zu treffen, und eile deshalb, so viel als möglich.

Der Tag, an welchem er am Schlusse des Briefes auf der Villa anzukommen versprach, war der folgende. Ich verlohr mich in Betrachtungen des sonderbaren Zufalls, äusserte aber nicht die geringste Neugierde, weil ich kein Zutrauen zu der Gräfin fassen konnte. Ohnedem hoffte ich, die nahe Ankunft des Prinzen werde uns gegenseitig über alles aufklären. Ich bat die Gräfin um die Erlaubniß, ihn auf ihrer Villa erwarten zu dürfen. Sie willigte mit einer Art von freudigem Triumpfe ein, die meinen Verdacht erregte. Ihre Bestürzung, welche sie verrieth, als ich des Marchese erwähnte, kam mir wieder ins Gedächtniß zurück. Was sollte ich von ihrer Bekanntschaft mit diesem, und dem Verhältnisse schließen, in welchem sie zugleich mit der Herzogin, mit Giulia und dem Prinzen stand? Ich wußte nicht, was ich von dem allen glauben sollte, versprach mir aber von dem Prinzen Aufschlüsse über alle die Räthsel, welche ich nicht aufzulösen vermochte.

Sprach die Gräfin von andern Dingen, als ſolchen, die unmittelbar mich und die mir bekannten Perſonen angiengen, ſo war ſie mir minder entfernt, und die Annäherung an ſie, auf welcher ich mich zuweilen ertappte, machte mir viel zu ſchaffen. Ihr Betragen war im höchſten Grade reizend und anziehend, und mitunter ſtand ich im Zweifel, ob ſie, oder die Herzogin, den Vorzug verdiene. Noch fand ich eine Verſchiedenheit, die für letztere ſprach. Die Herzogin war im hohen Grade ſchwärmeriſch, ja ſogar phantaſtiſch, und hatte für die gemeinen Dinge dieſer Welt auch nicht den allergeringſten Sinn. Dies machte ſie jedem, der nicht mit der Elle, oder der Wagſchaale die weltlichen Dinge abmaß oder berechnete, ſo höchſt intereſſant. Die Gräfin hingegen hatte einen entſchiedenen Zug von kalter Aufmerkſamkeit in ihrem Geſichte, welcher um ſo mehr frappirte, wenn man ſah, daß ſie jeden, auch ſelbſt den allerkleinſten Vorfall von gemeiner Art bemerkte und

ensfaßte. Dies machte, daß man stets bei ihr auf seiner Hut war, und sein Inneres gegen jenes offene, rücksichtlose Gefühl verschloß, welches man sonst so gern und so leicht gegen Menschen äußert, von denen man weiß, daß sie mehr in ihrer eigenen Ideenwelt, als in der wirklichen leben.

Jetzt wurden ihr eine Menge Briefschaften und Paquete gegeben, die ein Courier überbracht hatte, welcher zugleich Antwort verlangte. Sie beurlaubte sich bei mir bis zur Tafel, zu welcher sie mich zugleich einlud. Ich verließ sie, tief nachsinnend, was wohl eine Dame, wie die Gräfin, für Verbindungen und Geschäfte haben könne, die eine solche ungeheure Correspondenz nothwendig machen möchten?

Ich gieng in den Park, um meinen Betrachtungen freien Lauf zu lassen. Tief im Boskette hörte ich Stimmen und Geräusch von mehreren Personen. Ich trat näher und unterschied deutlich die Kammerfrau der Herzogin, welche sich gegen einen

der Pagen ſträubte. Ich ward Ohrenzeuge folgendes Geſpräches, welches ſich jetzt unter ihnen entſpann:

Er. Ho, ho! Du zweite Lukrezia! Seit wann ſo außerordentlich widerſpenſtig?

Sie. Seit ich weiß, daß es noch hübſchere Männer giebt, als du biſt!

Er. Das gilt wol auf den Fremden, von dem du vorhin ſagteſt, als ich ihn zur Gräfin rufen mußte, er gefalle dir ſo ſehr, daß du wünſchteſt, in der Gräfin Stelle zu ſeyn?

Sie. Ja, auf den zielt es, mein empfindlicher Geronimo.

Er. Nun dann, meine gefühlvolle Marcellina — nach dem laß dir nicht gelüſten. Die Trauben hängen Dir zu hoch. Er wird nicht thörigt ſeyn, die Roſe zu verweigern, die ihm die Gräfin bietet, und nach der Nachtviole greifen, die nur in der Nacht duftet, und am Tage ohne Glanz und Geruch iſt.

Sie. Ich danke Dir für die Nachtviole. Dir wird sie weder in der Nacht, noch am Tage duften.

Er. Frieden, Marcellina! Der Krieg ist nur des Friedens wegen da, und ohne ihn ein Unding! Also her das Patschchen! So! — Nun von etwas anderm! Sag mir — warum ist der Marchese Cardanaro dieser Schatten unserer Gräfin, nicht zugleich mit hier?

Diese Frage erschütterte mich auf eine sonderbare Art. Meine Aufmerksamkeit ward heftig erregt und ich zürnte auf die Blätter in den Bäumen, daß sie sich von der Luft bewegen ließen.

Sie. Ich weiß nicht. Es muß etwas wichtiges vorgefallen seyn. Diese Donna Angelina — dieser Fremde — ich weiß nicht, was ich von ihnen denken soll.

Er. Auffallend ist es mir, daß Donna Angelina stets von der Gräfin vor dem Marchese verborgen gehalten wurde,

und daß dieser jene nie erblickt hat. Daher erkläre ich mir ebenfalls, daß die Gräfin dieses Jahr so früh die Villa verließ und so spät hieher gekommen ist.

In der Ferne erhob sich ein Geräusch. Beide wurden aufmerksam und trennten sich auf verschiedenen Seiten. Meine Neugierde war zwar erregt, aber im geringsten noch nicht befriedigt worden. Mich trieb und drängte es mächtig, weil ich mich jetzt an der Quelle glaubte, aus der ich meinen brennenden Durst nach Licht und Aufklärung stillen zu können glaubte. Die Kammerfrau war ein schönes Frauenzimmer. Wenn ich zu dieser Bemerkung die gute Meinung hinzufügte, welche das Mädchen, ihrem eigenen Geständnisse zu Folge, von mir hatte; so ward mir der Schritt, welchen ich thun wollte, im geringsten nicht schwer. Ich eilte ihr nach und traf sie, wie zufällig, an einem einsamen Orte des Parkes. Sie war sehr schüchtern und stand mir nur mit vieler Mühe Rede. Ich beschloß, von der Erb-

sünde des weiblichen Geschlechts, der Eitelkeit, Gebrauch zu machen, und mich ihrer zu meinem Endzwecke zu bedienen. Sie widerstand nur noch kurze Zeit, und ward bald die Offenherzigkeit selber. Doch entschuldigte sie sich mit der Ungünstigkeit des Augenblicks und des Orts und versprach mir für Nachts zwölf Uhr ein Rendevous auf ihrem Zimmer, wo ich alle möglichen Aufklärungen erhalten sollte, die sie zu geben vermöchte. In der Ferne entdeckte sie jetzt den Pagen und entfloh in das Gebüsch. Dieser lud mich zur Tafel bei der Gräfin und ich folgte ihm. Ich ward in ein Zimmer geführt, wo nur für zwei Personen gedeckt war. Es schien mir unmöglich, daß irgendwo Glanz und Geschmack mit mehr Sinn und Verstand vereinigt seyn könnten, als in diesem Zimmer. Die Gräfin erschien. Sie hatte ihre Toilette gemacht und war so hinreißend schön, daß die Bewunderung ihrer Reize nicht zum Genusse derselben kommen ließ. Wir setzten uns zu Tische. Der höchste

Grad von luxuriöser Verfeinerung des menſchlichen Lebens hatte hier ein Mittel erſonnen, die Pagodenköpfe der aufwartenden Bedienten hinter den Stühlen zu verbannen. Im Boden und rund herum in den Wänden des Zimmers waren Federn angebracht, welche, vermöge der leiſeſten Berührung gaben und nahmen, was man von ihnen verlangte. Wir ſpeiſeten köſtlich. Die Unterhaltung der Gräfin war bezaubernd. In den mannichfaltigſten Krümmungen des Witzes und Scharfſinnes wand ſie ſich, gleich einem Dädalus, ſo bewundrungswürdig künſtlich herum, daß ſie, wenn man ſie am ſicherſten zu faſſen glaubte, einem dann gerade am leichteſten wieder entſchlüpfte. Sie ward mir von Minute zu Minute weniger fremd und verlohr am Ende jenes Etwas, was mich von ihr entfernt hatte, ganz und gar. Meinem aufmerkſamſten Blicke war es nicht möglich, etwas anders, als die offenſte, natürlichſte und ungekünſtelteſte Hingebung in ihr zu entdecken. Die Tafel

ward aufgehoben. Ein banges beängstigendes Gefühl fieng an, meine Brust zu drücken. Wie ein zweiter Herkules stand ich am Scheidewege und wußte nicht was ich thun sollte. Meine weissagende Seele ahndete tausend Verlegenheiten. Unwillkührlich machte ich eine Bewegung zum Gehen. Die Gräfin sagte kein Wort, sah mich aber mit einem Blicke an, der bis in die Tiefe meines Herzens drang. Wir setzten uns auf's Sopha. Denke sich in meine Lage, wer in einer ähnlichen gewesen ist. Mein jugendlicher Sinn war durch kein Misgeschick getrübt und der Aufflug einer kräftigen Männlichkeit durch keine bedenkliche Einwirkung von außen her, gehemmt worden. Ich war in ungestärktem Besitze einer Reizbarkeit, die mein Herz für jeden Eindruck um so fähiger machte, da eine überströmende Fülle von Gesundheit allen meinen Empfindungen das Siegel der Kraft aufdrückte. So von der Natur ausgestattet, befand ich mich einem Weibe gegenüber, deren Form idealisch

schön genannt werden konnte, und deren leiseste Berührung allen Pulsen meines Körpers eine heftigere Bewegung verursachte. Noch füge man zu diesem allen den reinen, schönen Kunstsinn hinzu, der den sinnlichen Umgebungen, wie durch eine magische Kraft aufgedrückt zu seyn schien und mit unwiderstehlicher Gewalt dem Gefühle ansprach. Das Ganze dieser Situation überhaupt war mit einem Zauber übergossen, der die Seele der Wirklichkeit entriß und in jenen Himmel versetzte, welchen Mahomed seinen Jüngern versprach.

So mochten wir eine längere Zeit schon geträumt haben, ohne uns dem Leben auch nur von weitem zu nähern. Die Gräfin schwärmte in der Uebersinnlichkeit herum und baute sich Feenpaläste in ein poetisches Arkadien. Ich horchte der holden Phantastin zu und sog mit Entzücken den Liebreiz ein, mit dem ihr ganzes Wesen überaossen war, während wachende Träume von ihren Lippen flossen. Ein Geräusch weckte mich aus mir selbst heraus. Ich

sah auf. Donnergeprassel erfüllte die Luft und feurige Blitze erhellten die Finsterniß, die uns umgab. Fluthen von Wasser ströms ten vom Himmel herab und die Natur schien in der schrecklichsten Empörung zu seyn. Die Gräfin blickte auf, sah in das Wetter und stürzte mit den Worten: „Jesus! Ein Donnerwetter" in meine Arme zurück. Ein Gewitter war bis jetzt noch nicht fähig gewesen, mir meine Besinnung zu rauben, und die Blitze, die die Luft durchzuckten, machten mir weniger zu schaffen, als die elektrischen Funken, welche durch Berührung meines Körpers mit dem der Gräfin in mir erzeugt wurden. Ich hielt die theure Bürde, die in einer wirklichen Ohnmacht lag, mit einem Gemisch von Freude und Schmerz. Sollte ich das Ende ihres Zufalls abwarten, oder ihr hülfreichen Beistand leisten? Von ohngefähr erblickte ich ein Kästchen mit wohlriechenden Wassern und nahm einen Flakon heraus. Ich begoß die Lebendigtodte nicht eben sehr sparsam, und schaute ihr, nach wenigen Au-

genblicken in die offenen Augen. Sie dankte mir nicht mit Worten, sondern mit einem Blicke, in dem ein Himmel von Seligkeit für mich lag. Mit bangen, furchtsamen Augen sah sie nach den Fenstern ins Wetter hinaus und drückte sich näher an mich. Donner und Blitz wütheten noch immer fort. Gefahr vereinigt die Menschen und selbst die herzvollesten können durch einen solchen Aufruhr aller Elemente besonders erregt werden. Ich näherte mich ebenfalls der Gräfin und nach wenigen Augenblicken befanden wir uns Arm in Arm, Busen an Busen, und Lippe an Lippe. Von nun an war keine Welt mehr für uns da, vielweniger das Donnerwetter. Im berauschenden Taumel der erregten Sinnlichkeit hinsterbend, kannten wir keinen Gegenstand, als uns selbst. Mir schwanden Bewußtseyn und jede Seelenkraft. Wie lange dieser Sinnenrausch gedauert hatte, weiß ich nicht. Ein furchtbarer Donnerschlag, der die Erde zu zerschmettern drohete, brachte uns wie-

der ins Leben. Ein Blick auf uns selbst klärte mich über unsre gegenseitige Lage auf. Wir befanden uns gerade am Eingange des Tempels, wo die allgütige Natur den Blick in die Seligkeit der Erde verheißt und ihren Günstlingen den Freudenbecher reicht, der allein unter allen Genüssen der Erde keine Täuschung mit sich führt. Noch konnten wir uns, ohne jene holde Verschämtheit ins Auge sehen, die der erste Fall mit sich führt, und wodurch unmittelbar die Schuld der Sünde gebüßt wird. Im nämlichen Augenblicke ertönte ein unsichtbares Glöckchen im Zimmer, das ich wohl hörte, aber nicht sah. Die Gräfin sprang auf, eilte der verschlossenen Thür zu und warf noch einen seelenvollen Blick auf mich. Sie öffnete die Thür, verschwand und stürzte nach einigen Minuten athemlos ins Zimmer zurück. Ich erblickte die deutlichsten Spuren von Ueberraschung und Verwirrung auf ihrem Gesichte. In der heftigsten Bewegung drückte sie meine Hand an ihren Busen und beschwor mich,

mich in ein Kabinet, welches an das Zimmer ſtieß, zu verbergen und mich ruhig darin zu verhalten, es möge ſich auch zutragen, was da wolle. Die Sonderbarkeit des Auftritts machte, daß ich mich weigerte, ihrem Verlangen zu willfahren. Meine Widerſetzlichkeit preßte ihr Thränen aus. Schon hörten wir Fußtritte von Kommenden, als ſie ſich vor mir auf die Knie warf und in der fürchterlichſten Angſt mir zurief, daß ein augenblicklicher Tod mein Loos ſeyn würde, wenn die Kommenden mich hier träfen. Mehr von der außerordentlichen Bewegung, in welcher das ſchöne Weib vor mir auf den Knieen lag, als von der Furcht für mein Leben gerührt, gab ich ihren Bitten und Beſchwörungen nach und eilte in das Kabinet. Kaum hatte die Gräfin dieſes verſchloſſen, als mit dem heftigſten Geräuſche die Thür des Zimmers geſprengt ward. Man ſtürzte herein und Grauen und Erſtarren durchfuhr mir die Glieder, als ich die Stimmen der Eingetretenen erkannte. Es war der Onkel des

Erbprinzen und jener Fremde, der mir im Walde die Uhr entreißen wollte; also, der Marchese Cardanaro. Noch in ein tiefes Hinsinnen über die Ankunft dieser Beiden versunken und zugleich die peinliche Angst der Gräfin erwegend, ward ich durch eine sehr heftige Unterredung im Zimmer zu mir selbst gebracht. Ich strengte alle meine Aufmerksamkeit an, und glaubte an der Treue meiner Ohren zweifeln zu müssen, als ich folgendes Gespräch vernahm:

Prinz. Ja, Gräfin! Wir haben unwiderlegbare Beweise in Händen, daß Sie uns schändlich verrathen und an unserm Bunde wortbrüchig geworden sind.

Gräfin. Worte, Prinz, ohne Gehalt und ohne Bedeutung. Wo sind die Beweise? Diese allein können mich des Verbrechens überführen, dessen Sie mich beschuldigen.

Prinz. Ha, gleißnerische Schlange, die wir im Busen erwärmten, und die uns jetzt den giftigen Biß versetzen will! Sieh her! Wer schrieb diese Briefe an den

Erb-

Erbprinzen, in welchen er gewarnt wird, zu der bewußten Zeit nicht nach Venedig zu kommen.

Gräfin (ſtieß einen Schrei der Ueberraſchung und des Entſetzens aus.)

Marcheſe. Wer verbarg Giulia und entzog ſie meinen Nachforſchungen, indeß ich, von allen Qualen der Liebe, Hoffnung und Eiferſucht gemartet, Italien durchſtreifte und einem Phantom nachjagte, das nirgends exiſtirte, wo ich es ſuchte. Das ſchreit um Rache, und dieſe zu üben ſind wir gekommen.

Prinz. Ja, Gräfin! Ihre Verrätherei hat den Tod verdient. Unſrer eigenen Sicherheit müſſen wir Ihr Leben zum Opfer bringen!

Gräfin. Böſewichter! Welche Gewalt maßet ihr euch an.

Prinz. Die Gewalt des Stärkern, Sie ſind in unſern Händen und ſollen büßen was Sie verbrochen haben.

Gräfin. Laßt ſehen, Ungeheuer, wer hier der Stärkere iſt!

Sie stürzte durch das Zimmer, vermuthlich an die Klingel, oder zur Thür hinaus, um ihre Leute zu rufen. Der Prinz schrie mit wüthender Stimme dem Marchese zu, sie aufzuhalten. Dieser folgte ihr und holte sie ein, ehe sie noch die Thür erreichen konnte. Der Prinz rief abermals dem Marchese einige unverständliche Worte zu, unter welchen ich jedoch deutlich den Befehl verstand, die Gräfin niederzustoßen. Jetzt hätte ein Abgrund mich zu verschlingen drohen können, und ich würde der Gräfin zu Hülfe geeilt seyn. Die Wuth eines Tiegers im Herzen, stieß ich mit Riesenstärke die Thür des Cabinets zu Boden und stürzte ins Zimmer. Mein Blut ward zu Eis, und Schauder und Entsetzen erfüllten meine Brust. Der Marchese hatte die Gräfin bei den Haaren gefaßt, sie zu Boden gerissen und stand mit aufgehobenem Dolche, sie im nämlichen Augenblicke zu durchstoßen. Ehe er noch Zeit gewann, den Kopf zu drehen und seinen Blick hinterrücks zu

werfen, war ich schon mit Pfeilesschnelle in seine Nähe gestürzt. Er sah sich um und Erstaunen schien ihn für einen Augenblick zur leblosen Statue gemacht zu haben. Dann ließ er ab von der Gräfin und wandte den Dolch gegen mich. Aber im nämlichen Momente faßte ich ihn ins Genick und schleuderte ihn in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers, wo er mit einem großen Geprassel zu Boden stürzte. Ein Blick auf den Prinzen ließ mich bemerken, wie dieser ein Pistol auf mich abdrücken wollte. Ich sprang hinzu, schlug es ihm aus der Hand und der Schuß gieng in die Wand. Ich warf ihn nieder und war im Begriff, ihn mit dem Dolche zu durchbohren, welchen ich dem Marchese entwunden hatte, als er mir zurief:

„Schenken Sie mir das Leben! Oder vielmehr — lassen Sie es sich mit einer Nachricht abkaufen!"

Ich ward aufmerksam und hielt meinen Arm zurück. Der Marchese stürzte

jetzt aus seinem Winkel hervor, und schrie dem Prinzen zu:

„Keine Schwachheit, mein Prinz! Ehe ich das zugebe, muß zuvor einer von uns beiden den Staub begrüßt haben."

Er zog den Degen und war im Begriff, auf mich einzustoßen, als die ganze Dienerschaft des Schlosses, durch den Schuß herbeigezogen, ins Zimmer stürzte. Die Gräfin befahl ihnen, sich des Marchese zu bemächtigen, und ihn, bis auf weiteres Geheiß, eng zu verwahren. Sie führten ihn ab und wir blieben mit dem Prinzen allein. Dieser ganze Auftritt war die Dauer von einigen Minuten gewesen und ich stand noch immer in meiner vorigen Stellung, mit gezucktem Dolche über des Prinzen Haupte, und er am Boden zu meinen Füßen. Ich erinnerte ihn an seine Worte, indem ich eine drohende Bewegung mit der Hand machte. Er schien es zu bereuen, was er gesagt hatte, ward aber wieder geschmeidiger, als ich ihn mit kaltblütiger Entschlossenheit versicherte, er erlebe

die folgende Minute nicht, wenn seine Nachricht nicht der Mühe verlohnte, ihm das Leben geschenkt zu haben. Er dachte einen Augenblick nach und fragte mich alsdann, ob ich von der Herzogin keine Nachricht habe? Diese Frage setzte mich in Erstaunen und ich fieng an, Verdacht zu schöpfen. Ein Blick auf die Gräfin ließ mich bemerken, wie diese vergebens eine sichtbare Unruhe zu bekämpfen suchte. Der Prinz schien es zu bemerken.

„In wiefern diese Dame da," sagte er, indem er auf die Gräfin zeigte, „eine uneigennützige Freundschaft gegen Sie ausübt, möge Ihnen dieser Brief beweisen, den sie heute früh an den Erbprinzen geschrieben hat. Lesen Sie diese Stelle."

Er zog einen Brief aus der Tasche, öffnete ihn und ließ mich die letzte Seite desselben lesen, die eine Nachschrift folgenden Inhaltes enthielt:

Eine Nachricht aus Venedig, die mir so eben durch einen Expressen übergekommen ist, setzt mich in Erstaunen,

Die Herzogin Chiaramonte ist verschwunden, man weiß nicht, wohin. Sie wissen, wen sie daselbst erwartete. Also aus eigenem Willen hat sie Venedig nicht verlassen. Ich ahne, woher der Streich kommt. Daß ich über diesen Punkt in Ungewißheit bin, beweißt Ihnen, in wiefern ich noch das Vertrauen gewisser Leute besitze. Ich nehme lebhaften Antheil an Ihnen und Ihrem Schicksale und habe Ihnen das durch Thaten bewiesen. Zum Danke dafür verlange ich von Ihnen die tiefste Verschwiegenheit über obige Nachricht gegen Ihren Freund, den ein Zufall auf meine Villa geführt hat. Ich werde ihn nicht trennen von der Herzogin, aber diese Trennung benutzen zu einem Plane, den mein Herz geschaffen hat. Die Entfernung der Herzogin von Venedig, sie sey nun durch eigenen Willen oder durch fremde Macht bewerkstelligt, leistet diesem Plane außeror-

deutlichen Vorschub. Hätte ich nicht befürchtet, Sie möchten früher, als ich, Nachricht aus Venedig bekommen, und sie Ihrem Freunde mittheilen, so würde ich selbst gegen Sie ein Stillschweigen über diesen Gegenstand beobachtet haben. Jetzt wissen Sie meine Wünsche, und es ist demnach so besser.

Nach Lesung dieser Stelle stand ich, wie versteinert. Die Herzogin war verschwunden aus Venedig, und zwar nicht aus eigenem Willen, sondern auf fremde Veranlassung? Welche war diese und durch wen war sie betrieben worden? Plötzlich ward es mir hell im Kopfe und ich ahnete einen Zusammenhang in der Begebenheit. Wer anders, als der Prinz, konnte der Urheber dieser abermaligen Betrügerei seyn! Wenigstens war er mit im Spiele und daran hatte ich genug, um den Vortheil mir nicht entschlüpfen zu lassen, den mir jetzt ein bloßer Zufall in die Hände spielte. Ich stürzte abermals, kaum meine innere

Wuth bezwingend, auf ihn ein, indem ich ihm den Dolch auf die Brust setzte.

„Wo ist die Herzogin?"

Er antwortete schnell und ohne das Ansehn zu haben, als sage er eine Unwahrheit:

„Auf einem Landgute in den Gebirgen von Treviso."

„Wird man sie freilassen, wenn ich dort nach ihr frage?"

„Zeigen Sie diesen Ring vor und die Herzogin wird augenblicklich gehen können, wohin es ihr beliebt."

Er zog einen Ring hervor und überreichte mir ihn. Mein Mißtrauen in ihn und seinen Anhang war zu groß, als daß nicht hätten einige Zweifel in mir aufsteigen sollen. Meine Blicke verriethen das nur zu deutlich. Der Prinz bemerkte es und versicherte mich auf seine Ehre, es sey nicht die geringste Täuschung im Spiele. Dann bat er die Gräfin, ihm und dem Marchese einen freien Abzug zu gewähren, welchem sich diese nicht weiter

widersetzte. Sie schellte einem Bedienten und befahl ihm, beide Herren ungehindert abfahren zu lassen. Der Prinz verließ das Zimmer, ohne uns weiter eines Blikkes zu würdigen. Ich blieb mit der Grässin allein. Zorn, Verlegenheit, Mitleid und Liebe kämpften wechselseitig in meinem Innern. Sollte ich die Grässin hassen und diejenige Verachtung ihr bezeigen, die ihres Lohnes war. Oder sollte ich, mit mitleidiger Theilnahme, ihr die Verheimlichung verzeihen, deren sie sich, und zwar aus einem Beweggrunde, der keinem Adamssohne unschmeichelhaft zu seyn pflegt, gegen mich hatte zu Schulden kommen lassen? Sie stand, den Blick auf den Boden geheftet, voll Schaam und Verlegenheit, und wagte nicht die Augen zu mir aufzuschlagen. Ihr Zustand entwaffnete meinen Zorn völlig und meine Lage ward am Ende peinlicher als die ihrige. Was sollte ich beginnen, wie mich mit ihr verständigen? Was für einen Weg einschlagen, um sie von mir zu entfernen,

ohne sie jedoch gewaltsam zurückzustoßen? Ich brannte vor Neugierde, nähern Aufschluß über die Herzogin und über ihre Entfernung von Venedig zu erhalten, und doch wagte ich's nicht, eine Saite bei ihr zu berühren, deren Zartheit aller Wahrscheinlichkeit nach, einen Mißlaut hervorbringen würde. So standen wir einige Minuten von gegenseitiger Verlegenheit gequält, und wagten es nicht, uns einander zu nähern. Da indessen einmal begonnen werden mußte, so wollte ich wenigstens ein Gespräch einleiten, ergriff aber unglücklicherweise gerade das entgegengesetzte Mittel. Ich fragte sie nämlich, ob es in der That wahr sey, daß der Erbprinz noch am folgenden Tage auf der Villa eintreffen würde. Sie sah mich mit einem Blick von Verwirrung und Beschämung an und sagte:

„In welchem Lichte ich Ihnen auch erscheinen mag, so glauben Sie, daß die Ankunft des Erbprinzen keine Erdichtung ist. Er befindet sich nur sechs Meilen von

hier. Dahin giengen die Briefe, die Zufall und Verdacht dem Prinzen und dem Marchese in die Hände geliefert haben. In welchem Verhältniſſe ich mit dieſen ſtehe, davon hat Sie der Augenſchein überführt. Gegen den Erbprinzen iſt mein Betragen lauter und rein, wie die Sonne. Seinetwegen bin ich mit den Geiſtern der Finſterniß zerfallen, die mich nun verfolgen und endlich erwürgen werden, wenn nicht eine Gottheit zu meinem Schutze herbeieilt. Ihnen habe ich mein Leben zu verdanken, denn ohne Ihre Dazwiſchenkunft wäre ich ein Opfer der Rache jener Wütheriche geworden, die dennoch nicht ruhig ſeyn werden, bis ſie mich in einen Zuſtand verſetzt haben, wo ich ihnen nicht mehr ſchädlich ſeyn kann. Mein Entſchluß iſt gefaßt. Morgen mit dem früheſten verlaſſe ich Italien und ſuche in Teutſchland diejenige Sicherheit, die mir hier nie mehr zu Theile werden dürfte."

Dieſe Worte ſetzten mich in Verwirrung und ein banges unbehagliches Gefühl

bemeisterte sich meiner Seele. An mir selbst und an meiner Standhaftigkeit verzweifelnd, verwünschte ich den Zufall, der mich mit der Gräfin zusammen gebracht hatte. Ein Etwas, mächtiger als alle meine heroischen Entschließungen, widersetzte sich ihrer Abreise. Und doch wünschte ich nichts sehnlicher, als auf den Flügeln des Windes zur Befreiung der Herzogin hineilen zu können. Bestürmt von tausend sich widerstrebenden Empfindungen eilte ich auf die Gräfin zu, die sich der Thür genähert hatte, und faßte ihre Hand. Sanft mich von sich stoßend, sah sie mir mit einem seelenvollen Blicke in die Augen, indem sie sagte:

„Ich kann nicht scheiden, ohne mich vorher mit Ihnen und meinem Gewissen versöhnt zu haben. Es ist wahr — ich wußte, daß die Herzogin aus Venedig verschwunden, wußte, daß sie dem Prinzen verdächtig geworden und von ihm in einem einsamen Landhause gefangen gehalten wurde. Da ich hieran nicht den geringsten Antheil

hatte, so fing ich an, unwillkührlich gewisse Hoffnungen zu nähren, die denjenigen Empfindungen schmeichelten, die meinen Busen erfüllten. Ich kenne Sie nicht erst seit der Zeit, wo Sie auf dieser Villa sind. Früher schon —"

Sie konnte nicht weiter reden. Ich staunte und wußte nicht, wie ich mir ihre letzten Worte erklären sollte. Endlich zog sie ein Portrait aus ihrem Busen und sagte, indem sie es mir herreichte:

„Ist Ihnen dieses Bild bekannt?"

Ich warf meine Augen auf das Portrait und stand unbeweglich. Es war mein Bildniß, zum Sprechen ähnlich getroffen. Ich versank in ein tiefes Hinbrüten über die Sonderbarkeit dieser Erscheinung. Endlich brach die Gräfin das Stillschweigen durch folgende Worte:

„Erinnern Sie sich noch eines gewissen Bantinelli?"

Dieser Name frappirte mich außerordentlich und bedurfte ich keiner großen Mühe, ihn mir wieder ins Gedächtniß zurückzuru-

sen. Diesen Bantinelli hatte ich in meiner Vaterstadt, kurz vor meiner Abreise nach der Residenz, kennen gelernt. Er war ein geheimnißvoller, höchst interessanter Sonderling, der, trotz seiner Jugend die ganze Erde durchreist war, ungeheure Kenntnisse besaß, alle Sprachen verstand, und ohne es zu wollen und Gebrauch davon zu machen, allen Weibern die Köpfe verrückte. Ohne Anmaßung gieng er oft im Gespräche zu den heterogensten Gegenständen über und sprach von allen mit gleicher gründlicher Originalität. Hier glänzte er als Musikus, dort hatte ihn sein Dichtertalent empfohlen und an einem dritten Orte hielt man ihn für einen Vestris, wenn er tanzte. Kurz — er verband mit einem universellen Genie zugleich die Kunst der größten und feinsten Lebensklugheit. Er war allen nichts, und jedem alles. Er stand mit den vornehmsten Personen unsres Hofes in einer Verbindung, deren Art niemand ergründen konnte. Mein Vater selbst sah ihn öfters, versicherte mich aber

auf das heiligſte, er wiſſe ſelbſt nicht, was dieſer Menſch wäre und eigentlich wollte. Er kannte alle Staaten und deren Politik, als wäre er dirigirender Miniſter eines jeden derſelben geweſen.

Dieſer Menſch ſuchte meinen Umgang und erhielt ihn, da ſein ganzes Weſen meinem Sinne für das Ungewöhnliche und Abentheuerliche ganz ausnehmend anſprach. Ich ſah ihn ſehr oft und doch ward er mir mit jedem Augenblicke fremder. Ob mir gleich ein Blick in ſein Innres nicht vergönnt war, ſo erkannte ich dennoch einen bedeutenden Zuſammenhang in allem, was er that, ſchien es ſelbſt die größte Kleinigkeit zu ſeyn. Ein ſtetes, unabläßiges Aufmerken auf ihn und ſeine Handlungen bewieß mir endlich bis zur Evidenz, daß hinter ſeiner anſpruchsloſen, politiſchen Exiſtens irgend eine Rolle von Wichtigkeit verſteckt liege. Mit ſcherzenden Tone hatte er oft in Kunſtgeſprächen über Schönheit und Form mein Geſicht und meinen Kopf idealiſch genannt, und beides für regelmäßiger erklärt, als er es bei irgend

einem Manne auf der Erde gefunden habe. Dies verleitete ihn, von mir zu fordern, daß ich ihm sitzen solle. Ich that es und er zauberte ein Bild auf das Pergament, welches jeden, der es sah, mit Bewunderung für das Höchste und Göttlichste einer Kunst erfüllte, die sich in diesem Bilde bis zum Uebersinnlichen erheben zeigte. Kurz darauf war er verschwunden, und mein Bild mit ihm. Wir hörten nichts weiter von ihm, und ich reiste in die Residenz ab. Meine dortigen Abentheuer, und diejenigen, welche ich auf der Villa der Gräfin bestanden hatte, waren von der Art gewesen, daß ich darüber dieses Bartinelli sehr leicht vergessen konnte.

Ich antwortete demnach der Gräfin, wie mir dieses Portrait sehr genau bekannt sey, nur könne ich nicht begreifen, welcher Zufall es in ihre Hände gebracht habe? Sie sagte:

„Bartinelli steht mit gewissen Leuten in dem innigsten Verhältnisse, übersieht sie aber und leitet sie nach seinem Willen. Er

hatte

hatte beschlossen, der Katastrophe in Person mit beizuwohnen, welche sich zum Nachtheile des Erbprinzen ereignen sollte und zu deren Entwickelung man sich der Herzogin Chiaromonte bediente. Er ward tödtlich krank und deshalb verhindert, das Unternehmen nach seinem Willen leiten zu können. So wäre der Erbprinz beinahe dasjenige Opfer geworden, welches man gerade beabsichtigt hatte. Ehe die Herzogin nach Teutschland in die Residenz gieng, war sie hier auf meiner Villa, von wo aus die Sache durch den Prinzen eingeleitet und betrieben wurde. Bantinelli reiste hierdurch und zeigte uns zufälligerweise Ihr Portrait. Die Herzogin betrachtete es und verrieth im Augenblicke des ersten Anschauens eine sonderbare Bewegung. Indeß faßte sie sich und bat endlich Bantinelli, als dieser abreisen wollte, um die Mittheilung des Portraits. Ich bemerkte genau, daß ihn diese Bitte sehr frappirte, und dies bestärkte mich in dem Glauben, daß er die Herzogin insgeheim liebe, welches ich schon lan-

stens bemerkt hatte. Indessen fügte er sich ihrem Willen und gab ihr das Original, nachdem er eine Copie davon genommen hatte. Er reiste ab und die Herzogin verließ ebenfalls nach einigen Wochen meine Villa. Warum soll ich es Ihnen verhehlen — Ihr Bild hatte keinen geringern Eindruck auf mich gemacht, als auf die Herzogin. Ich schrieb Bantinelli, er möge eine Zusammenkunft zwischen Ihnen und mir auf meiner Villa veranstalten, weil ich eine ganz besondere Neugierde in mir fühle, Sie kennen zu lernen. Gleich darauf erhielt ich eine Antwort von ihm, welcher er obige Copie mit beigefügt hatte. Lesen Sie selbst! Hier ist dieser Brief!"

Sie zog aus einem geheimen Kästchen ihres Büreaus ein Papier hervor, welches sie mir herreichte. Ich nahm es, und las, wie folget:

Kaum war ich von einer gefährlichen Krankheit genesen, als ich mit aller nur erdenklichen Eile mich nach Teutschland auf den Weg machte. Ich

ahnete einen unglücklichen Ausgang der Sache und beschloß deshalb, wenn möglich, es koste, was es wolle, noch früh genug in der Residenz anzukommen. Auf der Gränze von Italien traf ich die Herzogin. Sie hatte den unglücklichen Streich vollführt, und nach ihrem eigenen Geständnisse, den Erbprinzen mit einem Dolchstoße todt zu ihren Füßen gestreckt. Doch schien sie an dem allen keinen sonderlichen Antheil mehr zu nehmen, und es hätte eines geringern Scharfsinnes, als des meinigen bedurft, um eine höchst auffallende Veränderung in ihr zu verspüren. Ich lud sie ein, mit mir auf Ihre Villa zu kommen, welches sie mir aber abschlug, indem sie eine wichtige Angelegenheit vorschützte, welche ihre Gegenwart in Venedig nothwendig mache. Die höchst sonderbare ganz theilnahmlose Stimmung, in welcher sie sich befand, erregte meinen Verdacht. Durch eine sehr natürliche

Ideenreihe fiel mir jener teutsche Graf ein, dessen Portrait sie von mir verlangt hatte. Ich wußte schon längst, daß er eine Reise nach der Residenz machen und dann den Erbprinzen nach Italien begleiten sollte. Dies letztere hatten, wie Sie selbst wissen, die Unsrigen eingeleitet. Ich erkundigte mich nur höchst gleichgültig nach dem Grafen und setzte sie dadurch in eine höchst auffallende Verwirrung. Mehr bedurfte es nicht. Wir trennten uns. In der nämlichen Stunde erhielt ich einen Courier aus der Residenz von dem Prinzen, mit welchem er mir die nähern Umstände jenes Vorfalls meldete. Er hatte die Flucht der Herzogin vermittelt. Der Erbprinz war nicht todt, auch nicht einmal gefährlich verwundet worden. Ferner gab mir der Prinz Nachricht von dem äußerst intimen Verhältnisse, in welches die Herzogin mit jenem teutschen Grafen getreten war. Meine Muthma-

sungen hatten mich also nicht betro-
gen. Ich eilte nach der Residenz,
wo mir der Prinz noch mehrere Auf-
schlüsse über das Einverständniß der
Herzogin mit dem Grafen gab. Er
hatte einer Unterredung insgeheim bei-
gewohnt, welche jene mit einander ge-
habt hatten, und aus dieser eine
gränzenlose Hingebung der Herzogin
gegen den Grafen wahrgenommen.
Mehr noch aber, als des Prinzen
Bericht, überzeugte mich ein Brief,
welchen dieser gefunden hatte. Er
war von der Herzogin an den Gra-
fen gerichtet, und enthielt in wenigen
Worten eine Einladung, nach Venedig
zu kommen, wo sie ihn erwarten
würde.

Diese Stelle des Briefes setzte mich in Erstaunen, weil hier offenbar von jenem Schreiben die Rede war, welches ich einige Tage nach jenem tragischen Vorfalle, von der Herzogin erhalten hatte. Ich erinnerte mich sehr deutlich, es damals in meine

Brieftasche gesteckt zu haben, wo ich es jetzt vergeblich suchte. Wahrscheinlich mußte ich es irgendwo verlohren, und der Prinz, oder einer seiner Leute, es gefunden haben. Ich las weiter:

Sie wünschen den Grafen zu sehen und das trifft ganz genau mit einem Plane zusammen, dem eine Vereinigung des Grafen mit der Herzogin schnurstracks entgegenläuft. Ich werde diese zu verhindern suchen, so viel es in meiner Macht steht. Was die Herzogin anbetrifft, so soll der Prinz es über sich nehmen, sie gehörig zu beobachten. Mit dem Grafen wird sich der Marchese Cardanaro zu thun machen, dem ich den Weg gemeldet habe, welchen jener auf seiner Reise nach Venedig nehmen wird. Er soll durch irgend eine Veranlassung gezwungen werden, sich für einige Zeit auf Ihrer Villa zu verweilen. Ich gestehe Ihnen offen — ich wünschte, daß dasjenige Interesse, welches Sie an dem Grafen

nehmen dürften, in gleichem Verhältnisse mit denjenigen Planen stehen möchte, welche mich beschäftigen. Sie sind ein Bild der weiblichen Schönheit und Vollkommenheit. Interessirt sich Ihr Herz, so dürfen Sie an keinem Erfolge verzweifeln. Dieser Graf, in dessen Nation sonst die bildende Natur das Himmlische der Form und des Ausdrucks nicht gelegt hat, welches sie an den Völkern des wärmern Climas verschwendete, ist demnach das Ideal einer männlichen Schönheit. Ich lege Ihnen die Copie von seinem Portrait bei, welches letztere ich, wie Sie wissen, der Herzogin gegeben habe. Ich hoffe diese noch zu gewinnen, ohne daß ich nöthig haben werde, unmittelbar auf sie zu wirken. Bis jetzt ist demnach die Entfernung des Grafen von ihr mein einziger und vorzüglichster Zweck. Das übrige wird sich schon machen, wenn ich erst Muße gefunden haben werde, dieser Angelegenheit

meine Zeit ausschließlich zu widmen. Jetzt geh' ich in Sachen von der größten Wichtigkeit nach Spanien, und muß mir selbst das Vergnügen versagen, Sie, meine Gräfin, noch einmal zu sehen, welches ich jedoch, zur gänzlichen Vereinbahrung über gewisse Punkte, sehr gewünscht hätte. Ich fürchte, der Prinz dürfte in meiner Abwesenheit weiter gehen, als er soll. Haben Sie demnach auf alles ein wachsames Auge, und geben Sie mitunter dem Erbprinzen Winke, die zu seinem Frieden dienen. Ich darf dies nicht, und zwar aus doppelten Gründen. Einmal fürchte ich ein jedes geschriebene Wort, als eine unwiderlegbare Aussage, und kann deshalb nicht selbst die Feder ansetzen. Ferner habe ich die gegründetste Ursach, zu glauben, daß alle meine Leute im Solde des Prinzen gegen mich stehen. Also darf ich auch diesen Sachen von einer solchen Wichtigkeit nicht

übergeben, ohne zu befürchten, das Vertrauen des Prinzen ganz und gar zu verlieren. Erwähnen Sie gegen den Erbprinzen meiner durchaus nicht und am wenigsten gegen den Prinzen und Marchese dieses Briefes. Sie dürfen nicht wissen, wo ich bin. Leben Sie wohl, Gräfin! Bald werden Sie mehr von mir hören! Möchte dem Grafen Ihre Villa so angenehm werden, daß er darüber Venedig vergässe.

Das Licht, welches mir dieser Brief gab, hatte mich nicht erleuchtet, sondern geblendet. Ich verlor den Kopf über all den Plänen und Maschinerien, welche mir bei jedem Tritte und Schritte aufstießen. Wie alle diese Leute sich hatten zu einem Zwecke vereinigen können, blieb mir ein Räthsel, ob es mir gleich nicht schwer ward, die Absicht jedes einzeln zu würdigen und zu verstehen. Bantinelli spielte also eine wichtige Rolle in dem Schauspiele, welches diese Menschen unter einander aufführten. Daß er nebenher den zärtlichen Schäfer

bei der Herzogin machte, wunderte mich um so mehr, da ich nicht blind genug war, seine großen Verdienste übersehen zu können. Er war ein sehr furchtbarer Nebenbuhler durch Körper- und Geistesvorzüge, und noch furchtbarer durch den Einfluß, welchen er, wie es schien, sich bei der Herzogin zu verschaffen im Stande war. Warum er sich überhaupt nicht gerade zu um ihre Liebe beworben hatte, war mir ein Räthsel.

Ich äußerte gegen die Gräfin mein Erstaunen über alle diese Verwickelungen und bat sie, mir wenigstens soviel Aufklärung zu geben, als es ihr möglich wäre, ohne sich selbst zu kompromittiren. Sie antwortete:

„Durch Mittheilung des Briefs habe ich Ihnen, dünkt mich, einen untrüglichen Beweis meines unbedingten Zutrauens gegeben. Jetzt kann mich nichts mehr abhalten, Sie das Gewebe gänzlich durchblicken zu lassen, womit man die Herzogin, ihr selbst unbewußt, umschlungen hält. Ich will

Ihnen demnach in wenigen Worten, eine Uebersicht der Lage der Dinge geben, in sofern ich selbst davon unterrichtet bin. Alle Machinationen des Bundes waren und sind noch auf die Liebe der Herzogin zu ihrer Zwillingsschwester Giulia berechnet, eine Liebe, welche einzig in ihrer Art, ja selbst abgöttisch genannt werden kann. Der verstorbene Herzog Chiaromante hatte dem alten Fürsten, dem Vater des Erbprinzen, eine ungeheure Summe Geldes geliehen und dessen Land dafür zur Hypothek erhalten. Der Bruder des Fürsten, ein höchst ehrsüchtiger Mann hatte um so mehr Hoffnung, die Regierung des Landes zu bekommen, als der Erbprinz eine entschiedene Abneigung gegen weltlichen Tand und Hoheit hatte blicken lassen. Da nun ersterer stets mit Widerwillen an die Abbezahlung jener Schuldenlast dachte, so wußte er durch unerhörte Kunstgriffe es dahin zu bringen, daß der Herzog noch in seinem hohen Alter Giulia's Schwester, mit deren Vater der Prinz sehr intim liirt war, zur Gemah-

lin begehrte und erhielt. Dadurch ward die Schuldforderung des Herzogs auf seine Gemahlin übertragen, welche weder der Fürst noch sein Bruder fürchteten, theils, weil sie selbst diese Heirath bewerkstelligt hatten, woraus den Eltern der Herzogin ein großer Vortheil erwachsen war, theils auch, weil der Oheim noch mit einem andern Plane schwanger gieng, der ihm nicht allein auf den Thron, sondern auch zur Tilgung jener Schuldenlast verhelfen sollte. Der Oheim schickte nämlich den Erbprinzen nach Rom und wußte ihn durch seine dortigen Creaturen unvermerkt zur Bekanntschaft mit der Herzogin und deren Schwester Giulia zu leiten. Er rechnete auf die Reizbarkeit und auf den Schönheitssinn des Erbprinzen eben so stark, als auf den hohen, englischen Liebreiz der beiden Schwestern. Er hatte sich nicht betrogen. Der Prinz liebte Giulia bis zur Anbetung. Nun hatte der Oheim seinen Zweck erreicht. Er sah richtig voraus, daß die Herzogin, um das Glück ihrer Schwester zu begrün-

den, auf die Wiederbezahlung jener Summe Verzicht leisten würde, wenn man dem Erbprinzen die Vermählung mit ihrer Schwester zu gestatten verspräche. Zugleich wollte der Oheim dem Erbprinzen die Entsagung auf den Thron zur unerlaßlichen Bedingung machen. So näherten sich alle dem Ziele ihrer Wünsche, als plötzlich die Laune des Schicksals den Dingen eine andere Wendung gab. Ehe noch in dem Kopfe des Oheims die Ideen zu obigen Plänen sich gebildet hatten, war der Marchese Carbanaro in die engelschöne Giulia verliebt und von deren Eltern begünstigt worden. Eine nothwendige, dreijährige Reise ins Ausland hatte dieser Liebe eine Diversion gemacht. Er kam zurück und vermuthete nichts weniger, als daß die Sachen sich nicht noch in dem nämlichen Zustande befinden sollten. Doch belehrte ihn der Augenschein bald eines bessern und er erhielt Wissenschaft von der Liebe des Erbprinzen zu Giulia. Die Eltern, welche schon von dem Plane des Oheims unterrichtet waren,

hatten ebenfalls ihren Sinn, in Betreff einer Heirath ihrer Tochter mit dem Marchese, geändert. So fand sich dieser in allen seinen Erwartungen betrogen, und doch liebte er Giulia bis zur Raserei. Was er nicht auf geradem Wege erhalten konnte, sollte ihm jetzt durch Intri[illegible]gelingen, wozu ihm seine große Verschlag[illegible]eit nicht wenig nützlich ward. Sein erfindungsvoller Kopf hatte bald ein Mittel ersonnen, zum Zwecke zu gelangen. Er wußte den Erbprinzen dergestalt zu täuschen, daß dieser seine Giulia mit eignen Augen auf einer Untreue ertappen mußte. Er kannte den Erbprinzen zu gut, um nicht die Folge einer solchen Ueberzeugung voraus sehen zu können. Er hatte recht gerechnet. Der Erbprinz verließ noch in derselben Minute Rom und kehrte nach Teutschland zurück, ohne auch nur einer einzigen Person Rechenschaft von seinem Thun und Lassen zu geben. Das war es eben, was der Marchese wünschte. Jetzt wußte er mit einer scharfsinnigen Verschlagenheit des Erbprinzen Verhältniß der

Herzogin so gehässig vorzustellen, daß diese ihm, gegen jenen, ihr ganzes Vertrauen schenkte. Doch ereignete sich jetzt etwas, worauf der Marchese nicht vorbereitet war. Giulia ahnete seine Verrätherei nicht und unterlag dem Schmerze, welchen ihr die vermeinte Untreue des Erbprinzen verursachte. Sie verfiel in eine tödtliche Krankheit und endlich in einen Zustand, den alle, außer dem Marchese, für den Tod hielten. Er ließ einen leeren Sarg begraben, entwandte Giulia's Leiche und übte mit dem glücklichsten Erfolge seine Kunde der Medizin an der Scheintodten. Sie ward auf ein entferntes Landgut geführt, wo er sie jedem Auge zu verbergen wußte. Man glaubte demnach nichts gewisser, als daß Giulia todt sey."

„„Der Oheim war, wie leicht zu erachten, mit der Wendung höchst unzufrieden, welche diese Begebenheit nahm, die er so geschickt einzuleiten gewußt hatte. Auch hatte die Herzogin dem Erbprinzen blutige Rache geschworen und auf die ganze Familie des-

selben, den unversöhnlichsten Haß geworfen. Dies alles beunruhigte den Oheim nicht wenig, besonders, da er jetzt keine Gelegenheit mehr hatte, dem Erbprinzen die Entsagung auf die Regierung annehmbar zu machen. Er wagte den letzten Versuch, indem er die Herzogin unter dem Vorwande nach der Residenz lockte, daß er ihr behülflich seyn wolle, an dem Erbprinzen Rache zu nehmen. Insgeheim aber war seine Absicht zu versuchen, ob nicht der Erbprinz seine Liebe von der einen Zwillingsschwester auf die andere überzutragen im Stande wäre.

Bei dieser Stelle in der Erzählung der Gräfin stiegen mir einige Zweifel auf, welche ich nicht zu unterdrücken vermochte. Ich äußerte bestimmt, wie ich glaube, daß der Oheim vielleicht absichtlich eine so unglückliche Katastrophe herbeigeführt hätte, um in Rücksicht des Erbprinzen desto sicherer zum Ziele zu gelangen. Dies verneinte die Gräfin geradezu, indem sie mir zum Grunde anführte, daß der Oheim sich nicht so offenbar

hätte

hätte kompromettiren können, ohne dem Publikum in einem Lichte zu erscheinen, welches ihm für sein beabsichtigtes Vorhaben gerade zu schädlich gewesen seyn würde.

„Ich habe Ihnen schon vorhin gesagt," fuhr sie fort, daß der Erbprinz wenig Neigung für diejenigen Geschäfte besitzt, welche einem Regenten obliegen. Gelang dem Oheim sein Plan mit Giulia, oder hernach mit der Herzogin, so konnte er seines Entzweckes mit dem Erbprinzen nicht verfehlen. Die Herzogin kam nach der Residenz — warum soll ich es nicht sagen? — mit Ihrem Bilde im Herzen. Alle Versuche des Oheims, sie mit dem Erbprinzen in ein freundschaftliches Verhältniß zu versetzen, schlugen fehl. Sie hatte überhaupt kein Gedächtniß für die Vergangenheit und nur die Bilder der Gegenwart beschäftigten sie. Der Prinz ward von ihr außer Augen gelassen und sie hätte ihn am Ende vielleicht ganz vergessen, wenn er sich unglücklicherweise nicht beständig in Ihrer Gesellschaft befunden hätte. Auch

war die Herzogin von ihrer Schweſter Giulia, ehe dieſe in jenen Scheintod verſank, beſchworen worden, dieſem eine Uhr mit ihrem Portrait abzufordern, welche ſie ihm in den glücklichen Stunden ihrer Liebe geſchenkt hatte. Von dem fernern Erfolge dieſer Begebenheiten ſind Sie beſſer unterrichtet, als ich, da Sie die Hauptperſon derſelben waren.“

Soweit war die Gräfin in ihrer Erzählung gekommen, als wir auf dem Hofe ein ſtarkes Geräuſch von Pferden und Menſchen hörten. Ich eilte zum Fenſter und erblickte zwei Wagen, um denen mehrere Menſchen verſammelt waren. Jetzt ſtürzte athemlos jene Kammerfrau herein, von der ich oben erzählt habe und ſagte der Gräfin etwas ins Ohr. An der Bleiche ihres Geſichts erkannte ich, welche furchtbare Wirkung dies auf ſie machen mußte. Sie rief aus, wie in Verzweiflung:

„Ha! meine Ahnung hat mich nicht betrogen! Ich werde ein Opfer der hölliſchen Bosheit!

So eben wollte ich ihr meinen Beistand auf Leben und Tod anbieten, als man von aussen her auf das Zimmer losstürmte. Ehe ich noch einen Entschluß fassen konnte, öffnete sich die Thür, und es drang ein Trupp Kerle herein, der auf die Gräfin einstürzte, sie in seine Mitte nahm und mit sich fortführte. Während dies geschah, faßte mich die Kammerfrau und zog mich, mir selbst unbewußt, in jenes Kabinett, wohin ein mich vor einigen Stunden die Gräfin hatte gehen lassen. Ich folgte der Kammerfrau in einem Zustande, der nahe an Bewußtlosigkeit gränzte. War es die Betrachtung, daß ich ganz unbewaffnet der Menge wahrscheinlich würde unterliegen müssen, oder hatte die Erzählung der Gräfin meinen Geist von der Gegenwart ab und zu sehr auf die Vergangenheit und Zukunft gezogen? Genug — ich befand mich schon ganz ruhig in einem entfernt liegenden Zimmer des Schlosses, meiner Erretterin gegenüber, als ich erst anfieng, meine Ver-

nunft um Rechenschaft meiner Handlungen zu befragen. Ich konnte eine geheime Schaam nicht unterdrücken, welche mich bei dem Gedanken peinigte, die Gräfin in der Gefahr verlassen und der Willkühr ihrer Feinde überliefert zu haben. Mein Busen ward überhaupt von sonderbar sich widerstrebenden Gefühlen bestürmt. Liebte ich die Herzogin oder die Gräfin, liebte ich beide zugleich, oder keine von beiden? — Meine Empfindungen waren getheilt und ich wäre in dem Augenblick eben so gern der Herzogin als der Gräfin zu Hülfe geeilt. Vielleicht war ich übrigens nicht übel aufgelegt, ihnen beiden zugleich mein Interesse zu beweisen, und sie ihren Tirannen zu entreißen. In der nämlichen Zeit konnte ich aber auch nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß die Kammerfrau, die noch nicht aufgehört hatte, sich um und neben mir etwas zu schaffen zu machen, ein allerliebstes, engelschönes Geschöpfchen sey, der ich überdem noch meine Freiheit zu verdanken hatte. Ihre Gegenwart trug

nicht wenig dazu bei, mir für den Augenblick meine gute Laune wieder zu geben, insbesondere, als sie mir sagte, Bantinelli sey schon auf der Rückreise und werde ihre Gräfin beschützen.

Ueber allen diesen Vorfällen war es stockfinsterer Abend geworden, ohne daß ichs gemerkt hätte. Ich befand mich mit der Kammerfrau in einer Lage, in welcher ich nicht sogleich wußte, was ich anfangen sollte. Ich wollte sie so eben bitten, Licht zu besorgen, um das Unheimliche aus meinem Gemüthe zu verbannen, als die Thür aufgieng und jener Page herein trat.

„Marcellina wird mir's Dank wissen," sagte er, daß ich sie der Mühe überhoben habe, Licht zu holen. Oder hat sie es etwa nicht bemerkt, daß es hier im Zimmer stockfinstere Nacht ist?"

Er setzte Lichter auf den Tisch und entfernte sich wieder, nachdem er Marcellina mit einem langen, bedeutenden Blicke angesehen hatte.

„Der scheint eifersüchtig zu seyn, sagte ich zu ihr."

„Ach, antwortete sie, und ein tiefer Seufzer entwand sich ihrem Busen, „ach! Er hat nur zur Hälfte Ursach dazu! Wie kann ich armes Mädchen mich mit einer engelschönen Gräfin in Wettstreit einlassen."

Es war nicht Mitleid allein, welches in diesem Augenblicke mich zu dem Mädchen hinzog. Ich habe schon gesagt, daß sie sehr reizend war. Vielleicht ward selbst mein Sinn durch das Interesse bestochen, welches sie so offen und natürlich für mich an den Tag gelegt hatte. Ich befand mich überhaupt in einer sehr peinlichen Verlegenheit. Wer vermag es, ein schönes Frauenzimmer von sich zurückzustoßen, wenn es ihm ungekünstelte Theilnahme beweißt? Auch machte mir in diesem Augenblicke jene Reizbarkeit viel zu schaffen, welche mir die Schöpferin Natur mit so verschwenderischer Hand zugetheilt hatte.

Ich näherte mich dem Mädchen, und erblickte Thränen in ihren Augen. Einer

weinenden Schönheit zu widerſtehen, war mir noch nie möglich geweſen. Ich ſchloß ſie in meine Arme und küßte ſie. Sie ſtieß mich ſanft zurück, indem ihre Thränen noch häufiger floſſen. Ihr ganzes Weſen hatte übrigens in dieſem Augenblicke etwas Groſſes, etwas Heiliges angenommen, welches dem Eindrucke dieſer Scene das Gehäßige des Unweiblichen und Unzarten gänzlich benahm. Ueber der ganzen Form des Mädchens war eine ſo holde Anmuth ausgegoſſen, daß ſie für dieſen Moment dreiſt mit ihrer Gebieterin rivaliſiren konnte. Es hatte eine lange Pauſe unter uns geherrſcht, während welcher ſie in ein tiefes Gedankenſpiel hinzuſtarren geſchienen hatte. Jetzt ſchlug ſie ihre großen ſchwarzen Augen auf und warf einen langen, ausdrucksvollen Blick auf mich. Dann ſagte ſie bedeutend und mit bewegter Stimme:

„Warum ſcheint es mir jetzt, als ſehe ich ein anderes, mir unbekanntes Leben? Warum fühle ich jetzt ganz fremde

Wünsche und fremde Neigungen? — Es ist mir, als hätte ich einen neuen Sinn und neue Begriffe bekommen! Ach — für diesen Preis hätte ich nicht gewünscht, über mich selbst und über mein ganzes Wesen wahrere Begriffe zu bekommen! Was hilft mir das alles — ich ahne das Glück und vermag es nicht zu erreichen!

„Je deutlicher ich es erkenne, desto weiter entfernt es sich von mir!“

Diese letzte Worte erstarben in Thränen und vor Schluchzen vermochte sie nicht weiter zu sprechen. Dann trocknete sie die Augen und zwang sich mit sichtbarer, gewaltiger Anstrengung zur Ruhe. Mit einer Fassung, die mir ordentlich furchtbar erschien, sagte sie folgendes:

„Heute zum erstenmale fühle ich das Nichts, in welches mich das Schicksal geworfen hat, und ich möchte deshalb mit ihm zürnen. Hören Sie ein Geständnis, welches mich gar keine Ueberwindung kostet, weil ich mir jede Hoffnung und jeden Wunsch versage. Ich liebte Sie vom ersten

Augenblicke an, als ich Sie heute früh sah, und ich fühle es — diese Liebe wird mein Unglück machen.“

Thränen hemmten hier von neuem ihre Sprache, und sie brachen um so gewaltiger hervor, als sie sich sichtbar anstrengte, sie zurück zu halten. Es entstand eine lange Pause, während welcher ich mir alle ersinnliche Mühe gab, etwas zu ihrem Troste zu sagen. Doch vermochte ichs nicht. Ein sonderbares Gefühl der Unterwürfigkeit hatte mich in diesem Augenblicke ergriffen. Des Mädchens ganzes Wesen war mir in einem solchen Lichte von Hoheit und Herrschaft erschienen, daß dies meinen Muth niederschlug, sie mit Worten trösten zu wollen. Dazu kam die Verlegenheit, in welche mich ihre Offenheit versetzte, die dadurch noch um ein Großes vermehrt ward, daß ich, vermöge der mißlichen Lage, in welcher ich mich schon ohnehin gegen die Gräfin und die Herzogin befand, einer Annäherung von ihrer Seite durchaus entgegen arbeiten mußte.

In diesem gegenseitigen Verhältnisse, welches für mich sehr drückend war, brachten wir längere Zeit zu. Endlich sammelte sie sich und sagte dann mit ruhiger Stimme:

„Ich darf zum voraus setzen, daß Sie eigenen Antrieb fühlen werden, die Villa, sobald als möglich, zu verlassen. Wäre dies auch nicht, so würde ich Ihnen dennoch zu einer schleunigen Entfernung rathen. Der Anschlag von vorhin war nicht allein auf die Gräfin gerichtet. Der Marchese hat, indem er mit seinem Begleiter in den Hof stürmte, in den heftigsten Ausdrücken von Ihnen gesprochen. Wahrscheinlich hat ihn nur seine blinde Wuth, die er gegen die Gräfin hat, und die einbrechende Finsterniß Ihre Gegenwart übersehen lassen können. Jeder Widerstand wäre vergebens gewesen. Seine Begleitung war an der Zahl noch einmal so stark, als unsere ganze Dienerschaft. — Ich verlasse Sie jetzt! Sie reisen morgen mit dem Frühesten ab, und wer weiß, ob, und

in welchem Verhältnisse ich Sie je wiedersehen werde? In die Zukunft meines Lebens will ich nicht hinschauen, sondern den Blick von ihr abwenden. Diesem bangen Augenblick des Scheidens will ich das Opfer meiner Liebe bringen! Stoßen Sie es nicht mit Verachtung von sich. Ich würde es nicht zu überleben vermögen.“

Gleich einer Heiligen stand jetzt das Mädchen in verklärtem Liebreize. Ihr Blick erheiterte sich und eine leuchtende Sonne durchbrach die dunkle Nacht, die vorhin auf ihrem Gesichte ausgebreitet lag. Mit dem Anstande eines überirdischen Wesens schritt sie langsam auf mich ein, breitete ihre Arme aus und schloß mich an ihren Busen. Sie drückte einen langen, innigen Kuß auf meine Lippen, entwand sich mit Heftigkeit meinen Armen, die sie jetzt feuriger umschlingen wollten, und eilte zum Zimmer hinaus. Ich stand da mit verwirrten Sinnen und wußte eigentlich nicht, wie mir geschehen war. Sollte ich mich des Triumpfes freuen, den ich über

meine Sinnlichkeit errungen hatte, oder einer Kurzsichtigkeit mich anklagen, vermöge welcher ich die lieblichste Intrigue ungenossen von mir zurück gewiesen hatte? Mit einem Worte: ich zürnte halb auf mich, und halb gab ich mir moralische Sentenzen zum Besten, die wie Lobsprüche auf meine Beständigkeit, Tugend und Enthaltsamkeit aussahen.

Bei einem köstlich besetzten Abendtische, welchen mir meine Bedienten bereiteten, schwanden endlich alle Eindrücke, welche die mancherlei Ereignisse des Tages auf mich gemacht hatten. Ich gab mich der Berauschung hin, welche, nach langem Schwanken, ein mit Beharrlichkeit gefaßter Entschluß verleiht. Der meinige gieng dahin, mit Tagesanbruch die Villa zu verlassen, und zur Befreiung der Herzogin auf Windesflügeln hinzueilen. Nachdem ich mit Speise und Trank hinlänglich gesättigt war, eilte ich dem Bette zu, welches in einem Nebenzimmer für mich zubereitet war. Ich konnte nicht einschlafen, ohne mich des lieb-

lichen Gaukelspiels noch einmal recht lebhaft zu erinnern, welches die reizende Marcellina meinen Sinnen dargestellt hatte. Nebenbei stellte ich sehr ernsthafte Betrachtungen über mein Glück bei den Weibern an. Bis jetzt hatte es mir noch nicht viel geholfen, auf die meisten derselben Eindruck gemacht zu haben. Es schien mir fast, als verscheuche der Gedanke, allen zu gefallen, und allen gefallen zu wollen, das Glück, welches der Besitz einer einzigen zu gewähren vermag. Ueber ähnlichen heilsamen Gedanken verfiel ich in einen süßen Schlummer, und war eben dabei, von diesem den Uebergang zu einem erquickenden Schlafe zu machen, als ich ganz leise eine verborgene Tapetenthür öffnen hörte, welche ich bis dahin noch nicht bemerkt hatte. Es wollte mir freilich etwas bange werden, wenn ich bedachte, daß man mich, so unbewaffnet und wehrlos, sehr leicht überfallen und in einen höchst unschädlichen Zustand versetzen könnte. Dennoch ahnete ich eine gewisse Sicherheit, die wohl auch

mit in dem Schlummer ihren Grund haben mochte, dessen ich mich nicht erwehren konnte. Man nahete sich mir leise und öffnete noch leiser meinen Bettumhang. An dem Rauschen der seidnen Kleider erkannte ich in meiner nächtlichen Visite ein Frauenzimmer. Nun schwanden mir alle Besorgnisse und ich gab mir rechte ernstliche Mühe, den Schlafenden zu spielen. Man bückte sich zu mir herab und lieblich und lau, wie Maienlüfte, umwehete mich ein Hauch, den ich wollüstig einathmete. Meine rege Phantasie, die bei verschlossenen Augen um so mächtiger arbeitete, stellte mir ein reizendes Bild der Dinge dar, die da kommen könnten. Bang und heftig pochte mein Herz, und Angst und Freude, und Schmerz und Wonne stritten gleich mächtig in meinem Busen. Eine Hand sank auf mein Bett und berührte meine Wange. Es war nicht die erste, die meine Backen streichelte. Aber — warum durchzuckte die Berührung dieser Hand meine Pulse und Adern, als wenn mich ein Blitzstrahl

getroffen hätte? Ich hörte tiefe Seufzer dem Busen meiner Erscheinung sich entwinden. Die Hand lag leise und ohne Bewegung an meiner Wange, als fürchte sie sich, meinen Schlaf zu stören. In dieser Stellung brachten wir mehrere Minuten zu. Endlich bog sich die Nachtwandlerin abermals zu mir herab und ihre Wange berührte die meinige. Dann nahete sich ihr Mund dem meinigen und ein leiser aber inniger Kuß war der Vorbote einer Umarmung, die freilich mehr dem Betttuche, als mir, zu Theile ward. Endlich war sie in ihrem Wagstücke Schritt vor Schritt so weit gegangen, daß sie sich auf dem Rande meines Bettes niederließ, und mit bebender Hand die meinige ergriff und sie zum Munde führte. Nun hielt ich es nicht mehr für zuträglich, den Schlafenden zu spielen, sondern beschloß, zu einem recht lebendigen Leben zu erwachen. Ich streckte meine Arme aus und drückte meine Königin der Nacht an mein ungestüm klopfendes Herz. Plötz-

lich und fürchterlich störte uns ein Geräusch auf, welches in unsrer Nähe entstand. Ich blickte hin und es stand nahe vor uns — der Marchese Cardanaro, in der einen Hand ein Licht, und in der andern einen gezogenen Degen. Wuth und Zorn funkelten aus seinen Augen, welche die Nacht noch einmal so fürchterlich machte. Marcellina — denn sie selbst war meine nächtliche Gesellschafterin — Marcellina kehrte sich um nach dem Geräusche, und den Marchese erkennend, stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus. Dieser warf einen Blick auf mich, worin der Triumpf einer hämischen Schadenfreude sehr deutlich abgemahlt war, und rief:

„Ha, Glattzüngiger Weiberheld! Du verschmähst ja niemand! Jeder Stand muß dir huldigen — Herzoginnen, Gräfinnen und Kammermädchen! Doch, jetzt erlaube, daß ich deinen Heldenthaten für ohngefähr sechzig Jahr Zaum und Gebiß anlege."

Bei diesen Worten faßte er Marcellina, die noch immer in der vorigen Stellung lag,

lag, bei den Haaren und schleuderte sie mit furchtbarer Stärke in die Mitte des Zimmers. Dann erhob er den Degen und war im Begriff, mich zu durchstoßen, als jene, die sich wieder von der Erde aufgerafft hatte, zwischen das Bett und den Marchese sprang und diesen mit mehr als weiblicher Kraft zurück stieß. Vor Zorn schäumend rief er aus:

„Ho, ho! Verliebte Thörin! Reize mich nicht, daß ich deinem glatten Gesichte ein Denkmal aufdrücke, welches dich auf Zeitlebens zu jedem nächtlichen Abentheuer ungeschickt machen möchte."

Er wollte sie abermals fassen; sie aber entwich ihm, warf sich über mich her und deckte mit ihrem Körper den meinigen. Wuth und Zorn sprachen aus jeder Bewegung des Marchese. Er schrie mit der Stimme eines Wütherichs:

„Wurm! Was anders hindert mich, deinem elenden Leben durch einen einzigen Stoß ein Ende zu machen, als deine eigene Unbedeutendheit?"

Ich hatte bis jetzt ohne Bewegung im Bette gelegen, von der peinigendsten Unentschlossenheit gefesselt, wie von zentnerschweren Ketten. Doch gab mir die heldenmüthige Entschlossenheit und Aufopferung Marcellinens Männlichkeit und Fassung wieder. Durch eine geschickte, schnelle Wendung warf ich das Mädchen auf die entgegengesetzte Seite des Bettes, und stürzte mich selbst, nackend, wie ich war, dem Marchese entgegen. Mein Bestreben gieng dahin, diesem den Degen zu entwinden und ihm damit ein für allemal sein rachsüchtiges Handwerk zu legen. Kaum hatte ich angefangen, mit ihm zu ringen, als Marcelline sich vom Bette aufraffte, eine zweite verborgene Thür öffnete und in Todesangst mich beschwor zu entfliehen. Sie stürzte auf mich ein, faßte mich bei der Hand und wollte mich mit sich fortziehen. In dem nämlichen Augenblick that der Marchese einen Stoß nach mir. Ich wich ihm aus und Marcelline, von des Marcheses Degen in die Brust getroffen, stürzte

mit einem lauten Schrei zu Boden. Blut rieselte stromweise aus der Wunde und färbte ihre Kleider purpurroth. Dieser Anblick machte mich wüthend. In Ermangelung anderer Waffen ergriff ich einen Stuhl und drang damit auf den Marchese ein. Wir wurden handgemein und stießen den Tisch um, auf welchem das einzige Licht stand, welches der Marchese vorhin mit sich ins Zimmer gebracht hatte. Verwirrung und Finsterniß umgaben uns und ich stieß mit verdoppelter Wuth auf meinen Gegner ein. Der Gedanke an Marcellina, die, ohne Hülfe und Rettung in ihrem Blute schwimmend, vielleicht in diesem Augenblicke ihren Geist aufgab, brachte mich in eine Raserei, die um so fürchterlicher war, jemehr die Gefahr Marcellinas mit jeder Minute sich vermehrte und je weniger ich, in der Dunkelheit, die uns umgab, an dem Urheber dieser Scene mich zu rächen vermochte. So hatten wir gegenseitig schon eine ziemliche Zeit Streiche in die leere Luft gethan, als sich in der

Nähe unsers Zimmers ein Geräusch erhob. Zugleich wurde die Thür geöffnet und — man denke sich mein Erstaunen! — Bantinelli trat ein. Er stand wie versteinert, von dem Schauspiel, welches sich seinen Augen darbot. Ich, nackend bis aufs Hemde, und mit einem Stuhle bewaffnet, befand mich gerade auf der entgegengesetzten Seite des Zimmers und traf alles, nur nicht den Marchese, der seinerseits mit blutigem Degen, stierem Blicke und schäumendem Munde den Wänden die Streiche gab, die er mir zugedacht hatte. Neben uns lag ein himmlisch schönes Mädchen, in Blut gebadet, auf ihren Wangen die Lilien des Todes und ihre Kleider mit blutigen Rosen gefärbt. Um das Schauderliche dieses Gemäldes zu erhöhen, war es ein Nachtstück, auf dem die undurchdringlichste Finsterniß ruhte.

Bantinelli stand, wie gesagt, einer Bildsäule ähnlich und starrte die Gruppe an. Er erholte sich jedoch bald von seinem Erstaunen und faßte einen Entschluß.

Er zog die Glocke, welche im Zimmer hieng, und es stürzten mehrere Bedienten herbei. Er befehl ihnen, Marcellina in ihr Zimmer zu tragen und auf das schleunigste für ihre Rettung zu sorgen. Die Bedienten gehorchten und das halbtodte Mädchen ward weggeschafft. Ich würde ihr gefolgt seyn, wenn mich die Lage der Dinge nicht gleich mächtig zum Bleiben gezwungen hätte. Ich fühlte die lebhafteste Neugierde in mir, den Ausgang und die Entwickelung dieser Scene zu erfahren, und stand in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Bantinelli heftete einen starren, bedeutenden Blick auf den Marchese und drückte eine tiefe Verachtung in Mienen und Gebährden gegen den Marchese aus. So standen sie mehrere Minuten hindurch in einer, nahes Unglück weissagenden, tiefen, schauerlichen Stille. Der Marchese, welcher bisher den scheuen, furchtsamen Blick auf den Boden geheftet hatte, wandte sich jetzt und wollte das Zimmer verlassen. Kaum

sah das Bandinelli, so schrie er ihm mit einer furchtbaren, gebietenden Stimme nach:

„Nicht von der Stelle, Marchese, oder wir sprechen ein Wort mit einander, welches Ihnen ihre ganze Ohnmacht beweisen soll!"

Mit stolzer Miene und herrischem Anstande wandte sich jetzt der Marchese, warf einen verächtlichen Blick auf Bandinelli und wollte seinen Weg fortsetzen, ohne diesen auch nur einer Sylbe zu würdigen. Bandinelli schrie abermals, wenn möglich noch drohender:

„Keinen Schritt weiter, oder beim Himmel, Sie erleben die folgende Minute nicht."

Indem er dies sagte, zog er ein Pistol hervor und legte es auf den Marchese an. Dieser wurde sichtbar verlegen, wandte sich und sagte mit ungewissen, schwankendem Tone:

„Wer wagt es, in diesem Tone mit mir zu sprechen!"

„Derjenige, der diesen Brief von Ihnen in Händen hat. Sehen Sie einmal her! Hier steht mit leserlichen, unverkennbaren Zügen geschrieben: Mach dich sogleich auf den Weg, Marco! Auf der Grenze wirst Du Bantinelli treffen. Ein glücklicher Stoß, und die versprochenen tausend Dukaten sind dein. Ist die That geschehen, so findest Du mich in Venedig. Dieser Schurke Marco, ein Erzstümper in seiner Profession, überfiel mich. Ich kam ihm zuvor und unter meinen Streichen hauchte er seinen letzten Odem aus, den er noch dazu anwandte, Sie, Herr Marchese, zu verwünschen. Ich durchsuchte ihm die Taschen und fand diesen saubern Brief bei ihm. Was sagen Sie dazu? Muß man nicht ein eben so schändlicher Bösewicht seyn, wie Sie, um einen solchen Brief zu schreiben?

Vor Wuth und Zorn aufsprudelnd, erwiederte der Marchese:

„Elender Wicht! Wenn mich deine Erbärmlichkeit nicht abhielte, ich würde dir zei-

gen, was die Insolenz eines Menschen, wie du bist, verdiente.“

Mit einem höchst verächtlichen Tone antwortete Bantinelli:

„Hinter diese elenden Drohungen verkriecht sich Ihre eigene Muthlosigkeit. Mir stehen Mittel genug zu Gebote, erstere eben so sehr zu belachen, als Sie selbst durch letztere beschimpft werden.“

Hier erreichte die Wuth des Marchese den höchsten Grad. Seine Augen sprühten Feuer und der weiße Schaum floß aus seinem Munde. Der Anblick flößte mir Entsetzen ein und ich mußte das Gesicht von ihm abwenden. Der Zorn arbeitete gewaltig in ihm und gieng selbst in äußere Convulsionen über, gleich einem, der unter den Qualen der Folter seinen Geist aufgeben will. Jede seiner Gliedmaßen verrieth eine krampfhafte Zuckung, welche sich endlich in eine einzige Bewegung auflöste, die er nach dem Degen machte, welcher noch von vorhin auf der Erde lag. Er ergriff diesen mit Pfeilen

schnelle, und stürzte damit auf Bantinelli ein, welcher kaum Zeit hatte, den seinigen zu ziehen. Jetzt entstand ein Gefecht, von dem ich nicht wußte, ob ich die Wuth des Marchese, oder die unerschütterliche Ruhe Bantinelli's mehr anstaunen sollte. Beide thaten Wunder der Geschicklichkeit. Es hatte das Ansehen, als sey es eine Uebung, und kein ernstliches Gefecht. Die Anstrengung, mit welcher der Marchese focht, war zu heftig und anhaltend, als daß sie nicht dessen Kraft hätte lähmen sollen. Das war es eben, was Bantinelli mit seiner fürchterlichen Ruhe zu beabsichtigen schien. Nach und nach merkte man im erstern weniger schnelle Bewegungen, ein Nachlassen in der Heftigkeit der angreifenden Stöße, und überhaupt ein Hinneigen des Körpers nach hinterrücks. Verhältnißmäßig drang nun Bantinelli mit erneuerter, noch ungeschwächter Kraft auf ihn ein. Seine Angriffe wurden mannichfaltiger und man sah es ihm an, daß er irgend einen Hauptstoß beabsichtigte. Er ließ

uns auch nicht lange in Ungewißheit. Schon fieng der Marchese an, Blößen vorzubreiten, schon sah man, daß sich seinem ganzen Körper eine plötzliche Erschlaffung mittheilen würde, als Bantinelli mit einem wunderbaren Aufwande von Kraft und Behendigkeit, den Degen des Marchese faßte, und ihn in die entgegenseitige Ecke des Zimmers schleuderte. Dieser stellte sich im Gemälde der schrecklichsten Wuth und der kleinlichsten Ohnmacht dar. Er stieß unvernehmliche Laute von Flüchen und Verwünschungen aus, und hätte ohne Zweifel den Degen gegen sich selbst gezogen, wenn dieser noch in seinen Händen gewesen wäre. Doch machte Bantinelli allem diesem plötzlich dadurch ein Ende, daß er den Marchese faßte und ihn mit einer bewunderungswürdigen Stärke zu Boden warf. Dann setzte er ihm den Degen auf die Brust, und rief ihm folgendes zu!

„Ihr Leben steht jetzt in meiner Gewalt. Sie, in meiner Stelle würden keinen Augenblick schwanken über das, was

Sie zu thun hätten. Ich gebe weniger meinem Zorne Gehör, als den Pflichten, die ich der Menschheit schuldig bin. Diese Pflichten gebieten mir, Sie so unschädlich, als möglich zu machen.“

Der Marchese lag zu Bantinelli's Füßen, der die Spitze seines Degens auf dessen Brust gesetzt hatte. Beide lieferten einen interessanten Anblick. Der Marchese glich einem überwundenen Löwen, der selbst in seinem Unglücke noch Hoheit und Muth besitzt, und bei dem Unerschrockenheit alle andere Eindrücke verwischt. Er lag da, ohne ein Glied zu rühren, mit trotzigen, herausfordernden Blicken Bantinelli ansehend. Dieser war nicht minder interessant. In seinem Gesichte spiegelten sich eine Menge Empfindungen, die einen sonderbaren Totaleffect machten. Seine Phisiognomie entblößt von allem Niedrigleidenschaftlichen, lieferte das Bild eines höhern Wesens, das nur Mitleid beseelt und der übrigen menschlichen Eindrücke nicht fähig ist. Er starrte den daliegenden Feind mit einem

langen, ausdrucksvollen Blicke an. Dann schien er sich zu erholen und wider Willen seine Pflicht thun zu müssen. Er zog ein Papier aus der Tasche und reichte es dem Marchese hin, indem er ihm im sanften Tone sagte:

„Lesen Sie dies!"

Der Marchese stieß es trotzig zurück und blieb in seiner vorigen Stellung liegen. Bantinelli hob das Papier auf und sagte, merklich aufgebrachter:

„Sie scheinen nicht lesen zu wollen! Nun wohl! Ich lasse mich die Mühe nicht verdrießen, Sie mit dem Inhalte dieser Schrift mündlich bekannt zu machen. Sie versprechen darin an Eidesstatt, nie und in keiner Lage und Verbindung mehr Anspruch auf Giulia zu machen, noch viel weniger ihr auf irgend eine Art Gewaltthätigkeiten anzuthun. Unterschreiben Sie die Schrift, so sind Sie noch in diesem Augenblicke frei, und können gehen, wohin Sie wollen."

Während Bantinelli sprach, war auf des Marcheses Gesicht ein sonderbares Gemisch von Zorn, Muth und Verachtung zu sehn gewesen. Er antwortete mit ruhigem, kaltem, äußerst höhnischem Tone:

„Mein Leben können Sie mir nehmen. Das steht in Ihrer Gewalt. Aber zur Unterzeichnung dieser Schrift soll keine Gewalt auf Erden mich zwingen. So lange noch ein Odemzug in mir ist, werde ich nicht leiden, daß Giulia einem andern, als mir, zu Theil werde. Ohne sie hasse ich das Leben, und um zu ihrem Besitze zu gelangen, ist mir selbst dieses nicht zu theuer."

Als er dies gesagt hatte, stieß er noch einmal mit Heftigkeit die Hand Bantinelli's zurück, welche ihm die Schrift darreichen wollte, und wandte diesem mit Verächtlichkeit den Rücken. Bantinelli schien für einige Augenblicke unentschlossen zu seyn, faßte sich aber gleich wieder. Nachdem er während einer langen Pause den Marchese mit durchdringendem Blicke angesehen hatte,

wandte er sich von ihm ab, kehrte sich sodann wieder zu ihm und sagte:

„Auf diesem Wege will es mir nicht gelingen, mit Ihnen zu einem vernünftigen Einverständnisse zu kommen. Ich muß es daher auf einem andern versuchen. Ohne Giulia's Liebe ist Ihnen das Leben nichts: Wie wär's, wenn Sie einmal als Bettler versuchten, was ein Leben ohne Liebe wäre?"

Bei diesen Worten nahm er ihm den Degen von der Brust, und faßte seine Hand. Der Marchese sprang auf und ward sichtbar von Bantinelli's letzten Worten erschüttert. In einem höchst schwankenden und ungewissen Tone fragte er Bantinelli.

„Was wollen Sie damit sagen?"

Bantinelli heftete einen stieren Blick auf den Marchese, der diesen nicht ertragend, den seinigen zu Boden schlug. Dann antwortete er:

„Ihre väterlichen Güter haben Sie auf Reisen verschwendet. Die Erbschaft

Ihres Oheims rettete Sie. Wie verhält es ſich aber eigentlich mit dieſer Erbſchaft? Man will ja behaupten, das Teſtament Ihres Oheims habe eigentlich Ihren jüngern Bruder zum Erben eingeſetzt, Ihren jüngern Bruder, den Ihre Bosheit und Erbſchleicherei ſchon in ſeinem zwölften Jahre aus der väterlichen Heimath verbannte, der durch Sie vielleicht allem Elende einer hülfloſen, verlaſſenen Jugend, ſo wie den Schreckniſſen der Armuth und Dürftigkeit ausgeſetzt worden iſt?

Hier ſchwieg Bantinelli und Todesblässe überzog das Geſicht des Marcheſe. Ein heftiges Zittern bemächtigte ſich aller ſeiner Glieder und er war nahe dabei, in die Knie zu ſinken. Man ſah ihm den gräßlichſten Zwang an, mit welchem er ſein Erſtarren unterdrücken wollte, welches dadurch um deſtomehr hervorleuchtete und ſichtbar ward. Nach und nach bekam er Faſſung wieder und gieng nun von dem Zuſtande eines zerknirſchten, niedergedonnerten Gemüths zu einer gränzenloſen Wuth über.

Er ergriff den Degen und wollte damit Bantinelli niederstoßen, als dieser noch zur rechten Zeit den seinigen faßte und den des Marchese abermals durch die Luft schleuderte. Dann sagte er mit einem hämischen Tone, der den Marchese noch immer mehr in Raserei brachte:

„Armer Schlucker! Sie sehen, es will Ihnen heute gar nichts gelingen!"

Jetzt schien der Marchese nahe dabei zu seyn, den Verstand zu verlieren. Wie rasend riß er sich die Kleider vom Leibe, zerschlug sich das Angesicht, raufte sich die Haare aus dem Kopfe und stieß diesen zu wiederholtenmalen gegen die Mauer. Der Anblick flößte mir Entsetzen und Mitleid zugleich ein. Ich bat Bantinelli mit Blikken, dieser Scene ein Ende zu machen. Er aber gab mir zu verstehen, daß dies eine sehr heilsame Crisis sey, die man nicht unterbrechen müsse. Der Kranke werde, völlig genesen, daraus hervorgehen. Der Erfolg zeigte, daß Bantinelli wahr geredet hatte. Allmählig ward der Marchese wie-

der

der ruhiger, ohne daß jener auch nur durch einen Blick den Paroxismus desselben gehemmt hatte. Nun sagte Bantinelli mit sehr ernstem und eindringendem Tone:

„Wenn Sie nicht augenblicklich diese Schrift unterschreiben, so lasse ich verschollene, längst todtgesagte Menschen und unterschlagene Testamente wieder ans Licht treten."

Boshaft lachend erwiederte der Marchese:

„Was Vagabunden anbetrifft, die Eltern, Freunde und Vaterland verleugnet haben, so können Sie sie immerhin auftreten lassen. Was kümmert das mich? Ein anders wär's freilich mit dem Testamente, wenn nämlich eins untergeschlagen wäre, und wieder ans Licht kommen könnte. Indeß von dieser Seite bin ich völlig beruhigt."

Bantinelli antwortete schnell und ohne sich zu bedenken:

„Nicht so sehr, als Sie vielleicht glauben. Es giebt Leute, die noch auf

dem Todtenbette ihre Schandthaten bereuen, und sie wieder gut zu machen suchen."

Der Marchese ward aufmerksam und alle Furien der Furcht und bösen Ahnung nahmen auf seinem Gesichte Platz. Bantinelli fuhr fort:

„So hat ein gewisser Notar zu Rom noch in seiner letzten Todesstunde ein, von ihm unterschlagenes Testament in seine völlige Kraft wieder eingesetzt und in Gegenwart mehrerer Zeugen vollkommenen Aufschluß über den Hergang der Sache gegeben."

Mit bleichem Gesichte, schlotternden Knieen und bebender Zunge fragte der Marchese:

„Und wie heißt der Notar?"

Langsam und jede Sylbe deutlich aussprechend, antwortete Bantinelli:

„Er heißt Battista Cenoni."

Kaum waren diese Worte über Bantinelli's Lippen gegangen, als der Marchese, einem Todten ähnlich, zu Boden stürzte. Wir eilten beide hinzu und fanden keine

Spur des Lebens in ihm. Doch hatten wir alle Urſach, zu glauben, daß dieſer Zufall nichts weiter, als eine heftige Ohnmacht ſey, welche ihm der fürchterliche Aufruhr aller ſeiner Leidenſchaften verurſacht habe. Bantinelli ließ den Marcheſe fortſchaffen und ihm den nöthigen Beiſtand leiſten. Jetzt erinnerte ich mich mit Schrecken an Marcellina. Die ganze Scene dieſer Nacht ſeit Bantinelli's Ankunft war von der Art geweſen, daß ich meiner Retterin auch mit keinem Gedanken gedacht hatte. Ich eilte in das Zimmer, in welches man ſie gebracht hatte. Der Arzt ſagte mir, die Wunde ſey zwar nicht gefährlich, bedürfe aber, des großen Blutverluſtes wegen, der äußerſten Wartung. Die Patientin müſſe ſich insbeſondere vor jeder zu heftigen Gemüthsbewegung hüten und dürfe durchaus nicht reden. Ich trat an ihr Bett und erblickte ihr ſchönes Geſicht, auf welchem auch kein Hauch des Lebens mehr ſichtbar zu ſeyn ſchien. Todtenbläſſe hatte das liebliche Inkarnat verſcheucht, welches

sonst auf ihren Wangen prangte. Ich stand da, in Gedanken an des Mädchens Schicksal versunken. Sie hatte mir ihr Leben geweiht und geopfert. Welchen Dank konnte ich ihr dafür geben, was anders für Sie thun, als sie ihrem guten Genius überlassen? Ich machte mir bittere Vorwürfe über den Leichtsinn, mit welchem ich sie angehört hatte, und war überzeugt, daß es meine Pflicht gewesen wäre, sie gleich anfangs und zwar schon am Morgen im Parke mit Ernst und Nachdruck ab- und zur Ruhe zu verweisen. Als ich durch diese Weisung, welche ich mir selbst zum Besten gab, mit mir und meinem Gewissen gleichsam wieder aufs Reine gekommen war, so fiel mir abermals eine andere Betrachtung zentnerschwer aufs Gewissen. Es wollte mir nämlich deutlich werden, daß meine kleine Intrigue mit der Gräfin ebenso tadelnswerth und verwerflich sey, als diejenige mit ihrer Kammerfrau. Da es mir nun vorkam, als würde ich auf diesem Wege der Selbsterkenntniß noch am

Ende in einem Meere von Vorwürfen unseer, und zu Boden gehen müssen, so beschloß ich, einen Waffenstillstand zu schliessen mit meinem innern Richter. Ich hatte diese Nacht noch eigentlich kein Auge zugethan, und machte mich deshalb auf den Weg nach meinem Zimmer, indem ich, im Vorbeigehen, nach Bantinelli fragte. Es wollte ihn niemand weiter gesehen haben und man behauptete, er müsse mit dem Marchese abgereiset seyn, der sich von seiner Ohnmacht wieder erholt habe. Ich wünschte ihnen im Herzen eine glückliche Reise, da ich vor der Genesung Marcellina's, die Villa nicht zu verlassen beschlossen hatte, worein der Teufelskünstler Bantinelli wenn er hier geblieben wäre, vielleicht nicht gewilligt haben würde. Dieser Bantinelli war mir überhaupt ein Räthsel, dessen Auflösung ich nicht zu finden vermochte. In welchem Verhältnisse stand er mit den bewußten Personen und wodurch hatte er eine solche Ueberlegenheit über dieselben

bekommen? Wer war er eigentlich, und was trieb er?

Mit diesen Betrachtungen schlug ich mich herum, bis ich endlich darüber einschlief. Als ich erwachte, war es schon spät am Tage. Mein erstes Geschäft, welches ich vornahm, nachdem ich mich angekleidet hatte, war zu sehen, wie Marcellina sich befände. Ich gieng nach ihrem Zimmer und erstaunte nicht wenig, als ich weder im Bette, noch überhaupt im Zimmer, irgend jemand erblickte. Ich eilte, mich bei den Bedienten im Schlosse zu erkundigen, wo Marcellina geblieben wäre. Sie erzählten mir, daß früh Morgens eine Sänfte gekommen sey, in welcher man sie fortgetragen habe. Das war vermuthlich ein neues Stück von Bantinelli, für welches ich ihm keinesweges verpflichtet zu seyn glaubte. Das Mädchen hatte, seit dem Abentheuer der letzten Nacht, ein zu hohes Interesse für mich, als daß es mir gleichgültig gewesen wäre, sie in ihrer jetzigen Lage zu verlassen.

Da nun kein Gegenſtand auf der Villa mehr vorhanden war, welcher mich länger hätte zurückhalten können, ſo fieng ich an, mich ernſtlich zur Abreiſe anzuſchicken. Ich hatte freilich, im Vertrauen auf das Wort der Gräfin, erwartet, daß der Erbprinz auf der Villa ankommen würde. Da ich aber, ſeit ich mit allen dieſen ſonderbaren Menſchen im Vereine ſtand, mehr als einmal in meinen Erwartungen getäuſcht worden war, und überdem wußte, wie wenig des Erbprinzen Thun und Laſſen von ſeiner eignen Willkühr abhieng, ſo beſchied ich mich gern in dieſer Rückſicht meines Wunſches. Nachdem nun alle gehörige Anſtalten zu meiner Abreiſe getroffen waren, ſetzte ich mich in den Wagen und fuhr von dannen. Es wollte mir ordentlich etwas freier und heiterer zu Muthe werden, als ich die Villa, auf der ich in wenig Wochen ſo mancherlei Schickſale erlebt hatte, im Rücken hatte. Ich konnte nicht umhin, mir alle Scenen, von meinem Abentheuer im Walde mit dem Mar-

diese hin, bis auf den Vorfall der heutigen Nacht mit ebendemselben, ins Gedächtniß zurück zu rufen. Es würde mir niemand glauben, wenn ich es auch sagen wollte, daß ich mich bei den Scenen mit der Grä- fin am Nachmittage und bei derjenigen mit Marcellina am Abend nicht länger aufgehalten hätte, als bei den übrigen. Meine Phantasie, durch die Einsamkeit im Wagen weit wirksamer und kräftiger gemacht, verschönerte noch die Bilder, die mein nur zu treues Gedächtniß von den Situazionen aufgefaßt hatte, in welchen ich mich mit der Gräfin und ihrer Kammerfrau befun- den hatte. Es ward jedoch von Stund an mein ernstlicher Wille, mit beiden auch selbst in Gedanken, nichts mehr zu schaffen zu haben. Ich suchte mich zu überreden, wie alles, was sich zwischen ihnen und mir zugetragen hätte, nur ein Sinnenrausch ge- wesen sey, den ich schon wieder verschlafen würde, so bald der Geist, der aus beiden gesprochen hätte, mich nicht mehr betäuben könnte. Ich that mir ordentlich über dieß

männliche Entschließung im Herzen etwas zu Gute, und sah plötzlich, im Gefühle meines eignen Werths, zum Wagen hinaus in die weite Welt, um diese gleichsam aufs zufordern, dem Triumpfe mit beizuwohnen, welchen ich über mich selbst davon getragen hatte.

So ward ich nach und nach wieder einheimisch bei mir selbst und das Fremde fieng an sich zu verlieren, welches sich, seit meinem Eintritte in Italien bei mir eingenistet hatte. Ich dachte inniger, als je, an die Herzogin und wünschte ein Vogel zu seyn, um auf den Flügeln der Liebe zu ihr hineilen zu können. Mit wahrem Entzücken betrachtete ich nun wieder ihr Bildniß in der bewußten Uhr, welche mir, wie man weiß, Giulia zurückgegeben hatte. Bei jedem Blick auf dasselbe war mir die Herzogin immer bekannter und befreundeter, und am Ende zweifelte ich daran, ob ich sie je aus dem Gedächtnisse verloren oder überhaupt seitdem andere Frauenzimmer gekannt hätte. Dachte ich an meinen Aufs

enthalt in der Residenz zurück, so leuchtete über diese Epoche meines Lebens eine heitere, schönere Sonne, als mir je geschienen hatte.

In dieser süßen Trunkenheit aller meiner Sinne hatte ich schon mehrere Meilen zurück gelegt, als ich mich gegen Sonnenuntergang in einem Walde befand, hinter welchem, der Aussage meiner Bedienten zufolge, eine Art von Wirthshaus lag, in welchem ich übernachten wollte. Dieser Wald war ziemlich groß, und sein undurchdringliches Dickig, auf welches die Nacht ihren schwarzen Schleier auszubreiten anfieng, flößte mir einen heimlichen Schauer ein. Ueberdem stellte sich mir eine andere Betrachtung dar, die mir aber mehr interessantes als schreckhaftes darbot. Seitdem ich nämlich mein stilles, väterliches Haus verlassen hatte, in welchem alles nach dem Maasstabe des bürgerlichen Herkommens abgemessen wurde, waren mir nichts, als Begebenheiten aufgestoßen, die im hohen Grade den Anstrich des Unge-

wöhnlichen hatten. Dadurch war ich, so zu sagen, dem mir einheimischen Boden entrissen, und in einen fremden versetzt, der mir freilich anfangs sehr auffallend war, auf dem ich aber endlich Wurzel zu fassen anfieng. Diese Betrachtung nun war es, welche mir den gerechten Zweifel beibrachte, ob ich auch ohne irgend ein Abentheuer diesen Wald passiren würde, welchen mir meine, zur Unheimlichkeit sich hinneigende Phantasie als bezaubert vorstellte. Jedes Rauschen der Blätter, jeden Windstoß, der sich in den Wipfeln der Bäume hören ließ, hielt ich für eine Annäherung irgend eines Abentheuers. Es schien mir, als sey es eine absolute Unmöglichkeit, daß ich diesen Wald verlassen sollte, ohne daß mir ein Hinderniß den Weg versperren würde. In diesem vesten Glauben bereitete ich mich vor auf alle jene Erscheinungen, die nicht im gewöhnlichen Gleise der Dinge liegen, und nur einer Reibung ohngewöhnlich sich widerstre

bender Kräfte ihren Ursprung zu verdanken haben.

Meine Ahnung hatte mich nicht betrogen. In unbedingter Hingebung der zu kommenden Ereignisse hatte ich mich in stiller Ruhe an den Rücksitz meines Wagens zurückgelegt und dachte mit Entzücken an das Wiedersehen der Herzogin. Ein durchdringendes Angstgeschrei meiner Leute, weckte mich aus der Träumerei, in welche ich gesunken war. Ich sah zum Wagen hinaus und bemerkte, daß wir auf dem steilen Abhange eines Grundes fuhren, in dessen Tiefe ein reissender Strom floß. Im nämlichen Augenblicke fühlte ich, daß der Wagen sich nach der Seite neigte, wohin ich blickte. Er stürzte und rollte in die Tiefe hinab. Die heftigen Schläge, welche ich im Fallen an die Wände des Wagens that, waren nicht ganz im Stande, mir meine Besinnung zu nehmen, und ich behielt Ueberlegung genug, von dem letzten Stoße, den der Wagen unten auf dem Boden bekommen würde,

meinen ſichern Tod zu erwarten. Der letzte Gedanke, deſſen ich mich erinnere, war der Wunſch, mit dem Wagen in den Fluß zu ſtürzen, den ich vorhin unten bemerkt hatte. Ein Schwindel ergriff mich und meine Sinne ſchwanden.

Erſtaunen bemächtigte ſich meiner, als ich wieder Beſinnung erhielt. Ich befand mich, dem Anſcheine nach, in einem ungeheuren unterirdiſchen Gewölbe, welches von vielen Kerzen erleuchtet und dem Tageslichte ganz unzugänglich war. An vielen Tiſchen umher zerſtreut, ſaßen groteske bunte Figuren, die ich anfangs für Erzeugniſſe meiner Phantaſie hielt. Schöne weibliche Weſen, nimpfenartige Erſcheinungen, ſchwebten zwiſchen jenen herum und bildeten mit ihnen einen um ſo auffallendern Kontraſt. Alles bewegte ſich in leichten Spielen, voll laszivor, frivoler Bewegungen. Das Gräßliche der Männer verband ſich auf eine wunderbare Weiſe mit der Grazie der Weiber. Eine lange Zeit wußte meine Vernunft nicht, was ſie aus

allen diesen Erscheinungen machen sollte. Es dünkte mich, als sey ich todt und befinde mich im Orkus, wo die abgeschiedenen Seelen in grellen Schatten ihr Wesen trieben. Ich hielt diesen Aufenthalt für den endlichen Versammlungsort aller Geschöpfe, der Schönheit und der Häßlichkeit, des Guten und des Bösen, der Dummheit und der Klugheit. Meine Augen erblickten Phisiognomien, deren einzelne jeden dieser Charakter deutlich und bestimmt aussprachen. Dem Anscheine nach herrschte hier eine unbedingte, absolute Freiheit. Alles gieng im freundschaftlichem Vereine Hand in Hand, und bildete ein vollkommenes Ganze. Keine Convenienz, keine Rücksicht schien dem freien, genialen Aufflugs des Geistes Fesseln anzulegen, und seinen Schwung zu hemmen. Alles bestand nur im Einzelnen und das Einzelne nur im Ganzen. Vollkommene Harmonie herrschte unter allen diesen grellen Erscheinungen.

Ich befand mich wohl, obgleich ein wenig schwach. Einige Stellen am Kopfe

schmerzten mich und ich bemerkte durch den Geruch, daß man mich mit Medizin, Salben und Kräutern gehandhabt hatte. Kaum hatte ich Zeichen meines Erwachens von mir gegeben, als mehrere jener Wesen auf meine Lagerstätte zueilten. Es zeichnete sich insbesondere eine kolossalische Figur unter ihnen aus, die durch das Gräßliche ihres Anstandes und ganzen Benehmens Respekt einflößte. Sie schritt durch die Uebrigen hindurch, die ihr ehrerbietig Platz machten, und näherte sich mir, indem sie mir die Hand reichte und folgende Anrede an mich hielt:

„Glück auf zur Rückkehr ins Leben! Der Teufel! Diese Welt muß euch recht fatal geworden seyn, da ihr so nahe dabei ward, in jene andere überzugehen. Ihr ward verzweifelt hartköpfig und wir haben in Wahrheit rechte schweißtreibende Bemühungen anwenden müssen, euch zur Rückkehr zu bewegen. Nun! Es lobe mir aber auch einer einen solchen halsbrechenden Sprung! Blitz und alle Hagel! Stürzte

unser eins in das vermaledeite Loch hinab, so stände zu befürchten, man fiele durch und durch und käme am andern Ende der Erde wieder zum Vorscheine. Nun! Seyd guten Muths, Freund! diesmal seyd ihr noch, und zwar im eigentlichen Verstande, mit einem blauen Auge davon gekommen. Vergeßt jetzt, daß das Schwerdt des Todes an einem seidnen Faden über eurem Kopfe gehangen hat, und überlaßt euch der Freude, die euch hier mit offenen Armen empfangen wird. Versucht's einmal, ob eure Füße geschickter sind, auf den Boden zu treten, als euer Kopf. Reicht mir die Hand, damit ich euch helfe und ins Gleichgewicht bringe."

Der Ton, in welchem dieser moderne Goliath obige Rede hielt, glich mehr dem fernem Gemurmel des rollenden Donners, als einer menschlichen Stimme. Ob ich gleich einige Schritte von ihm entfernt war, so fühlte ich doch die Schwingungen der Luft, welche sein, gleichsam verkörperter Odem in ihr hervorbrachte. Ich kann

eben

eben nicht sagen, daß ich, diesem Menschen gegenüber, mit dessen Körperfläche die meinige in gar keinem Verhältnisse stand, mich sehr behaglich befunden hätte, trotz seiner Freundlichkeit, die man freilich bei ihm eher für den Ausbruch des Schmerzens, als für sonst etwas halten mußte. Denn verzog er das Gesicht zum Lächeln, so schien er Bauchgrimmen zu haben, und sah er ernsthaft aus, so hätte man sagen sollen, er erblicke den Teufel, der ihn zu holen käme. Sein zorniges Antlitz hatte ich noch nicht gesehen, war auch nicht sehr begierig darnach, weil der bloße Gedanke daran mir schon einen heimlichen Schauder einjagte. Ich suchte in allen Winkeln meines Gemüths die Leutseligkeit zusammen, deren ich nur immer habhaft werden konnte, um doch einigermaßen den Anstrengungen meines galanten Wirths zu entsprechen, dem man's an der Nase ansehen konnte, daß ihm die galanten Manieren nicht eben sehr geläufig seyn mochten, mit welchen er, seiner Mei-

nung nach, mich zu überhäufen glaubte. Ich reichte ihm demnach, obwohl nicht ohne einiges Zögern, meine Hand hin und wollte mich in die Höhe richten. Da er sah, daß mich dieß einige Anstrengung kostete, so unterzog er sich gefälligst selbst der Mühe, mir auf die Beine zu helfen. Er faßte mich mit der einen Hand unter den Kopf und mit der andern unter die Beine, und hob mich ohngefähr so in die Höhe, wie etwa eine Mutter ihren Säugling aus der Wiege nimmt. Nachdem er dies gethan, hielt er mich einige Augenblick in der Luft schwebend, und schien mich, das Werk seiner Fürsorge, gleichsam mit einem, ihm ganz eigenen, Wohlgefallen zu betrachten. Dann setzte er mich, noch ziemlich sanft, auf die Erde, und maß mich mit den Augen, wo ihm zugleich die sichtbare Freude aus dem Gesichte leuchtete, welche ihm die Bemerkung verursachte, daß ich einen Stuhl ansetzen müsse, oder des etwas, wenn ich ihm etwa eine Heimlichkeit ins Ohr sagen wollte.

Ich erkundigte mich nach dem Schicksale meiner Bedienten und erfuhr von ihm, daß diese noch zu rechter Zeit an der entgegengesetzten Seite des Wagens herabgesprungen wären, um mich allein in die Tiefe fahren zu lassen. Unten habe der Wagen sich geöffnet und mich in den Strom geworfen, aus welchem er, mit eigner Lebensgefahr, mich herausgezogen und gerettet hätte. Ich dankte ihm mit einer nicht zurückhaltenden Innigkeit, woraus er sich übrigens nicht viel zu machen schien.

Nun führte er mich unter den Bewohnern dieses sonderbaren, labyrintischen Aufenthalts im Kreise herum und stellte mich ihnen als einen wieder auferstandenen Todten vor, der sich schon als Bürger in jener Welt habe aufzeichnen lassen, aber noch zu rechter Zeit in sein Vaterland und zu seinem rechtmäßigen Oberherrn zurückgekehrt sey. Alle belachten, wie sich's gebührte, die Laune und den Witz des groben Mannes und wünschten mir Glück zu

dem Entschlusse, meinem alten Herrn noch treu bleiben zu wollen.

Jetzt hatte ich Gelegenheit, den Ort, wo ich mich befand, ein wenig näher in Augenschein zu nehmen. Alles strotzte von Pracht und Kostbarkeit, und auf den Tischen erblickte ich nur goldene und silberne Gefäße. Reiche Teppige lagen auf dem Boden ausgebreitet und prächtige Gemälde zierten die Wände. Das Ganze ward von einer unzähligen Menge einzelner Kerzen und mehrern Kronleuchtern erhellt. Ich bemerkte gerade so viel Weiber als Männer, erstere alle ohne Ausnahme hübsch, ja mehrere von ihnen wahrhaft schön. Die Männer erschienen mir sämmtlich wie Abkömmlinge eines Riesengeschlechts im dritten oder vierten Gliede. Sie hatten verzerrte, furchtbare Phisiognomien, deren einige durch große Narben und noch nicht geheilte Wunden das wahrhafte Ansehen von bösen Geistern bekamen. Man nöthigte mich zum Essen und Trinken und ich fand die kost-

barsten, ausgesuchtesten Speisen, nebst Weinen aller Art und aus allen Ländern.

Unter den Weibern zeichnete sich eine hohe, königliche Gestalt aus, die von den übrigen Weibern sowol als Männern, mit sichtbarem Respecte behandelt ward. Sie allein war verschleiert und der große Mann schien sich vorzugsweise mit ihr allein zu beschäftigen. Der weibliche Sinn, voll Zartheit und Sanftmuth, schien auch seinen männlichen von den rohen Schlacken zu läutern, und er ward minder furchtbar, so oft er mit ihr redete.

Sie schien an allem wenigen, oder gar keinen Antheil zu nehmen, und hatte meistens in tiefsinniger Stellung ihren Blick auf eine Stelle geheftet. Ein gewisses Etwas, eine äußere Schwermuth, die uns ausprechlich interessant erschien, hatte sich über ihre ganze Gestalt ausgebreitet und sprach meinem Sinne wunderbar an. Ihre Form war von einem so künstlerischen Ebenmaaße, daß sie einem Bildhauer und Mahler zum Model hätte dienen können.

Ich merkte, daß sie mich zu wieder holten Malen anblickte und ihre Augen auf mir ruhen ließ. Es fiel mir schwer aufs Herz, daß ich abermals in Abentheuer verwickelt werden möchte, welches mir hier, bei einer solchen Menge schöner Frauenzimmer, gar nichts unmögliches schien. Doch nahm ich mir vor, auf meiner Hut zu seyn, und mich um keine von allen zu bekümmern, wunderte mich aber nicht wenig, als ich bei näherer Untersuchung gar keinen üblen Willen in mir verspürte, mit der Verschleierten näher bekannt zu werden. Die ersten Schritte hatte ich wenigstens schon gethan, indem meine Blicke einen Schleichhandel mit den ihrigen trieben. Ich merkte nun wohl, daß der alte Adam über den neuen Christen den Sieg davon tragen würde, und beschloß, der Leitung meines Schutzgeistes mich blindlings zu überlassen, weil ich es doch für vergebene Mühe hielt, gegen die Fügung des Schicksals mich auflehnen zu wollen. Als ich dieses heilsamen Beschlusses Meister geworden war, gab ich

mich der Freude hin und nahm den Ton der interessanten Gesellschaft an. Ich ward lustiger, als alle, und hatte in kurzer Zeit die ganze weibliche Schöpfung um mich her versammelt. Sie schienen Gefallen an mir zu finden und trieben allen erfinnlichen Muthwillen mit mir. Dies alles gewährte mir einen sonderbaren Anblick und einen noch sonderbarern Genuß. In einem Kreise von dreißig, vierzig Weibern, die alle schön sind und Grazie mit Frivolität verbinden, ist es wahrlich sehr wohl seyn, und ich war nicht übel aufgelegt, mir in ihrem Schoße eine Hütte zu bauen. Seit in den neuern Zeiten eine Theorie der Frivolität aufgestellt ist, und man darin nach dem höchsten Prinzip verfährt, schreit und lärmt man gegen jene aus Leibeskräften. Wären wir von der Praxis zur Theorie übergegangen, statt umgekehrt, so könnten wir unsern Nachbarn, den Franzosen, Unterricht in der Libertinage geben, abermals statt umgekehrt, besah ich mir übrigens die Umgebungen mit einer ganz kleinen Lyfe

Phantasie, so erschienen mir die Weiber wie die Hurris, ich selbst als ein rechtgläubiger Muselmann, und die ganze räthselhafte Spelunke wie der Muhamedanische Himmel. Nur an dem Patagonischen Urenkelstamme, besonders aber am großen Manne, sollte meine Phantasie zu Schanden werden. Diese waren mir zu große Wirklichkeiten, als daß die Phantasie hätte mit ihnen ins Spiel kommen können. Ich gab mir aber auch alle mögliche Mühe, mit ein wenig Selbsttäuschung mir sie sowohl aus der Wirklichkeit, wie aus der Phantasie wegzureden, und setzte mir recht ernstlich vor, von ihnen keine Notiz zu nehmen. Freilich wollte mir dies nicht immer gelingen. Fiel nämlich zufällig mein Blick von dem Busen einer Juno, oder von dem Auge einer Minerva, oder von dem Gesichte einer Venus, oder von der holden Verschämtheit einer Diana, oder von der Grazie einer Iris auf das groteske Karrikaturgemälde einer solchen Teufelsfratze, so wollte mir plötzlich etwas unheimlich zu Muthe

werden, und ich befand mich in keiner sehr behaglichen Lage. Doch hatte ich, ohne es zu suchen und zu erwarten, Gnaden gefunden vor den Augen dieser kleinen Riesen, und besonders gab mir der große Mann über die fröhliche Stimmung, sein Wohlgefallen zu erkennen, in welche meine gute Laune seine Gesellschaft gesetzt habe. Eine solche freundschaftliche und einnehmende Gesinnung mußte natürlich auf mich den lebhaftesten Eindruck machen, und ich bestrebte mich immer mehr, seines Beifalls theilhaftig zu werden. Dadurch ward meine Laune am Ende so toll, daß ich mich über mich selbst wunderte, wenn ich die Umstände betrachtete, in welchen ich mich befand. Ich betete die Herzogin an mit einer Leidenschaft ohne Gleichen, hatte diese über dem himmlischen Liebreize der Gräfin beinahe rein vergessen, und ward wiederum von Marcellina der alten Bande entledigt und in neue geschmiedet. Als diese mir aus dem Sinne war, fand ich sie auch nicht mehr im Herzen und die Reihe gieng

wieder von vorne an, nemlich von der Herzogin, oder vielmehr von ihrem Bilde in der Uhr. In diesem Augenblicke war nun gar weder von der Herzogin, noch von einer ihrer Nachfolgerinnen, und am allerwenigsten von der Uhr mehr die Rede, die ich überhaupt auch nicht in meiner Tasche fand, und höchst wahrscheinlich bei jenem Salto mortale verlohren hatte. Uebrigens hätte ich mich nun in diesem muhamedanischen Himmel recht wohl befunden, wäre nur — die Verschleierte nicht gewesen. Diese eine, die ich entbehrte, lag mir mehr am Herzen, als die verschiedenen Duzende, die sich mir daran legten. Ich verzweifelte indessen nicht, sondern verließ mich auf mein gutes Glück.

Dem großen Mann fiel es am Ende ein, daß es Zeit zum Aufbruche wäre, und er ermahnte die fröhliche Gesellschaft, zu Bette zu gehen. Man nahm den Vorschlag an und im Augenblicke paarte sich alles, wie in der Arche Noä, die Männleins zu den Fräuleins. Unwillkührlich sah ich mich nach der Verschleierten um, die

an einem entfernten Tische stand und etwas zu schreiben schien. Der große Mann hatte meine Blicke ausgespähet und raunte mir jetzt mit einem Humor, der in's Affectuose spielte, folgendes in's Ohr:

„Den Appetit laß dir vergehn, armer Schlucker! Das ist eine zweite Lukrezia, mit dem kleinen Unterschiede, daß sie sich nicht nach, sondern vor der That den Dolch in's Herz stoßen würde. Mit der stehe ich schon seit zwei Monaten in Unterhandlungen, und wir sind noch nicht einmal bis zu den Präliminarien, das heißt, zu den Küssen gekommen. Doch, begreifst du wohl, kann man sich an einem Orte, wie hier, leicht trösten und schadlos halten. Laß also die keusche Diana laufen! Apropos! Wenn es dir gelänge, ihr Endimion zu werden! — — Der Teufel! du wärst kein schlechter Endimion! Vielleicht erzeugte das Endimionen, und da dürfte die Reihe auch an mich kommen! Sonst kann ich höchstens den Akteon bei ihr machen. Doch gieb dich nur zufrieden! Ich will gleich das

für sorgen, daß du nicht ganz leer aus gehst Ich hoffe, du sollst mit mir zufrieden seyn"

Dies sagte er mir bei Seite in's Ohr. Mir war es, als summten und brummten mehrere Millionen Bienen in meinem Kopfe herum, oder als sauste mir der Nordwind im Gehirne.

Ich drehete mich zur Seite und erstaunte nicht wenig. Die Verschleierte stand dicht neben mir. Ihre hellen, funkelnden Augen leuchteten durch den schwarzen Schleier, wie der Abendstern durch die Mitternacht. Sie winkte mir und zeigte auf ihre Hand, die sie mit der meinigen zusammen zu bringen suchte. Ich trat hinzu und — fühlte ein Papier zwischen meinen Fingern. Sie entfernte sich und ich that als holte ich den Zettel aus meiner Tasche. Das Papier auf und zu rollend, gleichsam als spielte ich damit, brachte ich es vor die Augen und las, wie folget:

„Fremdling! dein Anblick flößt mir Zutraun ein, und zieht mich zu Dir hin!

Fühlst Du das nemliche Bedürfniß einer Annäherung, so wähle diejenige zu deiner nächtlichen Gesellschafterin, welche im Augenblicke, wo du vor sie treten wirst, ein Tuch vors Gesicht bringen wird. Dann hörst du mehr von mir."

Der Zettel setzte mich nicht wenig in Verwunderung. Während dieser Zeit hatte der grose Mann den übrigen zugerufen:

„He da, ihr Herrn! Wir sind es der Gastfreundschaft und Billigkeit schuldig, den Fremden hier, der uns so gut unterhalten hat, auf eine Art zu entschädigen, die ihm keines Weges unangenehm seyn dürfte. Ich dächte demnach, wir ließen ihm freie Wahl und setzten der Ausübung derselben kein Hinderniß in den Weg!"

Jetzt entstand ein allgemeines Beifallsgeschrei, welches mich anfangs in Furcht und Schrecken setzte. Es glich etwa dem Geschreie, welches eine ganze Armee anhebt, wenn sie sich in den Feind stürzen will. Als ich mich von meiner Bestürzung wieder in etwas erhohlt hatte, so fieng

der Vorschlag des ersten Mannes an, mir Spaß zu machen. Er munterte mich auf, nicht blöde zu seyn, und eine Revüe anzustellen über die gesammte weibliche Rekrutenschaft, für Amors Dienst geworben und erzogen. Ich folgte seinem Rathe und fieng bei derjenigen an, welche mir am nächsten stand. Es war eine der schönsten unter dem ganzen Haufen und ich wartete vergebens auf das Zeichen mit dem Schnupftuche. So gieng ich von einer zur andern und es gab keine unter ihnen, bei denen mir nicht das gnädigste Tuch eine überaus gütige Erscheinung gewesen wäre. Ich war bereits bis an's Ende gekommen, als mir der große Mann heimlich zurief:

„Bist du verrückt, guter Freund? Worauf hoffst du noch? du befindest dich beinahe am Ende, und Mädchen sind ja keine Pilze, die aus der Erde wachsen!"

Ich suchte ihn mit Blicken und Geberden zu beschwichtigen, welches mir aber nicht sonderlich gelingen wollte. Jetzt be-

fand ich mich gerade bei der letzten, und bis dahin hatte es noch keiner gefallen, mir das Schnupftuch zuzuwerfen. Diese letzte war nicht nur minder hübsch, als die übrigen, denn dann hätte sie immer noch erträglich seyn können; sondern sie galt in jedem Sinne für eine komplette Häßlichkeit. Ueberhaupt schien sie sich nur des Contrastes wegen an diesem Orte zu befinden. Wer begreift mein Schrecken und Erstarren, als gerade diese letzte mir das bewußte Zeichen mit dem Taschentuche gab? Ich stand da wie niedergedonnert, in der fürchterlichsten Verlegenheit. Sollte ich, im Vertrauen auf die verschleierte, meinen Ekel besiegen und die Häßliche zu meiner Sultanin erkiesen oder auf alle Verzicht leisten, und auf die Verschleierte nebst ihren Versprechungen obendrein? Ich konnte nicht umhin, auf letztere hinzublicken, die in einiger Entfernung der Szene zugesehen hatte. War's Täuschung, oder Wahrheit — sie schien mir durch den Schleier bittende Blicke zuzuwerfen und auf die Häßliche hinzudeuten.

Rasch entschloß ich mich, ihren Willen zu erfüllen und den Ausgang der Dinge mit Geduld und Hingebung zu erwarten. Der Gedanke tröstete mich, daß keine Obliegenheit auf mir ruhe, mit der häßlichen in eine nähere Bekanntschaft zu treten, als ich es für gut befinden würde. Ich that demnach die Augen zu und reichte dieser meinen Arm. Jetzt brach der ganze Kasten Noa in ein so schallendes, wieherndes Gelächter aus, daß ich glaubte, ein Erdbeben unter meinen Füßen zu verspüren. Besonders zeichnete sich der große Mann aus, der überdem noch folgende Worte, wie Kartetschen aus einer Haubitze hervorsprudelte:

„Nun, Freund Sonderling! Man ehre mir deinen Geschmack! Was wahr ist, muß man wahr nennen! Du scheinst mir ein großer Physiker und Metaphysiker zu seyn und ziehst gewiß auf Erfahrungen im Gebiethe der Sinnenwelt umher. Nun — dem Menschen ist der Wille sein Himmelreich! Mach was du willst!"

Mit

Mit diesen Worten faßte er seine Gesellschafterin, jene erste, die mir am nächsten gestanden war, deren ich vorhin Erwähnung gethan habe, und eröffnete mit ihr den Abzug. Ich konnte nicht umhin, ihm einige Blicke nachzuschicken, die ihm ganz etwas anders, als eine gute Nacht, wünschen sollten. Ihm folgten alle andere paarweise und ließen mich mit der Häßlichen allein. Die Verschleierte war schon vorhin durch eine Nebenthür verschwunden.

Lange stand ich und war in Betrachtungen meines Schicksals vom heutigen Abend versunken. Ich warf einen Blick auf meine Gesellschafterin, die den ihrigen auf den Boden geheftet hatte und mich nicht anzusehen wagte. Sollte die Verschleierte in der That nur ein Spiel mit mir haben treiben wollen, oder war die Häßliche nichts weiter, als eine Verbindungspartikel zwischen mir und jener? In jedem Falle war sie, die Häßliche, in einer Lage, die Schonung und Mitleid verdiente. Ich bestrebte mich ernstlich, ihr beides angedei-

hen zu lassen, und legte mir einen moralischen Zaum und Zügel an, um meine Gedanken von den andern ab: und auf diese allein zu lenken. Ich fand eine so schöne kunstgerechte Form an ihr, daß ich ihr Gesicht sehr geschwind über ihrem Körper vergaß. Dies erhöhete natürlich den momentanen Reitz des Mädchens um ein Grosses, und ich glaube, die Häßliche stand für diesen Augenblick mit der Herzogin, der Gräfin, Marcellina und dem ganzen patagonischen Harem in Reihe und Glied. Sie schien nicht wenig Geschmack an mir zu finden und nannte mich einmal über das andere ihren schönen Fremdling, setzte aber immer in einem leidenschaftlichen, seufzenden Tone hinzu: „Ach, wenn doch meine Gebietherin nicht wäre."

Aus reiner Dankbarkeit bewegen, schloß ich sie in meine Arme, als eine Uhr in der Nähe eins schlug und die Verschleierte zur Thür eintrat. Der Bliz hätte die Häßliche nicht schrecklicher treffen können, als die schwarze Erscheinung. Sie warf

ſich vor jener auf die Knie, umfaßte dieſe und ſchluchzte heftig. Die Verſchleierte heftete einen bedeutenden Blick auf ſie, hob ſie dann auf und ſagte zu ihr langſam und mit Engelsſanftmuth! „Zulma! Ich verzeihe dir!" Zulma ſtand auf, küßte der Verſchleierten die Kleider und verließ laut weinend den Saal.

Ich befand mich in einer drückenden Lage, und wagte nicht, die Augen aufzuſchlagen. Dieſe räthſelhafte Erſcheinung in mir ſetzte mich ſelbſt in Erſtaunen. Welche unſichtbare Glorie umſtralte die Verſchleierte? Warum erſchien ſie mir in dem himmliſchen Glanze einer Göttin der Keuſchheit, einer perſonifizirten Reinheit und Lauterkeit? Alle dieſe Bemerkungen drängten ſich mir in dieſem einzigen Augenblicke auf, wo ich ihr gegenüber ſtand, und ſie ſelbſt, durch den gehabten Anblick, in Verlegenheit geſetzt zu ſeyn ſchien. So ſtanden wir mehrere Minuten und wagten beide nicht, den andern anzureden. Sie faßte ſich zuerſt, indem ſie einigemal den Saal auf und

nieder gieng. Dann blieb sie vor mir stehen und redete mich mit folgenden Worten an:

„„Könnten die Sitten meines Vaterlandes meinem innern Sinne und Gefühle zur Richtschnur dienen, so würde die Szene, deren Augenzeuge ich so eben gewesen bin, gar nichts befremdendes für mich gehabt haben. So aber muß ich offen gestehen, daß der Eindruck, den dein erster Anblick auf mich gemacht hat, mich jetzt wünschen läßt, auf keine solche Art über dich aufgeklärt zu werden. Doch davon kein Wort weiter! Ich bin in Algier gebohren, wo mein Vater eine hohe Stelle im Staate bekleidet. An meinem letzten Gebrtstage ward mir zu Ehren ein glänzendes Fest veranstaltet, welches ein kostbares Feuerwerk auf offner See beschließen sollte. Man schmückte mich mit den reichsten Kleidern und prächtigsten Edelgesteinen. Kaum hatte das Feuerwerk begonnen, als sich aus heitern, hellen Wolken ein fürchterlicher Sturmwind erhob. Das Schiff, worauf ich mich befand, ward vom Lande ab in die offene

See getrieben. Die ganze Nacht wurden wir von den Wellen herumgeworfen und jeden Augenblick in Gefahr, ein Raub derselben zu werden. Mit Tagesanbruch erblickten wir ein Schiff, welches mit offenen Segeln auf uns einruderte. Es war ein sizilianischer Seeräuber, der auch so gleich Jagd auf uns machte. Die wenige Mannschaft auf unserm Schiffe konnte sich nur schwach vertheidigen und mußte sich bald auf Gnade und Ungnade ergeben. Wir landeten an einer unbewohnten Küste und wurden von den Seeräubern in diese unterirrdische Höhle geführt. Hier haben sie mich schon mehrere Monate lang gefangen gehalten, indem sie noch über die Art und Weise nicht einig werden können, wie sie mich gegen ein vortheilhaftes Lösegeld meinem Vater wieder ausliefern sollen. Die übrigen stimmen unbedingt dafür; nur ihr Haupt, das mich mit seiner gehässigen Liebe plagt und verfolgt, ist noch immer nicht dazu zu bewegen.

Bis jetzt hatte ich noch mit keinem Gedanken daran gedacht, an welchem Orte und unter welchen Menschen ich mich befände, und im Traume wär es mir nicht eingefallen, zu glauben, daß ich, wie es mir jetzt aus der Rede der Verschleierten wollte deutlich werden, gar ein Gefangner von Seeräubern seyn sollte. Bei meinem Erwachen hatten zu verschiedenartige Gegenstände auf meine Sinne gewirkt und sie von mir selbst zu sehr abgezogen, als daß ich meine eigne Person nicht hätte darüber aus dem Gesichte verliehren sollen. Jetzt nun, da ich auf einmal über meine Lage an diesem Orte Aufklärung erhielt, war mir der Gedanke unerträglich, wider Willen hier zu seyn und nicht von dannen zu können. Ich wußte übrigens nicht, welche Pläne meine geehrten Wirthe in Rücksicht meiner geschmiedet hatten, konnte aber, ohne einen großen Aufwand von Scharfsinn, voraus sehen, daß sie mich nicht gutwillig würden ziehen lassen. Das Zusammentreffen mit der Algierischen Dame an diesem

Orte konnte mir demnach unter so bewandten Umständen gar nicht gleichgültig seyn, wäre sie auch minder schön gewesen, wie ich jetzt Gelegenheit gehabt hatte, zu entdecken, indem sie schon vor Anfang ihrer Rede an mich sich entschleiert hatte. Da sie schon so lange an diesem Orte und unter diesen Menschen gelebt hatte, so konnte ich zum voraus setzen, daß sie beide hinlänglich kennen müsse, um mir die gehörigen Aufschlüsse darüber geben zu können. Es berechtigte mich demnach mehr als eine Ursach, meiner Türkischen Freundin Vertrauen angedeihen zu lassen und mein Schicksal mit dem ihrigen zu verbinden. Dies kostete mich um so weniger Ueberwindung, indem schon ihr erster Anblick mich zu ihrem Vortheil eingenommen hatte. Auch flößte ihr anspruchloses, gar nicht prunkvolles Wesen, welches ihr das Ansehen einer stillen, und unwiderstehlichen Hoheit gab, eine unbedingte Hingebung ein. Ich verhieß ihr also von meiner Seite allen nur möglichen Beistand und Einwilligung in jeden ihrer

Entschlüsse. Sie berichtete mir, daß vielleicht schon der morgende Tag zu der Ausführung eines Planes geschickter seyn könne, als jeder andere, indem, wie sie wisse, ein großer Theil der Bande aus der Höhle ziehen und wieder zu Schiffe gehen werde. Sie versprach, nähere Nachricht einzuziehen und zwar durch eine ihrer Sklavinnen, der nemlichen Zulma, die ich mir zur Gesellschafterin hatte wählen müssen, und welche, wie sie sagte, von einem der angesehensten Räuber, wiewohl vergebens, ausnehmend geliebt und protegirt werde. Der Schlag einer Uhr erinnerte uns an die Eilfertigkeit der Zeit, welche schon den nahen Morgen verkündigte. Die Entschleierte stellte mir die Nothwendigkeit vor, daß wir uns trennen müßten, ehe jemand erwachen und uns vielleicht beisammen finden würde. Diese plötzliche Trennung von einem interessanten Wesen, welches mir noch so fremd und doch wieder so bekannt war, wollte mir nicht recht deutlich werden. Es war mir immer noch, als sollte ein gewis-

ſes Etwas unter uns zur Sprache kommen, dem ſich doch wieder ein gewiſſes anderes Etwas mit aller Macht widerſetzte. So ſtand ich mehrere Augenblicke in der höchſten, peinlichſten Unentſchloſſenheit, als die Türkiſche Dame mit einem himmliſchen Liebreize auf mich zutrat und ihre Arme gegen mich ausbreitete. Ich ſtürzte auf ſie ein, umſchlang ſie mit Heftigkeit und drückte einen langen Kuß auf ihren ſchönen Mund. Ein Geräuſch in meiner Nähe brachte mich wieder zu mir ſelbſt. Ich wandte mich um und erblickte den großen Mann, der in die Thür trat und uns mit der höchſten Verwunderung in oberwähnter Stellung erblickte. Als er ſich in etwas von ſeiner Beſtürzung erholt hatte, kam er näher und hielt folgende Anrede an mich:

„Brav, junger Mann! Ihr ſchmiedet das Eiſen, dieweil es warm iſt; daß ihr aber ſo geſchwind zum Ziele kommen würdet, hätte unſer einer ſich nicht einbilden können, der nun ſchon Monate lang, wie die Katze, um den heißen Brei geht."

Die Entschleierte wand sich, doch ohne Bestürzung, aus meinen Armen und verließ den Saal, nachdem sie noch einen bedeutenden Blick auf mich geworfen und den großen Mann mit verächtlicher Miene angesehen hatte. Ich blieb mit letzterem allein und wußte nicht ganz eigentlich, wie ich mich gegen ihn zu verhalten hatte. Indeß zog er mich mit folgenden Worten aus der Verlegenheit:

„Na — zürnt nur nicht auf mich, junger Mann: Es ist nicht gerne geschehen. Ich bin freilich etwas zu früh gekommen. Nun! Tröstet euch! Es ist noch nicht aller Tage Nacht geworden. Ihr braucht euch nicht zu übereilen."

Ich hielt es jetzt für dienlich, diese Aeußerung aufzufangen um zu erfahren, wie er in Hinsicht meines hiesigen Aufenthalts gesonnen sey. Ich erwiederte daher auf der Stelle:

„Allerdings habe ich Eile, denn ich werde noch diesen Morgen von hier abreisen."

Der große Mann machte ein seltsames Gesicht, ohngefähr als wenn er von einer unsichtbaren Hand eine Ohrfeige bekommen hätte. Ich sah ihm die Verlegenheit an, mit welcher er zu kämpfen hatte, indem ich doch nicht gerade zu erfahren sollte, wie sie eigentlich mit ihm daran wär. Auch war mir selbst daran gelegen, dieser Art der Vertraulichkeit auszuweichen. Ich hätte sonst, um den Schein zu retten, wenigstens toben und mich wüthend gebehrden müssen, wozu mir in diesem Augenblicke die Lust fehlte. Auch hatte der Gedanke, hier neben der Algierischen Dame und den übrigen Harems Schönen für einige Zeit eingekerkert zu werden, jetzt schon viel von dem Gräßlichen verlohren, welches er anfangs für mich gehabt hatte. Wird man sich wundern, wenn ich frei gestehe, daß die Häßliche eben so viel Antheil an meiner Sinnesveränderung hatte, als die Entschleierte? Erkläre, wer da kann, die Inkonsequenz der menschlichen Naturen! Ich vermag es nicht und lege deßhalb mit wahrer Beschä-

mung den Stein bei Seite, welchen mir jezuweilen Intoleranz und eigene Ueberhebung in die Hand giebt.

Um den großen Mann in Rücksicht der Erklärung, welche er mir hätte geben müssen, außer alle Verlegenheit zu setzen, beschloß ich, ihm selbst Gelegenheit zur Ausweichung derselben zu verschaffen. Ich bat ihn demnach, er möge mir einen Ort anzeigen, wo ich einige Zeit ruhen könne, weil ich mich noch etwas schwach fühle von meinem gethanen Sprunge. Er führte mich hierauf in ein prächtiges Schlafgemach und verließ mich, nachdem er mir eine gute Nacht gewünscht hatte. Ich entkleidete mich und suchte das Bett auf, dessen elastische Weichheit mich bald in einen süssen, erquickenden Schlaf wiegte.

Bei meinem Erwachen fühlte ich mich heiterer und leichter, als ich mich seit langer Zeit nicht erinnerte, gewesen zu seyn. Ich versinnlichte mir alle und jede mögliche Ereignisse, die mich an diesem Orte treffen könnten, und fand kein einziges, vor dem

ich nöthig gehabt hätte, zurükzuschreken. Im Gegentheil mahlte mir meine geschäftige Phantasie gewisse Situazionen so reizend und geschmakvoll aus, daß ich nur mit Widerwillen daran dachte, diese muhamedanische Unterwelt zu verlassen. Doch befand sich im Vordergrunde der Perspektive, die ich in das Freudenleben dieses weiblichen Labyrinths that, allemal neben der Entschleierten — die Häßliche. In einem Anfalle Ovidischer Metamorphosirsucht wünschte ich, ein moderner Deukalion, Pygmalion, oder des etwas zu werden, um Zulma's Körper dem Gesichte der Algierischen Dame abhängig zu machen, oder welches auf eins herausgekommen wäre, letzteres ersterem einzuverleiben. In meinen wandelnden und verwandelnden Visionen erblickte ich zugleich die projektirten Methamorphosen fix und fertig, worüber der alte Mensch in mir eine nicht geringe Freude empfand. Doch verwandelte sich diese urplötzlich in ein großes Leid, als ich durch eine Okularinspekzion überzeugt ward, wie eine der unverwandel-

ten Verwandlungen sich in meiner Nähe befände. Es sah nemlich bei einem Geräusche, welches der Verwandler in seinem Bette machte, das häßliche Gesicht, welches dem schönen Körper der Zulma angehörte, durch die Vorhänge des erstern, nemlich des Bettes, und benahm mir dadurch alle Lust, noch weiter zu verwandeln, um nicht, wie jener berühmte Verwandler, aus dem Paradiese des Genusses in das Jammerthal der Entbehrung exilirt und versteßen zu werden. Seit die projektirte Gesichts- und Körperwanderung nicht hatte statt finden können, waren mir meine angefangenen und nicht beendigten Werke um eins so theuer geworden. Ich betrachtete deshalb die Häßliche mit doppeltem Interesse und versuchte sie näher an mein Bett zu ziehen, indem ich sie fragte, was zu ihrem Dienste stehe? Sie entwand sich meinen Armen und antwortete mit einer trüben ernsten Miene:

„Der Zufall, mächtiger als meine Entschließungen, zieht mich von neuem zu

Dir hin. Den grausamen Scherz fortsetzend, hat man mich abermals zu deiner Gesellschafterin gewählt. Doch legt mir der Befehl meiner Gebietherin, mehr noch aber das Pflichtgefühl gegen mich selbst, strenge Vorsicht und Wachsamkeit auf. Es darf unter uns keine Annäherung statt finden, als die sehr mittelbare des Herrn und der Sklavin."

Noch in meine metamorphosirenden Träumereien versunken, weckten mich diese Worte auf eine sehr unangenehme Weise, und waren eben nicht sehr tröstlich für mich anzuhören. Ich ahnete mein altes Schicksal, das mich bisher immer verfolgt hatte und dem des Tantalus nicht unähnlich war, der bei stets erregtem Reize stets entbehren mußte. Dieser hatte die Götter beleidigt, ich hingegen, sie angebetet in dem schönsten Theile ihrer Schöpfung. Warum mußte ich einerlei Schicksal mit ihm haben, ohne jedoch des nemlichen Verbrechens schuldig zu seyn. Meine Laune ward dadurch um ein ansehnliches mislauniger; denn ich sah schon

im voraus, daß auch der heitere Himmel der Algierischen Dame sich wieder verschleiern würde. Ueberhaupt waren alle meine weiblichen Bekanntschaften jenen Blumen ähnlich, die einem von ferne recht lieblich anlächeln, aber sich sogleich verschließen, wann man sie berühren will. Ich war demnach, wie schon gesagt, ziemlich ärgerlichen Sinnes und drehte mein Gesicht ab von der sittsamen Zulma. Sie bemerkte meine Veränderung, wie es schien, mit keinem freudigen Gefühle und sah mich mit düstern Augen an, die sich im Augenblicke mit sanft fließenden Thränen füllten. Dieser Anblick rührte mich und ich vergaß von neuem die löblichen Pflichtgefühle der interessanten Tugendheldin, indem ich sie umarmen wollte. Sie wich mir abermals aus und sagte in einem leidenden, höchst rührenden Tone, indem sie meine Hand zum Munde führte:

„Schöner, reizender Fremdling! Eine vorhin nie gekannte, nie gefühlte Empfindung bewegt diesen feurigen Busen, und

ein

ein mächtiger, alles besiegender Reiz zieht mich zu dir hin. Ach, dürfte ich den glühenden Wünschen dieses Herzens folgen und mich ihnen hingeben! könnte ich das lange geahnete, lang ersehnte Ziel in deinen Armen erreichen! aber nein! die arme, von Natur und Menschen verstoßene, Zulma darf keine Wünsche haben, keine Befriedigung derselben suchen! Sie lebt nicht in eignem Willen, sondern ist dem eines andern unbedingt unterworfen! Sie darf keinen Gemahl haben, keinen kennen, sondern ihn nur einem andern zubereiten.

Ihre Thränen flossen häufiger und sie beschäftigte sich im Zimmer mit den Zubereitungen zu einem ausgesuchten Frühstück. Während sie ab- und zugieng, kleidete ich mich an, im Herzen die Algierische Dame, die Häßliche und die ganze Riesenpflanzschule nach Recht und Billigkeit zu allen Teufeln wünschend.

Ein großer Theil meines Zorns ertrank in dem herrlichen Weine, welchen mir die unterirdischen Republikaner hatten

zukommen lassen. Noch vor Beendigung meines Frühstücks war mein Sinn so rein von Trübsinn, wie ein heitrer Frühlingsmorgen von Regenwolken. Die wundervollen Ereignisse meines allerneuesten Lebens zogen in ihren grellen Gestalten, wie Schattenspiele an der Wand, vor meiner Seele vorüber, ohne einen Eindruck von sich zurück zu lassen. Doch bemerkte ich, wenn ich genauer zublickte, einen Schatten, bedeutender und majestätischer, als die übrigen, der sich in jede Gruppe einschlich, diese zum Schatten, sich selbst aber zum Lichte erhob. Diese Gestalt war unverkennbar durch den mächtigen Eindruck, welchen ihr jedesmaliger Auftritt in mir zurück ließ. Wer ahnet nicht mit mir den Namen dieser Gestalt? Es war — die Herzogin! Oft schien sie mir zu winken, und einen verweisenden, zürnenden Blick auf mich zu werfen. Immer aber behielt jene himmlische Engelssanftmuth die Oberhand, die mir stets so reizend an ihr erschienen war. Doch war es mir, als müßte ich mich

mit Gewalt bestreben, Sinn und Gedanken für jetzt noch von ihr abzulenken. Sie erschien mir wie das endliche, belohnende Ziel einer gefahrvollen Unternehmung, für welches ich noch nicht alle mir auferlegten Mühseeligkeiten überstanden hatte. Mein Sinn hieng mit einer wahren Anbetung an dem holden lieblichen Wesen der Italiänerin. Ich selbst hielt mich aber noch nicht für geprüft, geläutert und erprobt genug, um in den Himmel einzugehen, welchen mir die Arme der Herzogin aufschließen würden. Sollte bei diesen Raisonnements einige Selbsttäuschung sich mit ins Spiel mischen, um meinen eignen treulosen Sinn zu rechtfertigen, so erinnere man sich im Allgemeinen der Gebrechlichkeit und Hinfälligkeit der menschlichen Natur. Ich habe von jeher Verzicht darauf gethan, mehr als Mensch seyn zu wollen.

Während obige Scenen im Schattenspiele meiner Phantasie vorgestellt wurden, hatte Zulma, ihrer natürlichen und künstlichen Rolle nachkommend, in tugendhafter

Demuth die entgegengesetzte Ecke des Zimmers zu ihrem Aufenthalte gewählt, von wo aus sie heimlich mit meinem äussern Ich liebäugelte. Ich beschloß, einmal Herr zu werden über das Adamitische Wesen in mir, und die tugendhafte Jungfrau nicht zu stören in ihren frommen Entschlüssen. Ich kann eben nicht sagen, daß ich hierbei, während ich frühstückte, einen harten Kampf zu kämpfen hatte. Ich gelobte Entsagung über Entsagung, und eine Entbehrung nach der andern, und würde auf der Stelle ein Mönch geworden seyn, wenn man die Herzogin, als meine Himmelsbraut, mir in die Arme geführt hätte. So trieb ich es noch eine gute Weile fort bei Hülle und Fülle des Tisches. Als aber mein Magen mit letzterm die Rollen gewechselt hatte, und beide kein Interesse mehr für mich hatten, so wollte es mir freilich ganz anders zu Muthe werden. In vollkommener Zerknirschung meines sündigen, schwachen Menschen gelang es mir jedoch, theilweise den Sieg über mich da-

von zu tragen, und ich redete mit der Tugendhaften von gleichgültigen Dingen, als da sind von ihrem Vaterlande, den Gebräuchen desselben und desgleichen. Ehe ich es bemerkte und alle hintertreiben konnte, hatte sie mir schon ein Langes und Breites von der Entschleierten vorgeredet, die sie die schönste, klügste und gesittetste ihres Landes nannte. Ich hielt es mit meinem Christenthume nicht für unverträglich, das Lob eines dritten mit Wohlgefallen anzuhören und stimmte recht wacker mit ein. So hatte, wie man zu sagen pflegt, ein Wort das andere gegeben, bis am Ende Zulma in folgende Rede übergieng, von welcher ich nicht recht wußte, ob ich mich, meinen obigen tugendhaften Entschlüssen unbeschadet, darüber freuen sollte, oder nicht. Die Häßliche redete mit lieblicher melodischer Stimme folgendes:

„In unserm Lande hatte bis jetzt noch keines Mannes Schönheit und Liebenswürdigkeit das Herz meiner Gebiethrin rühren können. Dir, schöner Fremdling, war

es vorbehalten, von ihr unter deinem ganzen Geschlechte zuerst bemerkt und unterschieden zu werden. Sie liebt dich und ist bereit, dir, nebst ihrer Hand, ein unermeßliches Vermögen zu deinem Eigenthume zu überreichen, im Fall du mit ihr in ihr Vaterland gehen und die Religion desselben annehmen willst. Von diesem ihrem Entschlusse dich zu benachrichtigen, hat sie mir bestimmt aufgetragen, und läßt dich hiermit auffordern, deine Erklärung über diesen Gegenstand von dir zu geben."

Da es unter uns noch eben nicht sehr gebräuchlich ist, daß die Weiber sich den Männern anbiethen, so setzte mich diese moderne Sitte der Algierischen Dame in nicht geringe Verlegenheit. Einem Zuvorkommen von solcher Art darf man doch wahrlich kein trocknes, kurz entscheidendes Nein entgegensetzen. Ich stand demnach lange mit mir an, ob und was für eine Antwort ich der treuen Zulma für die Behörde übermachen sollte. Diese legte mein Schweigen zum Vortheil für ihre Gebiethe-

rin aus und hielt es für ein freudiges Erstaunen des unerwarteten Antrages. In eilfertiger Geschäftigkeit wollte sie sogleich aufbrechen und der Algierischen Dame Nachricht geben von dem Heile, welches ihr widerfahren würde. Ich hatte eben noch so viel Zeit übrig, der Schnellfüßigkeit dieser flinken Eris Einhalt zu thun und sie bei einem ihrer Kleidzipfel von der Thür zurück zu ziehen, aus welcher sie so eben zu ihrer Gebietherin eilen wollte. Ich suchte ihr begreiflich zu machen, daß, bevor wir nicht aus dieser Höhle befreiet wären, gar nicht daran zu denken wäre, irgend einen Entschluß für die Zukunft zu fassen. Zulma erwiederte hierauf, wie ihr zugleich von der Algierischen Dame aufgetragen worden sey, mir zu berichten, daß alles zu unserer Flucht vorbereitet wäre. Sobald nach der Mittagstafel der größere Theil von den Räubern aus der Höhle abgezogen seyn würden, müßte ich mich in Bereitschaft halten, auf den ersten Wink reisefertig zu seyn. Eine kleine Anzahl von

den Räubern wären von ihrer Gebietherin bestochen und hätten versprochen, uns sämtlich Begleitung und Schutz angedeihen zu lassen. Diese Nachricht konnte mir nicht anders als erwünscht seyn, indem mir recht sehr daran gelegen war, aus diesem unterirrdischen Käfig entlassen zu werden, ob er gleich von Gold war und ich darinn auf das kostbarste gespeist wurde. Auch fing ich an, die Haremsherrlichkeiten aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten, nachdem das ernsthafte Attachement der Entschleierten dem meinigen für die Tugendhafte Einhalt gethan und die letztere überhaupt zur verzichtleistenden Enthaltsamkeit gestimmt hatte.

Ich deutete Zulma an, daß sich ihre Gebietherin durchaus auf meinen Beistand verlassen könne und daß ich nichts verabsäumen würde, was unsere Flucht zu befördern im Stande wäre. Da es sich nun nicht gut mit einandrr reden läßt, wenn man sich nicht abzusehen vermag, so war ich etwas näher getreten, und Zulma, wel-

che vielleicht ein ähnliches Bedürfniß der Verständlichkeit fühlte, hatte das nemliche gethan. So befanden wir uns, ohne daß wir es selbst wußten, ganz nahe bei einander, und der Augenschein überzeugte mich mehr als je, daß ich ein verdienstliches Werk gethan hätte, wenn obige Verwandlung zu Stande gekommen wäre. Ich hätte mich selbst verwandeln mögen, zu einem Gotte nemlich, um denselben Actus mit der Häßlichen vornehmen zu können. Ein Seelengefühl, das Mitleid, überwand meine lebenswürdigen Entschließungen, was ein gewisses anderes physisches Gefühl vorhin zu thun nicht im Stande gewesen war. Ich faßte eine ihrer schönen Hände und verdoppelte auf dieser diejenigen Küsse, welche ich, wegen nicht vorgegangener Metamorphose, ihrem Munde anzubringen verhindert wurde. Durch eine sonderbare Verschwisterung der Ideen, oder vielmehr von meinem Beispiele gereitzt, hatte sie ebenfalls meine noch freie Hand ergriffen und küßte sie mit der höchsten Inbrunst. So

ſuchten wir uns durch Vervielfältigung eines kleinen Genuſſes für die Entbehrung des gröſsern zu entſchädigen. Da die Entſchädigungswerke ſelten ſehr geſchwind von Statten zu gehen pflegen, wie dasjenige unſres lieben Teutſchen Vaterlandes zur Gnüge beſtätigt, ſo mochten wir uns bei dem unſrigen auch ſchon eine ziemliche Zeit verweilt haben, als wir ein fürchterliches Gelächter, einem rollenden Donner ähnlich, in unſrer Nähe zu hören bekamen. Ich wandte mein Geſichte hin nach dem Orte, von welchem her mein Gehör die furchtbare Erſchütterung erhalten hatte, und erblickte — den groſsen Mann, nebſt mehrern der ehrlichen Räuberbande. Sie hielten ſich ſämtlich die Bäuche und wollten vor Lachen in die Knie ſinken. Dies brutale Weſen empörte mich ſowohl, als die Tugendhafte, die ihrem Charakter ungetreu, mit ſichtbar beleidigter Eigenliebe ſagte:

„Um jene dort für ihren Mangel an delikater Schonung gegen mich zu beſtrafen, wünſchte ich, von dem gütigen Wohlwollen,

welches du diese Nacht für mich äußertest, und zwar zur Wissenschaft jener Frechen dort, thätigen Gebrauch gemacht zu haben."

Es konnte mir natürlich nicht gleichgültig seyn, die Häßliche in einer solchen günstigen Stimmung für mich zu erblicken. Daher suchte ich ihr begreiflich zu machen, daß uns noch immer Zeit und Gelegenheit genug übrig bleibe, eine so gerechte Strafe an jenen Verbrechern zu vollziehen, die da glaubten, daß sie, Zulma, nicht fähig sey, einem Manne Zärtlichkeit einzuflößen. Sie betrachtete mich mit einer Miene, die im höchsten Grade zweideutig war, und verließ mich, nachdem sie sehr bedenklich den Kopf geschüttelt hatte. Wahrscheinlich hatten die Scharfschützen der Tugend die leichten Truppen der Sinnlichkeit abermals aus dem Felde geschlagen. Im Herzen segnete ich die Tugendhafte in ihren frommen Entschlüssen und nahm mir vor, fortan keinen Anlaß zu Rückfällen mehr bei ihr zu bewirken. Ich erwartete ja ohnehin den nahen

Augenblick, wo mich meine Flucht aus der Höhle den Banden der Versuchung entziehen sollte. Daß ich in neue verstrickt werden könnte, und zwar in weit gefährlichere, wie zum Beispiel mit der Algierischen Dame, das schien mir jetzt gar keine Möglichkeit mehr, nachdem ich mit mir selbst in's Reine gekommen war.

Mit stolzem Bewußtseyn schritt ich demnach auf den großen Mann nebst seinen ehrlichen Gefährten ein, welche sämmtlich ihren vorigen Platz noch nicht verlassen hatten. Ersterer nöthigte mich mit sich in den Fechtsaal, wo sie sich, wie er sagte, bis zur Mittagstafel mit Fechtübungen zu unterhalten pflegten. Ich willigte ein und ward in ein ungeheures Gemach geführt, in welchem Waffen, antike und moderne, nach Art einer Rüstkammer, aufgestellt und aufgehangen waren. Ein Theil desselben stellte einen Kampfplatz nach antiker Art vor, mit Seitenlogen und Schranken. In der Mitte desselben befand sich ein prächtiger Thron. Als wir eingetreten waren,

redete mich der Große mit folgenden Worten an:

„Betrachte dort jenen Degen!"

Er zeigte nach dem Throne hin und ich erblickte einen mit Diamanten kostbar besetzten Degen, der an der Seite des Throns aufgehangen war.

„Dieser Degen, "fuhr er fort" ist demjenigen zum Preise bestimmt, der heute die übrigen im Faustkampfe besiegen wird."

Nachdem er dies gesagt, führte er mich in eine der Seitenlogen, die, vermöge ihres reicheren Schmuckes, eine Ehrenloge zu seyn schien. Kaum hatte ich Platz genommen, als er mit einer großen Klocke ein Signal gab. Es öffneten sich zwei Flügelthüren, und unter einer wilden, kriegerischen Musik marschirten die Räuber paarweise zu denselben ein. Hierauf that sich eine zweite Thür auf und es erschien der ganze patagonische Harem, kostbar geschmückt, die Algierische Dame an der Spitze, und die Tugendhafte den Zug beschließend. Hier machte ich die Bemerkung,

daß die Tugend dem Golde gleiche: sie war, vermöge ihrer eignen Schwere ganz unten hingekommen. Die Entschleierte hatte sich abermals verschleiert und strahlte in ihrer Pracht und Schönheit, gleich der alles erquickenden Sonne. Bei ihrem Eintritt erhob sich der Große von seinem Sitze, reichte ihr den Arm und führte sie neben sich auf den Thron. Die Tugendhafte nahm, im bescheidenen Gefühl ihres eignen Werths, zur Seite desselben hinter ihrer Gebieterin, Platz. Der übrige Theil des Harems zerstreuete sich in die vorerwähnten Logen.

Der Saal, in welchem wir uns befanden, lag über der Erde und ward vom Tageslichte erhellet. Ich konnte demnach diese weibliche Bildergallerie, rein von allem optischen Betruge, in ihrem natürlichen Lichte beschauen. Das Ganze gewährte einen so genußthuenden Anblick, daß es schien, als habe man eine Kunstausstellung von Weibern gemacht, um der schönsten den Preis zuzuerkennen. Wenn ich diesen

hätte austheilen sollen, so würde ich in meiner Wahl nicht lange anaestanden seyn. Die Algierische Dame ließ über die künstlerische Vollendung, welche die Natur an ihr verschwendet hatte, keinen Zweifel übrig. So wie dieses weibliche Kunstkabinet mir zur Unterhaltung diente, gewährte ich demselben das nämliche Vergnügen. Jegliche Figur desselben setzte sich in einen unmittelbaren Rapport mit mir, und zwar durch den Schleichhandel kontrabander Blicke; ich hingegen, eingedenk meiner tugendhaften Verzichtleistungen, sträubte und wehrte mich, wie ein Märtirer an mir selbst, gegen alle verführerischen Lokspeisen dieser Sirenen des vesten Landes und wieß alle kontrabanden Zusendungen mit gebührender Entsagung hinter mir zurück, indem ich fest entschlossen war, ein treuer Bürger und Unterthan meiner einmal erkannten Hoheit zu seyn und zu bleiben. Wer mich nicht in Versuchung setzte, an mir selbst und meiner Bürgerpflicht zum Verräther zu werden, war — die Tugendhafte. Sie allein hatte

das Ansehen, als sey die vergangne Nacht ihrem Leben gar nicht angehörig, und als wisse sie nicht, daß es, außer dem kleinen Riesengeschlechte, noch ein bärtiges Wesen im patagonischen Serail gebe. Ich hatte Gelegenheit, an mir selbst zu erfahren, wie ein gutes Beispiel durchaus keine guten Handlungen erzeuge. Je tugendhafter die Tugendhafte zu seyn sich bestrebte, je untugendhafter hätte ich große Lust gehabt, zu werden. Ihre Tugend reizte mich eben so zum Laster, als das Laster des übrigen weiblichen Kunstkabinets mich zur Tugend ermuntert hatte. Nur aus dem Contraste entspringt demnach das Gute und Schöne. Ich suchte bei ihr eine pantomimische Liebeserklärung ins Werk zu stellen und durch perspective Verführungsmittel zum Ziele zu gelangen. Indessen halfen mir bei ihr die künstlichen Mittel eben so wenig, als es die natürlichen der Haremsschönen bei mir gethan hatten.

Während dieses Versuchs der praktischen Mimik, der jedoch ihr angewandter Theil ganz

ganz fehlte, waren die Faustkämpfer schlagfertig geworden. Der Streit hob an und nun ward derjenige zwischen dem Harem, der Tugendhaften und mir, für einige Zeit in einen Waffenstillstand verwandelt.

Zwei kleine Goliathe hatten sich angepakt, als wollten sie sich in diesem Leben nicht wieder loslassen. Kraft gegen Kraft, gewährten sie den Anblick des reinen Streits, abgezogen vom Gemeinen und Niedrigen der erregten Leidenschaft. Die Behendigkeit des Kleinern besiegte die Stärke des Größern. Der Ueberwinder warf den Besiegten zu Boden und hätte ihn erdrosselt, wenn der Große mit seiner Weltposaunenstimme nicht "Halt" dazwischen geschrieen hätte. Schon wollte die „Algierische Dame dem Sieger den Preis einhändigen, als dieser, im stolzen Gefühle seiner Kraft und Tapferkeit, das ganze Patagonische Geschlecht einzeln zu einer Fortsetzung des Kampfs mit sich einlud. Statt der Antwort schrieen alle einmüthig, man erkenne ihn für den Stärksten und er allein habe den Preis verdient.

Dies Geschrei machte einen widrigen Eindruck auf mich. Es ärgerte mich, die Halbriesen in dem stolzen Wahne zu sehen, als könne es kein anderes Menschenkind in der Körperstärke mit ihnen aufnehmen. Ein toller Gedanke fuhr mir durch den Kopf. Er hatte sein Entstehen in einer bizarren Empörung gegen jegliche imponirende Kraft, wenn sie als blose Kraft von außen her auf uns wirkt. So, zum Beispiel, kostete es mich von jeher unendliche Mühe, dem Priester nicht in's Wort zu fallen, einem hohen Haupte nicht auf den Kopf zu spei en, einem beladenen Frachtwagen mein Bein nicht unterzulegen, und so weiter. Jetzt hätte ich meinen gewissen Tod vor Augen sehen können, und ich würde dessen ohngeachtet meiner tollen Laune gefolgt seyn.

Ich schrie der Algierischen Dame zu, den Preis nicht früher auszutheilen, als bis sich der Sieger auch mit mir gemes sen haben würde. Alle staunten bei diesen Worten, als sähen sie eine Erscheinung. Der Große schrie:

„Bei allen Teufeln! dein Muth gefällt mir und wäre eines glücklichen Erfolges werth. Doch besinne dich wohl! Hier läßt sich nicht spaßen. Ein kräftiger Schlag seiner Faust, und du verliehrst auf immer die Lust um den Preis zu kämpfen."

Die Algierische Dame gerieth in eine sichtbare Bewegung und erbleichte unter dem Schleier. Sie heftete einen langen bittenden Blick auf mich, und näherte sich mir, indem sie mir leise zuflüsterte:

„Unglücklicher! Du gehst deinem sichern Tode entgegen. Ich überlebe dich nicht."

Wer sich taub bezeigte gegen diese himmlische Theilnahme, war ich. Auch Zulma wußte sich mir unbemerkt zu nähern und sagte mir leise mit hörbar bewegter Stimme:

„Du bist verlohren. Jener ist's eben, der mich mit seiner gehässigen Liebe verfolgt. Er hat von unserer nächtlichen Zusammenkunft gehört und dir den Tod geschworen. Er wird diese Gelegenheit mit satanischer Freude ergreifen."

Zulma's Rede machte eben so wenig Eindruck auf mich, als die der Algierischen Dame. Ich sprang hervor und forderte den Sieger zum Kampfe heraus. Der unterirrdische Harem applaudirte und selbst das kleine Riesengeschlecht stimmte durch ein lautes Freudengeschrei mit ein. Ich sah mich schon im Geiste als Besitzer des prächtigen Degens, aus den Händen der Verschleierten empfangen. Der stolze Uebetwinder blickte auf mich herab, wie ein Vater auf seinen kleinen Sohn, wenn dieser sich mit ihm auf den Degen schlagen will. Ich schickte mich ernstlich zum Kampfe an und Zulma flüsterte mir abermals zu:

„Unsere Bitten vermögen nichts über deine thörigte Eitelkeit. Du bist verlohren und kein Gott kann dich retten. Versuch im Nothfall das Aeußerste. Wenn du seine Faust zum tödlichen Streiche emporgehoben siehst, so raune ihm folgende Worte in die Ohren: „Zulma! Heute Nacht um

zwölf Uhr! „Ich will mich dir zum Opfer bringen.“

Zulmas Rede war nicht schwer zu deuten. Wäre etwas im Stande gewesen, meinem tollen Sinne Einhalt zu thun, so hätte mich dieser liebevolle Edelmuth wieder zu Verstande bringen müssen. Indessen war jede fremde Rücksicht für mich verlohren. Ich sah und hörte nichts, als die Eingebungen meines eignen Geistes, dem die Superiorität jenes siegenden Riesen ein Gräuel war. Ohne demnach auf etwas weiter zu achten, schritt ich muthvoll auf den Kampfplatz, und forderte den Sieger auf, nicht lange zu weilen.

Im Geiste betrachtete ich mich als ein Schlachtopfer, welches der Verwegenheit und dem Uebermuthe gebracht würde. Ich war eigentlich nicht im Stande, mir Rechenschaft zu geben von dem, was ich beabsichtigte. Ich war nicht verwegen genug, mich mit Ueberzeugung eines glücklichen Ausgangs zu gewärtigen. Und doch war ich weit davon entfernt, zu glauben, ich

könnte unterliegen. Ich glich demnach denen, die aus Profession wetten. Sie wagen ihr Geld für und wider, je nachdem man sich für das eine oder das andere bereitwillig zeigt. So auch ich. Es kam mir eigentlich, vor zu großer Liebe zur Sache, nicht in die Gedanken, auf die Folgen derselben zu denken.

Ich schritt, wie schon gesagt, auf den stolzen Sieger ein und machte mich kampffertig. Der Große gab das Signal und jener faßte mich mit einer Kraft, die mich für das Ende meines Unternehmens nicht wenig besorgt machte. Da indessen, so wie ich das Ding ansah, für mich alles, und nichts zu gewinnen war, machte mich dies nicht muthlos, indem ich erwog, daß jeder Anfang seine Schwierigkeit habe. Statt mich ohne Sinn und Verstand mit meinem Gegner in einen unbekannten Kampf einzulassen, hatte ich so viel Ueberlegung, ihm vorher seine Schwächen abzumerken. Ohne einen förmlichen Angriff auf ihn zu unternehmen, verhielt ich mich blos vertheis

bigend, indem ich meistens seinen Schlägen auszuweichen mich bestrebte. Meine Absicht gieng dahin, ihn zu ermüden. Mit jeder Minute ward er heftiger. Was ihm anfangs Kinderspiel zu seyn geschienen hatte, erbitterte ihn jetzt und reizte ihn zur Aufbietung aller seiner Körperkräfte. Meine körperliche Geschmeidigkeit, die weder durch Zorn noch durch Anstrengung geschwächt war, widerstand seiner blinden Wuth mit leichter Mühe. Schon merkte ich an dem Lechzen seines Athems, an dem Auf- und Abschwellen seiner Halsmuskeln, an dem sichtbaren, mühsamen Aufwande seiner Kräfte, daß der Augenblick meines Sieges nicht mehr fern sey. Ich bestrebte mich, durch die mannichfaltigsten Krümmungen und durch die unregelmäßigsten Ausweichungen seiner Angriffe, ihn immer mehr zu ermatten. Seine Wuth von einem so verächtlichen Gegenstande auf diese Art getäuscht zu werden, kannte keine Grenzen und kam meiner Absicht vortreflich zu statten. Schon verfolgte er mich weniger schnell, schon hatte

er oft einen Augenblick nöthig, um wieder Odem zu schöpfen, als ich nun glaubte, meinem Ziele nahe zu seyn. Ich setzte mein Spiel mit ihm noch einige Zeit fort, und nahm endlich des Augenblicks gewahr, wo ihn eine völlige Ermattung zu befallen schien. Mit einem weiten Anlaufe und mit Pfeilesschnelle stürzte ich mich mit aller meiner Körperkraft auf ihn ein. Dies kam wie ein Feind in der Nacht über ihn, und Ueberraschung und geschwächte Kräfte ließen ihn diesem Streiche unterliegen. Er stürzte mit einem großen Geräusche zu Boden und ich über ihn her. Der Fall verursachte ihm eine ohnmächtige Betäubung, in welcher es mir ein leichtes gewesen wäre, ihm das Garaus zu spielen. Ich hiezu gegen begnügte mich damit, ihm die Gurgel zuzuschnüren, bis er mich laut als seinen Sieger anerkennen mußte. Kaum war dies geschehen, als der ganze Saal in ein unbändiges Freudengeschrei ausbrach. Insbesondere zeichneten sich unter demselben die Kehlen des modernen Harems aus, die

kein Ende finden konnten in ihren Beifallsbezeugungen. Ganz beräubt von den wohlwollenden Anstrengungen meines dankbaren Publikums, welche noch obenein in dem ungeheuren Saale tausendfach wiederhallten, trat ich vor den Thron und empfieng kniend den Preis aus den schönen Händen der Algierischen Dame. Alle meine frommen Entschlüsse schwanden, als ich jetzt in den Himmel schaute, der mir in ihrem unverschleierten Auge aufgethan ward. Sie selbst verrieth noch Spuren von Angst, Bangigkeit und Schmerz. Ihr Blick hieng mit lieblicher Rührung auf mir und ihr holder Leib bebte sichtbar. Indem sie mir den Degen umhieng, flüsterte sie mit leiser Stimme:

„Allah sey gelobt, der dir den Sieg verschafft hat."

Auch Zulma näherte sich mir und stattete mir ihre Glückwünsche ab. Das Mädchen war mir seit dem Kampfe mit dem kleinen Riesen sehr werth geworden. Ihre edelmüthige Aufopferung hatte eine Dank-

barkeit in mir erregt, die noch durch ein anderes bizarres Interesse, welches ich an ihr nahm, mächtig unterstützt ward. Der Glaube versetzt Berge, wie uns das Christenthum lehrt. Warum nicht auch einige Blatternarben? Ich fieng an zu glauben, die Häßliche sey nicht häßlich, und augenblicklich kam sie mir eben so schön vor wie die Uebrigen, die Verschleierte ausgenommen, bis wohin denn doch der Glaube bei mir nicht reichte, ob ich mir gleich alle Mühe gab, mein Erkenntniß unter dem Gehorsam desselben gefangen zu nehmen.

Ich versuchte es, ihr mit wenigen Worten begreiflich zu machen, wie das Korn ihrer guten That auf keinen steinigen Boden gefallen sey, sondern ihr hundertfältige Frucht tragen würde im meinem Herzen. Sie sah mich an, seufzte und drehte sich von mir ab. Nun näherte sich mir auch das übrige Personal meines weiblichen Publikums, und gab mir nicht undeutlich zu verstehen, daß ein Sieg über alle Individua desselben mir nicht halb so

ſchwer geworden ſeyn würde, als derjenige über den einzigen kleinen Rieſen. Trotz der Macht meiner Gefühle, die mich zu der Verſchleierten hinzogen und unbeſchadet meines Glaubens an die Schönheit der Häßlichen, konnte ich dennoch nicht umhin, eine kleine Muſterung anzuſtellen unter den reizenden Töchtern dieſes muhamedaniſchen Ländchens. Ich befand mich in dieſem Augenblicke fähiger dazu, als in der vorigen Nacht, wo die Täuſchung des erſten Anblicks, nebſt dem künſtlichen Tage, mir manchen Betrug mochten gespielt haben. Jetzt fand ich, daß auch nicht eine einzige unter der ganzen Menge war, die ein liebefähiges Herz hätte unbeſchäftigt laſſen können. Ich hatte bereits Kampf und Sieg und das ganze kleine Rieſengeſchlecht vergeſſen und ſchickte mich recht ernſtlich an, der Anſchauung des Schönen obzuliegen, als ein Ausruf des Großen mich auf eine ſehr unangenehme Art in meinem Vorhaben ſtörte. Man brach zur Tafel auf und ich beſchloß, während dem Eſſen

die Bewunderung der Werke Gottes fortzusetzen.

Der Große führte in eigener Person mir die Verschleierte zu, um ihr meinen Arm zu geben, und Paar bei Paar, und unter einer schmetternden Musik marschirten wir zum Eßsaal ein. Auf dem Wege flüsterte mir jene zu:

„Schütze nach der Tafel Müdigkeit vor und begieb dich auf dein Zimmer. Zulma wird dir Nachricht bringen. Der Augenblick unsrer Befreiung naht sich, und alles ist in Bereitschaft."

Ich hörte die Rede der Algierischen Dame mit vieler Gleichgültigkeit an. Nachdem ich öffentlich den kleinen Riesen und, insgeheim das ganze weibliche Personale dieser Räuberhöhle besiegt hatte, wollte ich auch meines Sieges genießen. Dem würde sich aber eine Flucht mit der Verschleierten und der schönen Häßlichkeit durchaus widersetzt haben. Ich beschloß demnach, das Befreiungsgeschäft noch etwas, und zwar für schlechtere Zeiten aufzuschieben.

Während dies im strengsten Geheim bei mir verhandelt wurde, waren wir im Eßsaale angelangt und hatten bereits Platz genommen. Ich, als der Held des Tages, erhielt neben der Verschleierten die oberste Stelle an der Tafel. Hier ereignete sich weiter nichts merkwürdiges, als daß ich in dem Entschlusse meines fernern Hierbleibens noch mehr bestärkt wurde. Der Gedanke war mir unerträglich, diesen Harem von weiblichen Schönheiten zu verlassen, ohne als Sultan auch nur ein einzigesmal mein Schnupftuch hingeworfen zu haben. Ich leistete Verzicht auf die Tugend der häßlichen Schönheit, so wie auf die Traktaten der Verschleierten, und beschloß, mit dem zufrieden zu seyn, was mein gutes Schicksal mir bei den Uebrigen zubereiten würde. Ich eröffnete demnach mit Blicken eine Art perspektiver Correspondenz unter mehrern Schönheiten des unterirrdischen Serails, welche sämmtlich nicht abgeneigt schienen, mit mir in Unterhandlung zu treten. Ein plötzliches Stocken

derselben war mir nur so lange unbegreiflich, bis ich merkte, daß keine unter ihnen zu einer gesellschaftlichen Theilung sich verstehen werde. Sie hatten meine verschiedenen Winke gedeutet, und eine jede war überzeugt worden, daß ich auch noch mit mehrern der Präliminarien beflissen wäre. Ich sah ein, daß der Besitz einer, oder Verzichtleistung aller mein Loos seyn würde. Diese Bemerkung war mir um desto unangenehmer, weil ich durchaus noch zu keiner Wahl einer einzigen gekommen war, und diese Einschränkung überhaupt meinem Sinne schnurstraks zugegen lief.

Zulma, eingedenk ihrer Verhältnisse mit der Algierischen Dame, hatte die Standesgleichheit dieser unterirdischen Republik nicht benutzt, sondern stand dienend und in aller Demuth hinter dem Sitze ihrer Gebietherin. Diese schien mir nachdenkender, als sonst, und heftete mehrere Male einen bedeutenden Blick auf mich. Zulma flüsterte ihr unabläßig in die Ohren und ich merkte, daß sie mir eben keine Loblieder

ſanz. Die Bosheit dieſer ſpröden Häßlichkeit ärgerte mich und ich hätte große Luſt gehabt, auf eine Art Rache an ihr zu nehmen, die ſie mit mir und dem ganzen Männergeſchlechte wieder ausgeſöhnt haben würde. Ich glaubte indeſſen meine blutgierigen Gedanken bezähmen zu müſſen, und kleidete ſie in einige zärtliche Blicke ein, welche ich ihr bei einer ſichern Gelegenheit übermachte. Sie ſchien die Sendung mit Proteſt zurückſchicken zu wollen, ward aber durch die Verſchleierte daran verhindert, welche ſich umdrehte und Miene zum Aufſtehen machte. Zulma reichte ihr den Arm und beide verließen den Saal.

Dieſer plötzliche Aufbruch ſetzte mich in nicht geringe Verlegenheit. Ich gedachte der Weiſung der Algieriſchen Dame, mich nach der Tafel ſogleich auf mein Zimmer zu begeben, hatte aber in dieſem Augenblicke wenige Luſt, derſelben zu folgen. Sollte ich jetzt, frei von den Feſſeln meiner eignen Schwäche, den günſtigen Augenblick ungenutzt vorüber gehn laſſen, wo es

mir ein leichtes zu seyn schien, endlich einmal für die ganze Reihe meiner Entbehrungen entschädigt zu werden? Dazu war ich in der That nicht aufgelegt. Von der andern Seite setzte mich ein Gefühl der Dankbarkeit, oder des etwas, für die Algierische Dame und deren gütige Gesinnungen in anderweitige Verlegenheit. Auch ohnedas konnte sie mir ein Mittel werden, aus dieser unterirdischen Gefangenschaft befreit zu werden und der Herzogin den Dienst zu leisten, zu welchem mich mein Herz jetzt mehr als je aufforderte. Denn alle Süßigkeiten und Freuden der Hourris dieses muhamedanischen Himmels waren nicht im Stande, ihr Bild aus meinem Herzen zu verwischen. Ich befand mich demnach zwischen diesen beiden Verlegenheiten in einer sehr großen Verlegenheit. Indessen diente mir der Zufall besser, als ich es mir selbst zu thun im Stande gewesen wäre. Der Große hob die Tafel auf und berief sämmtliche Mitglieder der Bande, weibliche und männliche, zu einer geheimen

Berath-

Berathschlagung. Sie räumten den Saal und überließen mich meinen eignen Betrachtungen.

Was konnte ich jetzt nothgedrungener Weise besser thun, als der Weisung der Verschleierten folgen und mich auf mein Zimmer begeben? Als ich hier angelangt war, gab ich mir recht gutgemeinte Mühe, meinen Sinn von dieser, dem Harem und der Tugendhaften völlig abzuwenden und ihn lediglich auf die Herzogin zu lenken. Es wollte mir freilich nicht recht sehr gelingen. Ich tröstete mich aber damit, daß aller Anfang schwer sey und daß man, einem alten Sprichworte zu Folge, mit einem guten Willen schon genug gethan habe. Wer mich am meisten hinderte in meinem löblichen Vorhaben, diesen zur That zu erheben, war die Häßliche, die mein christlicher Glaube vorhin zur Schönen umgeschaffen hatte. Bei aller meiner Bestrebung, mich zur Vergessenheit der hiesigen Vorfälle zwingen zu wollen, drängte sich Zulma's Bild stets zwi-

schen die Herzogin und mich, erhielt auch nicht selten Verstärkung von der Algierischen Dame und den übrigen weiblichen Gliedern dieser unterirrdischen Höhle. Ueberdem störte mich in meinem guten Vorsatze, ins besondere der Gedanke an die bevorstehende Sendung, welche mir Zulma ab Seiten ihrer Gebietherin zu machen hatte.

In solchen vergeblichen Bemühungen, meinem eigentlichen Ich entfliehen zu wollen, mochte wohl eine halbe Stunde verflossen seyn, als ich plötzlich leise an meine Thür klopfen hörte. Ich spürte eine ganz sonderbare Regung in mir und flog auf den Flügeln der Erwartung, die Thür zu öffnen. Wer begreift mein Erstaunen? Die Arme ausgebreitet zum Empfange meiner edelmüthigen Freundin, erblickte ich ein ganz andres Gesicht, welches mir freilich seiner Lieblichkeit wegen schon an der Tafel aufgefallen war, doch aber nicht der erwarteten Zulma angehörte. Dies Gesicht war bleich, wie mit dem Schleier des Todes überzogen. Der dazu gehörige Körper bebte und

fiel mir halb ohnmächtig in die Arme. Nachdem sie mehrere male, wiewohl vergeblich, Odem geschöpft hatte, um zu reden, gelang es ihr endlich und sie stammelte folgendes heraus:

„Rette dich schleunig, sonst bist du verlohren. Jener, den du im Kampfe besiegtest, war von Zulma, die er leidenschaftlich liebte, zur Flucht beredet worden. Er glaubte sie mit dir im Einverständnisse und entdeckte so eben aus Rache dem Hauptmanne euer Vorhaben. Dieser ist wüthend und läßt Zulma nebst ihrer Gebietherin auf das schärfste bewachen. Mit dir dürfte man nicht so glimpflich verfahren. Komm und folge mir eilig."

Hier war nicht zu säumen. Gefangen zu seyn in dieser Höhle und auf den weiblichen Theil derselben und dessen Unterhaltung Verzicht leisten zu müssen, war in der That mehr, als ich ertragen zu können glaubte. Ich folgte meiner Retterin, die durch labyrinthische Krümmungen sich windend, einen Weg nahm, der eher in

die Unterwelt, als an das Tageslicht führen zu wollen schien. Endlich gelangten wir an den Ort unsrer Bestimmung, das heißt in ein Kämmerlein, in welchem ich mit ausgestreckten Armen die linke und rechte Wand zugleich berühren konnte. Tiefe Nacht herrschte in demselben und von den Umgebungen konnte ich auch nicht das allermindeste unterscheiden. Meine Führerin hieß mich sitzen und eilte fort, nachdem sie mir versprochen hatte, sogleich wieder zu kommen und Licht zu bringen. Ich blieb allein und ward durch keine äußere Anschauungen an innern Betrachtungen gehindert. Es schien mir überhaupt, als habe mich mein Schicksal mit Fleiß in dies einsame, dunkle Kämmerlein versetzt, damit ich einmal Zeit und Muße hätte, ungestört über mein eignes Ich nachsinnen zu können. Ich hielt es demnach für sträflich, dieser so heilsamen Anordnung entgegen zu arbeiten und befleißigte mich recht ernstlich, in den christlichen Stand der Betrachtungen versetzt zu werden. Ich wußte nun frei-

lich, daß es stockfinstre Nacht um mir war, schloß aber nichts desto weniger meine Augen fest zu, um auch nicht das geringste zu verabsäumen, was meinem Versatze hätte förderlich und nützlich seyn können. So schickte ich mich nun mit Liebe zum Dinge an, dem guten Winke meines Schicksals zu folgen und Rechnung abzulegen mir selbst und über mich selbst. Es wollte mir freilich bange werden, vor der Partheilichkeit, die sich hier sehr unbemerkt mit ins Spiel mischen konnte, indem ich Kläger und Richter in meiner eignen Sache zugleich war. Nichts desto weniger beschloß ich aber, ein Exempel zu statuiren und allen Gerichtshöfen ein Nebild der Unpartheilichkeit in mir aufzustellen.

So eben hatte ich den ersten Grundstein zum Gebäude meiner christlichen Gottseeligkeit gelegt, als ich schon wieder in meinem guten Werke gestört ward. Die Thür öffnete sich und herein trat meine Retterin mit einem Lichte in der Hand. Jetzt blickte ich um mich und ward sehr angenehm

überraschte. Statt des gefürchteten Zuchtortes, wofür ich meinen jetzigen Aufenthalt gehalten hatte, erblickte ich ein zwar kleines, aber mit dem feinsten Geschmacke ausmöblirtes Zimmer, welches in einer bedeckten Nische ein kostbares Bett enthielt. Bis in den kleinsten Theilen athmete das Ganze einen feinen, raffinirten Wollustsinn, der mir wohlthat und das Unangenehme der Gefangenschaft für den ersten Augenblick um ein merkliches verminderte. Das Ueberraschende dieses Anblicks ließ mich zu keinem Nachdenken kommen. Auch war meine Gesellschafterin bei'm hellen Kerzenlichte schon allein im Stande, eine Wüste zu einem Paradiese umzuschaffen. Sie behauptete in dieser weiblichen Kunstausstellung nach der Algierischen Dame den ersten Platz der Schönheit.

Ich fieng an, mir recht wohl zu gefallen in diesem heimlichen Haushalte, besonders, da meine Gesellschafterin auch für die leiblichen Bedürfnisse gesorgt hatte. Diese konnten sich jedoch zur Zeit noch

nicht wieder einstellen, dieweil seit der Tafel kaum zwei Stunden verflossen waren.

In dieser Abgeschiedenheit von den übrigen Bewohnern der wunderbaren Höhle, war eine Annäherung an meine Retterin um so natürlicher, da selbst der Raum dieselbe nothwendig machte. Ich hielt es demnach für lächerlich, hier eine Sittsamkeit affektiren zu wollen, die mich, einen zweiten Adam, sehr schlecht gekleidet und meine Hälfte dieser forzirten Ehe, obenein beleidigt haben würde. Ich wieß daher alle delikaten Bedenklichkeiten weit hinter mich zurück und fragte sie, auf welche Art dies kleine Elisium entstanden sey? In der That war mir dies ein Räthsel. Denn höchst wahrscheinlich wußte das kleine Riesengeschlecht von demselben nichts, sonst hätte die neue Eva ihren eben so neuen Adam hier nicht verbergen können. Im andern Falle war es mir unbegreiflich, wie sie, allen unbemerkt, dieses kleine Zimmer in so kurzer Zeit auf eine solche Art hatte ausschmücken können. Meine Neugierde ward

indessen schlecht befriedigt, indem meine Gesellschafterin der Frage dadurch auszuweichen suchte, daß sie Unschicklichkeit des Augenblicks und Mangel an Zeit vorschützte, weil wir noch vieles über meine Flucht aus der Höhle vorzubereiten und abzureden hätten. Ich versuchte ihr begreiflich zu machen, daß es damit eben keine Eile habe, weil ich lieber die Nacht hier noch zubringen und mit Anbruch des Tages meinen Weg antreten wollte, da die Dunkelheit übers dem Niemandes Freund sey. Ob ich nun gleich meinen Scharfsinn in diesem Augenblicke nicht auf Schildwacht gestellt hatte, so bemerkte ich dennoch bei obigen Worten eine Regung der Freude auf dem Gesichte der neuen Eva. Sie gestand mir offen, ich habe, von meiner ersten Erscheinung in der Höhle an, einen Eindruck auf ihr Herz gemacht, der ihr bis dahin noch völlig unbekannt gewesen sey. Mit errö thender Beschämung setzte sie hinzu, sie habe gewünscht, meine Wahl einer Gesellschafterin von voriger Nacht möge auf sie

fallen. Auch sey sie, während meines Kampfes mit dem kleinen Riesen, mehr todt, als lebendig, gewesen. Uebrigens schätze sie denjenigen Augenblick für den glücklichsten ihres ganzen Lebens, wo sie mir habe einen Dienst leisten können, und sey unter der Bedingung, daß ich sie mit aus der Höhle fortzuführen und Zeit Lebens bei mir zu behalten versprächе, bereit, alle Aufopferungen für mich zu machen, deren sie nur irgend fähig wäre. Ich staunte in der That darüber, daß sich meine ehrenwerthe Gesellschafterin zu einer solchen Höhe von Praetensionen emporgeschwungen hatte. Bedachte ich zugleich, daß sie wahrscheinlich dem ganzen männlichen Personal dieser Höhle ein gemeinschaftliches Gut gewesen war, so schwoll mir die Galle an über die frechen Forderungen dieser sich vor machenden Schönheit. Und doch konnte ich wieder nicht umhin, der Klugheit dieses Mädchens meinen Beifall zu zollen. Wer weilte ihr ein Verbrechen daraus machen, mit ihrem Pfunde zu wu-

chern nach allen ihren Kräften? Sie war eins der schönsten Mädchen, die ich je gesehen hatte. Da nun einmal jegliches Verdienst in dieser Welt über die Untauglichkeit den Sieg davon trägt, oder doch wenigstens tragen sollte, warum dürfte nicht auch die Schönheit einen thätigern Wirkungskreis suchen, als die Häßlichkeit? Wer ist endlich, wenn wir eine weltbürgerliche Gemeinnützigkeit im Augenmerke haben, ein besserer Christ, der, welcher einem dient, oder der, welcher allen genug zu thun sucht?

Diese Betrachtungen stimmten mich zu einer heilsamen Toleranz und ich machte mir selbst Vorwürfe über meinen obskuren Verfolgungsgeist. Ich fieng an das Mädchen aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten und lobte in ihr den Sinn der Oekonomie und des eigenen Interesses. Doch war ich nichts weniger, als damit zufrieden, daß sie diesen Sinn so haushälterischerweise gerade bei mir in Thätigkeit bringen wollte. Gesetzt auch, ich über-

wand meinen eigenen Widerwillen gegen ihren Anzug, unter welcher Rubrik sollte ich sie bei der Herzogin aufführen? Hier schien mir jede Möglichkeit eine Unmöglichkeit zu werden, besonders wenn ich bedachte, daß ich mit der Gräfin, Marzellina, der Algierischen Dame und Zulma in ähnliche Collision kommen könnte. Während ich diese Betrachtungen anstellte, that sich die Thür auf und hereintrat — die Algierische Dame und Zulma. Ein panischer Schrecken schuf uns alle zu Bildsäulen um, jedoch in verschiedenen Situazionen. Die Eintretenden standen da mit offenen Augen, wir hingegen hatten die unsrigen sehr bescheiden zu Boden geschlagen. Es herrschte eine Todtenstille und man konnte die Athemzüge vernehmen. Nach einer ziemlich langen Pause erholte sich die Algierische Dame und mit beklommener Erwartung sah ich einem Worte aus ihrem Munde entgegen. Diesem gieng ein tiefer Seufzer und eine leise Körperbewegung voraus. Dann wandte sie sich mit jener

Hoheit im Blick und Ton, welche großen Menschen eigen zu seyn pflegt, zu mir und sprach folgendes langsam und bestimmt aus:

„Allah hat dich nach seinem Bilde geschaffen und ich betete in dir seine Allmacht an. Seit ich denke, füllte meinen Busen ein unbekanntes Wesen, dem du allein glichest unter allen Sterblichen, die mein Auge je erblickte. Jetzt hat sich die Wahrheit vom Betruge gesondert, wie der Tag aus der Nacht hervorgeht. Ich sehe deutlich: du schändest dein Urbild und höhnest deine Abkunft. Habe Dank, daß du mich so früh aufklärst über den Geist, der dich beseelt."

Sie wandte mir den Rücken und schien sehr bewegt zu seyn. Ich bemerkte deutlich, wie sie ein Tuch vor die Augen nahm, um ihre Thränen zu verbergen. Es war mir unmöglich, sie in dieser Stimmung von mir gehen zu lassen. Ich stürzte ihr nach und suchte sie zurück zu halten, indem ich ihr mit wenigen Wor-

ten erklärte, wie, nachdem unser Vorhaben entdeckt sey, die Furcht, hier auf eine unbestimmte Zeit eingesperrt zu werden, mich allein hätte bewegen können, den Vorschlag meiner Retterin anzunehmen und mit ihr die Flucht zu ergreifen. Die Verschleierte sah mich bei diesen Worten mit einer Miene an, als hielte sie mich für verrückt, oder, als redete ich in einer ihr unbekannten Sprache. Auch Zulma stand da, mit Verwunderung in Blick und Mienen und sah ihre Gebietherin mit Bedeutung an. Diese betrachtete mich noch einige Augenblicke stillschweigend und sagte alsdann:

„Erkläre dich? Was redest du von Entdeckung unsers Vorhabens, von Einsperrung, von Flucht?"

So eben schickte ich mich an, ihr zu antworten, als meine Retterin, die bis dahin ein tiefes Stillschweigen beobachtet hatte, folgendermaßen das Wort nahm, indem sie sich zur Verschleierten wandte:

„Ich stehe nicht an, mein Vorhaben zu offenbaren. Die Rechte zum Genusse

des Lebens sind allen Menschen die nemslichen. Was andern erlaubt ist, kann auch mir gestattet werden. Ich liebe diesen Fremden. Deswegen erdichtete ich eine Entdeckung der vorgehabten Flucht und führte ihn in dies abgelegene Zimmer, welches seit mehrern Jahren von niemanden bewohnt und seitdem von unserer ganzen Truppe unbeobachtet geblieben ist. In der Stille schmückte ich es aus, wie es jetzt ist, und beschloß, ihn so lange hier verborgen zu halten, bis ich einen bestimmteren Plan entworfen haben würde."

Ich staunte nicht wenig, als ich diese Worte vernahm. Also gar entführt, und zwar in bester Form? Die Algierische Dame schien nicht minder verwundert zu seyn, als ich. Auch Zulma schlug ihre großen Augen noch einmal so weit auf, als gewöhnlich. Es entstand abermals eine Pause, während welcher jederman seinen eigenen Gedanken nachzuhängen schien. Die Algierische Dame nahm zuerst das Wort, und wandte sich zu mir.

„Ich erkenne meinen Irrthum: verzeihe mir! Sollte dir noch daran gelegen seyn, diesen Ort zu verlassen, und dich in Freiheit zu sehen, so darfst du nur reden. Es versteht sich, daß dies dich übrigens zu nichts verbindlich macht. Der gröſste Theil der Räuber hat die Höhle verlassen, und die wenigen, welche zurück geblieben sind, habe ich für mich gewonnen. Alles ist vorbereitet und wir müssen noch in diesem Augenblicke die Höhle verlassen."

Wer war froher, als ich? In der That fiengen die mancherlei Plackereien, welchen ich bis jetzt ausgesetzt gewesen war, an, mich zu langweilen. Ich sah ein, daß es mir hier unter diesen Weibern nicht gelingen würde, ein ruhiges Leben zu führen und zu irgend einem Genusse zu gelangen. Ich faßte demnach den kurzen Entschluß, diesem muhamedanischen Himmel den Rücken zu drehen und je eher, je lieber, als wahrer Christ, ein einziges Gemal zu lieben und zu ehren. Statt aller Antwort reichte ich der Algierischen

Dame den Arm, um ihr meine Bereitwilligkeit zu beweisen, und war im Begriff, sie aus der Thür zu führen. Diese that einige Schritte vorwärts und blieb dann stehen, indem sie sich zu meiner Entführerin wandte, und mit heller Stimme sprach:

„Deine Lage erregt meine Theilnahme. Willst du uns begleiten, so sey dir hiermit ein sorgenfreies, ganz unabhängiges Leben zugesichert."

Die Entführerin sah mit einem dankbaren Blicke die Verschleierte an, und heftete dann innig und bedeutend ihre thränenden Augen auf den Entführten. Die Algierische Dame sah dies und sprach, wo möglich noch lieblicher:

„Ich bemitleide dich. Doch liegt dieser Umstand außer den Grenzen meiner Macht. Ueberlaß dich deinem Geschick, welches vielleicht noch alles zu deinem Besten lenken wird."

Ich befand mich, wie leicht zu begreifen ist, in keiner sehr angenehmen Lage,

sein

sondern hatte mich, so zu sagen, zwischen zwei Statzien niedergesetzt. Ich sah ein, daß nur allein eine schleunige Entfernung mich aus allen diesen Verlegenheiten reißen könnte, und beschloß, so bald als möglich, das Freie zu suchen. Ich reichte demnach der Algierischen Dame von neuem meinen Arm und zog sie mehr gewaltthätig als gutwillig zur Thür hinaus. Zulma und die Entführerin beschlossen den Zug. Wir folgten abermals einem wunderbaren, labyrinthischen Weg in unzähligen Krümmungen, welche die Verschleierte mit bewundrungswürdiger Geschicklichkeit zu finden wußte. Endlich gelangten wir an einen Ausgang, zu dem mehrere Stufen hinauf führten. Die Algierische Dame schloß auf, und — wir befanden uns in einem dicken Walde. Es schien mir augenblicklich wieder frey und vergnügt ums Herz zu werden, als ich mich unter dem gewohnten Schutze des blauen Himmels befand, der mir in dem künstlichen Labyrinthe der Räuberhöhle ganz fremd geworden war. Ich blickte zu ihm hinauf

und begrüßte ihn, wie man einen alten, lang anwesenden Bekannten zu thun pflegt. Er lächelte mir aus seinem heitern, ungetrübten Antlitze so freundlich zu, daß mir ordentlich froh und vergnügt zu Muthe ward. Gern hätte ich mein Gefühl der Freiheit mit meinen drei Gefährtinnen getheilt. Doch schien keine in diesem Augenblicke besondern Sinn dafür zu haben.

Da nun in dieser Hinsicht keine Zeit kürzende Mittheilung von ihnen zu erwarten war, so mußte ich wohl zu andern Mitteln schreiten, um eine Unterhaltung in den Gang zu bringen. Ich fragte demnach die Algierische Dame, auf welche Weise sie dächte, daß wir unsre Reise fortsetzen sollten. Sie antwortete mir, es werde in einer Entfernung von kaum hundert Schritten ein Wagen unsrer warten, der uns den Verfolgungen entziehen würde, welchen wir höchst wahrscheinlich ausgesetzt seyn dürften, im Falle unsre Flucht zu früh entdeckt werden sollte. In vollem Vertrauen auf die alles leitende Sorgsamkeit

der Verschleierten, schritt ich nun getrost und wohlgemuth neben ihr her und wieß für's erste alle Bedenklichkeiten meiner neuen kritischen Lage weit von mir weg. Es wollte mir freilich bei meiner innern, ewig inkonsequenten Stimmung fast unheimlich zu Muthe werden, wenn ich erwog, ob und in wie fern ich meine drei Begleiterinnen, die jede ein besonderes Interesse für mich hatten, bei mir behalten oder von mir entfernen sollte? Doch glaubte ich, in dieser Lage nichts angemesseners zu thun zu haben, als mich meinem guten Schicksale blindlings in die Arme zu werfen, und seinen Verfügungen Gehorsam zu leisten. Von neuem beruhigt, gieng ich mit federleichtem Herzen meines Weges fort, und ertappte mich so gar auf gewissen Vorsätzen und Gedanken, die ich zu realisiren dachte, wenn es meinem Schicksale gefallen sollte, mich unter der Obhut dieser drei Göttinnen zu lassen. Nun waren wir am bestimmten Orte angekommen und sahen bereits den heiligen Wagen vor uns. Die

ulge von den Räubern befanden sich bei demselben und kamen uns entgegen. Noch hatten wir den Schlag des Wagens nicht erreicht, als ein plötzliches Geräusch neben uns entstand. Furchtbare Töne erfüllten unser Ohr und aus dem Gebüsche stürzte mit einem entsetzlichen Wüthen und Toben ein Trupp der Räuber hervor, an ihrer Spitze der Grosse. Diejenigen derselben, welche, von der Algierischen Dame bestochen, den Wagen gehütet hatten, suchten das Freie und wurden von mehrern der Ankommenden verfolgt. Erblickte ich die Wuth in den Augen unserer Verfolger, und bedachte ich meine Lage, so wollte mir freilich etwas bange werden. Ich befand mich im eigentlichen Verstande ganz wehrlos, vorausgesetzt, daß mir nicht die Kraft verliehen würde, Bäume aus der Erde zu reissen, woran ich jedoch noch sehr zweifelte. Hier galt es einen raschen Entschluß. Mit Pfeilesschnelle warf ich die drei Frauenzimmer in den Wagen und mich selbst auf die Pferde. Ein kräftiger Schlag auf diese

und ſie ſetzten ſich in den geſchwindeſten Galopp. Im nehmlichen Augenblick erhob der Große hinter uns ein Pfeiffen, das wie der Nordwind durch die Bäume fuhr. Itzt war es nicht anders, als ob die Erde Menſchen gebohr. Hinter jedem Baume ſtürtzte ein Räuber hervor und der ganze Haufen fiel mir in die Pferde. Der Große eilte herbei und der trockne Boden hallte unter ſeinen Tritten wieder. Er hatte ein Piſtol in der Hand und war nicht ſo bald in meine Nähe gekommen, als er es auf mich abzudrücken im Begriff war. Ich ſah in den offenen Lauf des Piſtols, wie in den Abgrund des Todes, und kann eben nicht ſagen, daß der Anblick viel liebliches für mich hatte. Indeſſen lehrte mich die augenſcheinliche Nothwendigkeit Ergebung in meinem Schickſale. Ich ſah bereits, wie der Zeigefinger des Großen die gewöhnliche Bewegung zum Abſchießen des Piſtols machte, als ein herbeieilender Trupp Räuber mit fürchterlichen Kehlen „Halt" ſchrie. Der Große wandte

sich um, hielt aber seine Hand noch immer in der vorigen Richtung. Einer der Räuber stürzte aus dem Trupp hervor und reichte dem Großen etwas entgegen, was er in der Hand hatte. Augenblicklich ließ der Große von mir ab, steckte das Pistol in seinen Gürtel und betrachtete das ihm Ueberreichte. Ich sah mich ebenfalls nach dem Gegenstande um, welcher mein Retter aus dieser Noth gewesen war und erblickte — die Uhr, welche mir der Prinz gegeben hatte, um sie der Herzogin wieder auszuliefern. Die Kapsel derselben, welche Giulia's Bildniß enthielt, war geöffnet und die Räuber staunten es mit sichtbaren Zeichen der Ueberraschung an. Nach einer ziemlich langen Pause trat der Große aus dem Haufen hervor und redete mich folgendermaßen an:

Diesem Bildnisse hast du dein Leben zu verdanken. Wir sind der Herzogin Chiaromonte die größten Verbindlichkeiten schuldig. So eben erscheint ein Bothe von derselben, der uns auf deine Person und

auf diese Uhr aufmerksam macht. Glücklicher weise ist letztere bei deinem Sturze in die Tiefe nicht verlohren gegangen. Wir fanden sie in deiner Tasche und legten sie zu den übrigen Effekten, welche bei dir gefunden wurden. Auch befiehlt uns die Herzogin, dich augenblicklich abreisen zu lassen. Der Bothe hat den Auftrag, mit dir zu reisen, und dich zu ihr zu führen."

Ich stand da wie von neuem gebohren. Noch vor wenig Augenblicken befand ich mich in den Klauen des Todes und jetzt lächelte mir das Leben mit seinem lieblichsten Reitze an. Der Gedanke, einmal wieder mein eigner, freier Herr zu werden, that mir angenehmend wohl, und ich dachte nun wieder mit ungetheiltem Entzücken an die Herzogin, die mittelbar oder unmittelbar, mein Todesstündlein noch von mir abgewandt hatte. Ich erfuhr auf mein Nachfragen, sie befinde sich drei Meilen entfernt auf einem ihrer Landgüter. So nahe war ich also demjenigen Gegenstande,

der mein Innerstes füllte und dessen magischer Liebreitz von neuem allmächtig auf mich zu wirken begann! Plötzlich ergriff mich ein Aengstigen und Treiben, dem ich nicht zu widerstehen vermochte. Ich fragte den Großen, ob ich nicht sogleich abreisen könnte? Er antwortete mir, daß ich, um allen Zeitverlust zu ersparen, mich des angespannten Wagens bedienen könnte. Dieser war mir ganz aus dem Gedächtnisse gekommen und jetzt erinnerte ich mich auch an die drei Gefährtinnen meiner unterbrochenen Reise und projektirten Entweichung. Ich sah mich nach ihnen um und merkte, daß sie sämmtlich verschwunden waren. Dies nahm mich höchlich Wunder und ich erkundigte mich bei dem Großen, ob er nicht wisse, was aus ihnen geworden sey? Die Algierische Dame, antwortete er, habe kaum den Namen der Herzogin gehört, als sie plötzlich davon geeilt sey, nachdem sie Zulma'n und der andern einen Wink gegeben, ihr zu folgen. Es war mir ausnehmend lieb, zu vernehmen, daß diese

drei Störerinnen meines weltlichen Heils endlich einen Entschluß gefaßt hatten, und ich wünschte, alle Uebrigen, die mir etwa noch aufstoßen könnten, möchten schon im Voraus das nemliche gethan haben. In diesem Augenblicke der kalten Besonnenheit, deren ich seit vier und zwanzig Stunden zum erstenmal Herr wurde, dachte ich auch an meine Bedienten. Ich erkundigte mich nach ihnen bei dem Großen, welcher mir sagte, er habe schon jemand fortgeschickt, der sie holen sollte. Mit völliger Ruhe die Vergangenheit betrachtend, überließ ich mich jetzt blos dem Gedanken an die Zukunft. Ich hatte nur ein Ziel im Auge zu merken, und dies führte natürlich zur Herzogin. Eine alles besiegende Sehnsucht erwachte plötzlich in mir und ich sah jetzt nichts, als den angespannten Wagen, und hörte nichts, als die wiehernden Pferde vor demselben. Mechanisch schritt ich auf diesen zu, öffnete ihn und warf mich hinein, nachdem ich dem Kutscher donnernd gebothen hatte, zuzufahren. Dieser folgte

meinem Befehle und der Wagen flog über Steck und Stein mit mir davon. Jetzt ward mir angenehmend leicht um's Herz. Mit jedem Kreise den die Räder schlugen, rollte das Andenken an den Unfug, welchen mein Schicksal mit mir in der muhamedanischen Unterwelt getrieben hatte, in die Tiefe der Vergessenheit hinab. Die bewußte Uhr, welche ich dem Großen entrissen hatte, unterstützte mich treulich im Andenken an die Herzogin. Ich wünschte auf Flügeln des Windes zu ihr eilen zu können, und versprach dem Postillion eine ungeheure Summe, wenn er so schnell, als möglich fahren wollte. Ihn spornte demnach das Geld und er dafür die Pferde.

Eine mechanische Bewegung meiner Hand in die Tasche ließ mich hier das Papier finden, welches mir die Algierische Dame in der vorhergegangenen Nacht geschrieben hatte. Dadurch ward mit einemmale das Andenken an diese und an das ganze weibliche Puppenspiel der Räuberhöhle

wieder in mir rege. Bedachte ich, welches Interesse das Mädchen daran an mir genommen hatte, so konnte ich nicht umhin, in meinem billigen Gemüthe mich einer schwarzen Undankbarkeit zu beschuldigen. Insbesondere gieng mir das Schicksal der häßlichen Tugendhaften zu Herzen, an welcher ich, zu meinem Erstaunen, jetzt mehr Theil nahm, als es mir bis dahin bewußt gewesen war. Die Vermerkung, daß hier einmal die Häßlichkeit über die Schönheit den Sieg davon trage, beschäftigte meine völlige Aufmerksamkeit, und es war mir in der That ernstlich darum zu thun, den Grund eines so sondervaren Phänomens aufzusuchen. Nach vielen vergeblichen Untersuchungen fand ich ihn endlich in dem, dem ganzen Menschengeschlechte, eignen Hange zur Veränderlichkeit. Ich war, seit mein Körper sich unter der Gerichtsbarkeit der Sinne befand, nur mit schönen Weibern umgegangen. Diese hatten den Reitz der Neuheit für mich verlohren, und Zulma war die erste Häßlichkeit, mit

der ich in Berührung kam. Ihr zarter, weiblicher Sinn sprach meinem männlichen noch inniger an, als es ihre Häßlichkeit bereits gethan hatte. Aus dem nemlichen Grunde wage ich folgende Paradoxon zu vertheidigen. So bald einmal die Tugend eine allgemeine, ausschließliche Herrschaft über das Menschengeschlecht auszuüben anfangen sollte, so ist das der sicherste Beweiß, das ihr das Laster mit seiner ganzen blutgierigen Tirannei auf dem Fuße nachfolgen wird. Es behüte uns demnach der liebe Himmel vor einem allgemeinen Tugendreiche.

Doch füllte die Rückerinnerung an die Häßliche nicht so sehr mein Gemüth, daß für die Algierische Dame und meine Entführerin nicht hätte noch einiger Platz in demselben verbleiben sollen. Uebrigens nahm ich an ihnen nicht durch mein Herz, sondern lediglich durch mein gottseeliges Gemüth, einen höchst mittelbaren Antheil. Nach und nach machte ich zu meinem größten Leidwesen die Bemerkung, daß ich von

dem adamitischen Wesen noch immer nicht völlig befreit sey. Ich ertappte mich auf sonderbaren Verirrungen, in welche mein Geist gerathen war. So konnte ich nicht umhin, mit einer rückwünschenden Sehnsucht an meine Gefangenschaft in der Gefangenschaft zu denken, das heißt, an das kleine Zimmer, in welches ich entführt und worinn ich nebst meiner Entführerin, wie in einem Grabe, begraben worden war, woraus ich jedoch zu einem recht schönen, lebendigen Leben wiederaufzustehen gehofft hatte. Eben diese mißlungene Auferstehung war es, die mich ärgerte und ich verwünschte den Zufall, oder was sonst die Algierische Dame zum Orte meines Begräbnisses geführt hatte, wodurch ich auf eine solche Art wieder zu Tage gefördert worden war. Was nun der Wirklichkeit abgieng, das suchte ich durch meine Phantasie zu ersetzen, und mahlte mir den nicht geschehenen Aktus meiner neuen Menschwerdung mit solchen lebendigen Farben aus, daß ich, ohne den Mangel an gutem Willen

meines Kutschers, welchen ich bei ihm vorausſetzte, ſchleunig in meine vorige Gefangenſchaft, in die zweite nemlich, zurückgekehrt ſeyn würde. Auch ward mir der muhamedaniſche Himmel, von deſſen Freuden ich in der Räuberſpelunke ſchon einen Vorſchmack gehabt hatte, durch Rückerinnerung an den Vorſchlag der Algieriſchen Dame, meine Religion zu verändern, wieder ſinnlich und in's Andenken gebracht. Es wollte mir auf einmal deutlich werden, woran ich ſonſt nie gedacht hatte, daß die muhamedaniſche Religion vor der chriſtlichen einen Vorzug verdiene, indem ſie nemlich beſtimmter und deutlicher auf ein Leben nach dem Tode, und auf eine Belohnung in demſelben hinwieſe. Da dieſe Belohnung doch nur einzig und allein eine Entſchädigung für die Leiden dieſer Zeit zu geben vermag, und der Chriſtianismus nur ſehr oberflächlich der Ewigkeit gedenkt, ſo wollte mir das eine totale Abneigung gegen die Religion meiner Väter beibringen. Dank ſey es der Gleichgültigkeit der Türkiſchen

Kirche, daß sie nicht, so wie die christliche, in alle Welt Missionäre sendet, um die Heiden und Ketzer zu lehren, sonst hätte ich, wenn mir nur einer dieser Himmelsaufschließer auf halbem Wege entgegen gekommen wäre, hoffentlich den Turban genommen und an die ewigen Freuden der Muselmänner geglaubt, wie ein katholischer Priester der christlichen Kirche an die symbolischen Bücher.

Diese Religionsabtrünnigkeit machte mich zerknirschten Herzens, und ich würde mir selbst eine Pönitenz auferlegt haben, wenn ich nicht fest überzeugt gewesen wäre, der liebe Gott verzeihe leichter, als seine geistlichen Stellvertreter auf Erden, und es sey ihm einerlei, ob er von seinen Kindern Papa oder Vater genennt werde. Doch dauerte dieses Sündliche Wesen nur sehr kurze Zeit in mir. Denn ein Synodus der gesammten christlichen Kirche aller fünf Welttheile hätte mich nicht geschwinder zum rechtgläubigen Christen umstempeln können, als — ein Blick auf das Portrait in der bewußten Uhr. Plötzlich befand sich kein

muhamedaniſcher Blutstropfen mehr in mir und ich fieng an, die Henriis, und was dem anhängt, mit ſehr gleichgültigen Augen zu betrachten. Dieſe Stimmung vermehrte ſich, je näher ich, der Verſicherung des Kutſchers zu folge, dem Landhauſe der Herzogin kam. Im Vertrauen auf die Veſtigkeit meiner neuerworbenen chriſtlichen Grundſätze, wagte ich es, dem ſchwachen Ueberbleibſel der muhamedaniſchen Sinnesart in mir die Spitze zu bieten. Ich wollte demnach, um die Sache recht feierlich zu machen, zum böſen Feinde an mir ſelbſt werden und mich gehörigerweiſe in Verſuchung führen. Zu dem Ende zog ich das Billet der Algieriſchen Dame aus der Taſche und las es ſo langſam und bedächtig, als wäre mir von deſſen Inhalte noch keine Silbe bekannt geweſen. Dann lehnte ich mich in den Hintergrund des Wagens zurück, verſchloß die Augen und verſinnlichte mir alle Szenen der verwichenen Nacht, als wollte ich ein Gemälde davon entwerfen. Am längſten verweilte ich bei dem

dem harten Kampfe, welchen die Häßliche mit der Tugend gekämpft hatte und worin letztere den Preis davon trug, übergieng jedoch um nichts deſto weniger den Auftritt des Frühſtücks, wo ich das menſchenfreundliche Werk der Verwandlung an ihr hatte vollziehen wollen. Da mir hierbei der Verſucher einigemale zu mächtig zu werden anfing, ſo zog ich plötzlich die Uhr hervor, und jener küßte den Staub zu meinen Füßen. Die ſchwerſte Verſuchung ſtand mir jedoch noch bevor. Ich verſetzte mich nemlich in die Kammer zurück, in welcher meine Entführerin ihr loſes Spiel mit mir getrieben hatte, und machte ſie gleichſam zur Torturkammer, in welcher ich mich ſelbſt allen Graden der Folter meiner erregten Sinnlichkeit Preis gab. Hier ward es mir oft gefährlich bange um's Herz, und ich war mehreremale nahe dabei, ein Ja des Bekenntniſſes der erlittenen Niederlage herauszuſtoßen. Doch kam mir mein guter Genius, in der Geſtalt der Uhr, noch immer zur rechten Zeit zu Hülfe und

ich ging glorreich und mit dem Lorbeer des Sieges geschmückt aus dem Kampfe hervor. Das brachte mir eine hohe Idee von mir selbst bei und ich wäre nicht übel aufgelegt gewesen, mir mit eigner Hand die Märtirerkrone aufzusetzen und mich selbst zum Heiligen zu kreiren.

Als ich solchergestalt alles gethan hatte, was ich zu thun schuldig war, ließ ich den bösen Feind von hinnen ziehen, und erklärte, ich sey nun kein unnützer Knecht mehr, und besitze den Ruhm, den ich vor mir selbst und meinem Gewissen haben könne. Im stolzen Gefühle meines Werths wollte es mir im Wagen fast zu enge werden und ich bemühete mich, einen weitern Wirkungskreis zu erhalten und die ganze Natur gleichsam aufzufordern, meinem Verdienste Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Ich steckte demnach meinen Kopf zum Wagen hinaus und erstaunte nicht wenig, als ich im geringsten nichts zu sehen bekam. Anfangs glaubte ich blind zu seyn, sah aber bald, was dieser Erscheinung zum

Grunde läge. Während des Versuchungswerkes war es nemlich stockfinstre Nacht geworden, ohne daß ich es gemerkt hatte. Ich beschloß demnach, den gottesdienstlichen Werken, muhamedanischen sowohl, als christlichen, für's erste Einhalt zu thun und mich bei dem Kutscher nach der Strecke Weges zu erkundigen, welchen wir noch zurück zu legen hätten. Statt aller Antwort deutete er in seiner Einfalt auf ein, etwa tausend Schritt entfernt liegendes, Gebäude, aus welchem uns ein heller Lichtschein entgegen leuchtete. Jetzt fieng ich an, einzusehen, daß es keiner gewaltsamen Bekehrung und keiner heiligen Versuchungsgeschichte bedurft hätte, um mich zum Christenthume zurück zu führen. Ich möchte immerhin ein Türke verblieben seyn, bis zum Anblicke jenes Gebäudes und jenes Lichtscheins. Diese hätten mich sicherer und kürzer zum alten Glauben zurück geführt, als die Proselitenmacherei, welche ich mit mir selbst angestellt hatte.

Es gieng jetzt eine absolute Wiedergeburt und Sinnesänderung mit mir vor bei dem Gedanken, in wenigen Augenblicken der Herzogin in die Arme zu fliegen. Hatte ich vorhin geglaubt, aller Störerinnen meiner Herzensruhe, von der Gräfin an, bis auf die Häßliche, den ganzen Harem der Räuberhöhle mit eingeschlossen, vergessen zu haben, so fieng ich jetzt an, einzusehen, daß jene Vergessenheit eine vollkommene Rückerinnerung gewesen war im Vergleich mit dem Mangel am Gedächtnisse, welchen ich jetzt für alles hatte, was nicht die Herzogin war. Ich ermahnte den Kutscher, noch einmal seinen ganzen Eifer aufzubieten, den er über seine Untergebenen hätte, um so geschwind, als möglich, auf der Villa der Herzogin anzukommen. Er erfüllte mein Verlangen, und die Pferde flogen fast eben so schnell, als meine Gedanken.

Wir fuhren zur offenen Thür des Schloßhofes hinein und ich fand mehrere Bedienten zu meinem Empfange bereit, die

wahrscheinlich meine Ankunft erwartet hat-
ten. Kaum hielt der Wagen an, als
ich hinaus sprang und in das Schloß eil-
te. Ohne zu wissen, wo ich die Herzo-
gin finden würde, stürzte ich die Treppe
hinauf und ward sonderbar erregt, als
mir die nemlichen Töne jener Trauermusik
wieder entgegen schollten, die ich einstens
im Hause der Herzogin bei Giulia's ver-
meinter Leiche gehört hatte. In so fern
diese Töne den Sinn und Charakter der
ersten deutlich und bestimmt aussprachen,
waren sie mir etwas heiliges und machten
einen ganz besondern Eindruck auf mich,
ob mir gleich die Täuschung bewußt war,
in welcher die Herzogin sich befand. Ich
stand unbeweglich, im Anhören der Musik
versunken. Jetzt hatten mich die mir fol-
genden Bedienten wieder eingeholt, und
staunten nicht wenig, den Eiligen so mü-
ßig da stehen zu sehen. Sie öffneten mir
das Zimmer und von der Macht des Ge-
fühls unaufhaltsam fortgerissen, stürzte ich
hinein. Die Umgebungen waren gerade

die nemlichen, wie in jener merkwürdigen Nacht. Ich sank vor der Herzogin zur Erde, die in der nemlichen Stellung und Kleidung am Haupte des Sarges stand, und lag unbeweglich zu ihren Füßen, während die verschleierten Weiber den Todtengesang endigten. Dann hob mich die Herzogin auf und säuselnd wehte ihr Hauch meinem Ohre diese Worte zu:

„Folge mir!"

Von der Kraft einer ganz lebendigen Erwartung fortgerissen, eilte ich ihr nach. Sie öffnete ein Nebenzimmer, dessen innere Beschaffenheit mir bei'm ersten Anblicke ein Paradies auf Erden zu seyn schien. Alle übrigen Umgebungen abgerechnet, denen das Siegel der vollkommensten Kunstschönheit aufgedrückt war, zog insbesondere ein Bett meine Bewunderung auf sich, welches sicher jenem himmlischen in England an die Seite gesetzt zu werden verdiente, und an dem alles verschwendet war, worauf nur immer ein Asiatischer Luxus raffiniren kann.

Den Lesern wird es noch in geneigtem Andenken seyn, wie seit meinem Uebertritt zur christlichen Religion nur erst ganz kurze Zeit verflossen war. Ich konnte demnach nicht umhin, in meinem bekehrten Gemüthe jenes Bett für ein christliches Ehebett zu halten, und da der muhamedanische Sauerteig noch nicht ganz aus mir herausgekehrt war, so befiel mich meine alte, oder vielmehr ganz neue, Religion dergestalt, daß ich sehnlichst wünschte, eins ihrer Hauptgesetze zu erfüllen, das heißt, in ein christliches Ehebündniß zu treten. Bei so gottseligen Gedanken mußte es mir demnach um so lieblicher klingen, als die Herzogin, die noch immer verschleiert war, mich mit folgenden Worten anredete:

„Ich habe Dir Proben einer feurigen, alles umfassenden Liebe gegeben, und die nemlichen von dir erhalten. Findest du den Himmel in meinem Besitze, so wie ich ihn in dem Deinigen zu finden glaube, so sprich ein Wort, und des Priesters Hand vereinigt unsre Körper, so

wie der ewige Geiſt unſre Seelen ſchon längſt in eins verſchmolzen hat."

Wer, der den Boden kennt, auf welchem dieſe Worte ausgeſäet wurden, kann ſich wundern, daß ſie hundertfältige Frucht trugen? Ich war alle Grade der Prüfung durchgegangen, und auf heidniſche und chriſtliche Art in Verſuchung geführt worden; hatte ferner den Kampf der Tugend gekämpft und als wahrer Märtirer derſelben ſtets den Kürzern gezogen. Jetzt befand ich mich endlich am Eingange des Himmels, der mir für meine Leiden und Aufopferungen lohnen ſollte und mir ein zweites ewiges Leben verſprach, nachdem ich in der Räuberhöhle eines ſündigen Todes geſtorben war und nachher an einer eben ſo ſündigen Auferſtehung in Muhameds Himmel gearbeitet hatte.

Ich reichte demnach der Herzogin im eigentlichen Verſtande zu ihrem Vorſchlage die Hände. Nur wollte die Begierde nach Belohnung meines ausgeſtandenen Märtirerthums ſich zu keinem Aufſchube verſtehen,

zu welcher Stimmung vielleicht vorerwähntes Bett das seinige beitragen mochte. Ich hatte zwar im Leichenzimmer abermals den bewußten Priester getroffen, der für die lebende Giulia Todtenmesse las. Doch glaubte ich nicht, daß eine und ebendieselbe Person sich im nemlichen Augenblicke mit zwei so heterogenen Gegenständen beschäftigen würde, als zum Beispiel mit Leiche und Hochzeit, man wollte denn das alte Lied nicht etwa wieder anstimmen, als sey die Trauung der sterbende Leichnam der scheidenden Liebe. Ich konnte nicht umhin, im Zimmer herum zu blicken und die örtliche Zubereitung dieses feierlichen Aktus zu suchen. Doch war es mir nicht möglich das allergeringste zu entdecken, welches darauf Bezug gehabt hätte, das Bett ausgenommen, wohin denn auch meine Blicke stets wieder zurückfielen, wie eine jede Körperschwere sich nach dem Mittelpunkte der Erde sehnt. Ich beschloß demnach, aufrichtig zu seyn in Worten und in Werken, und der Herzogin in Liebe und Un-

terwürfigkeit vorzustellen, wie es doch immer dem Prinzip der schaffenden Gottheit angemessener sey, dem Naturgebote vor Menschensatzungen den Vorzug zu geben. Auch wollte ich ihr begreiflich machen, daß man die Erfüllung dieser zur Bestätigung jenes immerhin nachfolgen lassen könnte. Je delikater die Auseinandersetzung dieser Ansicht der Dinge war, je gewählter mußte demnach der Vortrag derselben seyn. Ich suchte daher die Kunst der Darstellung sehr emsiglich in mir zusammen und war Willens, nichts geringeres als ein Meisterstück der Ueberredung in meiner Rede an die Herzogin zu Tage zu fördern. Als ich noch eben über die Schicklichkeit des Eingangs nachsann, wurde ich auf einmal gewahr, daß die Herzogin aus meinem Gesichtskreise verschwunden war. Ich sah mich herum im Zimmer und erblickte in einer Vertiefung desselben einen kostbaren Vorhang und jene so eben damit beschäftigt, denselben zu öffnen. Wer begreift mein Erstaunen, als ich gewahr ward, was

dieſer Vorhang verborgen hatte? Es war eine kleine Kapelle, mit allen heiligen Apparaten gottgeweihter Stätte verſehen, und in derſelben der nehmliche Prieſter, von welchem ich kurz vorhin geſprochen habe.

In meiner Ceremoniſchen Natur wollte mir dieſe Wendung der Dinge faſt Misbehagen erregen. Wozu hatte ich nun auf das Studium meiner Rede, von der ich übrigens einen wunderbaren Effekt erwartete, die koſtbarſten Augenblicke verwandt? Ich konnte freilich nicht in Abrede ſeyn, daß ich durch die Rede des Prieſters weit kürzer und ſicherer zum Ziele käme. Allein es traf bei mir ein, was übrigens eine ganz gewöhnliche Erſcheinung auf der Welt iſt, daß nemlich die bloße Anſtellung in einem Geſchäfte auch ſchon das erforderliche Talent zu demſelben verleiht. Ich war in die Nothwendigkeit verſetzt, eine Rede zu halten, und mit genauer Mühe zu einer Idee derſelben gekommen, als ich mich auch ſchon für den Demoſthenes meiner Zeit zu halten anfieng.

Es wollte demnach meine Eigenliebe gewaltig ſchmerzen, einem Verdienſte, das ich für weit geringer hielt, als das meinige, mehr zu verdanken zu haben, als mir ſelbſt. So unangenehm mir jeder Aufſchub, in den Vorſchlag der Herzogin einzugehen, geweſen ſeyn würde, ſo war ich dennoch nicht wenig aufgelegt, meiner Rede zu Liebe diejenige des Prieſters zu hintertreiben und die meinige an deren Stelle zu ſetzen. So eben ſchickte ich mich an, der Herzogin alles dies begreiflich zu machen und ſie, wo möglich, zur Anhörung derſelben zu bewegen, als ſie mich bei der Hand faßte und vor meinen rhetoriſchen Nebenbuhler führte. Sie ſtellte ſich neben mich und ich ſah den Augenblick kommen, der mir Mühe und Arbeit rauben würde. Was ich geahnet hatte, traf ein. Der Prieſter that den Mund zu ſeiner Rede auf. Angefeuert von der wegwerfenden Idee, welche eigene Anbetung mir gegen die Verdienſte meines Gegners eingeflößt hatte, beſchloß ich, meine Ohren zu ver-

ſchließen gegen ſeine Rede und taub zu ſeyn für alles und jedes, was dieſer anz gehören könne. Wer nicht hören will, muß fühlen, iſt ein altes Sprichwort, und es traf, unter nothwendigen Modifikazionen, auch bei mir ein. Die warme, weiche, ſeidne Hand der Herzogin, welche in der meinigen lag, brachte mir plötzlich einen Ekel bei vor allen rhetoriſchen Beſchäftigungen, eignen ſowohl, als fremden. Ich betrachtete dieſe Hand ſchon als die meinige, ob ich gleich an der Mundbewegung des Prieſters ſah, daß ſeine Rede noch nicht geendigt war. Mit ſeinem Beſitzthume, wenigſtens in der Idee, zu ſchalten und zu walten, wie es einem gut dünkt, iſt ein unbeſtrittenes Recht, und ich bediente mich deſſen in dieſem Augenblicke nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen. Die immerwährende Geſichtsverhüllung meiner werdenden Frau wollte mir freilich nicht ſehr behagen. Indeß hoffte ich auf beßre Zeiten, das heißt, auf das Ende der Rede. Zu Folge des bekannten Spruches,

Mann und Weib ist ein Leib, mußte es mir schon erlaubt seyn, allen Verhüllungen meines Leibes, oder meiner Frauen Leibes, welches einerlei ist, zu entsagen und von mir zu werfen. Und damit tröstete ich mich, wie auch mit dem Gedanken, daß alles ein Ende habe, also auch die Rede des Priesters, welcher noch immer den Mund rührte. Ich ergab mich demnach geduldig meinem Schicksale und suchte mein Recht auf den Besitz der Hand der Herzogin so geltend zu machen, als möglich, indem ich sie als eine Entschädigung für die Entbehrung des Augenblicks betrachtete und übrigens meine Phantasie sehr poetisch den Theil für's Ganze nahm und so auch gebrauchte.

Der Priester schloß den Mund und ich schöpfte Odem aus tiefer Brust. Er entfernte sich eben so unsichtbar, als er gekommen war, und überließ mich der Herzogin und meinen Betrachtungen. Ich befand mich also im wirklichen Besitze desjenigen Weibes, welches das Schönste war,

das ich geſehen, und welches ich nicht liebte, ſondern abgöttiſch anbetete. Das Unerwartete meines Glücks machte, daß ich es nicht faſſen konnte. Ich ſtand unbeweglich und war nicht fähig, aus dem engen Kreiſe hinaus zu ſchreiten, den eigne Individualität um mich geſchloſſen hatte. Eine plötzliche Finſterniß gab mir endlich Licht über mich und meine Lage und brachte mich zur Betrachtung der äußern Dinge. Ich ſah auf und merkte, daß durch einen unſichtbaren Mechanismus alle Lichter ausgelöſcht waren. Jetzt fühlte ich mich von den Armen der Herzogin umſchloſſen und das Geſicht derſelben ohne Schleier. Glühende Wechſelküſſe traten an die Stelle kalter Betrachtung. Wie der Epheu um die Ulme, ſo verſchlungen ſich unſre Körper zu einem. Leiſer und immer leiſer ward ich fortgezogen. Plötzlich ſtießen wir auf etwas und — ſanken auf das himmliſche Bett. Der Himmel that ſich mir auf und ich umfaßte, das geſammte Vermögen meiner Sinne in einen Wunſch aushauchend, den göttlichen Leib meines über allen Be-

griff schönen Weibes. Nichts blieb mir verborgen und ich sah durch die Finsterniß der Nacht, wie im hellen Sonnenlichte. Die feinsten Nüançen weiblicher Schönheit entdeckte mein Sinn, als säh' ich sie mit hellen Augen.

Alles Bewußtseyn schwand und jede freie Willkühr ward zur absoluten Nothwendigkeit. Die Lage der Herzogin glich der meinigen vollkommen. Ihre bewußtlosen Wünsche lösten sich so eben in wörtliche Aeußerungen auf, als unter schrecklichem Gepraſſel die Thür des Zimmers gesprengt ward und heller Fackelschein zu demselben eindrang. Gewaltsam zu mir selbst gebracht, erhob ich meine Blicke und sah auf die Eintretenden. Ein Blitzstrahl hätte mich nicht fürchterlicher treffen können: es war die Herzogin und neben ihr Bantinelli.

Krampfhaft warf ich meine Augen zurück auf meine Bettgenoſſin und sank, von tödlichem Schreck getroffen, ohnmächtig auf's Bett. Die Gräfin Careſtini lag neben mir.

Ende des ersten Theils.

Der Sarg

oder

die Zwillingsſchweſtern

von

G. L. P. Sievers.

Zweiter Theil.

Hamburg und Mainz
bei Gottfried Vollmer
1805.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Als ich wieder Besinnung erhielt, fand ich mich auf dem nemlichen Bette, und neben mir stand mein Kammerdiener, in der Hand ein Gefäß mit Wasser, mit welchem er so eben im Begriff war, mir hülfreiche Hand zu leisten. Ein glühender Durst verzehrte mich und ich leerte das Gefäß bis auf den letzten Tropfen. Das Wasser brachte eine wohlthätige Wirkung hervor: ich fühlte mich ruhiger und leichter, als zuvor. Mein leiblicher Durst war gestillt, aber nicht mein geistiger, der

durch das Andenken an die Begebenheiten dieser Nacht mächtig erregt ward. Doch beschloß ich, ein Märtirer zu werden an mir selbst und mir eine willkührliche Entsagung aufzuerlegen. Auch wollte ich zu einem bestimmten Entschluß meines künftigen Thun und Lassens kommen, dem mich hernach keine Rücksicht in der Welt wieder abtrünnig machen sollte. Diesem Vorhaben nachkommend, fieng ich an eine förmliche Lagerstätte aufzuschlagen in dem Bette, welches allem meinem Wünschen und Hoffen zum Todtenbette geworden war. Ich betrachtete die Stelle, welche kurz vorhin die falsche Herzogin eingenommen hatte: ein warmer Hauch ihres Daseyns, der letzte Rest meines sterbenden Glücks, erwärmte noch meine Hand, die den Schatten zu ergreifen strebte, den meine Phantasie um und neben mir erblickte.

Es war tief um Mitternacht. Ich hüllte mich in meine Bettdecken ein und empfand ein Gefühl der Sicherheit, als sey ich das einzige Geschöpf auf dieser Er-

te. In vestem Glauben an das Sprichwort, daß die Nacht bessern Rath herbeiführe, wollte ich vor Anbruch des künftigen Tages auch nicht einen Handschlag an dem vesten Gebäude meines künftigen unwandelbaren Entschlusses thun. Demnach hatte ich in diesem Augenblicke vor der Hand nichts bessers zu thun, als mit gänzlicher Vergessenheit meiner selbst dem wohlthätigen Schlummer mich hinzugeben, dessen freundliche Verboten ich jetzt zu erblicken glaubte. Es währte nicht lange, so verfiel ich in einen vesten Schlaf.

Als ich erwachte, stand die Sonne schon hoch und lächelte mir aus ihrem lieblichen Antlitze freundlich entgegen. Mich selbst hatte der Schlaf zu einer Ruhe gestimmt, in der ich die Vergangenheit mit einer Gleichgültigkeit betrachtete, als habe ich noch gar nicht in derselben gelebt. Alle Auftritte meines bisherigen Lebens zogen, wie in einem Schattenspiele, in ihren Erscheinungen ruhig bei mir vorüber, und der erste Eindruck dauerte gerade so lange,

damit ihn der folgende verwischen konnte. Der letzte hingegen, meine unterbrochene Heirath und die Herzogin als Zeuge derselben vorstellend, fand einen vollkommenern Einklang in mir, als die übrigen, und ich weiß nicht, wie lange dieser noch nachgeklungen haben würde, wenn nicht der Eintritt des obenerwähnten Kammerdieners gleichsam einen Dämpfer darauf gelegt hätte.

Dieser Kammerdiener hieß Gottvertraut und sollte mir einstens, falls es ihm der Tod nicht unmöglich machte, als erstes und wichtiges Erbstück meines väterlichen Vermögens übermacht und zu einem ambulirenden Gesetzbuch feierlichst installirt werden. Denn, meinte mein Vater, wer so lange den Leib bekleidet habe, müsse endlich gelernt haben, auch den Geist zuzustutzen und ihm eine gute Form zu verschaffen. Da jedoch Gottvertraut, wie gesagt, erst ein Erbstück von meinem Vater werden sollte, und ich diesen unmöglich bei lebendigem Leibe beerben konnte, so

verrichtete er dermalen noch seine alten Wer-
ces und beschäftigte sich demnach mehr mit
meinem Leibe als mit meinem Geiste. Doch
zupfte er letztern, Kraft seines ursprüngli-
chen, ihm zur andern Natur gewordenen
Handwerks, je zuweilen in beßre Falten
und suchte einige Fädchen von ihm abzu-
blasen.

Gottvertraut trat also ein und fragte,
was nun zu machen wäre. Ich versuchte
es, mir die Miene zu geben, als wisse
das niemand besser, als ich. Doch merkte
ich, daß sie mir sehr schlecht stand, und
ließ es derhalb bei'm bloßen Versuche be-
wenden, indem ich diesmal aus vollem
Herzen wünschte, Gottvertraut möge seine
Würde als dereinstiges Gesetzgebendes Erb-
stück in etwas antizipiren, damit mein Ich
zu irgend einem Prinzipe gesetzt werde. Da
ich jedoch merkte, daß dergleichen nicht
von ihm zu erwarten stand, so schickte
ich mich an, mich selbst zu berathen. Meine
eigene Unschlüssigkeit, und die Stelle, wel-
che Gottvertraut einstens bekleiden sollte,

hatte mir diesen indeß weit wichtiger gemacht, und ich betrachtete ihn jetzt aus einem andern Gesichtspunkte. Daß er zwar den Willen hatte, aber in der That nicht eben sehr bewandert war, konnte ihm bei mir nicht schaden, sondern mußte ihm vielmehr förderlich und dienlich seyn; denn diese Eigenschaft brachte ihn mir um vieles näher, insofern ich selbst einer der Stärksten in derselben war. Ich gab ihm demnach zu erkennen, wie wir beide uns in den Stand der Berathschlagung setzen wollten, und zwar stillschweigend und jeder auf seine eigene Hand, damit einer den andern nicht störe. Diese Erklärung gab dem guten Gottvertraut eine Miene von freundlicher Wohlgefälligkeit, als sey ihm plötzlich der beste Rath zu Kopfe gestiegen. Auch fieng er an, meine Willensmeinung sich in den Stand der Berathschlagung zu setzen, wörtlich zu nehmen, und wählte einen recht schweren Stand, indem er nemlich den rechten Fuß vor den linken setzte, gleichsam, wie zu einem Tanzpas, die linke

Hand auf den Rücken und die rechte Hand vor die Stirn legte, den Kopf tief zur Erde gesenkt. Diese seine Zubereitungen zum Berathen hinderten mich an dem reinigen und liessen mich zu keiner Betrachtung meiner selbst kommen, welche letztere ich, wider Willen, ganz allein auf meinen Gefährten in der Berathschlagung verwandte. Bedenkt man nun, daß Gott vertraut weiter in den Sechzigern fortgeschritten war, als ich in den Zwanzigen, so sieht man das Gewagte seiner Stellung von selbst ein. Auch entdeckte ich in derselben einen gewissen Eifer, mir recht sichtbar zu zeigen, welche Mühe er sich bei seiner Berathschlagung gebe, und wie gefliessentlich er es darauf anlege, das Ansehen einer angestrengten Bemühung zu haben. Im ersten Feuer meiner Furcht, mich berathen zu wollen, hatte ich mich selbst auf das Bett zurück geworfen, und lag jetzt unbeweglich, die Stellung des Gottvertrauts mit steter Furcht betrachtend. Von Minute zu Minute wuchs meine

Besorgniß, ein Schwindel möge ihn ergreifen und der Berathung ein plötzliches Ende machen. Und doch hatte ich Hochachtung vor seiner Bemühung, und eine gewisse Art von Humanität hielt mich ab, ihn nicht gewaltsam zu stören in seinem Berathschlagungswerke. Doch ließ mich das Schicksal nicht lange in dieser ängstlichen Besorgniß, und, was ich voraus gesehen hatte, traf ein. Er stürzte nieder und warf im Fallen einen Tisch zu Boden, neben welchem er gestanden war. Noch ehe ich mich aufgerichtet hatte, ihm zu Hülfe zu eilen, stand er schon wieder auf den Beinen und reichte mir einen Brief dar. Gottes Finger, meinte er, habe über ihn gewaltet. Dieser Brief sey ihm mit dem Umsturz des Tisches auf die Nase gefallen, und wir könnten uns nun ganz unbesorgt Raths aus demselben erholen.

Der Brief, welchen mir Gottvertraut darreichte, war ihm am Morgen übergeben worden, und er hatte denselben vor mein Bett gelegt, damit er mir bei'm

Erwachen sogleich in die Augen fallen sollte. Ich betrachtete diesen Brief jetzt selbst als eine Weisung meines Schicksals, und war für den Augenblick außer allen Sorgen. Auch Gottvertraut wurde jetzt frohen Sinnes und vergaß den Unfall, welcher ihn in seinem neuangetretenen Amte als Berather getroffen hatte. Durch die unerwartete Beschleunigung, mit welcher er seit heute Morgen zu demselben berufen worden, war er mir um ein großes näher gerückt, und hatte eine Wohlgefälligkeit angenommen, die ihm sehr gut stand. Ich freute mich derselben und betrachtete den Alten jetzt als ein mir unmittelbar angehöriges Wesen, das jetzt nicht mehr durch das Mittel des Dienstes an mich gefesselt war. Jener Wohlgefälligkeit zu Folge nahm er jetzt mit dem merklichen Bewußtsein eines sich gleichfühlenden Wesens, und einer Miene von Gesetzthait, die sonst Emporkömmlingen nicht eigen zu seyn pflegt, einen Stuhl und stellte denselben ganz nahe vor mein Bett. Darauf schnitt er, im Sinn

und Wesen eines diplomatischen Rathes, sehr zierlich das Siegel von obigem Briefe und reichte mir denselben offen her, indem er sich mit einer ruhigen, wohlgemüthlichen Art auf den Stuhl setzte, beide Hände über den Bauch zusammen faltete und zur Anhörung des Briefes sich anschickte.

Ich nahm denselben und sah nach der Unterschrift. Er war von der Gräfin Carestini. Als ich diesen Namen erblickte war ich einer gewissen Bewegung nicht Meister, die mich beim erneuerten Andenken an diese meine verwittwete Gemahlin ergriff. Ich konnte und wollte mich in diesem Augenblicke zu keiner Untersuchung einlassen, welcher Ursach diese Bewegung ihre Entstehung zu verdanken hatte. Wahrscheinlich wußte ich selbst nicht, ob die muthmaßliche Betrügerei der Gräfin, oder die Erscheinung der Herzogin mich ärgerte, welche letztere so gewaltsam den letzten und bedeutendsten Actus meiner Hochzeit gestört hatte. Doch stimmte ich mich mit Gewalt zu einer ruhigen Gleichmüthigkeit und wollte den In-

halt des Briefes ohne Zerstreuung vernehmen und zu einer gewissenhaften Berathschlagung ziehen. Ich nahm mir vor, die Sicherheit meiner Entschließungen, die eine wahrscheinliche Folge der Lesung des Briefes seyn würde, durch keinen zu schnellen Schluß zu verkürzen, sondern bestrebte mich recht absichtlich, mich auf den Inhalt des Briefes vorzubereiten, um desto länger und anhaltender davon zu zehren. Gottvertraut, dem dieses System einer Seelen- und Sinnes-Leckerei nicht geläufig sein mochte, verrieth wenig Behagen an meinem Zögern und hatte einen unverwandten Blick auf den Brief gerichtet, den er wie ein Orakel betrachtete, durch welches unser Schicksal bestimmt und der Unschlüssigkeit desselben ein Ende gemacht werden sollte. Da er kein Auge von dem Briefe verwandte, so konnte ich um so mehr sein Gesicht betrachten, in dessen unterem Theile sich um die Lippen herum ein Zug offenbahrte, wie wenn jemand recht durstig ist und bei Erblickung

des Getränckes anfängt, mit der Zunge und den Lippen schon im Voraus zu schmecken.

Ich selbst that jetzt Verzicht auf eine längere Vorbereitung und schickte mich an, den Brief vorzulesen. Gottvertraut verrieth die Freude, welche er deshalb empfand, durch eine Bewegung beider Arme, als mache er einen Tragödien-Gestus in pantomimischer Sprache. Ich nahm den Brief, und las mit lauter Stimme, was folget:

„Wenn die Schaam mir es erlaubt hätte, so würde ich Ihnen mündlich gesagt haben, daß von dem, Ihnen gespielten, Betruge das Glück meines Lebens abhing. Seit dem Augenblicke meiner Bekanntschaft mit Ihnen, hat meinem Leben eine heitre Sonne geschienen und mein Dasein ist mir bedeutender geworden, als vorher. Ihnen gegenüber habe ich meinen Werth kennen gelernt und ich halte mich Ihrer nicht unwürdig. Wenn mein Plan nicht auf eine so grausame Art zerstört worden wäre, so

hätte ich eine Vereinigung unter uns beiden nicht für unmöglich gehalten. Vantinelli iſt an mir zum Verräther geworden."

„Sie erinnern ſich jenes Tages, als ich auf meiner Villa ankam und Sie dort zum erſtenmale ſah und kennen lernte. Ich ahnete Rache vom Prinzen und dem Marcheſe und theilte Ihnen meine Ahnung mit. Ich hatte mich nicht betrogen. Kaum hatten beide meine Villa verlaſſen, als ſie von einem ihrer Creaturen, der ſich hatte in der Nähe aufhalten müſſen, Verſtärkung erhielten, und mit derſelben mein Schloß erſtürmten. Sie führten mich fort. Wir konnten kaum einige Meilen zurückgelegt haben, als wir plötzlich angehalten wurden. Dicke Finſterniß umgab uns. Unter den ſprechenden Perſonen glaubte ich ganz deutlich Vantinelli's Stimme zu erkennen. Fackelſchein erhellte den Ort, wo wir uns befanden. Der Marcheſe hatte uns verlaſſen. Ein Trupp unbekann-

ter Kerle umgab meinen Wagen. Mit durchdringender Stimme rief ich Bantinelli bei Namen, und beschwor ihn, mich zu retten. Er stieß einen Ausruf der Ueberraschung aus und redete lange und heftig mit dem Prinzen in einer fremden Sprache. Dieser verließ darauf meinen Wagen und Bantinelli bat mich, ihm Aufschlüsse zu geben über die neuern Umstände. Ich sagte ihm in der Kürze, was vorgefallen war, und erwähnte Ihrer Anwesenheit auf meiner Villa, indem ich ihm meine Befürchtung der Gefahr zu erkennen gab, welche Ihnen von Seiten des Marchese drohete. Er verfiel für einige Augenblicke in ein tiefes Nachdenken und fragte mich dann, wohin Sie zu gehen gedächten, nachdem Sie meine Villa verlassen haben würden? Ich antwortete ihm, daß Sie ohne Säumen zur Befreiung der Herzogin eilen wollten, deren Aufenthalt Ihnen der Prinz habe anzeigen müssen. Er dachte wiederum einige Augenblicke

nach und riß dann ein Blatt Papier aus seiner Briefstasche, welches er beim Scheine der Fackeln beschrieb, und einem seiner Leute hinreichte. Dann ersuchte er mich, ganz ruhig zu seyn und meiner Begleitung zu folgen, wohin sie mich führen würde. Am folgenden Tage sollte ich mehr von ihm hören. Im nemlichen Augenblicke flog mein Wagen davon, den mehrere von Bantinellis Leuten begleiteten. Nachdem wir einige Stunden im stärksten Trabe gefahren waren, langten wir auf einer Villa an, deren Aufseher mich mit vieler Unterwürfigkeit empfieng, nachdem er Bantinellis Brief gelesen hatte. Ich erhielt das ganze Schloß zu meiner Disposition und gebot unumschränkt über die weibliche und männliche Dienerschaft desselben. Jedoch blieb mir ein Flügel in demselben verschlossen und der Haushofmeister war durchaus nicht zu bewegen, mir die Schlüssel desselben zu geben. Mit Ihrem Bilde im Herzen, und dem

Nachsinnen über Bantinellis Vorhaben beschäftigt, brachte ich den Tag hin, ohne von letzterm Nachricht zu erhalten Wenn ich, so wie alle, welche diesen Bantinelli kannten, demselben nicht ganz unbedingt Ueberlegenheit zugestanden hätte, so würde es mir jetzt sehr leicht geworden seyn, seiner Verheißung diesmal zu mistrauen und meinen eignen Weg zu gehen. Denn ich sah nicht ein, wozu mir der Aufenthalt auf dieser einsamen Villa dienen sollte. Und doch war die Furcht, mich gegen Bantinelli zu kompromittiren, stärker als mein eigner Wille. Im Streite mit mir, und mich auflehnend gegen diesen Bantinelli, war die Nacht - herbeigekommen. Ich hatte die Kammerfrauen, welche man mir zur Aufwartung gegeben, bereits verabschiedet und mich niedergelegt. Doch verursachte mir das Andenken an die Begebenheiten des vorhergehenden Tages eine Schlaflosigkeit, welche ich nicht besiegen konnte. Ich ver-

ließ das Bett, öffnete ein Fenster und sah in die Nacht hinaus. Es herrschte eine Stille, die durch keinen Laut eines lebendigen Wesens unterbrochen wurde. Die Lieblingsideen meiner Seele hüllten mich jetzt in eine idealische Bewußtlosigkeit ein, in der ich alles um mich her vergaß. Plötzlich brachte mich ein Laut, der die Todtenstille der Nacht unterbrach, zu mir selbst. Ich horchte auf, und glaubte bestimmt Töne, wie aus einem entfernten Orte kommend, zu vernehmen. Nach und nach unterschied ich deutlicher und ward überzeugt, daß jene Töne aus Menschenstimmen, mit Instrumenten begleitet, bestanden. Ich strengte mein Gehör ferner an, und vernahm nun auch, daß die Musik nirgends anders herkommen könne, als aus jenem Flügel des Schlosses, zu dem man mir die Schlüssel verweigert hatte. Meine Neugierde ward heftig erregt und ich glaubte nicht anders, als daß dort irgend ein Ge-

heimniß verborgen liegen müsse. Am Tage hatte ich nur Eine Thür entdeckt, die in diesen Flügel führte und die Communicazion mit dem übrigen Theile des Schlosses hemmte. Zu dieser Thür beschloß ich zu gehen und zu versuchen, ob ich sie nicht zu öffnen im Stande seyn würde. Ich hüllte mich in ein Nachtkleid und verließ mein Zimmer. Die Heimlichkeit der Nacht erregte eine schauerliche Bangigkeit in mir, die mir wohlthat. Ohne das allermindeste Geräusch kam ich zu jener Thür, fand sie aber, wie am Tage, fest verschlossen. Ich horchte und vernahm nun auch keine Töne mehr, weil diese Thür sich ganz am entgegengesetzten Ende des Schlosses befand. Meine Neugierde trieb mich zu mächtig an, als daß ich hätte umkehren sollen, da ich bereits so weit fortgeschritten war. Ich verließ den innern Theil des Schlosses und fing an, den äußern desselben von hinten zu umgehen. Diesen umgab ein

kleiner verſchloſſener Park. Die Hecken waren niedrig und ich hatte eine derſelben mit leichter Mühe überſtiegen. Wer begreift meine Ueberraſchung, als ich hier eine kleine Thür entdeckte, die nicht verſchloſſen war? Ich öffnete dieſe ohne Mühe und gieng hinein. Tiefe Finſterniß umgab mich. Ich tappte umher und entdeckte eine Treppe. Hier bangte mich ein wenig vor meiner Unternehmung. Doch ſchritt ich im muthigen Vertrauen auf Bantinelli die Stiegen hinan. Oben herrſchte die nemliche Finſterniß. Vor Anſtrengung und Beſorgtheit klopfte mein Herz in bangen Schlägen. Ich blieb ſtehen, um mich etwas zu ſammeln und neuen Odem zu ſchöpfen. Jetzt horchte ich und glaubte obige Töne abermals zu vernehmen. Ich beſchloß, dieſe meine Führer ſeyn zu laſſen, und zu gehen, wohin ſie mich führen würden. Nachdem ich einen länglichen Raum durchſchritten war, fühlte ich eine Thür, die ebenfalls unver-

ſchloſſen war. Ich öffnete ſie, und vernahm jetzt jene Töne deutlicher, als vorher. In weiter Entfernung erblickte ich einen Lichtſtrahl, der mich durch mehrere Zimmer führte, die, wie jenes erſtere, offen ſtanden. Endlich befand ich mich in einem Vorzimmer, das ſehr erleuchtet war und hörte im Nebenzimmer jene Töne, die ich nun für heilige Lieder erkannte, welche von weiblichen Stimmen geſungen wurden. Ich durchſchritt das Vorzimmer, öffnete die Thür, aus welchem mir der Geſang entgegenſchallte, ein wenig und — wer begreift mein Erſtaunen! — und erblickte einen Sarg, um welchen mehrere weibliche Geſtalten herumſtanden, unter denen ſich insbeſondere eine auszeichnete, die an majeſtätiſchem Wuchſe und edler Haltung des Körpers vollkommen der Herzoginn Chiaromonte glich. Ich bedurfte nur eines Moments von ruhiger Betrachtung, um zu mir ſelbſt zu kommen und erinnerte mich jetzt, daß

die Herzogin einen Saal bei ſich führe, in welchem ſich das Bild ihrer todtgeglaubten Schweſter befände. Es ward mir höchſt wahrſcheinlich, daß jene Geſtalt der Herzogin angehöre und daß ich mit dieſer an einem und eben demſelben Orte ſey. Ich ward von der Wahrheit meiner Muthmaßung überzeugt. Die Geſtalt drehete den Kopf, öffnete den Schleier ein wenig, und ich erkannte das Geſicht der Herzogin aufs deutlichſte.

„Die Anweſenheit derſelben auf dieſer Villa ſetzte mich in Erſtaunen. Was beabſichtigte Pantinelli mit unſerm beiderſeitigen Zuſammentreffen? Ueberdem machte mich ihre Gegenwart in mehr als einer Hinſicht verlegen. Mein Verhältniß zu ihr hatte ſeit einiger Zeit viel von ſeiner vorigen Innigkeit verlohren, und der Gedanke an ſie führte etwas ſchmerzhaftes mit ſich, dem ich auszuweichen ſuchte.“

„Kaum hatte ich demnach die Herzogin erkannt, als ich mich so schnell als möglich zum Rückwege anschickte. Wie sollte ich diesen aber finden in den endlosen dunkeln Gemächern, durch welche mich vorhin allein der Gesang geleitet hatte? Ich stand einige Augenblicke unentschlossen da. Kein Mensch beobachtete mich. Indem fiel mein Blick auf die Leuchter, welche im Zimmer umher standen. Ich ergriff einen davon und trat nun sicher und beherzt den Rückweg an. Alles war, wie ich es verlassen hatte. Ich kam bis zur äußersten Pforte, welche in den Park führte. Hier ließ ich das Licht, nachdem ich es ausgelöscht hatte. Muthig überstieg ich die Hecke und kam in mein Zimmer zurück, ohne von irgend einem menschlichen Wesen gesehen worden zu seyn. In tiefem Nachsinnen über die Anwesenheit der Herzogin und den Plan des Bantinelli legte ich mich wieder zu Bett und entschlief."

„Als ich erwachte, erblickte ich eine meiner Kammerfrauen vor mir, mit einem Briefe in der Hand. Sie reichte ihn mir, und in der Aufschrift erkannte ich Bantinelli's Hand. Das Herz pochte mir vor banger Erwartung und in den ersten Minuten hatte meine Hand nicht Kraft genug, das Siegel zu öffnen. Ich sah zum voraus, daß der Inhalt dieses Briefes mein Schicksal entscheiden würde. Ich hieß die Kammerfrau gehen, und bemühete mich, ruhiger zu werden. Nachdem ich mich auf alles was da kommen könnte, gefaßt gemacht hatte, erbrach ich den Brief und las folgendes:"

„„Vielleicht wissen Sie bei'm Empfang dieses Briefes schon, daß Sie sich mit der Herzogin Chiaromonte an einem und eben demselben Orte befinden. Warum ich dieses Zusammentreffen veranstaltet habe, sollen Sie sogleich erfahren. Sie kennen meine Absichten auf die Herzogin, die mit den Ihrigen auf

den Grafen vollkommen vereinbar sind. Trift jene mit diesem zusammen, so scheitern unsre gegenseitigen Hoffnungen an der Unmöglichkeit, beide wieder zu trennen. Deswegen habe ich, früher als es dem Grafen möglich seyn konnte, erstere aus dem Gewahrsame befreit, in welchem sie von dem Prinzen gehalten wurde, der eine Zerstörung aller seiner Pläne von ihr befürchtet. Dort wollte er sie auf irgend eine Art mit dem Erbprinzen zusammen zu bringen suchen, indem beider Vereinigung ihm bis jetzt noch nicht unmöglich geworden zu seyn scheint. Der Graf wird von ihm tödtlich gehaßt, da er in der Liebe der Herzogin zu diesem eine Vereitelung seiner Absichten zu sehen glaubt. Wüßte er, daß Giulia lebte und noch immer von dem Erbprinzen bis zur Anbetung geliebt würde, so könnte ihn das um ein großes verträglicher machen gegen den Grafen und die Herzogin. So aber läßt der Marchese, der allein von Giulia's Leben un-

terrichtet iſt, den Prinzen über das Schickſal derſelben in Ungewißheit, und wirft den ganzen Umfang ſeines Zorns auf Sie, weil er von Ihnen muthmaßt, daß Sie dem Erbprinzen Aufſchluß gegeben haben über ſeine Geliebte.""

""Was den Grafen anbetrifft, ſo bin ich eben noch zeitig genug gekommen, um ihn der Rache des Marcheſe zu entziehen, der er ſicher unterlegen ſeyn würde, weil er auf nichts vorbereitet war und von dieſem im Bett überfallen wurde. Er hat Ihre Villa verlaſſen, und eilt zur Herzogin, deren Befreiung ihm natürlich nicht bekannt iſt. Unmittelbar auf ihn zu wirken, halte ich nicht für rathſam, weil er kein Zutrauen zu mir zu haben ſcheint. Meine Leute laſſen ihn nicht aus den Augen, und geben mir Nachricht von jedem Schritte, den er thut. Hören Sie jetzt meinen Plan, der unſre beiderſeitige Zufriedenheit beabſichtigt""

„„Die Herzogin ſchreibt dem Grafen eigenhändig und befiehlt ihm, dem Bothen zu folgen, der ihn zu ihr führen werde. Zu gleicher Zeit verläßt ſie die Villa auf welcher Sie ſich jetzt mit ihr zuſammenbefinden, um den Grafen an einem dritten Orte zu erwarten, den ich ihr beſtimmen werde. In der Eile wird ſie nicht anſtehen, ſich auf einige Tage von dem Sarge zu trennen und ihn auf der Villa zurück zu laſſen. Sie, Gräfin, bemächtigen ſich deſſelben ſo wie des geſammten Eigenthums der Herzogin, deren Bedienten die Abweſenheit derſelben verborgen bleiben wird. Der Haushofmeiſter hat die gemeſſendſten Befehle von mir bekommen und wird Sie gleich nach der Entfernung der Herzogin in deren Zimmer führen. Die erſte Kammerfrau derſelben iſt vom Geheimniſſe and wird Ihre Bedienung übernehmen. So bald ich den Grafen in der Nähe der Villa weiß, erhalten Sie Nachricht von mir. Ich beſtimme

Ihnen dann die Stunde, wann er bei Ihnen eintreffen wird. Sie laſſen alſo bald die Trauerzeremonien mit der todtgeglaubten Giulia anheben und ſpielen die Rolle der Herzogin. Der Graf erſcheint, hält Sie für ſeine Geliebte und geht in jeden Ihrer Entſchlüſſe ein. Sie ſchlagen ihm eine augenblickliche Trauung vor, die er annimmt, und begeben ſich in ein Nebenzimmer, wo Capelle, Altar und ein Prieſter bereit ſtehen. Die Trauung geht vor ſich und der Graf entdeckt den, Betrug erſt mit dem Anbruch des folgenden Tages. Ich würde die Gräfin Careſtini verkennen, wenn ich nicht glauben wollte, daß ſie in einem ſo langen Zeitraume und in einer ſolchen Lage einen Mann zu feſſeln vermögte, dem ſie durchaus nicht gleichgültig ſeyn kann. Der geiſtige und körperliche Liebreitz, mit welchem die allgütige Natur Sie ſo verſchwenderiſch ausgeſtattet hat, wird dem Grafen ſei-

nen unbewußten Tausch erträglich machen.

Bis hieher nun sind Sie noch immer die gewinnende Partie. Es ist aber billig, daß ein jeder seinen Theil empfange. Mir liegt es jetzt ob, mein, eignes Interesse zu beabsichtigen und der Herzogin von der Untreue des Grafen einen augenscheinlichen Beweis zu geben. Ich werde dies dergestalt zu bewerkstelligen suchen, daß es dem Grafen unbekannt bleibt und Sie daher im geringsten nicht dabei kompromettirt werden. Halten Sie sich jeden Tag auf Nachricht und Ausführung meines Plans bereit.""

„So weit Bantinelli's Brief. Welchen Eindruck derselbe auf mich machte, würde ich jedem, andern beschreiben können, außer Ihnen. Mit Freuden gieng ich in den Plan ein, welchen mir der Brief anzeigte. Ich gelobte dem Wesen, welches diese Liebe für Sie in mein Herz gelegt hatte, heilig an, Sie für

den Verluſt zu entſchädigen, welchen Sie durch mich erlitten. Mehrere Tage durchlebte ich in der ängſtlichen Erwartung auf Nachricht von Bantinelli. Die Herzogin hatte die Villa verlaſſen, welches ich daraus ſchloß, weil in der Nacht kein Geſang mehr von dorther ertönte. Der Haushofmeiſter beobachtete noch immerwährend ein tiefes Stillſchweigen. Am dritten Tage endlich um die Mittagszeit erhielt ich folgendes Schreiben von Bantinelli:"

„„Eine höhere Macht hat dem Grafen das Leben gerettet, ſonſt befände er ſich wahrſcheinlich im Reiche der Todten. Unkundig des Weges, und phantaſtiſchen Träumereien hingegeben, hatte er ſich einem Trunkenbolde von Poſtillione anvertraut, der den Weg verfehlte und den Wagen in eine Tiefe warf, in welcher unten ein reiſſender Strom floß. Hier ward er, nach Ausſage einiger Landleute, die der Begebenheit mit beigewohnt hatten, von mehrern unbe-

kannten Kerlen gerettet, und von ihnen fortgeführt. Meine Leute hatten seine Spur verlohren und ein bloser Zufall hat uns so eben seinen Aufenthalt entdeckt. Wir durchsuchten nemlich die ganze umliegende Gegend und stiessen endlich auf zwei Kerle, deren Miene verrieth, daß sie Kenntniß von dem Aufenthalte des Grafen hatten. Wir drangen in sie, und sie gestanden, daß der Graf irgendwo in Gefangenschaft gehalten würde, wo wir ihn unmöglich entdecken und noch viel weniger befreien könnten. Für eine gewisse Summe versprachen sie, den Grafen in unsre Hände zu liefern, verwarfen aber meine Bürgschaft, die ich ihnen statt des Geldes anbot, weil ich eine so große Summe nicht bei mir hatte. Zufällig erwähnte ich der Herzogin Chiaromonte. Sie horchten auf bei diesem Namen, und fragten mich, ob der Graf mit dieser in Verbindung stände? Statt der Antwort reichte ich ihnen das

Billet

Billet dar, welches die Herzogin auf mein Geheiß an den Grafen geschrieben hatte und in welchem sie ihn bat, dem Ueberbringer desselben zu folgen und sich sogleich zu ihr zu begeben. Nachdem sie das Billet gelesen hatten, sagten sie mir, der Graf werde sogleich seine Freiheit erhalten, wenn ich ihnen das Billet anvertrauen wollte. Auch könnte ich ihnen jemand mitschicken, der ihn auf der Stelle zur Herzogin führen werde.""

„Da wir, nach Aussage der Kerle, kaum ein paar hundert Schritte vom Aufenthalte des Grafen entfernt sind, so zweifle ich nicht, daß mein Plan noch für heute ausführbar seyn wird. Ich habe den Kerlen also das Billet übergeben und zwei meiner Leute mitgeschickt, die den Grafen nicht zur Herzogin, sondern zu Ihnen führen werden. Einer von ihnen wird sich auf ein schnellfüßiges Pferd werfen, und Ihnen wenigstens eine Stunde vor Ankunft des

Grafen Nachricht geben. Von zehn Uhr Abends an müssen Sie sich bereit halten. So bald ich den Grafen einen gewissen Weg passiren sehen, über welchen ich mit meinen Leuten übereingekommen bin, eile ich selbst zur Herzogin, um sie zu rechten Zeit zu überzeugen, daß der Graf von heute Abend an für sie verlohren ist.""

„Wunderseltsam ward mein Gemüth erregt, als ich den Inhalt dieses Briefes vernommen hatte. Sollte ich mich auflehnen gegen das Schicksal, das diese Wendung der Dinge herbeiführte, oder mich ihm fügen und seiner Weisung folgen, die auf das vollkommenste mit meinen Wünschen übereinstimmte? Der Zwischenraum vom Mittage bis zur Nacht verstrich mir in eitlem Kampfe zwischen dem Gefühle für Recht und dem Streben meines Herzens, worin dieses den Sieg davon trug, und ich beschloß, der Lenkung des Zufalls zu trauen und mich ihr mit gänzlicher Ent-

ſagung meines eignen Willens blindlings zu überlaſſen.“

„Gegen Abend erſchien nun auch der Haushofmeiſter und bat ſich meine Befehle aus. Er habe, ſagte er, Auftrag, mir den andern Flügel des Schloſſes einzuräumen. Das übrige werde mir ſchon bekannt ſeyn. Ich verließ alſo die Zimmer, welche ich bis jetzt bewohnt hatte, und folgte dem Haushofmeiſter in diejenigen der Herzogin. Er erinnerte mich, daß ich nur für Eine Kammerfrau ſichtbar wäre, und mich bis zum entſcheidenden Augenblicke in meinen Zimmern verſchloſſen halten müßte. Er gieng und überließ mich meinen Betrachtungen.“

„Ich verſank in tiefes Nachdenken über mein Thun und Beginnen, und war dennoch keines beſtimmten Entſchluſſes fähig. Ich fühlte ſelbſt, daß es Thorheit wäre, meine Lage durch eigne Ungewißheit noch ungewiſſer zu machen, und riß mich mit Gewalt von mir

selbst los. Ich wollte mich zerstreuen und ein wenig umsehen in meinem jetzigen Aufenthalte. Doch fand ich mich eingeschlossen in meinen Zimmern und dachte an die Weisung des Haushofmeisters, welcher mich auf diese beschränkt hatte. Ich suchte nun innerhalb der Zimmer selbst nach Gegenständen, die mich zu zerstreuen vermögten, und fand einen Theil der Garderobe der Herzogin. Unter diesen fiel mir am bedeutendsten das Kleid auf, womit sie angethan war, als ich sie an jenem ersten Abend neben dem Sarge erblickte. Ich wollte mich zerstreuen und war in diesem Augenblicke gesammelter, als jemals. Zu wie vielen nichtigen Wünschen veranlaßte mich nicht die Garderobe und insbesondere jenes Kleid der Herzogin! Es war mir, als wenn ich in diesem sie selbst vor mir erblickte und mich mit ihr in Vergleichung stellte, wobei ich selbst natürlich verlohr. Noch nie hatte mir in meinem ganzen Leben ein Kleid

ſo wichtig geſchienen, als dieſes. Es ſchien, als ob die äußere Hülle der Herzogin auch die innere derſelben in ſich enthalten müſſe, und ſo betrachtete ich das Kleid derſelben, als ſie ſelbſt, und mit einem Gemiſch von zufriedenem Neide, der das Vollkommenere ſich eigen machen möchte, aber es zu haſſen zu edel und ſinnig iſt."

„In den bizarren Wendungen meines Geiſtes fiel ich ſogar auf den thörigten Gedanken, das Kleid anzuziehen. Meine kindiſche Gemüthsſtimmung wollte ſelbſt eine gute Vorbedeutung in dem Umſtande finden, daß das Kleid mir ganz genau paßte. Ich ſchmückte mich mit demſelben, wie eine Braut an ihrem Hochzeittage. Erſt bei kalter nachfolgender Ueberlegung war mir der Gedanke furchterregend, daß es mir mit dieſem Schmücken kein rechter Ernſt ſey, ſondern daß ich mir ſelbſt vorkäme, wie eine Schauſpielerin, die mit dem Kleide die Perſon der Rolle aus ; und

anzöge. Ich harrte ſo geſchmückt, in äußerer Unthätigkeit des wichtigen Augenblicks, indem meine Seele einen immerwährenden, ermattenden Kampf kämpfte. Alle Uhren ſchienen mir von einer unſichtbaren Hand im Laufe aufgehalten zu werden, und in einer dem Wahnſinn nahen Spannung mußte ich mir Gewalt anthun, die Zeiger derſelben nicht gewaltſamer Weiſe vorwärts gehn zu laſſen."

„Ein Geräuſch rettete mich von dem böſen Geiſte, der mich mit den Martern der grauſamſten Unruhe peinigte. Der Haushofmeiſter ſtürzte ins Zimmer und reichte mir ein Papier, das ſo eben ein Courier überbracht hatte. Es enthielt folgende Worte:"

„„Der Graf iſt auf dem Wege und wird etwa um eilf Uhr bei Ihnen eintreffen. Sie empfangen ihn verſchleiert neben Giulia's Sarge. Punkt zwölf Uhr begeben Sie ſich mit dem Grafen in das anſtoßende Zimmer, worin der

Haushofmeiſter alle Apparate der Trauung und Hochzeit in Bereitſchaft halten wird. Für alles übrige wird ebenfalls geſorgt ſeyn. Schließlich gebe ich Ihnen noch folgendes zu bedenken: je vollkommner Sie die Täuſchung ſpielen, um ſo reizender wird Ihnen die Wirklichkeit erſcheinen. Einem Geiſte, wie dem Ihrigen, darf ich keine umſtändlichere Weiſung geben.""

„Die kalte Art, mit welcher Bantinelli di wichtigſte Angelegenheit meines Lebens gleichſam wie eine Rechnung abſchloß, machte mir Angſt, und jetzt zum erſtenmale fieng ich an, deſſen uneigennützige Abſicht in Zweifel zu ziehen. Wäre ich nicht bereits in der Unternehmung zu weit fortgeſchritten geweſen, als daß ich hätte zurück gehen können, ſo würde ich Ihnen den Betrug Bantinelli's ohne Vorzug aufgedeckt haben. Doch riß mich der Strom mit ſich fort, in welchen ich vom Sturme einer unglücklichen Leidenſchaft geworfen worden war."

„Noch saß ich in starres Sinnen über mich und mein Schicksal vertieft, als der Haushofmeister wie aus einem tiefen Schlafe mich aufrüttelte und zu mir selbst brachte. Er meldete mir Ihre Ankunft und führte mich im nemlichen Augenblicke gewaltsam zur Thür des Nebenzimmers. Ein banges Schrecken machte mich an allen Gliedern zittern, als sollte ich lebendig in jenes Leben übergehn. Die Thür öffnete sich und der Trauergesang begann, von Tönen fremder, mir unbekannter Instrumente begleitet. Ich trat in's Zimmer, und die wunderbare verklärte Heiligkeit des Orts wirkte mit mächtigem Zauber auf mich. Andächtig sank ich zu den Füßen des Sarges und betete mit heißer Inbrunst. Ein Geräusch schreckte mich auf. Ich wandte mich zur Seite und erblickte Sie — Hier fällt mir die Feder aus der Hand, die Ihnen nur noch ein ewiges Lebewohl schreibt."

Wenn der geneigte Leſer ſich noch des Gottvertraut erinnert, ſo wird er wiſſen, daß derſelbe recht wohlgefällig vor meinem Bette ſitzt und der Leſung des Briefes zuhört. Dieſe hatte ich, eingedenk, daß ich hier die Stelle eines Referenten in irgend einem geheimen oder öffentlichen Rathe bekleidete, laut und ziemlich eintönend gehalten, und merkte jetzt, daß meine Kehle trocken war. Ich ſchwieg demnach und wollte den Gottvertraut reden laſſen, der doch, Kraft ſeines neuangetretenen Amtes, hier nicht bloßer Zuhörer war, damit ich während der Zeit deſto ungeſtörter denken könnte, über das, was ich ſo eben geleſen hatte. Ich erwartete daher Gottvertraut's Meinung und lud ihn durch einen Blick ein, dieſelbe von ſich zu geben. Jetzt erſt ſah ich, daß er eine Miene machte, als wüßte er nicht recht, wovon die Rede wäre. Ich forderte ihn daher mündlich auf, mir zu rathen, und war, wie aus den Wolken gefallen, als er mir ganz offen geſtand, er habe kein Wort

von dem ganzen großen Briefe verstanden. Jetzt erst merkte ich, daß es bei uns zugegangen war, wie in manchem geheimen Rathe, wo die Räthe die Sache nicht verstehn. Der meinige verstand sie im eigentlichen Verstande nicht, denn er wußte kein Wort Italiänisch, und der Brief der Gräfin war in dieser Sprache geschrieben.

Gottvertraut verrieth jetzt, für die Folge ein guter Rath zu werden, indem er über seine Unwissenheit erröthete und in tiefem Gefühl derselben seine Dimission gab, welches nicht alle seine Collegen so machen. Er gieng aus dem Zimmer und überließ mich meinem eigenen Rathe.

Es würde mir in der That schwer fallen, von dem Eindrucke Rechenschaft zu geben, den der Brief auf mich gemacht hatte. Ich befand mich seit der unterbrochenen Heirath in einem Zustande von Stumpfsinnigkeit, der mich jedes Eindrucks unfähig machte. Ich hatte den Brief der Gräfin gelesen, als wär's das Abentheuer irgend eines Romans, und gewirkt hatte er

nur in ſo fern auf mich, als er meine Neugierde befriedigte, die an den wunderſamen Verwickelungen meines hieſigen Lebens wahre Freude hatte. Außerdem war mein Entſchluß veſt gefaßt. Ich wollte jetzt dem Italiäniſchen Weſen mit Muth und Veſtigkeit ein Ende machen und wieder anfangen, ein ruhiges und ordentliches Leben zu führen, wie ich gethan hatte, ehe ich die Herzogin, ihre Sippſchaft und ihren Anhang kannte. Ich war es müde, hier wie ein Inſtrument behandelt zu werden, auf dem ein jeder ſpielen zu dürfen glaubte, ſobald ihm die Luſt dazu einkam. Ich rang mit wahrer Sehnſucht, einmal wieder zu einer eigenen Selbſtſtändigkeit zu kommen, und aufzuhören, andern zu ihrem Entzwecke zu dienen und meinen eignen darüber zu vergeſſen, oder vielmehr gar keinen zu haben.

So befreit von den Feſſeln der äußern Convenzionen, und abgeſagt den innern Anhänglichkeiten, nahm ich mir vor, den Erbprinzen in Venedig aufzuſuchen und ihm

Nachricht zu geben von Giulia's Leben und dem Treiben seiner Freunde und Feinde. Würde er mich nicht nach Teutschland begleiten wollen, so war ich vest entschlossen, Italien zu verlassen, meine Heimath aufzusuchen, im Lande zu bleiben und wieder zu leben nach alter Weise und Sitte. In den Zerstreuungen meines abentheuerlichen Wandels hatte ich meines Vaters und seiner Ungewißheit über mein Schicksal nur selten gedacht. Jetzt freuete es mich, ihm mit meinem neuen Entschlusse einige Freude zu verursachen.

Ich legte nun ernstlich Hand an die Zurüstungen meiner Abreise nach Venedig und ließ Gottvertraut kommen. Dieser war jetzt, nachdem er sein neues Amt abgelegt hatte und wieder er selbst geworden war, zufriedener als je, nachdem ich ihm von meinem Entschlusse Nachricht gegeben hatte.

Jetzt bei kälterem Blute fiel es mir ein, den Gottvertraut um die Ereignisse der vorigen Nacht zu befragen, weil mir

daran gelegen war, zu erfahren, auf welche Art die Stöhrer meiner Hochzeit und meine unverheirathete Ehefrau die Villa verlassen hatten. Er sagte folgendes aus. Etwa eine Stunde nach mir waren Bantinelli und die Herzogin angekommen und sogleich zu dem Zimmer heraufgegangen, welches mit Hülfe des Haushofmeisters zu unserer Hochzeits-Kammer umgeschaffen worden war. Kaum mochten sie aber dasselbe geöffnet haben, als die Herzogin, wie von einem Gespenst verfolgt, die Treppe hinunter gestürzt war. Ohne auf Bantinelli Rücksicht zu nehmen, hatte sie sich in den Wagen geworfen, die Thür desselben zugeschlagen und dem Kutscher nur ein Wort zugerufen, worauf dieser mit Pfeilesschnelle davon gefahren war. Bantinelli hatte, wie im Traume, dem Wagen der Herzogin nachgesehn und war erst wieder zu sich gekommen, als die Gräfin sich gezeigt und ebenfalls einen Wagen hatte anspannen lassen. Dann war diese ebenfalls davon gefahren, nachdem sie mit ver-

ächtlichem Wesen und Tone dem Bantinelli einige Worte gesagt, die Gottvertraut nicht verstanden hatte.

Bantinelli's Schicksal freuete mich. Selbst gefangen in seinen arglistigen Schlingen ward ihm von beiden Theilen mit geziemender Verachtung begegnet. Dieser allezeit fertige Tausendkünstler, der die Menschen leitete, als hätte er sie am Zaume, war mir schon längst ein Dorn im Auge gewesen, und ich wünschte recht sehr mich einmal mit ihn messen zu können. Nur möge der geneigte Leser nicht etwa glauben, als mische sich hier Eifersucht mit ins Spiel. Ich hatte ja, wie demselben bekannt seyn wird, ernstlich beschlossen, dem Weiberreiche ein plötzliches Ende zu machen, und allen Neigungen eines sündlichen, schwachen Menschen zu entsagen. Auch außerdem konnte mir Bantinelli's Treiben und Thun völlig einerlei seyn, insofern es unwidersprechlich gewiß war, daß die Herzogin durchaus kein Interesse an ihm nahm.

Indem ich dieſe Bemerkung über die Herzogin machte, fiel es mir auf's Herz, daß es mir doch nicht gleichgültig ſeyn dürfte, was dieſelbe über meine plötzliche Verheirathung, deren letzten und beſten Actus ſie jedoch geſtört hatte, denken möchte. Es wollte mir nicht behagen, von ihr für einen wetterwendiſchen Menſchen gehalten zu werden, der ſich nicht allein plötzlich verliebt hätte, ſondern ſogar zu einer ſchleunigen Ehe geſchritten wäre. Ich wünſchte daher recht aufrichtig, ſie von dem Betruge zu überzeugen, der mir geſpielt worden war, und ihr den Wahn zu benehmen, als ſey mir ſo heirathsluſtig um's Herz. Doch glaube man nicht etwa, als wolle ich an meinen eignen guten und löblichen Grundſätzen zum Verräther werden. Was ich dachte und wünſchte, geſchah blos, um der Herzogin einen beſſern Begriff von mir beizubringen. Uebrigens ſtand mein Entſchluß felſenveſt. Meine Verheirathung ſollte, wie übrigens gewöhnlich, der Liebe in mir ein Ende gemacht haben und das Fi-

nal von der Comedie seyn, in der ich zwar die erste, aber nichts desto weniger eine sehr schlechte Rolle gespielt hatte. Jegliches abentheuerliche Wesen sollte, wie schon gesagt, eine heilsame Endschaft erreichen. Ich wollte den väterlichen Heerd heimsuchen, mir unter den Töchtern des Landes ein Ehegemal auswählen und mit ihm, nach der Väter Sitte, in christlicher Ehe leben, auch Kinder zeugen und Rüben und Kohl bauen. Von den nicht zu Stande gekommenen Werken erster Ehe sollte hinfüro nichts weiter gedacht werden, und ich wollte in meinem Vaterlande für einen Junggesellen passiren. Trotz dem besten.

Doch wollte mir, so viele Mühe ich mir auch gab, diese erste Ehe nicht aus dem Kopfe, und machte mir überhaupt viel zu schaffen. Ich fand es sehr unangenehm, den Titel zu führen ohne weder Geschäfte, noch Einkommen davon zu haben. Ich wußte eigentlich nicht recht, aus welchem Gesichtspunkte ich mich betrachten sollte. Dieses Mittelding von verheis

heirathetem Junggesellen und unverheirathetem Ehemann wollte mir im geringsten nicht behagen. Da es nun einmal vom Schicksal darauf abgesehen war, mich in den heiligen Ehestand zu versetzen, so hätte ich gewünscht, die Herzogin wäre um ein paar Stunden später gekommen, damit mir Zeit übrig geblieben wäre, mich zu einem vollkommenen Ehemanne zu bilden. Dann hätte ich mich im Sinne und Amte des Worts für wahrhaft verheirathet halten können. Doch war der ganze Umfang des Verdrusses, mit welchem ich die Zweideutigkeit meiner Matrimonial-Existenz betrachtete, nicht im Stande, mich aus diesem Zustande herauszureißen, und ich beschloß, mich mit Gleichmuth zu rüsten, bis es meinem guten Genius gefallen würde, mir einen bestimmten Stand zu geben, sey es nun der eines Ehemanns, Wittwers oder Junggesellen.

Völlig einig mit mir selbst und mit meiner Lage, und unbekümmert um die

Vergangenheit, hatte ich blos die Zukunft im Augenmerke, die meiner wartete im väterlichen Hause, in welchem das menschliche Treiben einem Uhrwerke glich, welches heut so aufgezogen wird, wie morgen, und jeglichen Tag sich auf eine und ebendieselbe Art bewegt. Ich empfand eine wahre Sehnsucht nach jener bürgerlichen Einförmigkeit, in welcher man doch seines Sinnes und Herzens sicher ist, weil ich bei dem abentheuerlichen Wesen und der genialen Zerstreuung bis jetzt noch immer meine Rechnung ohne den Wirth gemacht hatte. Doch war ich vor Rückfällen bange, so lange ich mich noch auf diesem unheimlichen Boden befand, in welchem die Abentheure besser gedeihen, wie in jedem andern, weil der Segen des Climas nicht allein phisisch, sondern auch moralisch über die Einwohner desselben kommt, und ihren Geist erwärmt und zu einer größern Lebenskraft anspornt, die das Gemeine und Gewöhnliche verachtet und zum Bedeutenden und Ungewöhnlichen hinaufsteigt. In der Furcht meines

Herzens vor dieſem, an Abentheuerlichkeiten ſchwangern, Lande, hätte ich ſogleich den Weg meines unfruchtbaren Vaterlandes angetreten, wenn mir der Erbprinz nicht noch näher am Herzen geweſen wäre als meine Furcht. Ich mußte alſo dieſe beſiegen, um jenen zu retten, und beſchloß, meinen Körper zwar auf Diskrezion den Geiſtern der Unheimlichkeit und der Verwickelung hinzugeben meine Seele hingegen vor jeglicher Verſtrickung zu bewahren und geſund und wohl nach dem friedlichen Aufenthalte meines väterlichen Hauſes zu bringen.

Geſtärkt von der Kraft meines Entſchluſſes, war ich während obiger Reflexionen mit meinen Reiſezubereitungen zu Ende gekommen. Jetzt trat nun Gottvertraut ein, der ſeinerſeits auch die Hände nicht in den Schooß gelegt hatte, weder was die Reflexionen, noch was die Zubereitungen anbetraf. Wir tauſchten erſtere mit einander aus, und es ergab ſich, daß er ganz meiner Meinung war. Ihm lächelten die Kohlköpfe ſeines vaterländiſchen Krautgartens lieblicher

an, als die goldnen Früchte der hiesigen Orangenwälder, und der Handschlag seines runzelichten Ehegemahls war ihm angenehmer, als ein Schäferstündchen im Arm eines Italiänischen Mädchens von jugendlicher Fülle und Ueppigkeit. Jedem das seine, dachte ich jetzt um so mehr, da auch mir der Compaß meines Dichtens und Trachtens nach Teutschland stand, und ich jetzt erfahren hatte, daß alle idealische Herrlichkeiten dieses wunderbaren Landes dem guten alltäglichen Wandel der lieben Teutschen Heimath nicht an die Seite zu stellen waren.

Wir stiegen nun in den Wagen und nahmen den geraden Weg nach Venedig zu. Als wir die Villa im Rücken hatten, konnte ich es nicht unterlassen, den Ort noch einmal zu beschauen, wo ich so nahe daran gewesen war, im Arme eines schönen und sinnigen Weibes die ehlichen Freuden zu genießen. Seit meinem Eintritte in Italien hatte ich mich nun an drei verschiedenen Orten befunden, die mir alle

drei gleich merkwürdig geworden waren. Auf der Villa der Gräfin Careſtini hatte mein unterbrochenes Ehebündniß mit derſelben gewiſſermaßen ſchon vorgeſpukt, und ein wohlthätiges Donnerwetter war dabei als Mittelsperſon in's Spiel getreten. In der Nacht deſſelbigen Tages wollte ich mich nicht undankbar bezeigen gegen den Zufall, der mir Marzellinen gleichſam mit Gewalt in den Weg warf, auch mich nicht auflehnen gegen den Willen des Schickſals, und war daher bereit geweſen, ihm pünktlichen Gehorſam zu leiſten. Jedoch gefiel es dem Marcheſe Carbonaro anders, der es für beſſer hielt, mir das Leben zu nehmen. In der Räuberhöhle war ich endlich von allen Seiten in's Gedränge gekommen. Die Algieriſche Dame wollte mein Beſtes und mich zu einem rechtgläubigen Muſelmanne machen, mit welcher Idee eine Art von Muhamedanismus, der mir angeboh-ren war, ſonderbar harmonirte. Weiter wie bis dahin war für's erſte nicht auf ſie zu rechnen geweſen. Ueberdem hatte

hier der Große die Rolle des Gewitters und des blutdürstigen Marchese übernommen. Mit der Häßlichen verhiel es sich nun freilich ganz anders. Doch waren mir hier die Verwandlungen im Wege, die ich nicht zu Stande bringen konnte, wovon dem geneigten Leser zu seiner Zeit Meldung geschehen ist. Was die übrigen weiblichen Glieder dieser unterirdischen Republik anbetraf, so war die Zeit zu kurz gewesen, als daß ich mich von ihren Gesinnungen hätte überzeugen können. Doch würden diese, dem Scheine nach, mir förderlich und dienlich gewesen seyn. Was meine Retterin aus der erdichteten Gefahr betraf, so war es dieser nicht minder Ernst gewesen, als den Uebrigen. Sie hatte sogar Hand an's Werk gelegt. Jedoch wollte sie zu hoch hinaus und ich konnte ihr nicht folgen. Auf der Villa endlich, wo ich Hochzeit machen sollte, war es mir am besten und am schlimmsten ergangen. Hymen breitete seine Flügel über mich aus und ich wäre in sein Reich eingegangen, wenn die

Herzogin und Bantinelli, wie zwei unges betene Gäſte, meine Hochzeit nicht geſtört hätten. Trotz dem war ich geneigt, dem hochzeitlichen Hauſe, welches ich ſo eben verlaſſen hatte, vor jener Villa der Grä= fin und der geſammten Räuberhöhle den Vorzug zu geben.

Nichts deſto weniger blieb mein Ent= ſchluß unveränderlich, nach Teutſchland zu gehen und ein altchriſtlicher Hausvater zu werden. Um mich in dieſem meinem Vor= haben durch keinen Einfluß fremdartiger Betrachtungen ſtören zu laſſen, verſchloß ich mein Gedächtniß für alle Ereigniſſe, die mir ſeit meinem Eintritte in die Reſidenz des Erbprinzen begegnet waren. Das An= denken an die Herzogin und an meine Verheirathung mit der Gräfin wollte ſich jedoch dem Schickſale nicht fügen, welches ich über alle meine Erinnerungen aus der neuern Zeit verhängt hatte, und widerſtrebte mit mächtiger Kraft, ſo daß ich endlich genöthigt war, ein freundſchaftliches Ver= ein mit ihm zu ſchließen. Vermöge deſſel=

ben machte ich mich gegen dieses Andenken anheischig, es frei und ungehindert passiren zu lassen, verwahrte mich jedoch auf das bündigste gegen jegliche Einmischung von seiner Seite in meine künftigen Handlungen. Diese waren und blieben die nehmlichen, welche ich dem geneigten Leser oben angedeutet habe.

Zur Ausführung des besagten Entschlusses, mein ganzes Dichten und Trachten auf meine beabsichtigte ehrbare Häuslichkeit zu verwenden, redete ich mit Gottvertraut von Haus und Hof und Magd und Vieh und allem was mein war. Er that das nemliche und der summarische Inhalt seiner Rede wuchs noch um ein Ansehnliches durch die beiden Artickel Weib und Kind. Eben diese Artickel waren Schuld, daß der geehrte Leser nicht etwa glauben muß, als wäre ich bei dieser Unterredung von allen Distrakzionen verschont geblieben. Redete Gottvertraut zum Beispiel von dem Glück der Ehe und den Herrlichkeiten, die man in derselben schmeck-

te, auch von dem lieblichen Kindergeschrei, welches ihm die gesammte Tonkunst Italiens entbehrlich machte, so konnte ich nicht umhin, an meine Ehe mit der Gräfin zu denken, und an die Dinge, welche da hätten kommen können, wenn ich nicht in meiner Hochzeitnacht so unsanft aufgeschreckt worden wäre.

Da übrigens die Weitschweifigkeit, mit welcher Gottvertraut von seinem ehrbaren Haushalte redete, kein Ende nehmen wollte, und ich noch mehreren Zerstreuungen entgegen sah, die aber meinen obenerwähnten Vorsatze schnurstraks zuwider liefen, so that ich seiner wortreichen Redekunst Einhalt, und deutete ihm an, daß wir gegenseitig schweigen wollten, um desto ungestörter an unsre Teutsche Heimath denken zu können. Somit befleißigten wir uns eines Stillschweigens, welches uns beiderseitig Mühe kostete, indem jeder in diesem Augenblicke einen großen Hang zur Mittheilung besaß.

So war die Lage der Dinge zwischen mir und Gottvertraut beschaffen, als wir endlich in Venedig ankamen. In so fern diese Stadt nicht allein das Ziel meiner Reise war, sondern auch derselben ein heilsames Ende machen sollte, hatte ich, während mich ein dienstfertiger Gondolier nach dem Gasthofe hinschiffte, ein Gefühl von Ruhe und Zufriedenheit im Herzen, dergleichen mir schon seit längerer Zeit ganz fremd geworden war. An dem Auf- und Abwogen der Masquen auf dem St. Marcusplatze spürte ich, daß hier zu Lande gerade Carnevalzeit, oder des etwas wäre. Es wollte mir fast bange um's Herz werden, wenn ich bedachte, welche Quantität von Abentheuerlichkeiten sich unter den Masquen und Mänteln verstecken könnten, um ihr Spiel mit mir zu treiben. Höchst wahrscheinlich ward es mir, daß alle die bösen Geister, welche mich, seit meinem Eintritte auf Italiänischen Grund und Boden, gequält hatten, hier auf diesem Carneval, wie in einer Walpurgisnacht, Aus

samblee halten würden. Ich war aber veſt entſchloſſen, mit allen und jeglichen derſelben jede Art von Colliſion zu vermeiden, und mein ganzes Thun und Laſſen in Venedig auf die Nachſuchung des Erbprinzen zu beſchränken. Zu dem Ende war mir die Masquentracht, welche der Carneval rechtfertigte, ſehr willkommen, weil ſie mich vor jeder Auslieferung an meine böſen Feinde ſicherte. Auch hielt ich es für zuträglich meinen guten ehrlichen Namen für die Zeit meines Aufenthalts in Venedig bei Seite zu legen und einen falſchen anzunehmen, um auf dieſe Art vor jeder Entdeckung geſichert zu ſeyn.

Noch ſtand mein Fuß auf der Schwelle des Gaſthofes, in welches mich die Vorſorge meines Gondeliers geführt hatte, als ich ſchon Urſache zu einem paniſchen Schrecken bekam, der mir in alle Glieder fuhr und meinem furchtſamen Gemüthe zu einer ſchlechten Vorbedeutung ward. Der Wirth des Gaſthofes nemlich bewillkommnete mich nicht allein mit dem ganzen Schwall

So war die Lage der Dinge zwischen mir und Gottvertraut beschaffen, als wir endlich in Venedig ankamen. In so fern diese Stadt nicht allein das Ziel meiner Reise war, sondern auch derselben ein heilsames Ende machen sollte, hatte ich, während mich ein dienstfertiger Gondolier nach dem Gasthofe hinschiffte, ein Gefühl von Ruhe und Zufriedenheit im Herzen, dergleichen mir schon seit längerer Zeit ganz fremd geworden war. An dem Auf- und Abwogen der Masquen auf dem St. Marcusplatze spürte ich, daß hier zu Lande gerade Carnevalzeit, oder des etwas wäre. Es wollte mir fast bange um's Herz werden, wenn ich bedachte, welche Quantität von Abentheuerlichkeiten sich unter den Masquen und Mänteln verstecken könnten, um ihr Spiel mit mir zu treiben. Höchst wahrscheinlich ward es mir, daß alle die bösen Geister, welche mich, seit meinem Eintritte auf Italiänischen Grund und Boden, gequält hatten, hier auf diesem Carneval, wie in einer Walpurgisnacht, Af-

samblee halten würden. Ich war aber vest entschlossen, mit allen und jeglichen derselben jede Art von Collision zu vermeiden, und mein ganzes Thun und Lassen in Venedig auf die Nachsuchung des Erbprinzen zu beschränken. Zu dem Ende war mir die Masquentracht, welche der Carneval rechtfertigte, sehr willkommen, weil sie mich vor jeder Auslieferung an meine bösen Feinde sicherte. Auch hielt ich es für zuträglich meinen guten ehrlichen Namen für die Zeit meines Aufenthalts in Venedig bei Seite zu legen und einen falschen anzunehmen, um auf diese Art vor jeder Entdeckung gesichert zu seyn.

Noch stand mein Fuß auf der Schwelle des Gasthofes, in welches mich die Vorsorge meines Gondoliers geführt hatte, als ich schon Ursache zu einem panischen Schrecken bekam, der mir in alle Glieder fuhr und meinem furchtsamen Gemüthe zu einer schlechten Vorbedeutung ward. Der Wirth des Gasthofes nemlich bewillkommnete mich nicht allein mit dem ganzen Schwall

venezianischer Höflichkeitsreden, sondern nannte mich sogar von Anfang bis zu Ende bei Titel, Stand und Namen. Ich stand da wie versteinert, und war nicht übel aufgelegt zu glauben, ich sey in einen Zauberspuk verwickelt, und eine alte Fee treibe ihr böses Wesen mit mir. Doch sahe ich die Nothwendigkeit ein, mich zu fassen, um mich nicht zu verrathen, und überredete den Wirth er habe sich geirrt. Dieser faßte ungläubig seinen Ohrzipfel und zog ihn um ein Ansehnliches in die Länge, indem er mich zweifelhaft mit den Augen maß. Ich fragte ihn, aus welchem Grunde er so auf's Gerathewohl hin mir einen Namen gebe, der vielleicht in der ganzen Welt nicht existire? Der Kerl sah mich mit einer verschlagenen Miene an, und erwiederte, daß ihm Stand und Nahmen seiner bei ihm logirenden Fremden völlig gleichgültig wären, wenn er nur vorher wüßte, wie er mit ihren Börsen daran wäre. Diese Worte verursachten mir eine plötzliche Bestürzung. Der geneigte Leser

muß nemlich wissen, daß ich seit meinem Eintritt in Italien zwar nicht vom Winde, aber doch von andern Menschen gelebt hatte. Das wenige, was wir auf eigne Rechnung ausgegeben, war von Gottvertraut bezahlt worden, und somit hatte ich in diesem Lande der Herrlichkeit bis jetzt noch immer wie zur Zeit des goldnen Zeitalters gelebt, wo man nur den Mund zu öffnen brauchte, wenn man essen wollte. Obige Worte des Gastwirths brachten mich auf einmal zu mir selbst und ich erinnerte mich, daß die Wechselbriefe, welche ich aus Teutschland mitgenommen hatte, mir nachher nicht wieder zu Gesichte gekommen waren. Ich zog meine Brieftasche hervor und suchte sie in derselben als wären es Nadeln. Sie waren fort, und mein wiederholtes Suchen diente zu nichts, als mich immer verlegner zu machen. Ich mußte einen Entschluß fassen und es fiel mir ein, den Wirth für seine muthmaßliche Theilnahme an dem Complotte gegen mich dadurch zu bestrafen, daß ich ihm den ganzen

Umfang meiner Verlegenheit offenbarte. Er stand noch immer mit seiner vorigen verschlagenen Miene, und das satirische Lächeln, welches sich um seinen Mund bildete, verrieth eine Art von Schadenfreude, welche ihm meine mißliche Lage schon im voraus eingegeben zu haben schien. Ich deutete ihm folgendes an. Da der Stand und Namen seiner Fremden gar keinen, der Geldbeutel hingegen einen sehr bedeutenden Einfluß auf seine Gesinnungen habe, so zeige ich ihm hiemit an, daß in diesem Punkte mit mir gar nichts zu machen sey, indem ich für den jetzigen Augenblick fast keinen Heller baares Geld in meinem Vermögen habe. Ohne im geringsten Miene und Betragen zu ändern, antwortete er mir auf der Stelle, es sey ihm jedesmal sehr leicht geworden, seinen eignen Grundsätzen ungetreu zu werden, wenn er eine so wichtige Veranlassung dazu gehabt habe. Bei diesen Worten zog er ein kleines Paquet hervor, und überreichte es mir, indem er sagte, dies sey ihm

mich überliefert worden. Ich öffnete das Papier und blieb vor Erstaunen mit offenem Munde da stehen, als ich in demselben die obenerwähnten Wechselbriefe wieder fand. Ich fragte den Wirth, von wem er das Paquet empfangen habe, und er antwortete mir, wie schon seit mehreren Tagen verschiedene weibliche und männliche Masquen in seinen Gasthof gekommen wären, um nach mir zu fragen. Anfangs sey er der Meinung gewesen, es werde eine fürstliche Person und zwar inkognito bei ihm eintreffen, er habe aber diese geändert, als eine der weiblichen Masquen bei'm Hinausgehen aus seinem Gasthofe zu ihrem männlichen Begleiter gesagt habe: „Ach, er ist ja doch auf ewig für mich verloh-ren!"

Für die erste Viertelstunde meines Aufenthalts in Venedig war dieser Anfang schon abentheuerlich genug, und ich schöpfte eine schlimme Vorbedeutung aus demselben. Ich erschien mir selbst in einem entehrenden Lichte, wenn ich bedachte, daß man

mich wie eine Marionette behandelte, die man nach Belieben tanzen und springen lassen könnte, wie man wollte. Ich war mehr als jemals entschlossen, die Fäden zu zerreißen, die mich der Gewalt jener Menschen versicherten, und einmal zu handlen nach eignem Willen und Vorsatze. Doch ward mir zugleich einleuchtend, daß ich nicht früher zur Ausführung dieses heroischen Entschlusses kommen könnte, als bis ich dem Italiänischen Grund und Boden den Rücken gekehrt, und allem abentheuerlichen Hokuspokus desselben für immer feierlichst entsagt hätte. Dies zu bewerkstelligen, war jetzt mein eifrigster Wille. Doch mußte ich zuvor den Erbprinzen aufsuchen, ohne welchen ich nicht nach Teutschland zurückkehren wollte. Eigne Schicksale hatten für die seinigen mein Interesse erregt. Ich wußte, daß er, gleich mir, von den Schlingen der Italiänischen Herrlichkeiten umstrickt war, aus welchen ich ihn befreien wollte, es koste, was es wolle. Außerdem hatte es noch der böse

Feind,

Feind, in der Gestalt seines ehrlichen Onkels, auf ihn abgesehen, in dessen boshafte Absichten ich ihn einen heilsamen Blick thun lassen wollte.

Ich sagte dem Wirthe, da er einmal von fürstlichen Personen geträumt habe, so könnte ich ihm Hoffnung machen, daß er vielleicht noch eine dergleichen in seinem Hause beherbergen würde, und setzte hinzu wie ich sogar muthmaßte, daß dieselbe sich unter den nachfragenden Masquen befunden habe. Aus der ungekünstelten Freude, welche der Wirth über diese Neuigkeit blicken ließ, schloß ich, daß er von dem Aufenthalte des Erbprinzen in Venedig durchaus nicht unterrichtet sey. Was aber die Wechselbriefe anbetraf, so bewies die Verlegenheit, welche er bei meinem desfallsigen Fragen an den Tag legte, seine Theilnahme am Complotte. Auch stand nicht wohl zu glauben, daß man einem Unbekannten eine solche Summe anvertraut haben würde. Wenn ich alles dieses wohl überlegte, so sah ich ein, daß ich gegen den Wirth auf

meiner Hut seyn müßte weil man ihn als einen Spion auf meine Fersen gestellt hatte. Es wäre mir freilich ein leichtes gewesen, dem unehrlichen Nebenhandwerke desselben ein Ende, oder vielmehr keinen Anfang zu machen, wenn ich einen andern Gasthof bezogen hätte. Doch hielt ich es meinem Teutschen Muthe für zu schimpflich, sogar einen Italiänischen Wirth zu fliehen, der überdem nur eine höchst untergeordnete Rolle in dem Complotte gegen mich übernommen haben konnte. Ich beschloß demnach, Muth zu schöpfen und meine Verfolger wie nächtliche Gespenster zu betrachten, die man nicht zu fürchten braucht, wenn man auf dem Wege seines Berufs wandelt. Dieser war, wie dem geneigten Leser bereits gemeldet worden ist, den Erbprinzen aufzusuchen, und ihn mit nach Teutschland zu nehmen.

Ich heuchelte demnach eine heitre Miene und ließ mich von dem Wirthe in meine Zimmer führen. Diese waren für einen Gasthof fast zu prächtig. Als ich mich

allein befand, ſetzte ich mich auf den erſten Stuhl nieder, der mir in die Augen fiel, und freuete mich, einmal wieder vier eignen Pfählen gebieten zu können. Seit meinem Aufenthalte in Italien war dies der erſte Augenblick, wo ich wenigſtens nicht von dem Orte abhieng. Eine gleiche Unabhängigkeit von Perſonen war mir freilich noch nicht zu Theile geworden. Doch arbeitete ich mit allen Kräften darauf hin. Ich wollte nun auch mein neues Beſitzthum kennen lernen und ſtellte eine Wanderung in demſelben an, einem Fürſten gleich, der ſeine Staaten durchreiſt. Ich betrachtete jedes Meuble des Zimmers, und insbeſondre zogen die reichen Tapeten deſſelben meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Es giebt eine pſychologiſche Erſcheinung im Menſchen, vermöge welcher er die ſinnlichen Wahrnehmungen noch durch körperliche Berührungen zu vergewiſſern ſucht. Dieſe Erſcheinung ereignete ſich jetzt bei mir, indem ich mich beſtrebte, die Mahlereien an den Tapeten mit den Fingern zu betaſten und ſie auf

diese Art vollkommener und deutlicher einzunehmen. Zugleich suchte ich mir dies Geschäft durch eine bequeme Stellung zu erleichtern und lehnte mich nachlässig gegen die Wand des Zimmers. Versunken in die Kunstschönheit der Mahlerei, hatte ich in ebenerwähnter Stellung bereits eine geraume Zeit gesehen und betastet, als ich merkte, daß derjenige Theil der Tapete, auf welchem ich eine anatomische Kunst-Operation vornahm, und der zugleich meinem Körper zur Stütze diente, um ein merkliches aus seiner geraden Richtung wich. Ich ward aufmerksamer und stellte eine Untersuchung an über die entdeckte Sonderbarkeit der Wand. Wer begreift mein Erstaunen, als ich jetzt ganz deutlich auf eine verborgene Thür in der Tapete stieß! Ich gaffte, wie jemand, der einen Schatz findet, und den die Ueberraschung dergestalt an Körper und Seele lähmet, daß er denselben nicht zu sich nehmen kann. Nachdem ich endlich wieder Herr geworden war über mein Thun und

Lassen, wagte ich eine ganz leise Anstrengung gegen die Tapete und die Thür sprang auf. Bei Oeffnung derselben schien es mir, als werde damit allem Italiänischen Unwesen Thür und Angel geöffnet, und als zögen durch dieselben die dienstbaren Geister der Unterwelt zu mir ein, abgeschickt von dem Vater der Finsterniß, mir zur Qual und Pein.

Ich hatte zwar jegliche Verbindung auf und mit diesem unheimlichen Boden abgelobt und war nicht übel aufgelegt, mein mir selbst gegebenes Wort zu halten, hatte aber dabei die entdeckte Tapetenthür und meine erregte Neugierde nicht mit in Erwägung gezogen. Ich kämpfte zwar mit letzterer, jedoch des bloßen Scheins wegen, und ergab mich derselben, als einer mir und meinen Kräften überlegenen Macht. In Folge meiner erlittenen Niederlage steckte ich für's erste meinen Kopf durch die offene Tapetenthür, und entdeckte zwar ein sehr geschmackvolles Cabinet, aber keinen Bewohner desselben. Ich fuhr fort, mit

weit vorgestrecktem Halse das neu entdeckte Land zu durchspähen, und es überfiel mich plötzlich ein Zittern. Die Ursach davon würde der scharfsinnige Leser wohl schwerlich in einem Paar langer Frauenshandschuh gesucht haben. Und doch war dem also. Auf einem Tischchen am andern Ende des Cabinets, lagen diese Schreckensbilder meiner weissagenden Seele. Ich bemühete mich, meinen Blick wegzuwenden von diesem gehalt- und gestaltlosen Wesen. Aber gleich dem Eisen drehete sich mein Kopf immer wieder zu dem Magnete hin, dessen Kraft von den Handschuhen aus auf mich wirkte. Ich hatte mich seit kurzem von so manchen, nichts bedeutenden Gegenständen in Furcht setzen lassen, daß ich alle Hoffnung verlohr, je wieder etwas rechtes in Sachen des Muths und der Unerschrockenheit leisten zu können. In dieser Meinung ward ich jetzt durch die Handschuh bestätigt, deren leblose Form, welche die ihnen gebiethende Hand in sie hineingedrückt hatte, mir jetzt eine absolut

lebendige Furcht eingejagte. Mein Blick fiel, wie gesagt, stets auf diese Handschuh zurück, als wollte ich aus der Form derselben die Gestalt und Eigenschaft ihrer Besitzerin errathen. In der That brachte ich in der Geschwindigkeit folgende Conjectur zu Stande. Aus dem wellenförmigen, sanft gebogenem Contoure besagter Handschuh, deren Untertheil mit dem Obertheil derselben in einem reinen, sich vermindernden Verhältniß standen, schloß ich auf einen schönen, nach griechischem Ebenmaaße gebildeten Arm, dessen Finger durch ihre liebliche Rundung bewiesen, daß kein Theil dieses Armes der minder schöne sey. Was nun endlich die Länge und das juvenische Embonpoint dieser Handschuh betraf, so folgerte ich mit größter Zuversicht, daß der Körper, welchem ein solcher Arm angehöre, eben so weit entfernt sey von riesenmäßiger Größe, als von pigmäischer Kleinheit, wohl aber daß derselbe sich jener entzückenden Fülle und Schlankheit zu erfreuen habe, welche wir an den Idealen

griechischer Gestalten noch jetzt bewundern. Ich war so eben dabei, von dieser Entdeckung der Körperlichkeit nun auch zu einer eben so bündigen Seelenkunde überzugehen, als ich plötzlich in meinem Entdeckungshandwerke gestört wurde. Es erhob sich nemlich in meiner Nähe ein Geräusch, von dem ich nicht gleich begreifen konnte, woher es kam. Ich spähete mit Aug' und Ohr umher, und erblickte eine Niche im Kabinette, mit einem Vorhange versehen. Jetzt ward das Geräusch von derther stärker und ich hielt es für's sicherste, den Rückweg in mein Zimmer anzutreten und alle ferneren Entdeckungen unterwegs zu lassen. Ich zog die Tapetenthür hinter mir zu, ließ jedoch zwischen derselben noch einigen Raum für mein Ohr, um den weitern Verfolg des Geräusches aus der Niche her zu vernehmen. Nachdem ich mich selbst in Sicherheit gebracht, mein Ohr aber zwischen die Thür gesteckt hatte, hörte ich nichts, als eine tiefe Stille, die plötzlich wieder überhand nahm, und mir

Muth machte, die Urſach des Geräuſches in der Niche aufzuſuchen. Ich konnte mir ſelbſt nicht wohl eine gewiſſe Ahnung verbergen, welche ſagte, das jenes körperliche Weſen, welches Urſach des Geräuſches geweſen war, in einer ſehr genauen Verbindung mit obgeſagten Handſchuhen zu ſtehen pflege. Es ſtellte ſich mein altes Schickſal mir wieder deutlich vor die Augen. Ich ſah wie im Traume alle Fatalitäten, welche mir aus der Niche zukommen dürften, und hätte dieſen muthmaßlichen Unglücksborn, vermauern oder verſchütten mögen, um ſeiner zu vergeſſen und nie wieder an ihn zurück zu denken. Doch ſah ich wohl ein, daß mir mein Sträuben zu nichts dienen würde, als mich noch immer mehr von der Unterwürfigkeit zu überzeugen, welche mich das Schickſal der Erbſünde mit eiſernem Szepter fühlen ließ. Ich ſuchte demnach mich ſelbſt zu beſchwichtigen und auf Rechnung der bloßen Neugierde zu ſchreiben, was eigentlich der alte vertriebene, jetzt wieder zurückgekehrte, Adam

verschuldet hatte. Doch war es mein vester Entschluß, auf's höchste nur besagte Neugierde zu befriedigen, alle weitere Theilnahme jedoch von der Hand zu weisen.

Ehe ich aber meinen Vorsatz ausführte, sahe ich noch einmal nach den quästionirten Handschuhen, die ich gleichsam wie eine vermittelnde Macht betrachtete zwischen mir und dem Wesen in der Niche. Der Leser wundere sich nicht, mich von der Verbindung erstarrer mit dem letzten so vest überzeugt zu sehen. Diese war bei mir erwiesen und kein Zweifel beunruhigte mich deshalb. In der Ungewißheit des Ausganges, welchen meine Unternehmung auf den Inhalt der Niche nehmen konnte, glaubte ich nichts bessers thun zu können, als mich der Handschuh zu bemächtigen, und sie gleichsam wie einen Oehl- und Friedenszweig zu betrachten und zu gebrauchen, oder aber sie wie einen Herold vor mir her zu tragen, der Friede und Freude und Einigkeit versprechen und halten sollte. Ich schritt demnach unter der Obhut mehrgemeldeter

Handschuh zu der Nische, mußte jedoch von dem Vorhaben, die Decke derselben empor zu heben, für einige Minuten abstehen, weil das Waagstück meiner Unternehmung mir ein plötzliches Zittern in die Glieder jagte. Ich setzte mich nahe vor dem Orte meiner diplomatischen Bestimmung nieder und sprach mir selbst Muth ein, indem ich mich von der Unschädlichkeit meines Vorhabens überzeugte und mein mahnendes Gewissen dadurch zu besänftigen suchte. Als ich endlich den Frieden mit mir selbst wieder hergestellt hatte, beschloß ich, das nemliche zu thun mit dem Inhalte der Nische und legte mit ruhigem Muthe Hand ans Werk. Ich faßte den Vorhang, zog ihn leise auseinander, und erblickte auf einem Ruhebette ein schlafendes Frauenzimmer. O meine weissagende Seele, hätte ich mir Hamlet anerufen mögen. Doch unterließ ich dies, um den Schlafgott nicht zu verscheuchen, und begnügte mich, nähere Nachricht einzuziehen von der Erscheinung auf dem Ruhebette. Wenn ich sage, daß die

weibliche Gestalt, welche ich jetzt vor mir liegen sah, von Junonischer Fülle und Schönheit war, so wird das niemanden wundern, der das gesegnete Land kennt, worin ich mich jetzt befand, in welchem Schönheit eben so leicht gedeiht, wie eine jede andere Himmelsgabe. Was nun ferner besagte Juno anbetraf, so entdeckte ich in ihrem schönen Antlitze einen bestimmten, körperlichen Sinn, der mir ansprach. Ich hatte seit einiger Zeit so viel Gesichter gesehen, in welchen Geist und Körper zugleich geherrscht hatten, daß ich mich freuete, hier eine lobenswürdige Einheit zu finden, die diesem sterblichen Naturprodukte den Stempel himmlischer Kunstschönheit aufdrückte. Doch befürchtete ich, daß die Augen, welche jetzt geschlossen waren, eine gewaltige Diversion machen würden, wenn sie erst, wie zwei leuchtende Gestirne, über den heitern Himmel des schönen Gesichts ihren Glanz ausbreiten würden. Aus diesem Grunde hätte ich beinahe gewünscht, die schlafende Gestalt möchte eine schlafende

Statüe seyn, und nie Augen und Leben bekommen. Vor letzterm hatte ich überhaupt eine nahmhafte Furcht, weil ich nicht wußte, was mir aus demselben ersprießliches hervorgehen würde. Doch besiegte ich alle fremden Anregungen in mir, und beschränkte mich auf die Freude, ein Gegenstück zu der Physiognomik und Schädellehre erfunden zu haben, vermöge welches ich aus den bewußten Handschuhen die Gestalt ihrer Besitzerin auf das genaueste entdeckt hatte. Ich nahm demnach an den lieblichen Umrissen der schlafenden Juno nicht etwa als sündiger Mensch, sondern aus reinem Kunstsinn und Liebe für meine Handschuhtheorie den lebhaftesten Antheil. Ich rief mir noch einmal die ganze Figur in's Gedächtniß zurück, die ich recht mathematisch aus den mir gegebenen Handschuhn beschrieben hatte und staunte über die Richtigkeit, mit welcher ich eine unbekannte Größe aus einer bekannten gefunden hatte. Im Sinne eines Anatomikers ging ich nun jegliches Glied durch, um

mich selbst zu überzeugen, daß in meinem Resultate, welches ich vorhin aus den Handschuhen gezogen hatte, durchaus kein Irrthum obwalte. Da ich mich, wie leicht zu begreifen, nur auf eine Okular-Sekzion beschränken, und das Manuelle der Kunst durchaus aus dem Spiele lassen mußte, so wollte die Operazion mitunter nicht zureichen, und ich war nicht selten aufgelegt, ganz unbewußter Weise die gewohnten Handgriffe des Anatomikers zu Hülfe zu nehmen. In diese Sekzions-Geschäfte vertieft, war ich so eben bis an den Busen des Junonischen Leichnams fortgeschritten, als ich merkte, daß mich ein Gegenstand hinderte, in meiner Okular-Sekzion- und Inspekzion nach bestem Wissen und Gewissen tiefer zu dringen und fortzufahren. Jeglicher Physikus von Profession, oder auch bloßer Dilettant, wird schon vor mir die Erfahrung gemacht haben, wie unangenehm es ist, in der Ausübung obenerwähnter Kunst gestört zu werden, insbesondere, wenn man dieselbe mit

gehöriger Liebe zur Sache treibt, als welcher ich mich mit Recht beflissene und rühmen konnte. Ich sah nun näher nach der Ursache meiner unterbrochenen Okular-Sekzion und entdeckte ein zusammengeschlagenes Papier, welches die schlafende Juno an dem Orte meiner anatomischen Operazion verborgen hatte. Im ersten Gefühle der erlittenen Hinderung legte ich sogleich Hand an den Störer meiner künstlichen Nachforschungen und ergriff obbesagtes Papier. Zu sehr beschäftigt mit meinen physiognomischen Arbeiten hatte ich hierbei den Ort nicht erwogen, von welchem ich dies Papier wegnehmen wollte. Im Momente der begangenen That dünkte es mich, als ziehe ein Handeisen meine Hand an sich, nach Art der Fußeisen, die man den Dieben legt. Mit gewaltsamer Anstrengung riß ich jedoch das verbrecherische Glied meines Körpers los von dem Orte des Verbrechens, konnte es aber nicht unterlassen, in Betreff meiner mehrbesagten Wissenschaft noch einen Rückblick auf denselben zu thun,

wegen der unbekannten Größe, die ich aus einer bekannten gefunden hatte, welche letztere mir jedoch auch nur in so fern bekannt geworden war, als sie mir die Handschuh-Theorie geoffenbart hatte. Kein Theil des zu sezirenden Leichnams hatte mir im Laufe meiner Operazion so viel Vergnügen gemacht, als der Aufenthalt des Papiers, welches ich jetzt in den Händen hielt. Außerdem hätte ich große Lust gehabt, auf denselben die meiste Zeit und Aufmerksamkeit zu verwenden, wenn mir nicht vor dem Leben des Leichnams bange gewesen wäre. Ich that demnach Verzicht auf alle weitern Fortschritte in der so eben begonnenen anatomischen Wissenschaft und beschränkte mich blos auf den Brief, der jetzt um so mehr meine Aufmerksamkeit auf sich zog, da ich der Handschuh-Theorie, nebst allen ihren untergeordneten Studien gewaltsamer Weise hatte entsagen müssen. Ich beschloß das anatomische Theater zu verlassen, und in meinem Zimmer der Lesung des Briefes mit Aufmerksamkeit obzuliegen. Bevor ich

dies

dies bewerkstelligen konnte, betrachtete ich zum letztenmale mehrbesagten Leichnam, an welchem mich die glücklich vollendete Okular-Sekzion, mit Ausschluß des Manuellen, zum Candidaten der theoretischen Anatomie gemacht hatte. Ich glaubte alle Ursache zu haben, mit den Fortschritten zufrieden zu seyn, welche ich im besagten Fache gemacht hatte, und die Zeit gereuete mich im geringsten nicht, welche auf dasselbe verwandt worden war.

Indem ich den Rückweg antrat durch die Tapetenthür, suchte mein protestantischer Kopf jesuitische Gründe hervor, um den begangenen Raub des Briefes zu rechtfertigen. Es wollte mir nicht gelingen, dergleichen aufzufinden, und nebenher fieng ein kategorischer Imperativ an, mir heftig zuzusetzen und mir die Niedrigkeit des begangnen Verbrechens vorzumalen. Ich war nicht abgeneigt, diesem Imperative zu folgen und hatte bereits einen Fuß aufgehoben, um den Raub wieder an Ort und Stelle zu bringen, als es mir plötzlich

einfiel, die Natur dieses Imperativs zu untersuchen. Ich war in der letzten Stunde meines bisherigen Lebens dergestalt den physiologischen Studien obgelegen, daß es mir nicht unmöglich schien, auch etwas in den psychologischen zu leisten, und war demnach entschlossen, eine gute Anwendung von meiner Zeit zu machen, und in aller Geschwindigkeit zu versuchen, wie weit ich es wohl noch in den philosophischen Wissenschaften bringen könnte. Ich setzte mich demnach nieder, um in völliger Ruhe meiner Neigung zur besagten Wissenschaft nachzuhängen. Ich fieng an, eine Analyse vorzunehmen mit dem kategorischen Imperative, der mich bearbeitete, und war, wie aus den Wolken gefallen, als ich in Folge meiner philosophischen Untersuchungen herausbrachte, daß besagter Imperativ nicht kategorischer, wohl aber physischer, oder vielmehr sanguinischer Natur sey, zu welchem obenerwähnte Okular = Sekzion, nebst dem vormaligen Aufenthalte des Briefes, die einzige Veranlassung gegeben hatte. Diese

Bemerkung wollte mich und meinen Muth nun völlig zu Boden ſchlagen und ich beharrte veſt auf dem Entſchluſſe, lieber gar keinen Imperativ zu haben, als einen ſanguiniſchen. Auch ſah ich jetzt die Nothwendigkeit ein, jeder Veranlaſſung zu letzterm aus dem Wege gehen zu müſſen, beſonders derjenigen, welche mir von dem ſezirten Leichname werden könnte. Ich beſchloß daher, den Brief zu behalten und ſeines vormaligen Aufenthalts mit keiner Silbe mehr zu gedenken, um auf dieſe Art jeden Imperativ aus mir zu verbannen, der mich etwa noch über ſeine innere Natur in Zweifel ſetzen könnte. Trotz dieſem guten Entſchluſſe, der eine beſſere Belohnung verdient hatte, kam ich in eine neue Verlegenheit, und zwar war es mir zur Zeit noch ganz im Dunkel, was ich mit dem Inhalte des Briefes machen ſollte. Um mit einem Male aller Verlegenheit zu entgehen, und zugleich einen kategoriſchen Imperativ mit eigner Hand in mir aufzubauen, hätte ich nur den Stein

des Anstoßes, den Brief nemlich, vernichten dürfen. Doch merkte ich jetzt, daß der Sanguinische wieder ansiena, sein Wesen in mir zu treiben, und sich das Ansehn des Kategorischen geben wollte, indem er mich zu bereden suchte, wie mit dem Besitzthume eines andern nach eignem Willen zu schalten und zu walten, durchaus nach den Rechten verboten sey. Doch ließ ich mich deshalb im geringsten nicht von meinem Entschlusse abbringen, und bestand auf dem Zerreisen des Papiers, gegen alle Eingebungen des Sanguinischen, der mich unabläßig antrieb, das Papier wieder an seinen vorigen Ort zu bringen. Ich faßte Herz und vermöge einer geringen Anstrengung meiner beiden Hände lag das Papier in zwei Stücken zerrissen vor mir auf dem Boden. Nachdem ich diesen Sieg über meinen Muth davon getragen hatte, glaubte ich für einige Augenblicke auf den erfochtenen Lorbeern ausruhen zu dürfen und betrachtete die Insignien meines theuer erkauften Sieges, welche mir zu Füßen aus-

gebreitet waren. Indem ich meine Augen auf denſelben ruhen ließ, merkte ich, daß die eine Hälfte des Papiers mit der beſchriebenen Seite oben lag, und im nemlichen Augenblicke glaubte ich auch, die Schriftzüge deſſelben zu erkennen. Jetzt ſtürmte ein ganzes Heer von Affekten auf mich ein, ſo, daß der gute Wille in mir das Opfer derſelben ward. Ich hob das Papier von der Erde auf und betrachtete es nun genauer. Der Anblick eines Geſpenſtes hätte mich nicht ärger erſchüttern können, als diejenige Hälfte des Papiers, auf welche ich jetzt meine Augen warf. Wer, meint der geehrte Leſer, hatte das Papier geſchrieben? Niemand anders als Bantinelli, dieſer unſaubre Geiſt, der, gleich dem Winde, ſein luftiges Daſeyn allenthalben offenbarte, und von dem man eben ſo wenig wußte, von wannen er kam noch wohin er gieng. Nach dem Effekte zu urtheilen, welchen dies Stück Papier auf mich machte, war es eine geheime Zauberformel, vor der ich zitterte,

ohne ihren Sinn zu kennen. Nachdem der erste Eindruck vorüber war, faßte ich alle Herzhaftigkeit in mir auf einen Punkt zusammen, und fieng an zu lesen, was folget:

„Morgen wird der Graf in Venedig ankommen. Mögte Ihr jetziges Interesse demjenigen gleichen, welches Sie für ihn empfanden, als Sie ihn neben der Villa der Gräfin Carestini in der Gewalt des Marchese Cardanaro erblickten und Ihre gefühlvolle Seele für das Leben des liebenswürdigen Fremdlings erbebte. Fürchten Sie das Daseyn der Herzogin in Venedig nicht. Sie kann mir und meinen Spionen nicht immer verborgen bleiben, und sobald ihr Aufenthalt entdeckt ist, werde ich sie dermaßen zu beschäftigen wissen, daß sie des Grafen mit keinem Gedanken gedenken soll. Begeben Sie sich morgen mit dem Frühesten in die, für Sie, bestimmten Zimmer."

„Ich erfahre in diesem Augenblicke, daß alle weiblichen Bekanntschaften des Gra-

ſen Venedig zu einem Haupt-Sammelplatze gemacht haben, von welchem aus ſie das Herz deſſelben erſtürmen wollen; alle ſeine weiblichen Bekanntſchaften, als da ſind: die Gräfin Careſtini, die inkonſequent genug iſt, mich zu haſſen, weil ich ſie zu einem Betruge verleitet habe, den ſie doch billigte, und von dem ſie die Erfüllung ihres liebſten Wunſches erwartete. Daß die Herzogin früher, als, ich's ſelbſt wünſchte, der Farce ein Ende machte, war warlich nicht meine Schuld. Ferner, die gefühlvolle Marcellina, die der Anſtalt entſprungen iſt, in welcher die Wunde ihres Herzens und ihres Körpers geheilt werden ſollte. Dieſe dürfte bis dato ohne Plan und Abſicht handlen, und lediglich die Nähe ihres Herzgeliebten im Auge gemerke haben. Auch die Seeräuber-Königin hat ihre Reſidenz in Venedig aufgeſchlagen. Auf welche Art ſie dem Gewahrſam der unterirrdiſchen Republik entſprungen iſt, bleibt mir ſelbſt ein Räthſel. Die Achtung welche letztere für den Namen

der Herzogin an den Tag legte, als sie den Grafen frei gab, liegt in der geheimen Begünstigung, welche der Senat von Venedig, mit dessen Interesse dasjenige der Herzogin auf's innigste verwebt ist, der Seeräuber-Republik angedeihen läßt. Indessen dürfte die Algiererin weiter keinen gefährlichen Eindruck auf das Herz des Grafen machen, da sie ihm mit dem Mahamedanismus zugesetzt hat, dem der Graf freilich im Innern seines Herzens theilweise nicht abgeneigt ist, zu welchem er sich jedoch äußerlich schwerlich bekennen dürfte. Derselben ist gefolgt ihre treue Sklavin, die der Gebietherin gern ungetreu werden möchte, um einem neuen Gebiether, zu welchem sie den Grafen machen möchte, wenn es von ihr abhienge, desto treuer zu seyn. Den Zug beschließt ein schönes Mädchen, das noch vor kurzem der Seeräuber-Republik angehörte und dieser den Grafen rauben wollte, in welchem guten Vorhaben sie jedoch von der Algiererin gehindert ward, die ihrerseits das nemliche Geschäft über-

nahm. So ist dies Kleeblatt von vier Blättern beschaffen, aus welchem dem Grafen die Blume des Glücks entsprießen würde, wenn er sie zu brechen verstände.

„Sie wissen, Donna Miranda, welchen Werth ich auf diejenigen Dienstleistungen setze, über welche wir miteinander übereingekommen sind. Ich ersuche Sie, mir nach Sonnenuntergang eine Unterredung zu gewähren in der Giudecca. *) Vielleicht können wir uns gegenseitig Nachrichten ertheilen, deren Wichtigkeit und Interesse uns für den Zwang entschädigen werden, mit welchem wir uns jetzt sehen müssen. Haben Sie auf alles ein wachsames Auge, Donna Miranda, und seyn Sie überzeugt, daß auch der geringste Schritt, welchen Sie in der bewußten Angelegenheit thun werden, auf meine Dankbarkeit Anspruch machen kann."

*) Ein Ort in der Nähe von Venedig auf dem festen Lande, in welchem sich öffentliche Gärten befinden, wo die Venezianer sich versammeln, wenn sie frische Luft schöpfen wollen.

Nachdem ich den Inhalt dieser Epistel recht bedächtig zu Herzen genommen hatte, wünschte ich den Schreiber derselben in das Nichts zurück, aus welchem er gezogen war, als ihn das Schicksal zur Menschwerdung aus demselben hervorgerufen hatte. Ich verstand freilich die Worte des Papiers nur ganz im Allgemeinen, ahnete aber einen ohnfehlbaren Bezug derselben auf meine Person. Die Unwissenheit, in welcher ich mich vor Entdeckung der Tapetenthür über dies neue Attentat auf meine hiesige Ruhe befunden hatte, war mir tausendmal lieber, als meine jetzige Aufklärung, die mir alles verleidete, was ich in der Stunde meines hiesigen Aufenthalts bisher unternommen hatte.

Ich will es dem geehrten Leser nicht verbergen, daß mir die mancherlei Kenntnisse, welche ich aus der Okular-Inspection des Leichnams geschöpft hatte, sehr am Herzen lagen. Auch hatte die Handschuh-Theorie, in so fern sie meine eigne Erfindung war, zu viel Reitz für mich, als

daß ich derſelben mit keinem Gedanken hätte mehr gedenken ſollen. Vielmehr warf ich auf den doppelten Störer meiner neuentdeckten Wiſſenſchaft, welcher das bewußte Papier war, einen unauslöſchlichen Haß. Bedachte ich, daß ohne deſſen Exiſtenz eine längere Fortſetzung der anatomiſchen Sektion, oder doch wenigſtens eine Wiederhohlung derſelben, welche bekanntlich die Mutter jeglicher Studien iſt, ſehr möglich geweſen, ſo wäre es mir ein leichtes geworden, mehrbeſagtes Papier aus der Welt zu ſchaffen, in welcher es, und zwar in einem ſehr kurzen Zeitraume, ſo viel Unglück geſtiftet hatte, damit dem geſammten menſchlichen Wiſſen hinführo kein weiterer Nachtheil aus ihm erwachſen könnte. Doch lief dieſem Urtheilſpruche, welchen ich beinahe von hinten mit der Vollziehung deſſelben angefangen hätte, ein plötzlicher Gedanke, welcher mir ſo eben durch den Kopf fuhr, ſchnurſtraks zuwider. Dieſer Gedanke hatte zwar die Haut des kategoriſchen Imperativs übergezogen; ich erkannte aber

nichts destoweniger den Sanguinischen; der seine hervorstechenden Theile nicht genugsam unter derselben verbergen konnte. Letzterer flüsterte mir nemlich den Rechts-Grundsatz zu, daß ein zurückgegebener Raub nur ein halber sey, und trieb mich an, denselben wieder an Ort und Stelle zu schaffen. Ich hätte nun freilich nichts weiter, nöthig gehabt, als die leichten Truppen des Kategorischen gegen die schweren des Sanguinischen ausziehen zu lassen, auf daß sie durch eine förmliche Schlacht entscheiden möchten, welchem Ausspruche ich Folge leisten sollte. Allein ich hielt auch dies nicht einmal für nöthig, sondern beschloß, dem Sanguinischen nachzugeben, und aus den boshaften Insinuationen desselben einen rechtlichen Nutzen zu ziehen für meine Handlungsweise.

Ich wollte nemlich, um in Betreff des Papiers eine heilsame Gerechtigkeitspflege zu üben, abermals den bewußten Weg durch die Tapetenthür antreten, und zwar unter Geleit und Bothmäßigkeit des Sanguinischen,

zugleich aber den Kategorischen freundlichst einladen, mir zur Seite zu stehen und mich gegen alle Ungebühren des ersteren zu schützen, und zu verwahren. Zugleich rührte sich die Neigung zu einem alten Experimente in mir, vermöge welches ich mich schon zum öftern einer kaltsinnigefälligen Versuchung unterzogen hatte, um dadurch die etwanige Kraft zum Guten in mir zu stärken und abzuhärten. Um nun die Gelegenheit, welche sich mir jetzt zu solchem Experimente darbot, nicht ungenutzt vorüber gehen zu lassen, wollte ich sie hier gleichsam vom Zaune brechen, und Angesichts des mehrbesagten Leichnams versuchen, welche Gewalt der Sanguinische über mich ausüben könnte, und um wie vieles dieselbe größer sey, als diejenige des Kategorischen.

Ehe ich jedoch zur Ausübung gedachter rechtlichen und religiösen Handlungen schreiten konnte, wollte ich untersuchen, ob vielleicht das Leben mehr erwähnten Leichnams allen diesen Verhandlungen kein plötzliches Ende gemacht hätte. Auch fiel mir jetzt ein,

zu untersuchen, ob dieses Leben dem Tode desselben nicht vorzuziehen, und ob mir ersteres nicht ersprießlicher als letzterer seyn dürfte? Zu diesen heilsamen Betrachtungen gab mir mein Gedächtniß Anlaß, welches sich jenes uralten Sprichwortes erinnerte, vermöge welches derjenige nicht in der Gefahr umkommt, welcher sich nicht hinein begiebt. Trotz diesem Sprichworte, und auf meinen Kategorischen vertrauend, wollte ich mich in die Gefahr begeben, ohne jedoch in derselben umzukommen. Zu dem Ende horchte ich an der Tapetenthür auf das Leben des Leichnams, welches sich aber bis jetzt noch nicht vernehmen ließ. Ich wollte demnach bei meinen mancherlei Unternehmungen keine Zeit verliehren, und trat den bekannten Weg zum zweitenmale an.

Die Umgebungen des Leichnams waren noch die nemlichen, und das Merkwürdigste, was mir zuerst in die Augen fiel, waren die weiter oben gemeldeten Handschuh. Diese brachten mir den ganz

zen Cursus meiner Sekzions-Wissenschaft wieder in's Gedächtniß, und es fiel mir ein, in der Geschwindigkeit eine Wiederholung desselben anzustellen, ohne weiter darauf zu achten, ob der Sanguinische, oder der Kategorische dabei den Vorsitz haben würden. Um jedoch eine zweckmäßige Einleitung in obgedachten Cursus zu machen, beschloß ich, das Papier an Ort und Stelle zu schaffen, um auf diese Art zwei Fliegen mit einem Schlage zu treffen, daß heißt, um einen Uebergang zu meiner Sekzions-Wissenschaft zu machen, und dem Kategorischen Gnüge zu leisten, der mir des fremden Guts wegen zusetzte.

Ich brach demnach ohne längeres Verweilen nach der Niche auf, gerieth aber in eine neue Verlegenheit, als ich daran dachte, in welchen Zustand mein Zorn über die Unterbrechung des mehrgedachten Cursus das Papier versetzt hatte. In einem Anfalle von Sprichwörtern, dessen Wirkung der geneigte Leser schon in den obigen gespürt haben wird, tröstete ich mich jedoch, indem

mir zu Gedächtniß kam, daß geschehene Dinge nicht zu ändern sind. Und somit wollte ich nicht länger zögern, den Eingebungen des Kategorischen Gnüge zu leisten und schlug mit beherztem Muthe den Vorhang der Nische zurück, indem mich das Rechtliche meiner Handlung vor jeder Bedenklichkeit schützte. In der Hitze des Bestrebens, meinem Pflichtgefühle sein Recht widerfahren zu lassen, hatte ich bereits die Hand ausgestreckt, um das Papier an seinen vorigen Aufenthalt zu bringen, und machte in der Geschwindigkeit die Bemerkung, daß der Sanguinische noch nie mit einer solchen Verschlagenheit die Gestalt des Kategorischen angenommen habe, als in diesem Augenblicke. Um jedoch die Tücke und Bosheit desselben nach Verdienst zu bestrafen, wollte ich thun, was an mir wäre, und beschloß, nach Maasgabe des Ruhebetts ein ohngefähres Point de Vüe zu nehmen, und blindlings das Papier an Ort und Stelle zu befördern.

Es wollte mir zwar begreiflich werden, daß ich hierbei mit dem Mannellen der obenerwähnten Sekzions-Wissenschaft zu sehr in Collision kommen könnte; doch beschloß ich, das nicht zu achten, und fieng an, über den ewigen Widersprüchen in mir die Geduld zu verliehren. Ich sah ein, daß ich es mit allen verderben würde, weil ich es jedem zu Danke machen wollte, und beschloß, mich weder um den Sanguinischen, noch um den Kategorischen zu bekümmern, sondern für diesmal meiner eignen Weise zu folgen, das heißt blindlings die Expedition des Briefes zu besorgen.

Ich wollte demnach zur That schreiten, weil ich besorgte, daß obbesagte beide Partheien, dies Schisma meines Sinnes und Wesens, noch fernere Einreden haben möchten. Ich ließ demnach meine Hand, die ich, während dieser Verhandlungen in mir, fortdauernd ausgestreckt gehalten hatte, nach erwähntem Maaßstabe und vorher genommenem Point de Vüe, unvermerkt hinunter gleiten, wandte jedoch hierbei die mög-

lichste Vorsicht an, um kein unzeitiges Leben zu erwecken in dem Leichname, der mir als solcher sehr lieb und werth geworden war. Ich merkte nun wohl, daß ich während des Weges, welchen meine Hand machen mußte, mehr den manuellen Theil der Sektions-Wissenschaft im Augenmerke hatte, als das mehrbesagte Pflichtgefühl, auch der Kategorische genannt. Doch beschloß ich, keine unzeitige Entsagung zu affektiren, sondern das Manuelle in solchem Maaße zu üben, als es mir mein Gewissen zur Beschwichtigung des Pflichtgefühls zu Gute halten würde.

Ich fuhr demnach fort, meine Hand ferner hinunter zu lassen, und glaubte jeden Augenblick, am Orte meiner Bestimmung anzukommen. Doch fieng ich bereits an, über die Weite des Weges ganz eigne Betrachtungen anzustellen, als meine Fingerspitzen auf etwas stießen, welches, und der vorige Aufenthalt des Briefes durchaus zwei verschiedene Dinge waren, die gar keine Identität mit einander haben konnten.

Ich ſchickte nun meine Finger auf weitere Erkundigung aus, und entdeckte demnächſt, daß ich das Ruhebett ſelbſt berührt hatte.

Im Herzen mein ſchlechtes Augenmaaß verwünſchend, gab ich der Beſtimmung meiner Hand eine andere Richtung, und beobachtete hierbei die nemliche Vorſicht, indem ich fortdaurend eine abſolute Averſion vor dem Leben des Leichnams verſpürte. Während meine Hand die veränderte Richtung nahm, konnte ich nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß das Manuelle, welches mir bei Ausübung meines Pflichtgefühls muthmaßlich zu Theil werden dürfte, als eine billige Belohnung und Schadloshaltung für die Mühe anzuſehen ſey, welche ich mir auf Koſten des Kategoriſchen ſo unverdroſſen gäbe. Ohnerachtet durch die Wichtigkeit dieſer Bemerkung die Reiſe meiner Hand um ein anſehnliches verkürzt ward, ſo fieng dieſelbe dennoch an, mir abermals lang zu ſcheinen.

Noch hatte ich erwähnte Bemerkung nicht ganz vollendet, als meine Hand wie

derum auf das Ruhebette stieß. Da ich nun gewiß war, derselben zwei ganz verschiedene Richtungen gegeben zu haben, auch mein fehlerhaftes Augenmaaß als Ursach einer abermaligen Verirrung nicht wohl angenommen werden konnte, so wollte es mir nicht ganz deutlich werden, wo wohl noch ein leerer Raum seyn möchte, der den Leichnam aufzufassen im Stande wäre. Da das Cabinet, in welchem ich mich befand, wie ein Naturalien- oder Kunstkabinet anzusehen war, welches mir zu mehrern Wissenssenschaften, nemlich zur theoretischen und manuellen Anatomie, Pathologie, als wozu der Sanguinische zu zählen war, zur Philosophie, welche der Kategorische repräsentirte, u. s. w., Lust und Liebe gegeben, so hätte ich ebenfalls eine Untersuchung über den leeren Raum anstellen mögen, der mir noch nie so wichtig erschienen war, als in diesem Augenblicke. Da ich jedoch für jetzt blos denjenigen des Betts näher untersuchen wollte, so setzte ich alle Rücksichten auf das Manuelle bei

Anatomie, den Kategorischen, den Sanguinischen, ja sogar auf das Leben des Leichnams bei Seite, und wandte meine Augen auf das Ruhebett.

Wer begreift mein Erstaunen, als ich weder einen lebendigen, noch einen todten Leichnam auf demselben entdeckte, sondern es ganz leer fand? Im ersten Augenblicke des Erstaunens wäre ich nicht abgeneigt gewesen, an Zauberei zu glauben, wenn sich dem nicht der Unglaube meiner Väter widersetzt hätte, der bereits zu veste Wurzel in mir gefaßt hatte. Der Schreck über den verschwundenen Leichnam war mir in alle Glieder gefahren. Ich setzte mich auf das Ruhebett und betrachtete die Stelle, wo ich noch vor wenigen Minuten die, mir so interessante, Sektions-Wissenschaft geübt hatte. Ich mochte den Blick so fest auf den leeren Raum heften, als ich wollte: er war nicht im Stande, denselben wieder zu füllen. In der Betrübniß meines Herzens, dem Kategorischen kein Genüge leisten zu können, und im Besitze des

geraubten Guts bleiben zu müssen, gab ich jeglicher Liebe zum Wissenschaftlichen den Abschied. Auch der Sanguinische zog aus von mir, da ihm alle Aussicht zum Gewinne verschwunden war.

Anfangs wollte die Leere, welche nun in mir entstand, besonders diejenige, welche die Sektions-Wissenschaft zurück ließ, mir nicht behagen. Doch schlug sich ein Rest von Neigung zum Wissenschaftlichen ins Spiel. Es kam mir nemlich die Ontologie in den Kopf, oder die Lehre vom Wesen der Dinge. Von dieser war ein Uebergang nicht unmöglich zu jenem uralten Salomonischen Ausspruche, alles ist eitel unter der Sonne. Somit würdigte ich die Dinge, die da gekommen waren, nach Recht und Gebühr und ward hierin von meiner alten Anlage zu den Sprichwörtern rühmlichst unterstützt.

Es fiel mir nemlich ein, daß geschehene Dinge nicht zu ändern sind, und ich ward plötzlich so ruhig, als säße ich schon

in dem projektirten Küchengarten meiner Heimath.

Ich beschloß, dem anatomischen Kunst-Kabinette, wo jetzt das schönste aller Präparate fehlte, den Rücken zu drehen, und den Eingang zu demselben vermauern zu lassen. Ich stand zu dem Ende auf und warf den letzten Blick auf die Stätte meiner Studien. Dieser letzte Blick fieng schon an, mehrere letzte nach sich ziehen zu wollen, als ich es noch zur rechten Zeit merkte und dem Dinge plötzlich ein Einsehen that. Ich riß mich los von allem, was einer oben erwähnten Wissenschaft auch nur von weitem ähnlich sah, und hatte bereits den Fuß aufgehoben, um den abermaligen Rückweg in mein Zimmer anzutreten, als es mir plötzlich einfiel, daß ein öffentliches, sichtbares Zeichen meiner erlangten Kenntnisse und Wissenschaften eben nicht zu verachten sey.

Dasselbe sollte kein Rothstall für die Welt seyn, mich seiner gemäß, in Ehren und Würden zu halten, sondern meiner eig-

nen Person selbst die Nothwendigkeit auf-erlegen, mich an meine Studien zu erin-nern, weil ich voraus sah, daß ich wie viele meines Gleichen, nur durch den Titel an meine Gelehrsamkeit und die, aus ihr hervorgehenden, Verdienste erinnert werden könnte. Ich wollte mir demnach mit eig-ner Hand den Doktorhut aufsetzen, oder des etwas, und suchte die Ungewöhnlichkeit dieser Handlung mit der Identität zu ent-schuldigen, welche die Begriffe von selbst aufgesetztem und bezahltem Doktorhute mit sich führten.

Als ich nun vermöge dieser Ueberzeu-gung die Rechtmäßigkeit meines zu begin-nenden Aktus hinlänglich erwiesen zu haben glaubte, wollte ich ungesäumt zur Ceremo-nie derselben schreiten. Zum sinnlichen Bil-de meiner Doktorpromotion war mir irgend ein Gegenstand nöthig, dessen Wahl nicht so leicht fiel. Ich sah im Cabinette um-her nach einem solchen und war schon ent-schlossen, meinen ziemlich abgenutzten Reise-hut zu nehmen, als mir plötzlich ein wür-

digerer Gegenstand zu Gesichte kam. Ich erblickte nemlich die bewußten Handschuhe, von denen aus die Quelle meines nunmehrigen Wissens zu mir geflossen war.

Anfangs hatten sie mich, wie bekannt, zu der mathematischen Aufgabe von unbekannter und bekannter Größe geführt, die glücklich von mir gelöst worden war. Darauf schritt ich, mit Hülfe der angewandten Mathematick, zu der Sektions-Wissenschaft, und so fort zu meinem ganzen jetzigen Wissen, bis zu dem Kategorischen hinauf, in dessen Folge ich sogar zum angewandten Theile der Sektion, zum Mannellen nemlich, fortgeschritten wäre, wenn nicht das plötzliche Verschwinden des Präparats einen Strich gemacht hätte sowohl durch letztere Wissenschaft, als wie überhaupt durch alle. Wenn ich nun bedachte, daß in besagten Handschuhen der Born meines gesammten Wissens lag, so hielt ich es nicht für unbillig, dieselben zu einem symbolischen Zeichen meiner wissenschaftlichen Wurde zu erwählen, und bei

schloß auf der Stelle, mir zwar keinen Doktor-Hut aufzusetzen, wohl aber Doktor-Handschuh anzuziehen.

Diesem Entschluß zu Folge, stellte ich den ganzen akademischen Prozeß in der Idee dar und beschloß die Ceremonie desselben damit, daß ich besagte Handschuh so feierlich als möglich über die Hände ziehen wollte. Doch hatte der Handschuhmacher ein anderes beschlossen, und dieselben im voraus nur für Weiber-Hände gemacht. Nebenher fand ich auch in ihrer Länge ein Hinderniß meiner Doktor-Promotion. Letztere lag mir aber für den Augenblick zu sehr am Herzen, als daß dergleichen geringfügige Ursachen auf dem Wege zu solchen Ehren mich hätten aufhalten sollen. Auch konnte ich mich im Nothfalle nur immerhin für einen Doktor halten und als solchen ehren und lieben. Denn von meiner Wissenschaft war ich überzeugt, trotz dem besten.

Doch rührte sich einige Gewissenhaftigkeit in mir, und ich wollte, was ich war,

nach dem Gebrauche der Zeiten seyn und nach solchem auch dabei verfahren. Ich fieng demnach die Prometion von vorne an und als ich an den Handschuh-Anzug kam, wo mich vorhin der andere Wille des Handschuhmachers aufhielt hatte, zog ich mit einem beträchtlichen Aufwande von Feierlichkeit meinen Frak aus und streifte mir die Hemdesermeln empor. Nachdem dies geschehen, versuchte ich, die bloßen Arme in die Handschuh zu stecken, welches mir erst nach einiger Anstrengung gelang, indem meine Hände sich hartnäckig der Promezions-Ceremenie widersetzten. Die Arme gaben gutmüthig meinem Willen nach und legten der Doktorwürde nicht das geringste Hinderniß in den Weg.

Ob man nun gleich sehr ungern gegen sein eignes Fleisch und Bein wüthet, so beschloß ich dennoch, erstere, nemlich die Hände, für ihren Ungehorsam zu bestrafen und sie mit Gewalt zum Gehorsam zu zwingen, welchen Schmerz es ihnen auch verursachen würde. Ich bemühete mich

demnach, über Handschuh und Hände den Sieg davon zu tragen, und schob letztere mit solcher Anstrengung in erstere, daß diese an mehrerern Orten platzten und jene, zur Strafe ihres Ungehorsams, mit einem ansehnlichen Schmerze gezüchtigt wurden. Ich nahm jedoch, mehr als ich das Ansehen haben wollte, an dieser Züchtigung der verbrecherischen Theile meines Leibes den lebhaftesten Antheil und stand im schmerzlichen Gefühle desselben mit ausgespreizten Armen, wie eine in Leder gehüllte Wachsfigur. Doch bahnten sich die Extremitäten besagter Theile ihren Weg durch die Handschuh, und trafen dadurch eine vermittelnde Auskunft, in deren Folge ich anfieng, mich behaglicher zu befinden.

Als ich noch einige Augenblicke die mir wiederfahrene Ehre in der Rückerinnerung gefeiert hatte, zog ich in tiefem Genusse des erlangten Titels zu meinem Zimmer ein, das Symbol meiner Doktor-Würde nach wie vor um meinen Armen und Händen tragend. Es war mir vom

Schickſale beſtimmt, im wahren Sinn und Weſen ein Doktor zu werden und ſelbſt keine Particul dieſer Doktor-Werdung zu vernachläſſigen. Ich fiel nehmlich auf den Gedanken, auch einen Doktorſchmauß zu halten. Doch war dies nicht ſo wohl Folge meiner Würde, als Wirkung meines Apetits, den ich noch nicht geſtillt hatte, ſeit ich in Venedig angekommen war.

Gottvertraut mußte das Final meiner Doktor-Promotion geahnet haben. Denn kaum war dieſes bei mir beſchloſſen worden, als er eintrat, und mich zur Tafel lud, die im Nebenzimmer ſervirt war. Er machte große Augen, als er mich wie eine lederne Puppe mit weit ausgeſtreckten Armen in Hemdeermeln da ſtehen ſah. Doch wagte er es nicht, ſeine Bemerkungen laut werden zu laſſen, ſeit er als geheimer Rath in unſern gegenſeitigen Berathſchlagungen ſo ſchlecht beſtanden war und aus freiem Antriebe ſeinen Abſchied gegeben hatte.

Ich gieng in das Eßzimmer, nachdem ich zuvor die Doktor's Handschuhe ausgezogen, und sie, zu Gottvertrauts sichtbarem Erstaunen, sehr wohlbedächtig beigeschlossen hatte. Er schüttelte den Kopf und solate mir, indem er mich bat, mich bei Tisch von ihm bedienen zu lassen. Es war nicht schwer, die Ursach zu entdecken, welche dieser Bitte zum Grunde lag. Er hatte nemlich Lust zu schwatzen, und wollte eine Gelegenheit ergreifen, seinem Herzen Luft zu machen. Nach einigen gleichgültigen Fragen und Antworten versuchte ich es, ihm näher zu kommen, und sagte:

„Alter! Du kennst den Hokuspokus, mit dem ich von allen Seiten umgeben bin."

„Was wollte ich nicht, antwortete er, wohlgefällig sich die Hände reibend, und in freudiger Erwartung, jetzt seinem Steckenpferde den Zügel schießen zu lassen."

„So recht eigentlich umgeben sind wir damit. Lasse die Exzellenz sich von Dero

treuem Diener bei der Hand fassen und ich werde derselben artige Dinge zeigen."

Ich ließ dies geschehen und er führte mich vor's Fenster.

„Richte die Exzellenz Dero Haupt nach jener Gegend hin!"

Ehe ich diesen Worten Folge leisten konnte, hatte er bereits meinen Kopf zwischen seinen Händen, und drehete ihn nach der Stelle, welche er vorhin bezeichnet hatte. Dann sagte er:

„Was sieht die Exzellenz?

Eine Gondel, mit drei weiblichen Masquen. Du hast wahr gesagt, Alter: sie scheinen in der That recht artig zu seyn."

„Alles, wie es der Exzellenz beliebt. Darf ich jedoch meine unmaßgebliche Meinung laut werden lassen, so sind diese drei schwarzen Masquen abgesandt vom Vater der Finsterniß, der auch schwarz ist, und uns in Versuchung führen will. Gott möge bei uns seyn! Die Pferdefüße würden

ſich ſchon zeigen; wer es nur wagen dürfte, ihnen die Schlappe aufzuheben."

„Alter, du biſt auch gar zu furchtſam. Dieſe Maequen fahren hier auf und ab, und wiſſen wohl nicht einmal, daß wir in der Welt ſind."

„So? Alles, wie es der Exzellenz beliebt. Daß aber Dero hochpreißlicher Name in der Welt iſt, weiß das ſchwarze Geſindel recht gut."

„Wie ſo, Gottvertraut? Haſt du etwa mit ihnen geredet?"

Er lachte giftig, und geſtikulirte in ſeinen Rockaſchen mit vielem Feuer.

„Die Exzellenz will ſich luſtig machen über ihren neuen Diener. Iſt denn etwa der heilige Geiſt in mich gefahren, daß ich das Rothwälſche verſtehn ſoll?"

„Das Wälſche, kurz ab, Gottvertraut. Rothwälſch iſt die Spitzbuben-Sprache."

Ey, um ſo eher könnte ſie die Rothwälſche heißen. „Der Exzellenz iſt es alſo wohl unbekannt, daß ich dieſe verdammte Sprache nicht rede? Doch würde das wohl

ter

ter nichts auf sich haben; denn in der Familie des Schwarzen, wo alle solche Künstle gäng und gebe sind, wird man auch wohl das Teutsche verstehen. Indeß ist hier überall von keinem Reden die Rede."

„Woven denn aber? Du machst mich böse, Gottvertraut."

„Alles wie es der Exzellenz beliebt! Dieselbe erinnere sich hochgeneigtest, daß ich, was das Wasser betrifft, von jeher ein wahrer Jude gewesen bin. Es hat keine Balken und was meines Amts nicht war, da habe ich stets meinen Vorwitz gelassen. Hier aber, wo die Menschen mit dem Wasser spielen, wie die dummen Fische, ist mir der Muth gewachsen, und als ich vorhin so einen vierschrötigen Kerl müßig in seinem Kasten stehen sah, kam mir die Lust an, zu versuchen, wie sich's wohl hätte, wenn man, wie Noah in einer Arche, zwischen Himmel und Wasser herumschwämme. Ich gab also dem Wassermanne ein Stück Geld und vor Dankbarkeit hätte er mich fast auf den Händen in seinen Wasserkas

ſten getragen. Hier ſaß ich nun, und ließ mich ſchaukeln, wie ein Kind in der Wiege. Ich dachte an Noah, an die Männlein und die Fräulein, und war ſo eben darüber aus, mein altes Fräulein aus Teutſchland herüber an meine Seite zu wünſchen, als ich plötzlich jene drei ſchwarzen Waſſerfräulein in meiner Nähe erblickte, deren Bosheit uns noch in die Fluthen ziehen wird, wo ſie am tiefſten ſind. Anfangs glaubte ich, dies luſtige Geſindel ſey auf guten Wegen. Als es aber nicht vom Flecke kam, und der Exzellens Namen ganz deutlich nannte, zugleich auch hier nach den Fenſtern herauf ſchielte, als ſollte ihm der Kopf ſtehen bleiben, da merkte ich Unrath. Die Furcht fuhr mir in die Beine. Wie ein Pfeil ſprang ich ans Ufer, nachdem ich den Waſſermann beinahe über den Bord geworfen hatte, der wie ein Bootsknecht hinter mir her fluchte. — Was ſagt nun die Exzellens zu dieſer Geſchichte?

Ich sagte nichts, dachte aber dafür desto mehr. Aus dem Briefe, welcher mich, wie der aufmerksame Leser noch nicht vergessen haben wird, in der Okular-Sektion störte, hatte ich erfahren, daß das ganze Heer meiner Versucherinnen in Venedig auf einen Punkt versammelt war, und ich konnte leicht abnehmen, daß die drei schwarzen Wasserfräulein, wie Gotvertraut sie nannte, zu jener Classe gehören würden.

In Folge der guten Entschließungen, welche ich seit meiner Verheirathung und besonders von ersten Eintritt in Venedig an, gefaßt hatte, und in welchem das Heimweh nach dem väterlichen Heerde, die erste Rolle spielte, schien es mir ganz gleichgültig zu seyn, welche von jenen Versucherinnen unter den schwarzen Maequen sich verborgen halten möchten. Bedachte ich jedoch, daß vielleicht meine eigene Gemahlin diesen Schritt thäte, um dem Gemahle sich zu nähern, so rührte die Idee des geschlossenen Ehebündnisses mein gottseeliges Gemüth an, und ich wäre fast ge-

neigt gewesen, den Aufforderungen einer gewissen Religiosität in mir, um so unbedingter zu gehorchen, als hier ebenfalls der Kategorische sich mit in's Spiel mischte, dessen Daseyn ich seit dem Studium der Sekzions-Wissenschaft in mir verspürt hatte, und der jetzt von neuem anfieng, mich mit aller Gewalt zu bearbeiten. Doch achtete ich seiner für diesmal nicht, sondern war vest entschlossen, dem Heimweh nach der mütterlichen Erde treu zu bleiben, und Italien den Rücken zuzudrehen, sobald ich den Erbprinzen aufgefunden haben würde.

Je unumstößlicher nun mein Wille war, dem Italiänischen Weiber-Regimente in und über mir ein gänzliches Ende zu machen, je dringender legte sich mir die Nothwendigkeit an's Herz, meinen Sinn zu zerstreuen und ihn abzulenken von jenen Störerinnen meiner Ruhe und übrigen Glückseeligkeit. Ich mußte einem Rückfalle in meine alte Sinnesart um so gewisser entgegen sehen, als mir bereits aus Erfahrung bekannt war, wie wenig ich mei-

nen guten Vorsätzen in obiger Hinsicht zu trauen hatte. Ich veranstaltete demnach auf der Stelle einen geheimen Rath, diesmal ohne Hinzulassung des Gottvertraut, welchen ich mit mir selbst und zwar blos in Gedanken, halten wollte.

In Folge dieses geheimen Raths ward demnach förmlich bei mir beschlossen, was der geneigte Leser hier finden wird:

Dieweil ich von allen den Verbindungen mit Weibern auf Wälschem Grund und Boden bis dato noch keinen Gewinn gehabt, wohl aber namentlichen Schaden und Nachtheil durch dieselben erlitten, und die Nothdurft es demnach erfordert, solchem Umgange und Verkehre von nun an ernstlich zu entsagen, und ein Ende zu machen, als wird mir dieser mein Wille kund und zu wissen gethan, zugleich aber auch aus freundlicher Milde und Vorsorge gestattet, die Bekanntschaft des Sektions-Leichnams zu suchen und zu machen, als mit welchem mir jeglicher Umgang und Verkehr bewilligt und freigegeben wird, doch

mit der ausdrücklichen Warnung, und zwar bei Verlust dieser meiner Erlaubniß, genannte Bekanntschaft lediglich bis zu dem Augenblicke fortzusetzen, wo ich den Erbprinzen auffinden werde. Wonach ich mich zu achten und vor Verantwortung zu hüten. Von Rechts Wegen!

Dieser Urtheilspruch kam mir sehr zu statten, und ich hatte meinem Prozesse einen solchen Ausgang gewünscht. Es heißt zwar im Sprichworte, niemand kann sein eigner Richter seyn. Doch ist dies kein allgemein gültiger Grundsatz, dem insbesondere das Naturrecht ansehnlich zu widerstreben scheint, vermöge welches Niemand Macht über uns hat und haben kann, als wir selbst. Da es überdem in Jedermanns Willkühr steht, unter welches Richters Gewalt er sich begeben will, so erkannte ich mich selbst als einen solchen an, und setzte den Ausspruch desselben mit aller Bereitwilligkeit in seine Rechtskräftigkeit ein.

Nachdem obiger Urtheilsſpruch gefällt worden, erinnerte ich mich auch des Sekzions-Leichnams wieder, den mir die drei ſchwarzen Waſſerfräulein für einige Zeit aus dem Kopfe gebracht hatten, und deſſen in dem richterlichen Ausſpruche meiner eignen Jurisdiktion auf eine ſehr ſchmeichelhafte Art für mich Erwähnung geſchehen war. Zugleich rief mir der Sekzions-Leichnam das corpus delicti meiner unterbrochenen Sektions-Wiſſenſchaft in's Gedächtniß zurück, den Brief des ehrlichen Bantinelli nemlich. Dieſer Brief that, wie ich mich jetzt erinnerte, zweier Sachen Meldung, die für den Augenblick meine gröſte Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Einmal ward darin geſagt, daß eine gewiſſe Donna Miranda ſchon meine Bekanntſchaft gemacht habe, und zwar in der Nähe der Careſtiniſchen Villa, wo damals der wüthende Cardanaro mir die Uhr des Erbprinzen, oder mein eignes Leben nehmen wollte. Der aufmerkſame Leſer wird ſich erinnern, daß im entſchei-

denden Momente ein Trupp Herren und Damen herbei sprengten, die dem mir drohenden Schicksale eine andere Wendung gaben. Wahrscheinlich mußte obige Donna Miranda sich unter dieser Gesellschaft befunden haben. Ferner geschah im quästionirten Briefe eines Rendezvous Meldung, um welches der ehrliche Dantinelli jene Donna Miranda ersuchte, und für welches die Giudecca zum Schauplatze erwählt worden war.

Jetzt entstand die große Frage, ob Donna Miranda und der Sektions-Leichnam eine und eben dieselbe Person sey, oder nicht? Wenn ich nicht annehmen wollte, daß letzterer auf dem nehmlichen Wege zu dem Besitze des Briefes der erstern gekommen war, als ich, so mußte ich in beiden Personen nur eine einzige gestatten, welches mir übrigens auch ziemlich glaubwürdig erschien.

Wenn es mir nun ein Ernst war, jeglicher Clausel der Sentenz, welche ich als Richter mir selbst gesprochen hatte, ge-

hersamlich nachzukommen, so war es mir insbesondere um gewissenhafte Befolgung derjenigen zu thun, welche sich auf den Sektions-Leichnam bezog. Aus diesem Grunde konnte es mir sehr erwünscht seyn, daß Donna Miranda, welche eine und eben dieselbe Person mit letzterem ausmachte, nach Bantinellis Aussage schon einiges Interesse für mich an den Tag gelegt hatte. Auch war die Absicht dieses Tausendkünstlers nur allzu klar: ohne meine erste Ehe zu trennen, wollte der Heide mich wahrscheinlich zum zweitenmale verheirathen, und die Herzogin im unhochzeitlichen Kleide zur Hochzeit führen. Dieser Ungläubige hätte mich zum Muselmanne machen können, ohne daß ich's gewahr worden wäre. Doch hatte mich der Brief noch zur rechten Zeit auf die Spur geleitet, und somit war es mir ein leichtes, dem Christenthume in mir unter die Arme zu greifen und meine Moralität zu retten.

Während ich mir obige Sentenz gesprochen und die nachfolgende Untersuchung hinterher geschickt hatte, war bei Gottvertraut die Hoffnung rege geworden, daß ich ihn vielleicht abermals zum geheimen Rathe ernennen würde. Da ich jedoch schon einmal Beweise von der Untauglichkeit desselben erhalten hatte, so wollte ich seine Anstellung auf die Gefahr hin nicht wagen, daß im Falle der Noth eine heilsame Selbsterkenntniß ihn bewegen würde, seinen Abschied zu geben. Er stand nach wie vor hinter meinem Rücken und man konnte ihm die Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, auf der Stirne lesen. Es verursachte mir ein drückend Gefühl, seine Hoffnung täuschen zu müssen, und ich wollte wenigstens verhindern, daß seine persönliche Gegenwart mich nicht an die Pflichten erinnern sollte, die ich der Schwäche und dem Alter eines treuen Dieners schuldig zu seyn glaubte, aber demohnerachtet nicht erfüllen konnte. Ich mußte ihn demnach entfernen und zwar unter ei-

nem schicklichen Vorwande. Es fiel mir ein, daß ich einer Maskne benöthigt war, wenn ich diesen Abend das bewußte Rendezvous in der Giudecca stören wollte.

Ich suchte einen Uebergang von seiner letzten Rede zu derjenigen, die ich ihm abgewinnen wollte, und mußte demnach alle Reflexionen, so wie auch die geheime Sessien und die erwähnte Sentenz, mit Stillschweigen übergehen, weil sie keine Verbindungs-Partikel zwischen beiden abgeben konnten.

„Der beste Rath, Alter," sagte ich, als Antwort auf die letzte Phrase seiner Rede, die eine Frage enthielt, um allen den Teufeleien zu entgehen, wird seyn, daß ich den Erbprinzen aufsuche, und mit ihm diesem unheimlichen Boden für immer den Rücken kehre."

„Da hat die Exzellens einen klugen Gedanken, den ich für meinen Part von hinten, von der Ausführung nemlich, aufgefaßt haben würde. Bleib' im Laute

und nähre dich redlich, sagt die Bibel,

„und was die heil'ge Bibel sagt,
„hat niemand noch in Leid gebracht.

„Wir sind bei unserm Reisen wahrhaftig auf keinen grünen Zweig gekommen."

„Aber in der Teutschen Heimath werden sie bei unsrer Rückkehr auch bereits verblüht seyn."

„Thut nichts. Nach dieser kommt eine andere Zeit"

„Und damit wir diese nicht verliehren, so mach dich ungesäumt auf den Weg, und sorg für eine Masque. Ich muß, wie gesagt, des Erbprinzen Aufenthalt auszuforschen suchen. Ohne ihn darf ich's nicht wagen, in die Residenz zurückzukommen."

„Ach diese Residenz — mag es nun die Excellens läugnen, oder nicht — diese Residenz ist die Residenz unsres ganzen Unglücks gewesen, und hat vielleicht noch nicht aufgehört, es zu seyn. Wir sind in Teufels Stricke ge-

fallen, und wiſſen nicht, wo aus, noch ein."

„Wüßteſt du wenigſtens für's erſte zur Thür hinaus, Gottvertraut! Du vergißt die Maſque!"

„Ach ja! Die Maſque! — Eine Maſque muß die Exzellens haben, das ſeh' ich ſelbſt ein. Ihr friſches, gutes, geſundes Antlitz würde hier Kontrebande ſeyn und augenblicklich konfiszirt werden. Die hieſigen böſen Waſſerfräulein verſtehen ſich auf dergleichen Waare: ſie würden ſie um keinen Preis außer-Landes gehen laſſen. — „Doch was nun übrigens die Maſque betrifft. —

„Gottlob daß du wieder zur Hauptſache kommſt. „Eile nur, damit ich ſie frühzeitig genug hier habe."

„Alles, wie es der Exzellens beliebt! Dieſe Maſque alſo! Sieht die Exzellens! Wären wir nicht in der Reſidenz geweſen, ſo brauchte die Exzellens hier keine Sünde zu begehen, um ihr Geſicht zu verflecken, ihr Geſicht, welches doch eine ſchöne Got-

tesgabe ist, dergleichen sich nicht alle sündige Menschen zu rühmen haben. Zur Verherrlichung Gottes muß man, wie es einem guten Christen geziemet und gebührt, die Gnade sehen lassen, die er an einem gethan hat, damit die Ungläubigen seine Allmacht, Güte und Weisheit zum ruchlosen Herzen nehmen. Auch sagt die Bibel: Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, damit sie eure guten Werke sehen. Was nun die guten Werke anbetrifft, davon ist zur Stunde bei der Exzellens noch nicht viel zu reden, und dieselbe muß sich trösten mit den Worten in der Bibel: Wir sind alle Sünder und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollen. Mit dem obenerwähnten Lichte ist's jedoch ein anderes: das soll man wenigstens nicht unter den Scheffel stecken. Die Exzellens steckt es aber unter die Maskque, ihr Gesicht nemlich."

Vom Strome seiner Rede nicht verschlungen zu werden, gab es nur ein Mittel. Ohne ihn weiter anzusehen, gieng

ich zur Thür, und sagte in einem gleichgültigen Tone:

„Wenn meine eigene Leute mir nicht mehr gehorchen, so muß ich wohl selbst gehen und meine Geschäfte besorgen."

„Alles, wie es der Exzellenz beliebt! Aber du lieber Himmel! Ich gehe ja schon! Es ist doch traurig um uns arme Menschen, die wir zum Dienen gebohren sind! könnte man uns nicht wenigstens das Reden erlauben, da wir ohnehin gehorchen müssen."

Hiemit gieng er und überließ mich meinen Betrachtungen, die für jetzt abermals auf die drei Wasserfräulein fielen, welche noch immer ihre vorige Stellung behaupteten.

Was die Staatsämtischen Angelegenheiten betraf, so war mein Entschluß freilich gefaßt, und konnte und sollte weiter keine Veränderung erleiden. Doch war ich nichts destoweniger neugierig, das Thun und Lassen sämmtlicher weiblichen Individuen zu erfahren, die es bisher übernommen hatten, meine

Schritte und Tritte zu leiten und meinen Wandel zu bestimmen. Insbesondere wäre mir daran gelegen gewesen, das Triumvirat kennen zu lernen, welches sich lediglich deswegen vereinigt zu haben schien, um mich in meiner eignen Wohnung zu bewachen und nicht von dannen gehen zu lassen. Doch fiel es mir noch zeitig genug ein, daß es unmännlich sey, von einer solchen weiblichen Neugierde gepeinigt zu werden, und ich bemühete mich, meinen Fehler abzulegen. Da mir dies nicht nach Wunsch gelingen wollte, so tröstete ich mich, indem ich erwog, daß Erkenntniß des begangenen Vergehens schon der halbe Weg zur Besserung wäre, und ich beschloß in Folge dieser Tröstung, wenigstens meine Fehler zu erkennen, wenn ich auch nicht immer im Stande wäre, sie zu verbessern.

In solchem Zustande befanden sich meine innern und äußern Angelegenheiten, als Gottvertraut mit einem großen Geräusche

die Thür öffnete und aus voller Kehle schrie:

„Victoria! Land! der Erbprinz! Sein Laufer! Ein Brief! Freude! Teutschland! Meine alte Rebekka!"

Ich hielt es für rathsam, den Strom dieser einzelnen Ausrufungen zu unterbrechen, weil er sonst sobald nicht zu fließen aufgehört haben würde.

„Komm zu dir, Alter, und sag mir, was dies Geschrei zu bedeuten hat?"

Er hörte nicht auf mich, sondern stürzte zum Fenster, riß es auf, und hielt ein gesiegeltes Paquet hinaus, indem er rief:

„Dieser Talismann wird uns schützen vor allem, was ihr böses an uns beginnen könntet, ihr schwarzen Hexen! Nun können wir euch Trotz bieten und eurem ganzen Gelichter! Möchtet ihr da warten, bis eure Leiber so schwarz würden, als die Lappen, womit ihr eure Abkunft und Bosheit bedecket."

Indem er das schwarze Triumvirat dergestalt apostrophirte, hielt er das obere

erwähnte Papier in einer gewissen Entfernung von sich ausstreckt, als sollte es, wie eine heilige Reliquie, den Zauber lösen, in welchem uns die schwarzen Masquen gefesselt hielten. Nachdem er dergestalt seinem Herzen Luft gemacht hatte, ruhete er aus, um neuen Odem zu schöpfen, und war bereits im Begriffe, zum zweitenmale sich auszulassen, als ich dem brausenden Strome seiner Rede noch zur rechten Zeit dadurch Einhalt zu thun wußte, daß ich mich des besagten Papiers bemächtigte. Dieser nicht vorhergesehene Unfall setzte den armen Gottvertraut in solche Bestürzung, daß er wie unbeweglich saß und weder Hand noch Fuß rührte. Es schien, als sey der Brief ein Zaubermittel gewesen, durch dessen Kraft er gewirkt hatte, und ohne welchen er in sein voriges Nichts zurückfalle.

„Jetzt, da du ruhiger zu seyn scheinst, Gottvertraut — könntest du mir jetzt wohl ohne alle Umschweife sagen, von wem dieser Brief käme?"

Gelassen, wie ein Kind, sagte er in einem hingegebenen Tone, ohne jedoch auf meine Frage Rücksicht zu nehmen:

„Unser eins ist doch wahrlich eine unglückliche Creatur: wir dürfen weder lachen noch weinen, und sollen in der Freude unsers Herzens traurig seyn, auch nach Befinden der Umstände bei'm Schmerze singen, wie die drei Männer im feurigen Ofen. Daß Gott erbarme! Es thäte Noth, unser eins ließe sich das Herz ausschneiden, um ein recht schulgerechter Diener zu seyn, so wie den Laufern die Milz genommen wird, damit sie recht laufen können.

„Halt einmal, Gottvertraut, und lauf nicht so schnell. Ad vocem Laufer! Du erwähntest vorhin eines Laufers. Was hat es für eine Bewandtniß mit dem?"

„Der Laufer des Erbprinzen hat diesen Brief gebracht, und ist darauf wieder von dannen gelaufen!"

Als er dies gesagt hatte, gieng er, wie es schien, tief gekränkt aus dem Zimmer. Der Brief des Erbprinzen zerstreute

wich zu sehr, als daß Gottvertrauts Kummer einen tiefen Eindruck auf mich hätte machen können. Ich hielt ihn demnach nicht auf, in der Ueberzeugung, die launige Kränkung des alten Dieners werde nicht von Dauer seyn, und beschäftigte mich lediglich mit dem Briefe des Erbprinzen, der mir in diesem Augenblicke außerordentlich unerwartet kam. Vom Gefühle einer unaufhaltsamen Neugierde getrieben, riß ich das Siegel auf, und las, wie folget:

„Auf verschiedenen Wegen ist mir Nachricht von dir geworden, und mein Herz zitterte bei der Gefahr, welche deinem Leben in der Tiefe des Wassers gedroht hat. Dank sey den Seeräubern, daß sie dich den Wellen geraubt haben!"

„Daß Giulia lebt, kann dir nicht unbekannt seyn: daß sie jedoch in diesem Augenblicke mein ist und mir die Erde zum Himmel macht, das wird dir unglaublich scheinen. „Ist es mir doch selbst oft, als sey alles dieses nur ein Traum, aus

dem ich einmal schrecklich aufgeschreckt werden dürfte? der Gedanke meines voll'ommenen Glücks martert mich oft auf eine ganz eigne Weise: ich zittere für die Dauer desselben. Jegliches Ereigniß ist dem Wechsel unterworfen, und mein Glück kann nicht vergrößert werden."

„In deinem treuen Busen, Freund, will ich ein Geheimniß niederlegen, daß ich mir selbst verbergen möchte, und welches ich nicht ferner allein zu tragen vermag, ein Geheimniß, das die Gebrechlichkeit des menschlichen Herzens außer allen Zweifel setzt. Höre demnach, und lache nicht, weine vielmehr über die Inkonsequenz desjenigen Thiers, welches sich selbst mit dem hochtrabenden Namen Mensch belegt.

„Wie sehr ich Giulia liebte, wie schmerzlich mich ihre vermeinte Untreue betrübte, und welchen unnennbaren Eindruck ihr erdichteter Tod auf mein, ohnehin krankes, Herz machte, hast du selbst gesehen und erfahren. Das Schicksal hat

mir diese Giulia wiedergegeben, und mein Glück wäre ganz vollkommen, wenn — es weniger vollkommen wäre. Lächele, so viel du willst, aber beherzige zugleich den wichtigen Gedanken: Was ist derjenige Mensch, dem weder zu wünschen, noch zu hoffen übrig bleibt?"

„Dies ist mein Fall. Alles Streben ist erreicht, das Bedürfniß meines Herzens gestillt und dem Dichten und Trachten meines Sinnes vollkommene Genüge geleistet. Allenthalben, wohin ich blicke, stellt sich mir Genuß dar. Genuß und immer Genuß, und nichts als Genuß! Ist denn der Mensch ein absolut unvernünftig Thier, dessen ganzer Genuß im Genusse bestehen, dessen geistiges und körperliches Streben sich nur bis zur Krippe erstrecken soll, hinter und über welcher ihm ein Nichts vorhanden ist?"

„In dem Uebermaaße des Glücks, welches mich jetzt quält, fühle ich demnach eine Leere, welche nur von demjenigen Wunsche ausgefüllt werden kann, der mir

bis jetzt ganz unbekannt war, von dem Wunsche nemlich, einstens durch eine menschliche Regierung das Glück meiner Staaten zu begründen, und der ungesetzlichen Willkühr durch Mäßigung und Weisheit Schranken zu setzen."

„Laß immerhin diese Sinnesänderung in mir deinem Zweifelmuthe unerklärbar scheinen: sie ist um nichts deßo weniger wahr und erwiesen. Mein Onkel denkt freilich, zu seiner Zeit ein anderes zu verfügen. Doch soll dem Intriguen-Sinne dieses Onkels schon ein heilsames Ziel gesetzt werden."

„Jetzt will ich dir eine treue Erzählung geben von allem, was mir seit dem Augenblicke unsrer Trennung begegnet ist."

Du reistest ab, und meine Seele begleitete dich. Die Wunde, welche ich in jener merkwürdigen Nacht erhalten hatte, war zwar nicht gefährlich, nöthigte mich jedoch, für mehrere Tage das Bette zu hüten. Mein Abentheuer mit der Herzogin hatte Aufsehen erregt. Das Publikum,

welchem eine geheime Verbindung zwischen meinem Onkel und der Herzogin kund geworden war, murrte um so lauter, da man sich in's Ohr sagte, jener habe diese entkommen lassen, ehe sie auf Befehl meines Vaters in Freiheit gesetzt worden sey.

„Mein Onkel hielt es für's beste, dem ersten Sturme auszuweichen, und das Uebel, welches ihm aus der ungünstigen Meinung des Publikums entstehen könnte, durch freiwillige Entfernung zu hemmen. Er ging nach Italien und eine allgemeine Erbitterung begleitete ihn dahin."

„Losgerissen von allem, was meinem Herzen theuer und werth war, von Menschen umgeben, die ich nicht verstand und die mich nicht verstanden, und im Herzen die erschütternde Anregung an meine Stimme, der mein gemeiner Sinn ein Verbrechen angedichtet hatte, das ihr fremd war, — in dieser Stimmung brachte ich die traurigsten Tage meines Lebens zu. Ich lebte äußerlich, wo ich war, befand mich aber mit meinem Geiste unaufhörlich in

der Zeit, welche ich ehemals mit Giulia in paradieſiſcher Freude und Wonne verlebt hatte. Jedermann hielt dies Leben in der Vergangenheit für Tiefſinn und betrauerte mein Unglück. Endlich überließ man meine Heilung dem allgütigen Schickſale und mich mir ſelbſt. Nun befand ich mich wohler und beneidete die Herzogin um die künſtliche Hülle ihrer todten Schweſter, welche ich jetzt, wäre ſie feil geweſen, für jeden Preis, ſelbſt für mein künftiges Erbe, erkauft haben würde."

„Das Andenken an den Sarg der Herzogin gab meinem Geiſte eine Richtung, die ihrerſeits zu einer Thätigkeit führte, welche mir wohlthat. Mein Kopf erſann nemlich ein bizarres Projekt, welches meiner erſchlafften Lebenskraft ihre heitere Jugendkraft zurück gab. Ich fieng an, Giulias Bild aus meinem vollen Herzen zu malen, in welches ſich daſſelbe mit unverlöſchbaren Zügen geprägt hatte. Dieſe Arbeit gab mich dem Leben wieder, welchem ich lebend abgeſtorben war. Mit jedem

Pinselstrich dünkte es mich, als brächte ich eine Schöpfung hervor, und jeder vollendete Zug schien mich einen Schritt näher zu führen zum Besitze meiner Giulia. Endlich war das Bild vollendet, und mit ihm Leben und Lebensthätigkeit in mich zurückgekehrt. Im Bilde betete ich meine Giulia an, und sie war nun nicht mehr todt für mich. Ich liebte das Bild, wie ich sie selbst geliebt hatte.“

„Dies alles war nur ein Vorgeschmack meines Glücks: ein größeres stand mir noch bevor. Der Sarg, welchen die Herzogin bei sich führte, gab mir eine neue Idee, deren Ausführung auf einmal jeden leisen Hauch von Sehnsucht verwischte, der sich etwa noch im Innersten meines Herzens verborgen gehalten hatte. Ich wollte nemlich Giulia's Hülle, ebenfalls künstlich nachbilden lassen, und vertrauete mich einem Manne an, dessen Talent und Verschwiegenheit mich über jeden Zweifel hinweg setzte, der mich in Hinsicht auf die Ausführung noch hätte beunruhigen können.

Wir ſchloſſen uns täglich einige Stunden ein, und er arbeitete unter meinen Augen und zwar noch einer Zeichnung, die ich von Giulia's Körper entworfen hatte."

„Noch ehe das Bild der Vollendung nahe war, mußte ich auf Geheiß meines Vaters, der wieder neue Hoffnung für meine staatsbürgerliche Brauchbarkeit geſchöpft hatte, in Geſchäften des Landes eine Reiſe machen, die mich für mehrere Tage entfernt hielt. Auf Flügeln der Liebe zu Giulia's Bilde eilte ich zurück, und traf heimlich und zur Nachtzeit in der Reſidenz ein. Nur der Künſtler, der an dem theuerſten Glücke arbeitete, das dies Leben mir gewähren konnte, wußte um die Zeit meiner Rückkehr. Ich kam an und eine unerhörte Muſik, welche himmliſche Stimmen begleitete, erfüllte mein Ohr. Ich ſtürzte in das Zimmer, aus welchem mir die Muſik entgegen ſchallte."

„Worte können dir den Eindruck nicht beſchreiben, den der Anblick des Zimmers auf meine Seele machte. Der Künſtler

hatte den Himmel verdient an dem, was seine erfindungsvolle Freundschaft für mich geleistet hatte. Ich erblickte die nemliche Szene, die Dir noch von jener merkwürdigen Nacht aus dem Zimmer der Herzogin in Gedanken schweben wird. Bei meinem Eintritte verstummte die Musik und alle Anwesende verliessen das Zimmer. Ich befand mich mit Giulia's Körper allein: sie selbst schien mir weder todt noch lebendig zu seyn. Es kam mir vor, als befände ich mich mit ihr in dem Leben nach dem Tode, wo Verklärtheit der menschlichen Natur über jede angebohrne Schwäche derselben triumphirt."

„Ich brachte die Nacht im himmlischen Genusse meiner Giulia hin. Schon drang die Morgensonne durch die schwarzen Vorhänge, als der Künstler in's Zimmer trat, und mich an das Geheimniß mahnte, welches ich meinem Beginnen schuldig wäre, dessen Art und Weise nicht für das Auge des Publikums geeignet wäre. Ich begriff die Nothwendigkeit seines Raths

und entfernte mich von meiner Giulia. Der Künſtler verſchloß die Zimmer und ich meldete meinem Vater meine Zurückkunft."

„Jegliche Nacht brachte ich im Umgange mit meiner Giulia hin, und meinem Glücke fehlte nur Deine Gegenwart. Täglich ſah ich Nachrichten von dir und der Herzogin entgegen, die ich mit Sehnſucht erwartete."

„Im Gefühl der Unbehaglichkeit, welche mir die Ungewißheit über dein und der Herzogin Schickſal verurſachte, hatte mich mein Mismuth ſchon zu dem Entſchluſſe gebracht, heimlich die Reſidenz zu verlaſſen, und dich in Italien auszuſuchen. Ich wußte, daß mein Oheim dich haßte, weil er in ſeinen verderblichen Plänen glaubte, du ſtändeſt mir bei der Herzogin entgegen. Dieſe Pläne dir weiter auseinander zu ſetzen, halte ich für überflüßig, weil ich vermuthe, daß die Gräfin Careſtini dich von allem unterrichtet hat, was die Abſichten meines Onkels betrifft."

„Ich hatte demnach eine heimliche Reise nach Italien beschlossen, als ich eines Tages einen Brief erhielt, dessen Stempel mir bewies, daß er aus jenem Lande komme. Obgleich die Aufschrift deine Hand nicht war, so glaubte ich dennoch, er müßte von dir seyn, oder doch wenigstens Nachrichten von dir enthalten. In der ungeduldigsten Erwartung erbrach ich demnach das Siegel und — erkannte Bantinelli's Hand in dem Briefe."

„Wer dieser Bantinelli ist, sage ich dir ebenfalls nicht, weil ich mich erinnere, aus deinem eignen Munde gehört zu haben, daß du schon in deiner Geburtestadt dessen Bekanntschaft gemacht hast. Und wäre auch dies nicht, so wirst du ebenfalls durch die Gräfin Carlstini von dem Treiben und Beginnen dieses Menschen unterrichtet seyn. Ich will dir nur so viel von ihm sagen, daß dieser Bantinelli, ohne einen einzigen Schritt deshalb zu thun, mir ein ganz besonderes Zutraun eingeflößt hat."

„Der Brief war in allgemeinen Ausdrücken geschrieben, und Bantinelli meldete mir blos, ich möchte mich so gleich auf den Weg von Italien machen, wo er mir eine sehr interessante Nachricht zu entdecken habe, die er keinem Briefe anvertrauen dürfe. Zugleich empfahl er mir, meine Abreise so heimlich als möglich zu betreiben, und niemanden den Weg wissen zu lassen, den ich genommen habe.

„Ich hatte, wie schon gesagt, grosses Zutrauen zu diesem Bantinelli gefaßt, und stand keinen Augenblick an, seinem Willen zu gehorchen. Eine besondere Ahnung erregte meine Brust, von der ich mir übrigens keine Rechenschaft zu geben im Stande war."

„Mein Vater gab um so leichter seine Einwilligung zu meiner Reise, weil er meinte, die Zerstreuung werde meiner kranken Seele wohlthun und ich ihm übrigens versprach, mich den Regierungsgeschäften nach meiner Zurückkunft eifriger, als je, zu unterziehen."

Dem Publikum konnte freilich meine Abreiſe nicht verborgen bleiben. Doch ſorgte ich dafür, daß man bei derſelben eine ganz andre Beſtimmung, und grade den entgegengeſetzten Weg muthmaßte.

„Es war unmöglich, mich von dem theuerſten Gute zu trennen, was ich auf der Erde beſaß. Der Sarg mit meiner Giulia ward ſorgfältig eingepackt, und ſämmtliche Verzierungen des Trauerzimmers mitgenommen. Ich reiſte ab, und vermöge einer unerklärbaren Stimmung ward meinem Herzen immer wohler und leichter, je mehr ich mich den Italiäniſchen Grenzen näherte. Bantinelli hatte mir die Villa der Gräfin Careſtini, mit der ich ſchon bei meinem erſten Aufenthalte in Italien bekannt geworden war, zum Orte angewieſen, wo er meiner, oder ich ſeiner warten wollte. Bei meiner Ankunft fand ich die Villa leer; doch hatte der Hofmeiſter derſelben den Auftrag erhalten, für meine Bedürfniſſe zu ſorgen.“

„Die

„Dieser Haushofmeister berichtete mir deine vorige Anwesenheit auf der Villa, und gab mir Kenntniß von den neuern Schicksalen der Gräfin, deren Zusammenhang ihm natürlich nicht einleuchten konnte. So viel war ihm jedoch deutlich geworden, daß ein aufgefangener Brief zu der Gewaltthätigkeit Veranlassung gegeben, welche man sich gegen seine Gebiethe-rin erlaubt hatte. Die Dienerschaft der Villa war gegen die Anzahl, welche das Schloß erstürmten, zu gering gewesen."

„Die Rede von dem aufgefangenen Briefe machte mir alles deutlich, und ich muthmaßte mit vollem Rechte, daß ich die unschuldige Ursache des Unglücks gewesen war, welches die Gräfin betroffen hatte. Schon bei meinem ersten Aufenthalte in Italien war ich mit vieler Liebe und Freundschaft von ihr behandelt worden, weil sie in dem innigsten Verhältnisse mit meiner Giulia lebte. Seitdem haben wir eine regelmäßige Correspondenz mit einander unterhalten und sie hat stets an dem Tode

meiner Giulia den lebhafteſten Antheil genommen. In dem letzten Briefe, welchen ſie mir nach der Reſidenz ſchrieb, und worin ſie ebenfalls mich dringend erſuchte, zu ihr nach Italien zu kommen, fand ich jedoch eine merkliche Veränderung des Tones und gewiſſe Hindeutungen, die mir damals unerklärbar waren, deren Zuſammenhang ich aber jetzt ſehr deutlich ſehe. Uebrigens nöthigten ſie gewiſſe Familienverhältniſſe, mit dem Marcheſe Cardanara in freundſchaftlichem Vereine zu leben, und durch dieſen ward ſie meinem Oheim bekannt, der ſie in ſein Intereſſe zu ziehen mußte, weil auch ihr Vater einen beträchtlichen Theil zu der Anleihe gegeben hatte, die der meinige in Italien zu machen gezwungen worden war."

„In Teutſchland hatten meine neuern Schickſale, und insbeſondere Bantinelli's Brief mich ſo ausſchließlich beſchäftigt, daß ich der Gräfin Einladung ſehr wenige Aufmerkſamkeit gewidmet hatte. Ich war ſchon auf Italiäniſchem Boden, als ich meine Ver-

nachläſſigung derſelben einſah und ſie bitter bereuete. Ohngefähr noch ſechs Meilen von der Villa der Gräfin entfernt, ward ich gezwungen, zwei Tage in einem Wirthshauſe zuzubringen, weil ein Rad am Wagen gebrochen war. Hier ſchrieb ich der Gräfin ein Billet, in welchem ich ihr meine Ankunft meldete, und ſchickte daſſelbe durch einen Courier ab. Dieſer hatte die Gräfin getroffen und eine Antwort zurück erhalten, welche ihm aber unterwegs von einigen verkleideten Kerlen abgenommen worden war."

„In ſehnlichem Harren nach Vantinelli's Ankunft lebte ich demnach auf der Villa der Gräfin, und ſchloß mich inniger, als je, an meine Giulia an. Der Haushofmeiſter hatte mir ein Zimmer eingeräumt, und ich den Sarg in demſelben aufſtellen laſſen. Ich war bereits zwei Tage auf Vantinelli's Erſcheinung gefaßt geweſen, als dieſer endlich in der Nacht auf der Villa anlangte. Er verſicherte mich, meine Reiſe werde reichlich belohnt werden; ich möge

nur noch einen Tag mich in Geduld faſſen. Dieſer Tag dünkte mich eine Ewigkeit, beſonders auch deswegen, weil er abſichtlich jedes Geſpräch vermied, was auf die ehemaligen Verhältniſſe mit Giulia, und überhaupt auf die geſammten Italiäniſchen Dinge hätte hinführen können. Ich unterließ es nicht, mehrmals dergleichen zur Sprache zu bringen. Doch wußte er ſtets mit ſeiner überlegenen Geiſtesgewandheit die Rede auf andere Gegenſtände zu leiten, und zwar mit ſolchem Intereſſe, daß ich nicht ſelten vergaß, daß ich über ganz andere Dinge mit ihm hatte reden wollen."

„Endlich folgte auf dieſen langen Tag, an dem meine Seele wahrhaft gefaſtet hatte, ein eben ſo langer Abend. Bantinelli beobachtete noch immer die nemliche Zurückhaltung, und ich wollte vor Ungeduld vergehen. Unter dem Vorwande, meine Seele müſſe für den entſcheidenden Moment ganz frei von jeder Regung ſeyn, hatte er mir

ſeit dem Morgen den Schlüſſel zum Trauerzimmer abgenommen."

„Ich befand mich bereits in meinem Schlafgemache, und die Uhr ſchlug eben zwölf, als ſich die Thür öffnete, und Bantinelli zu derſelben eintrat. Er war ganz ſchwarz gekleidet, und hatte eine Miene von feierlichem Ernſte angenommen, die ihm etwas Heiliges und Verklärtes gab. Die königliche Geſtalt des Mannes, ſo wie ſein himmliſches Geſicht, verbreitete eine Hoheit und Majeſtät über das ganze Weſen deſſelben, die mich mit Liebe und Ehrfurcht erfüllte. Hinter ihm erblickt' ich einen Diener, der ein Kleid trug, das dem ſeinigen vollkommen ähnlich war. Er hieß mich es anlegen und leiſtete mir hülfreiche Hand dabei. Während dieſer ganzen Zeit redete er keine Sylbe, und meine Zunge ward ebenfalls gefeſſelt von der Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten."

„Nachdem ich mich angekleidet hatte, leuchtete uns der Diener, und wir folgten ihm.

Ein grauſſiges Gefühl durchbebte meinen Körper, und kaum blieb mir Kraft genug mich auf den Füßen zu halten. Dantinelli bemerkte dies und unterſtützte mich im Gehen. Wir hatten erſt wenige Schritte gemacht, als uns aus dem Trauerzimmer Töne entgegen klangen, die mir bis in das Innerſte des Herzens drangen. Meine Bruſt erbebte, von einer mächtigen Ahnung ergriffen, und meine Gefühle löſten ſich auf in eine allgewaltige Sehnſucht nach meiner Giulia.

„Der Diener öffnete uns das Zimmer und wir traten ein. Ich eilte zum Sarge, und von der innigſten Anbetung fortgeriſſen, war ich ſo eben im Begriff, mich auf den Körper meiner Giulia zu werfen; um mit dem Hauche der Liebe das todte Bild derſelben zu beleben, als durch einen verborgenen Mechanismus der Deckel des Sarges ſich ſchloß, und ein Nebenzimmer ſich öffnete, aus welchem ein Prieſter trat, ein ehrwürdiger Greis, deſſen Gottgeweihtes Weſen mein Innerſtes

mit tiefer Andacht erfüllte. Er trug das Allerheiligste. Ich sank zu seinen Füßen, und er legte die Hand auf mein Haupt und sprach den Seegen über mir. Von seinem heiligen Worte gestärkt, stand ich auf, und fühlte meine Brust mit neuer Lebensfreude erfüllt. Der Priester faßte meine Hand und führte mich zum Sarge. Nachdem wir alle drei für mehrere Minuten ein feierliches Stillschweigen beobachtet hatten, sprach der Priester mit himmelan gekehrtem Blicke und mit heiligem Anstande ein Gebet, welches den wunderbarsten Eindruck auf mein reges Herz machte. Dann senkte er seine Augen auf mich herab und redete mich folgendergestalt an."

„„Geliebter Sohn! die alleinseligmachende Kirche spricht durch meinen Mund zu Dir. Sie tadelt die strafbare Verbindung, in welcher Du mit diesem Mädchen standest, ehe noch der Tod ihre Wangen bleichte, und fordert dich auf, deine That zu bereuen, und als sündiger Mensch dich in ihren heiligen Schoos

zu werfen und um Vergebung zu flehen. Auch leidet durch deine Schuld Giulia's abgeschiedene Seele qualvolle Martern im Fegefeuer. Flehe den Allerhöchsten an, und bete im Staube zu seiner Barmherzigkeit. Du liebst dies Bild, gleich der lebenden Giulia, und vermehrst dadurch die Schuld deines Gewissens. Der schwache Wille gnügt dem Allerhöchsten, und wirst Du das Unrecht, welches Du der lebenden Giulia zugefügt hast, an ihrem todten Bilde wieder gut machen, so verzeiht Dir die Kirche und nimmt Dich wieder zu Gnaden auf.""

„Die Heiligkeit des Augenblicks erfüllte mich mit Ehrfurcht und Anbetung für die Worte des Priesters. Sie drangen bis tief zu meinem Herzen, welches Religion und Glauben mit größerer Inbrunst, als je, umfaßte. Es war mir kein Opfer schwer genug, welches ich Giulia's ewiger Ruhe nicht hätte bringen sollen. Schweigend sah ich dem Priester in

sein ehrwürdiges Gesicht, und schweigend fragte ich ihn, womit ich mein reuiges Herz entsündigen und Giulia's Geist versöhnen könne?

Sein durchdringender Blick errieth meine Frage. Mit verklärtem Blicke und Tone sagte er:"

„„Versöhne Giulia's Schatten. Du raubtest der Jungfrau den Schatz der Schätze; ohne ihn erscheint sie vor dem Heilande. Reich ihr die Hand, daß sie dein Weib werde nach den heiligen Gesetzen unsrer Kirche. Dann ist sie gereinigt und wird aufgenommen im Chore der heiligen Engel, von dem sie bis dahin ausgeschlossen bleibt. Dies Bild, welches du gleich der lebenden Giulia anbetest, sey das Symbol derselben. Es vertrete die Stelle der Lebendigen.""

„Die Rede des Priesters bewegte das Innerste meines Gemüthes. Es ward mir nicht schwer, dem heiligen Eifer des göttlichen Dieners Folge zu leisten. Zum

Zeichen der Einwilligung trat ich auf ihn zu, und leate meine Hand in die seinige. Er blickte mich an, den Himmel im Auge, und seine Miene drückte Freude über meinen Gehorsam aus."

„Die Ceremonie beginnt. Mein Geist verläßt diese Erde und entschwindet, in Elysium Giulia's verklärten Geist aufzusuchen. Sie lächelt mir aus dem Chore der Seeligen entgegen. Jetzt legt der Priester Giulia's kalte, leblose Hand in die meinige, und ich werde aus jenem Leben in dieses versetzt. Ist's Gaukelspiel der Phantasie, oder Wahrheit, was ich fühle? Giulia's Hand wird vom frischen Hauche des Lebens erwärmt! Ich blicke in den Sarg. Allmächtiger Gott! Verückt die Hölle meine Sinne, oder sehe ich recht! Lebendig und im frischen Glanze der Jugend prangend erhebt sich Giulia aus dem Sarge und umschlingt meinen Nacken. Im nemlichen Augenblicke jauchzen himmlische Stimmen, von Sphären; Musik begleitete in meiner Nähe. Aller Sinne beraubt

ſinke ich lebles in Giulia's Arme, und die unerwartete Wonne raubt mir meine Beſinnung.“

„Als ich aus einer tiefen Ohnmacht wieder zu mir ſelbſt kam, befand ich mich in meinem Zimmer. Die Morgenröthe ſtrahlte mir in's Angeſicht, und war die Verkündigerin eines neuen Tages, der neues Leben in mein Herz bringen ſollte. Ich blickte auf, und Giulia, meine todtgeglaubte Giulia, ſaß neben mir, und wartete meiner. Sie umſchlang mich mit ihren Lilienarmen, und in ſprachloſem Entzücken vergaßen wir Erde und Himmel, und alles, was um, und neben uns war. Kein böſer Dämon täuſchte mich, kein feindſeeliges Geſchick ließ mich die traurigen Wirkungen ſeines Haſſes fühlen: Giulia lebte und ich ſchwamm in einem Meere von Wonne.“

„Als der erſte Rauch des Entzückens ſich in eine ruhigere Betrachtung unſers Glückes aufgelöſt hatte, ſuchten wir uns gegenſeitig zu verſtändigen, und erzählten einander die Schickſale, die uns begegnet

waren, seit ein unseeliges Mieverständniß und die schwarze Betrügerei des Marchese uns getrennt hatten."

„Bis zu dem Momente, wo Giulia freiwillig mit dem Marchese von der Grä-fin Villa abreiste, hat sie Dir selbst ihre Schicksale gemeldet. Sie war von dieser jedem Auge eines Sterblichen verheimlicht worden, theils, weil die Gräfin die Bosheit des Marchese fürchtete, und dessen Spione bei dem geringsten Anzeichen Giulia's Aufenthalt entdeckt haben würden, theils, weil sie mich mit dem Leben derselben überraschen wollte und mir deshalb den Einladungsbrief geschrieben hatte. In diesem bestimmte Erwähnung von Giulia zu thun, wäre zu gefährlich gewesen, weil sie ein Auffangen der Briefe geahnet hatte."

„Durch die Verrätherei eines Bedienten der Gräfin war dem Marchese Giulia's Anwesenheit auf der Villa bekannt geworden. Da er das intime Verhältniß beider Freundinnen kannte, so hatte er auf

die Gräfin einen gegründeten Verdacht geworfen. Er ſuchte die Bedienten derſelben zu beſtechen. Dies gelang ihm nur bei einem einzigen derſelben, welcher ihm von dem Aufenthalte einer fremden, ſtets verſchleierten, Dame auf der Villa Nachricht gab. Jetzt ward es dem Marcheſe leicht, eine gewiſſere Spur von Giulia zu bekommen. Blinder Feuerlärm ſollte die Bewohner der Villa erſchrecken und während deſſelben Giulia geraubt werden, als eine kühne Idee des Marcheſe der Unternehmung einen ſichern Ausgang gewährte. In der Dämmerung nemlich mußte ihn obenerwähnter Bediente in Giulia's Zimmer führen, wo es ſeinem boshaften Sinne gelang, dieſer eine unvermeidliche Gefahr vorzuſpiegeln, in welcher ſich ihre Schweſter befände. Giulia hatte ſchon von der Gräfin gehört, daß die Herzogin nach der Reſidenz geeilt ſey, um den Tod ihrer Schweſter an dem Erbprinzen zu rächen. Es war alſo um ſo natürlicher, daß ſie dem Vorgeben des Marcheſe Glauben bei-

maß, und die Herzogin in Gefahr glaubte. Er versicherte sie mit heiligen Schwüren, daß ohne eine plötzliche, wirksame Verwendung die Herzogin ihre Rache an dem Erbprinzen mit dem Leben büßen würde, und verhieß der geängstigten Giulia eine solche Verwendung, unter der Bedingung, daß sie augenblicklich mit ihm reise und nur seinem verhaßten Nebenbuhler nicht zu Theil werde. Giulia befand sich in Todesängsten und wußte nicht, welchen Weg sie einschlagen sollte. Der Marchese stand mit berechneter Kälte in seiner ganzen Bosheit da, und gab ihr wenige Minuten Bedenkzeit. Giulia war mehr todt als lebendig, und beschloß, um ihre Schwester zu retten, sich dem Marchese zum Opfer hinzugeben. Dieser führte sie frohlockend zum Wagen, und Giulia ließ sich freiwillig von ihm fortschleppen."

„Sie ward auf eine öde Villa geführt, wo er sie mit seiner Liebe peinigte. Das Schicksal hatte ein anderes beschlossen, und wollte nicht, daß die Unschuld dem

Verbrechen zu Theil werde. Die Creaturen meines Oheims hatten den Brief der Gräfin aufgefangen, in welchem diese mich auf ihre Villa einlud, und nebenher sehr dringend warnte, nicht nach Venedig zu gehen. Hier nemlich wollte mein Oheim, wie Giulia nachher von Bantinelli erfahren hat, den letzten Versuch zu einer Verbindung zwischen der Herzogin und mir machen. Mielänge dieser abermals, und würde ich mich dem Begehren des Oheims nicht fügen, so war beschlossen worden, mich entweder physisch oder moralisch aus dem Wege zu räumen. Zu Folge des Plans der Verheirathung war die Herzogin von den Ehrenmännern in Gewahrsam gebracht, theils um dieselbe in der Nähe zu haben, theils um sie vor einer Zusammenkunft mit Dir zu sichern."

„Der Marchese hatte den Prinzen noch immer im Glauben an Giulia's Tod zu erhalten gewußt. Dieser schöpfte aber Verdacht und suchte sich durch seine Kundschafter von dem Grunde seiner Muthmas-

sung zu überzeugen. Es gelang seiner Bemühung und man berichtete ihm, der Marchese habe sich mit Giulia auf obenerwähntes Landgut begeben, um dort ohne Störung seine Beute zum Genusse zu bereiten. Dies war dem Oheime nicht nach seinem Sinne, und er suchte den Marchese auf seiner Villa heim. Hier wußte er ihn treuherzig zu machen, und versicherte ihm Giulia's Besitz und bedeutenden Einfluß in die Regierung, falls er ihn im entscheidenden Momente mit Geld unterstützen wolle, welches der Oheim zur Ausführung seines Plans nicht genug aufhäufen zu können glaubte. Der Marchese gieng in die Falle, und der Oheim triumphirte, weil ihn jetzt zwei Wege zum Ziele zu führen versprachen."

„Endlich beschlossen sie noch, die Gräfin für die Verrätherei an ihrem Bunde büßen zu lassen. Beide sammelten so viel Bösewichter, als sie ihrer habhaft werden konnten, und stürmten mit denselben die Villa der Gräfin. Das erstemal mislang ihre

ihre Bosheit, theils durch den entschlossenen Muth mit welchem Du die Freiheit der Gräfin vertheidigtest, theils weil die Dienerschaft der Villa der bösen Rotte des Prinzen überlegen war. Im Abgehen hatte der Marchese obenerwähnten Giovanni, der ihm bei Giulia's Entführung behülflich gewesen war, einen Wink gegeben, welchen dieser sehr gut verstanden hatte. Der Bösewicht führte unter irgend einem Vorwande den größten Theil der Bedienten aus dem Schlosse, und erleichterte dadurch die Unternehmung der beiden Verschwornen. Die Gräfin ward fortgeschleppt und Dich hatte man in der Eile vergessen. Doch wollte der Marchese den Schimpf, welchen Du ihm angethan hattest, mit Blut abwaschen und eilte zurück auf die Villa. Der Prinz allein sollte die Gräfin auf jenes einsame Landhaus führen, wohin der Marchese zurück zu kommen versprach, nachdem er Rache an Dir genommen haben würde. Der Zufall wollte es, daß Bantinelli, der des Weges kam, im nem-

lichen Augenblicke den Wagen meines Oheims traf, als der Marchese ihn verlassen hatte. Durch Mittel die ihm allein bekannt sind, wußte er den Prinzen zur Freilassung der Gräfin zu bewegen, und schickte diese an einen Ort, wo ihre Sicherheit in nichts gefährdet wurde.*) Nachdem dies geschehen war, eilte er auf die Villa der Gräfin, wo er Dich in Gefahr wußte. Einige dunkle Worte des Prinzen, die dahin deuteten, ließen ihn die Absicht des Marchese errathen. Er kam dort noch zur rechten Zeit an, um Dich der Blutgier desselben zu entreißen. Von seiner Verhandlung mit ihm bist Du Ohrenzeuge gewesen, und wirst eingesehen haben, welche Herrschaft Bantinelli durch die Lage der Dinge über den Marchese auszuüben im Stande ist, und welche Macht er über diese ganze Horde böser Geister hat. Im Gefolge jener Verhandlung ward sogar

*) Zu welchem Entzwecke er dies that, haben die Leser bereits aus dem Briefe der Gräfin an den Grafen erfahren.

der Marchese gezwungen Giulia der Willkühr Bantinelli's auszuliefern. Den Verfolg der Begebenheiten errathst Du."

„Alles, was mich bekümmerte, hat sich in Freude verwandelt. Dein Schicksal allein liegt mir am Herzen, und ich sehe nicht ein, welche Wendung dasselbe nehmen könne, ohne Dir oder Bantinelli Wehe zu thun. An diesen fesselt Dankbarkeit mein Herz; Dich macht Freundschaft und Liebe demselben theuer. Für wen soll ich meine Wünsche zum Himmel schicken?"

„Bantinelli hatte in derselben Minute die Villa verlassen, als ich durch Priesters Hand auf ewig mit meiner Giulia vereinigt worden war. Er verschmähete unsern Dank und hatte nichts von Giulia verlangt, als daß wir weder Dich, noch die Herzogin eher sehen und sprechen sollten, als bis er selbst euch beide zu uns führen würde. An Dich zu schreiben, hatte er uns erlaubt; nur sollten wir keinen Schritt in der Herzensangelegenheit der Herzogin thun, und besonders Dir unsern

Aufenthalt geheim halten. Das hatte ihm Giulia mit einem feierlichen Eide schwören müssen, den wir, in mehr als einer Hinsicht, heilig zu halten gezwungen sind."

„Jetzt lebe wohl, Freund, und denk an uns. Dies ist das einzige, was das Schicksal uns gestattet, von Dir zu verlangen. Ich habe dem Willen Bantinelli's unbedingten Gehorsam zugesagt, und weiß demnach nicht, weder wann wir Venedig verlassen, noch wo wir Dich wiedersehen werden. Giulia und ich schicken die heißesten Wünsche zum Himmel für Dein Wohlergehen!"

Was sagt der geehrte Leser zu den Schicksalen des Erbprinzen? Noch lebendes Fußes war er in den Hafen der Ruhe eingelaufen, und konnte jetzt allem Ungestüme menschlicher Ereignisse die Stirne bieten. Mir schien erst nach diesem Leben das friedliche Grab eine Ruhestätte verleihen zu wollen, wo ich sicher zu seyn vermöchte vor den Eingebungen böser Geister. An dem Schicksale des Erbprinzen hatte

Bantinelli den Himmel verdient; ich aber wünschte ihn in die Hölle. Dieser moderne Proteus befestigte sich heute die strahlende Glorie eines Engels um die Stirn, und zog morgen das Teufelshabit mit dem Pferdefuße über seinen Leib. Was sollte man von ihm glauben? Ich hatte fest beschlossen, bei unserm nächsten Zusammentreffen meine Körperstärke mit seiner Geistesbosheit zu messen, und zu sehen, wem der liebe Gott den Sieg verleihen würde.

Da ich jetzt den Erbprinzen in Venedig wußte, dessen Aufenthalt daselbst von der Discretion des ehrlichen Bantinelli abhieng, so hätte ich immerhin mein Bündel schnüren und in's teutsche Vaterland zurück wandern können, nach welchem sich, wie ich den geehrten Leser so oft überredet habe, ein heftiger Drang in mir verspüren lassen sollte. Doch glich das unglückliche Land, in welchem ich mich befand, der Höle des Löwen, wo zwar alle Fußstapfen herein, aber keiner hinausgieng. Ich hätte

mich in den Wagen binden mögen, wie der herumirrende Ulysses an den Mastbaum, um den verführerischen Lockungen dieser bezauberten Halbinsel zu entgehen. Aus hundert Kehlen erklangen Stimmen in mir, welche zum Lobe dieses irdischen Paradieses sangen. Wohin mein Geist blickte, lächelte ihn Freude an, und im jedem Winkel meiner Phantasie hatten sich Weiberköpfe zusammengereiht, wie Orgelpfeifen.

Ich empfahl demnach meine Seele dem lieben Gotte, und meinen Körper der Venezianischen Polizei, und beschloß, diesem Bantinelli doch etwas hinderlich zu seyn in seinem Werke und Wesen. Es hätte mir zum ewigen Schimpfe gereicht, mich von einem Geschöpfe seiner Art in die Flucht schlagen zu lassen, da ich den kleinen Riesen in der unterirrdischen Räuberhöhle besiegt hatte.

Der nächste Schauplatz meiner Unternehmungen gegen Bantinelli sollte die Giudecca seyn, wo er, wie der aufmerksame Leser noch nicht vergessen haben wird, mit

dem Sekzions-Leichname ein Rendezvous im Sinne hatte. Ich wollte dies vereiteln und nebenher versuchen, ob ich ihn nicht zur Verantwortung ziehen könnte über die Narrentheidungen, welche er sich gegen mich erlaubt hatte.

Es kam mir hierbei freilich in den Sinn, was in jener Nacht auf der Villa der Herzogin vorgefallen war. Da jedoch kein sterblicher Mensch in die Zukunft sehen und wissen kann, was unter gewissen Voraussetzungen geschehen oder nicht geschehen wäre, so mußte es mir natürlich ganz unbekannt seyn, ob, ohne Vantinelli's Dazwischenkunft, der Marchese mich getödtet haben würde, oder nicht? Diese Ungewißheit meines damaligen Schicksals und des Ausganges desselben war eben Schuld daran, daß ich jetzt nicht wußte, ob ich Vantinelli diejenige Dankbarkeit schuldig wäre, auf welche er in dem Briefe an die Gräfin anspielte. Da die Rechtmäßigkeit derselben also noch gar nicht erwiesen war, so wollte

ich mich auch durch keine Bedenklichkeit von den projektirten Schritten gegen Bantinelli abhalten lassen, und war daher noch fest entschlossen, in der Giudecca zu beweisen, daß Gott mir auch ein Herz gegeben habe.

Dieser Ausdruck war bereits von mir gebraucht worden, als ich einsah, daß die zwiefache Bedeutung desselben, die eigentliche und die uneigentliche (eigentlich konnte von der eigentlichen Bedeutung des Wortes Herz hier auch nicht einmal die Rede seyn) daß, sag' ich, die zwiefache Bedeutung des gebrauchten Ausdrucks mir hier sehr zu statten komme. Denn der Sektions-Leichnam hatte eben so viel Antheil an meinem Hinstreben nach der Giudecca, als Bantinelli. Auch führte der Weg dorthin bei der Gondel vorbei, in welcher die drei Amazonen mich vor wie nach in Belagerungsstand erklärten. Bei den möglichen Auftritten in der Giudecca kam also mein Herz auf eine vielfältige Art in Anregung.

Kaum war ich mit diesen Bemerkungen ins Reine gekommen, als die Thür aufging, und eine Maskque zu derselben eintrat. So lange zwischen mir und solchen vermummten Gesichtern noch keine Collision statt gefunden hatte, war es mir ganz deutlich gewesen, wie ich mich gegen selbige zu benehmen habe. Jetzt sah ich auf einmal die Gefährlichkeit ein, mit Leuten der Art etwas zu schaffen zu haben. Ich erwog in der Geschwindigkeit, daß jegliche Art von Gemüthsbewegung hier am unrechten Orte sey, und daß eine absolute Apathie mir hier am zuträglichsten seyn werde. Denn wer bürgt einem dafür, daß man in einer Maskque nicht seinen eignen Vater ermordet, oder den abscheulichsten Verräther an sein Herz drückt? Ich wollte nun weder einem Feinde Gutes noch einem Freunde Uebels thun, und beschloß, es meinem maskquirten Besuche zu überlassen, welche Art und Weise des Betragens er bei mir beabsichtigen würde.

Die Masque hatte sich ruhig niedergesetzt, und schien die bewußte Gondel im Augenmerke zu haben. Auch machte sie mehrere Bewegungen gegen dieselbe, wovon ich den Sinn aber nicht einzusehen vermochte, weil ich das Gesicht derselben nicht sah, welches doch allein ihrem Thun und Lassen Deutung und Bezug hätte geben können.

Auf die Länge der Zeit wollte mir die stumme Unterhaltung mit meinem unbekannten Besuche doch aber langweilig werden, und ich beschloß ihm Rede abzugewinnen, es koste, was es wolle. Es schien mir nothwendig zu seyn, eine rechte redne ische Stellung anzunehmen, und dem fremden Gaste durch das Gewicht meiner Rede zu imponiren. Ich fieng demnach an, folgende Worte mit Klarheit und Bestimmtheit an die Maske zu richten:

„Obwohl ich die Höflichkeit für eine der ersten Tugenden des Staatsbürgers halte, so könne ich doch nicht, daß man gerne zu wissen verlangt, wem man

ſelbige erzeigt, und daß es eine ganz verzeihliche Neugierde iſt, wenn man die Perſon zu kennen wünſcht, welche man bei ſich aufgenommen hat. Es wird demnach keine unbeſcheidene Zudringlichkeit von meiner Seite verrathen, wenn ich die Masque erſuche, mir ihren Namen, Stand und die Abſicht anzuzeigen, welche dieſelbe hier in meine Behauſung geführt hat."

„Vermaledeit ſey das Rothwälſche," rief jetzt meine Masque, und ich erkannte den alten Gottvertraut unter der Vermummung.

Der Zorn überwältigte mich; denn ich will es dem ſcharfſinnigen Leſer nur geſtehen, daß ich in der Masque irgend eine Bothſchaft geahnet hatte von den mancherlei weiblichen Behörden, mit welchen ich in Verbindung zu ſtehen, den öfteren Nachtheil gehabt hatte. In dieſer Hoffnung nun ſtörte mich Gottvertraut's Spaß höchſt unangenehmer Weiſe, und ich hatte mich ſeit langer Zeit auf keine ähnliche Art getäuſcht gefunden. Der Zorn überwältigte

mich also, wie ich schon vorhin gemeldet habe, und ich riß ihm die Masque ab, indem ich schrie:

„Alter Hasenfuß! wie kommst Du in die Narrenjacke?"

„Ey, du großer Gott," antwortete er," Narrenjacke? Sie gehört ja der Excellens!"

Die treffende Replick des Gottvertraut brachte mich auf einmal wieder zu mir selbst, und wirkte wie die Feuerprobe bei Scheintodten.

„Ja wohl, guter Gottvertraut, ist es eine Narrenjacke; deshalb sollst gerade Du sie nicht über deinen Leib ziehen. Sie paßt nur Leuten meines Gelichters."

Daß ich dies dem demasquirten Gottvertraut nicht sagte, daran war lediglich eine übelverstandene Würde Schuld, welche den jungen Edelmann abhielt, gegen den alten edlen Mann sich nicht zu kompromettiren. Um doch aber Gerechtigkeit vor Gnade ergehen zu lassen, raunte ich mir obige Worte desto öfterer in's Ohr, und

beſchloß von Stund' an, alles zu ſagen was ich für recht und billig halten würde, und ſollte ich auch meinen Stallknecht dadurch über mich ſelbſt erheben.

Während ich mir auf dieſe Art die Wahrheit ſagte, hatte Gottvertraut die ganze Maſque von ſich geworfen, und ſtand in ſeiner wahren Perſon da.

„So, Gottvertraut! Nun biſt Du wieder, was du ſchon ſo lange mit Ehren geweſen biſt.“

„Alles, wie es der Exzellenz beliebt! Mit offenem Munde ſtehe ich da, wie dieſes Fratzengeſicht von Maſque, und traue meinem eignen Ohre kaum. Was hindert denn die Exzellenz, nicht ebenfalls zu bleiben, was Sie noch nie mit Unehren geweſen iſt. Uebrigens iſt die Farbe dieſes vermaledeiten Klikes ominös: der Schwarze läßt nicht mit ſich ſpaßen. — Ach, ich wüßte wohl, was wir zu thun hätten, wenn ich hier gebietender Herr wäre.“

Ich nahm eine deklamatorische Stellung an, und sagte mit tragischer Schauspieler-gebehrde:

„Verhältnisse bestimmen den Menschen! — Guter Gottvertraut! Es gehen Dinge vor in der Welt, von denen sich deine Philosophie nichts träumen läßt!

„In der Welt? Nein, in der Excellens Herzen. Dieselbe kann singen, wie die Straßenjungen in unserm lieben teutschen Vaterlande:"

„Die Liebe, ach, die Liebe
„hat mich so weit gebracht,"

in's Unglück nemlich und in fremde Länder. Das erbarme sich der liebe Himmel!"

„Aber, gesteh's nur, Gottvertraut! Du hast doch der Liebe auch noch nicht entsagt. Deine alte Rebecka" —

„Ist mein Ehegemal,' und das sollen wir lieben und ehren, steht in der Bibel. C'est different, sagte unsre Französin."

„Wer nun aber kein Ehegemal hat?“ —

„Soll sich eines suchen unter den Töchtern des Landes, aber dabei keine Brille auf die Nase setzen, wie unsre Jugend. Denn das ist gotteslästerig und verräth ein unkeusch Gemüth. Leider kennen sich unsre jungen Leute bei der ersten Zusammenkunft fast genauer, als wir Alten, nachdem der Prediger schon sein Amen gesprochen hat. Alles ist heut zu Tage frühreif. Dem die frühreifen Früchte verderben den Magen. Daher bekommt unsre liebe Jugend so häufig die Schwindsucht.“

„Aber, Gottvertraut, das ist nicht auszustehen! die Jugend und immer die Jugend! Sprich doch auch einmal vom Alter!“

Nun hatte ich gewonnen, und Gottvertraut war zu Boden geschlagen. Ich erhielt nemlich Hülfstruppen von meiner Liebe zu den Sprichwörtern. Gelang es mir jetzt nicht, meinen Gegner zum Schweis

gen zu bringen, so mußte ich für immer Verzicht darauf leisten.

Ich nahm ein recht würdiges Wesen an, und redete in einem Tone, als gehöre ich zu den Pietisten:

„Jugend hat freilich keine Tugend. Aber das greise Haar schützt auch nicht vor Thorheit. Sieh einmal unsre alten Leute nach der neuen Mode. Wollte man die Puppen nach ihren Extremitäten beurtheilen, man würde sie für Jünglinge von fünf und zwanzig Jahren halten.

Dieser Streich hatte getroffen. In seiner Miene offenbahrte sich eine Bestürzung, als käme ihm meine Einrede sehr zur unrechten Zeit. Ich beschloß, Vortheil zu ziehen von den Umständen, und tröstete mich damit, daß kein Baum auf den ersten Schlag falle.

Einen zweiten beschloß ich zu thun, indem ich mit Emphase peroirte:

„Da Grethen auf dem Trödel Jugend wird verhandelt,

„so staunt nicht, wenn der Jüngling sich zum Greis umwandelt."

Gottvertraut nickte mit dem Kopfe, und gab mir ſeinen Beifall zu erkennen.

„Gut geſagt, obgleich etwas ſchwer und hinfällig ſchon in der Manier des Greiſes. Doch thut die Exzellens wohl daran, ſich für's erſte nur in dieſe ſchwarze Geſtalt umzuwandeln.“

Er deutete auf die Masque, und es fiel mir ein, daß der Abend nicht mehr fern ſey. Ich wollte um keinen Preis Bantinelli's Zuſammenkunft mit dem Sektions-Leichname verſäumen, und legte demnach auf der Stelle die Masque an. Gottvertraut machte gute Miene zum böſen Spiele, und half mir bei meinem Geſchäfte. Während dem ſagte er in bedeutendem Tone:

„Werden wir uns bald auf den Weg nach Teutſchland machen? Der Erbprinz befindet ſich in Venedig und hat der Exzellens eine große Epiſtel geſchrieben.“

„Deren Innhalt du ſehr neugierig wärſt, zu vernehmen? Nicht wahr?“

Sein Gesicht erheiterte sich plötzlich, und er warf einen sehr suchtsvollen Blick auf den Brief.

„Alles, wie es der Exzellenz beliebt. Zutrauen belohnt einen treuen Diener mehr, als Gold und Silber.

Ich sah seine Verlegenheit vorher, und reichte ihm den Brief, indem ich sagte:

„Da lies, Du treuer Diener! Möge mein Zutrauen Dir eine Tonne Goldes werth seyn!"

Er warf einen Blick auf den Brief, und diesen auf den Tisch, indem er mit Heftigkeit ausrief:

„Verwünscht sey das Rothwälsche, und alle diejenigen, die es reden. Im Zorne seines Angesichts hat Gott diese Sprache erschaffen, und sie stammt unmittelbar vom Bau des Thurms zu Babylon her, wo Gott die sündigen Menschen verwirrte. Sein Fluch ist dieser Sprache geblieben. Das ganze Land der Rothwälschen ist voll von Verwirrung und Abentheuerlichkeiten, und man weiß nicht, ob die Nation dessib

ben verwirrter iſt, als boshaft, oder umgekehrt."

Damit eilte er hinaus, nachdem er noch einen zornigen Blick auf den Brief geworfen hatte, und ließ mich allein.

Ich war bereit, das große Unternehmen zu vollführen, und fand eine Beruhigung in dem Gedanken, daß der Weg, den ich im Begriff war anzutreten, vielleicht für immer der Knechtſchaft ein Ende machen würde, in welcher mich Bantinelli auf eine ſo nichtswürdige Art gefeſſelt hielt. Ich wußte nun freilich aus Erfahrung, wie wenig ich dann meinen guten und löblichen Entſchlieſſungen zu trauen hatte, wenn die Sache ſich nicht zwiſchen Mann und Mann abmachen ließ, wie doch hier keinesweges der Fall war, in ſo fern nemlich der Sekzions-Leichnam mit in's Spiel kam, von dem ich zum voraus ſah, daß er ſeiner ſeits auch ein Wort darein reden würde.

Bedachte ich, daß eine Bekanntſchaft zwiſchen dieſer Donna Miranda und mir

in Bantinelli's Plane lag, so wäre ich nicht abgeneigt gewesen, alle meine anatomischen Studia in den Wind zu schlagen und mit keinem Gedanken weiter daran zu gedenken, daß ein Sekzions-Leichnam für mich existirt habe. Doch vergesse einer einmal, was er unter so günstiger Constellazion gelernt hat! Mein Gedächtniß war stärker als mein Wille. Ich gab mir aufrichtige Mühe, wenigstens einen Versuch zu machen zur Vergessenheit des Cabinets und seines ganzen Inhalts. Aber der Mensch denkt's und Gott lenkt's. Je mehr ich vergessen wollte, je mehr dachte ich zurück, und am Ende hatte diese forzirte Schwächung meines Gedächtnisses zu nichts geholfen, als dasselbe recht zu stärken, nach Art des Brownianischen Systems, welches eine natürliche Sthenie, durch eine künstliche Asthenie zu bewirken weiß.

Ich war demnach bereit, die Reise nach der Giudecca anzutreten. Dieser Ort kam mir vor, wie ein heiliges Land, wohin mir mein Schicksal eine Wanderung

auferlegt hatte, zur Entsündigung meines irdiſchen Lebens und zur Wiedererlangung meines verlohrnen Glücks.

Nachdem ich noch einmal alle möglichen Ereigniſſe überdacht hatte, welche mich am Orte meiner Beſtimmung zu treffen vermögten, und daher ganz vorbereitet war, verließ ich mein Zimmer und ſtieg die Treppe hinab in den untern Theil des Hauſes. Gottvertraut ſtellte ſich mir in den Weg und ſagte:

„Ein guter Genius ſegne der Exzellens Ausgang.“

„Amen“ ſetzte ich hinzu aus vollem Herzen.

„Will denn die Exzellens ganz allein gehen und niemand mit ſich nehmen? Man kann doch nicht wiſſen — In dieſer Heimath der Schwarzen kann man nicht vorſichtig genug zu Werke gehen.“

„Sey ohne Sorgen, Gottvertraut. Dieſe werden mich begleiten.“

Ich zeigte ihm zwei Terzerole, die ich in meinem Kleide verborgen hatte.

„Ach, vor solchen Feinden ist mir nicht bange, die ein Stück Vieh in Rauchspeck erhalten kann. Aber ich ahne ganz andre Gefahren. Von den drei schwarzen Wasserfräuleins, die dort noch immer vor Anker liegen, und ähnlichen Consorten, wimmelts in dieser verwünschten Stadt. Solchen Ruhestörerinnen, zum Beispiel, kann die Exzellens doch nicht mit dem Terzerole zu Leibe gehen. Da ist Flucht das einzige Rettungsmittel, welches der Gefahr entziehen kann."

„Wie gesagt, Gottvertraut. Sobald ich den Erbprinzen zur Abreise nach Teutschland bewogen haben werde, verlassen wir Italien, und kehren heim in unser Vaterland, wo dich kein schwarzes Wasserfräulein beunruhigen wird."

„Und wo man auch kein Rothwälsch redet, wohl zu merken."

Ich trat in die Thür des Gasthofes und suchte eine Gondel. Wie gerufen harrte in der Nähe ein Gondolier, der mir seine Dienste anbot. Ich stieg ein

und befahl ihm, nach der Giudecca zu fahren. Der Kerl fiel mir auf seiner ausserordentlichen Lustigkeit wegen. Im Gesichte desselben offenbarte sich eine Miene, als sey ihm ein besonders Heil wiederfahren, oder als habe er einen glücklichen Streich ausgeführt. Er sang unaufhörlich, und dieser lustige Vogel schien mir ein Unglücksvogel zu seyn, dessen Gesang von schlimmer Vorbedeutung wäre. Die Laune des Menschen war unerschöpflich, und überhob mich für die ersten Augenblicke der Mühe, weder an die Giudecca, noch an Dantinelli, und eben so wenig an den Sekzions-Leichnam, wie an die drei schwarzen Wasserfräulein zu denken.

Letztere waren eben verschwunden, und meine Augen suchten sie vergebens. Eine drückende Last fiel mir vom Herzen, als ich mich von diesem weiblichen Triumvirat befreiet sah, welches das Ansehen hatte, als wäre es bereits über die Theilung des zu erobernden Landes einverstanden. Ich habe freilich dem Leser vorhin eine Neu-

gierde zu erkennen gegeben; welche mich antrieb, das Thun und Lassen dieser drei Masquen zu erfahren, und insbesondere zu wissen, was dasselbe auf mich für einen Bezug habe. Diese Neugierde lag vor wie nach in meinem Herzen; doch brachte ich sie zum Stillschweigen, indem ich die Bemerkung machte, daß es unmöglich sey, alles auf einmal zu thun, und daß ich die Gondel der drei schwarzen Wasserfräulein außer Acht lassen müsse, wenn mir die Vorfälle in der Giudecca zur Kenntniß kommen sollten. Ich fügte mich demnach dieser Nothwendigkeit, und bedauerte nur noch, daß es durchaus in der menschlichen Natur begründet sey, nicht zwei Sachen auf einmal thun zu können.

Ich beschloß demnach, die drei Masquen außer Acht zu lassen und mich auf den Gedanken an den Sekzions-Leichnam und an die Möglichkeit eines Zusammentreffens mit Bantinelli zu beschränken. Diese Absicht mußte mir recht vollkommen gelungen seyn. Denn als ich von diesem Ge-

schäft, zu welchem ich mich gleichsam gezwungen hatte, wieder zu mir selbst gekommen war, merkte ich, daß es bereits anfieng, dunkel zu werden. Es wunderte mich, daß wir nicht schon angekommen wären in der Giudecca, und ich erkundigte mich deshalb bei meinem Gondolier. Er entschuldigte sich mit der Länge des Weges, und versprach in wenigen Minuten dort zu seyn. Ich ergab mich in das Schicksal, welches dieser Wassermann über mich verhängt hatte, und bezähmte meine Ungeduld nach dem Sekzions-Leichname und dem ehrlichen Dantinelli.

Als ich immer noch keine Giudecca erblickte, fieng es an, mir unheimlich vorzukommen bei meinem Fuhrmanne, und ich beschloß, nicht allein nicht an die drei schwarzen Wässerfräulein zu denken, sondern mir auch den Sekzions-Leichnam und Dantinelli aus dem Sinne zu schlagen, um lediglich den Weg des Gondelier in Obacht zu nehmen, welcher mir höchst verdächtig vorkam. In Folge dieser Aufmerksamkeit

auf den Gang der Gondel merkte ich, daß dieselbe keinen geraden Weg nahm, sondern in ewigen Krümmungen durch kleine Canäle sich wand.

Während der Zeit war es fast völlig Nacht geworden, und die Lage der Dinge, deren Wirkung noch ohnehin durch eine absolute Erregung aller meiner Sinne vermehrt ward, machte mich völlig muthlos, und verhinderte mich, auch nicht einen einzigen Schritt zu thun gegen die Willkühr meines Fährmanns, welcher jetzt gar keine Notiz mehr von mir zu nehmen schien.

Außer der gänzlichen Erschlaffung meines Muths, die mich für den Augenblick völlig unthätig machte, fühlte ich plötzlich eine heftige Neugierde in mir nach dem Wollen und Vollbringen meines Gondeliers. Körperliche Gefahr fürchtete ich nicht, und was die geistige Knechtschaft anbetraf, in die ich fallen konnte, so war ich durch lange Erduldung so sehr dagegen abgehärtet, daß mir eine Befreiung aus derselben gar nicht in den Sinn kam, so lange ich mich

noch auf Italiänischem Grund und Boden befunden würde.

Diese Bemerkung brachte mich daher auf den Gedanken, dem Dinge, das heißt der Gondel, völlig freien Lauf zu lassen, und gar nicht zu thun, als ob ich ein Mensch mit freiem Willen wäre. Somit ließ ich den Fährmann für mein Schicksal in dieser Nacht sorgen, und hüllte mich in meine Masque ein, wobei ich von meiner Entschlossenheit und dem Paar Terzerolen, welche ich in der Tasche fühlte, rühmlichst unterstützt wurde.

Mein Fährmann fuhr noch immer in unmerklichen Krümmungen bald rechts, bald links, und jetzt merkte ich, daß er sich zu wiederholten Malen umsah, wobei er öfters unverständliche Töne der Mißbilligung und der Unzufriedenheit hören ließ. Dies erregte natürlich meine Aufmerksamkeit, und ich bemühete mich, den Grund dieser Erscheinung aufzusuchen. Im nemlichen Augenblick erhellten vorbeieilende Fackeln die Gegend, und ich erblickte ganz deutlich die

oftbesagten drei schwarzen Wasserfräulein, deren Gondel die unsrige zu verfolgen schien. In derselben befand sich zu meiner größten Verwunderung noch eine vierte männliche Masque, die mit den drei weiblichen in vollkommenem Einverständnisse zu seyn schien.

Es war offenbar, daß meinem Gondelier diese Begleitung ganz unwillkommen war, und daß er derselben auszuweichen sich alle Mühe gab. Er bot die Kräfte seines Leibes auf, um der nacheilenden Gondel durch die Flucht aus dem Gesichte zu kommen. Die Geschwindigkeit, mit der er ruderte, ward seiner Eile hinderlich und verwickelte ihn mit mehrern Gondeln, die uns entgegen kamen, und welche vermöge des schmalen Weges einander nicht Platz zu machen vermochten. Ich sah zur Seite und erblickte die Gondel mit den drei schwarzen Wasserfräulein dicht hinter uns. Mein Fährmann hatte in dieser Minute nicht Zeit, auf unsre Verfolger zu achten, sondern war damit beschäftigt, sein Recht gegen die übrigen Gondoliers

gültig zu machen, und ihnen zu beweisen, daß sie Stümper in ihrem Handwerke wären, und daß sie keine Gondel zu leiten verständen. Dies schien seinen Gegnern eine gewagte Meinung zu seyn, die sie dem Urheber derselben zurückgaben, und nebenher durch ihre Ruder zu unterstützen suchten. Wie weit dieser Handwerksstreit noch gegangen seyn würde, ist mir unbewußt. Die Passagiere der übrigen Gondeln besaßen vermuthlich, nicht so wie ich, eine völlige Hingebung in das Schicksal, welches ihre Fährmänner hätten über sie verhängen können. Denn sie sprachen Worte des Zorns, und augenblicklich legte sich die Hitze der streitenden Mächte zur Ruhe. Sie fiengen an, ihre Ruder zu gebrauchen, wozu sie gemacht worden und in kurzer Zeit befanden sie sich außer aller Collision mit einander.

Während der Zeit war mir ein Vorfall begegnet, den der geehrte Leser auch nicht einmal im Traume sich einfallen lassen wird. Ich hatte weniger den Streit der Gondoliers in Obacht genommen, als

die Beharrlichkeit, mit welcher uns die drei schwarzen Wasserfräulein, nebst ihrem männlichen Begleiter gefolgt waren. Als nun die Verwirrung und Verwechslung der Gondeln und ihrer Regierer auf's höchste gestiegen war, näherten sich mir unsre Verfolger, und die männliche Maske drückte mir ein Papier in die Hand. Ich saß da und wußte eigentlich bei meinem mißtrauischen Gemüthe nicht, von wem ich verrathen, oder verkauft sey. Sollte ich meinen Gondolier für einen Verräther halten, dessen irrender Wandel auf den Venezianischen Canälen ihn allerdings zu einem solchen stempelte, oder sollte ich die drei schwarzen Masquen, nach Art des Gottvertraut, für böse Wassergeister, und ihren Anführer für den schwarzen Feind selbst ansehen, dessen Papier eine Einladung zur Verschreibung meiner Seele enthalte?

Indessen ich im Betreff der Wahl, welche ich zu ergreifen hatte, noch immer nichts entscheiden konnte, leitete mein Führ-

mann unsere Gondel mit solcher Kraft und Behendigkeit, daß wir bei einem Scheidewege die schwarzen Masquen aus dem Gesichte verlohren, die muthmaßlicherweise von dem Wege irre geleitet worden waren. Jetzt hielt unsre Gondel an, und der Wasserman ermahnte mich zum Aussteigen.

Daß mich dieser Kerl als ein bloßes Ding behandelte, welches man nach Gefallen an diesen oder jenen Ort setzt, wollte mir doch endlich ärgerlich werden, und ich beschloß, den Zorn nicht zu unterdrücken, der jetzt in mir erwachte. Ich apostrophirte den betrügerischen Gondolier folgendermaßen, in dem ich ihn bei'm Kragen faßte.

„Spitzbube! Führt dieser Weg in die Giudecca?" und hielt ihm eins meiner Terzerole auf den Leib.

„Nein; aber in den Tod, wenn Sie das Ding nicht in die Tasche stecken," antwortete er auf der Stelle, indem er mir die Gegend des Herzens mit einem Dolche kitzelte.

Ob sich die Bestie von Gondolier vor einem Terzerole gefürchtet hatte, oder nicht, kann ich dem geehrten Leser nicht sagen, weil mich die Finsterniß verhinderte, ihm in's Gesicht zu sehen. Was den Ton der Stimme anbetraf, mit welchem er mir obige Gegenrede hielt, so wollte es mir nicht gelingen, in demselben auch nur die allermindeste Spur davon zu entdecken. Für umsonst ist todt, fiel mir jetzt bei, und ich bedachte, daß mein Drohen hier am unrechten Orte sey, weil es keine Furcht hervor bringe. Diese Bemerkung brachte mich demnach auf den Gedanken, den Mangel am Zorne, den ich in mir verspürte, nicht fälschlicherweise für eine Quantität Wuth zu halten, welche letztere doch nichts weiter bewirken dürfte, als mich lächerlich zu machen bei dem Gondolier ohne Furcht.

Ich folgte demnach der Weisung desselben, und steckte mein Terzerol in die Tasche.

„Eine

„Eine Höflichkeit iſt der andern werth,“ ſagte der Böſewicht in einem ſatyriſchen Tone, und verbarg den Dolch in einem Gurte.

„Sehn Sie dort die kleine Pforte?“

Ich erblickte ein großes Haus, an deſſen äußerſter Ecke, wo wir uns befanden, ein kleines Thor befindlich war, auf welches der Gondolier mit obigen Worten hindeutete. Eine Antwort erwartend, blickte er mir fragend in's Geſicht. Da ich's jedoch für beſſer hielt, hier gar nichts zu ſagen, ſo ſetzte er hinzu:

„Ein einziges Wort öffnet dieſe Pforte, und führt Sie in jenen großen Palaſt zu dem ſchönſten Weibe in ganz Venedig.

Jetzt wäre ich faſt im Ernſte böſe geworden, da ich mich auf eine ſo niedrige Art von dem Kerl getäuſcht fand.

„Kuppler! Das alſo war deine Abſicht?“

Er entrüſtete ſich auf eine komiſche Art und rief aus:

„Kuppler? Kuppler! Ha, wenn sich die verkuppeln ließe, so vertauschte ich mich nicht gegen den ersten unsrer Nobili.“

„Narr! Sie wird doch mit mir allein keine Ausnahme machen wollen?“

„Wer weiß? Zeit und Stunde sind nicht gleich, und für den Geschmack hat unsre Signoria auch noch kein Gesetz gegeben. Außerdem will ich in allen Ehren geredet haben. Guter Rath ist oft theuer: den meinigen, der gewiß nicht zu verwerfen ist, sollen Sie für umsonst haben. Nehmen Sie sich vor dem Manne in Acht. Der ist eifersüchtig, wie ein Spanier, und hat keine Ursach dazu. Das pflegt gewöhnlich so zu gehen. Grillen hängen uns an, wie Pech, indeß wir mit der Wirklichkeit sehr geschwind vertraut werden.“

„Lassen wir dem Manne seine Grillen, und bring Du mich wieder nach Hause. Ich bin schon genug umgeben von Weiberstricken, und will daher mit jener nichts zu schaffen haben. Fort! Umgekehrt!“

„Aber, bedenken Sie! Es ist die Perle der Venezianischen Schönheiten. Unsre jungen Leckermäuler würden für eine Nacht in ihren Armen sieben Jahre auf der Galeere arbeiten."

„Für mich haben ihre Arme keinen Reitz, denn ich kenne sie nicht."

„Wer weis? die Parole welche man mir gegeben hat, läßt das Gegentheil vermuthen."

„Wie heißt die?"

„Das darf ich Ihnen nur alsdann sagen, wenn Sie hineinzugehen gewillet seyn werden."

Ich hätte große Lust gehabt, über dies gezwungene Rendesvous ganz eigene und wichtige Betrachtungen anzustellen. Auch will ich es dem geneigten Leser gar nicht verheelen, daß die gerühmte Schönheit meiner unbekannten Versucherin das ihrige beitrug zu der Geduld, mit welcher ich der Rede des lobpreisenden Bondoliers ein geneigtes Gehör verliehen hatte. Wer war diese tugendhafte Gemahlin eines eifer-

süchtigen Ehemannes, und in welche Berührung war ich je mit ihr gekommen? Durfte ich die Einladung zu derselben annehmen, ohne abermals in Versuchung und Stricke zu fallen, oder öffnete sich den Abentheuerlichkeiten dieses verrufenen Landes von neuem Thor und Riegel? wo fand ich einen modernen Oedip, der mir das Räthsel dieser Sphinx*) löste?

*) Diese Sphinx wurde von den Alten zum Sinnbilde der Weisheit und des Geheimnißvollen, sey es sinnlich oder übersinnlich, gebraucht und als eine Löwinn dargestellt, mit dem Korse und der Brust einer schönen Jungfrau und mit Adlers-Flügeln. Sie hielt sich auf einem Felsen vor Theben in Böotien auf, und gab den Thebanern Räthsel auf. Wer sie nicht errieth, ward von ihr zerrissen. Ihr berühmtestes Räthsel hieß: Was für ein Thier ist des Morgens vierfüßig, des Mittags zweifüßig und des Abends dreifüßig? Oedip stieg zu ihr hinauf, vernahm das Räthsel, und errieth, daß es die Jugend, den erwachsenen Zustand und das hohe Alter des Menschen bedeute. Sie stürzte sich hierauf vom Felsen herab. — Die Aegyptische Sphinx wird entweder mit einer Haube, deren Enden an beiden Seiten herabhängen, oder mit einem Getraide-Maaß des Osiris abgebildet. Im letzten Fall ist sie ein Sinnbild der Fruchtbarkeit.

Der ehrliche Gondolier mußte vermuthlich wissen, daß ich es wohl in der Gewohnheit zu haben pflegte, auf nichts außer mir zu achten, während ich mich im Zustande der Betrachtungen befände. Er hätte diesen Zeitpunkte wahrgenommen und mich aus der Gondel vor die bewußte

— Die Fabel der Sphinx hat mehrere Auslegungen erlitten. Nach einigen ist sie eine Räuberinn gewesen, die das Land verwüstet hat. Sie setzen hinzu, Oedip habe eine Anzahl streitbarer Männer versammelt, die Sphinx besiegt, und, unter dem Vorwande sie zu heirathen, ermordet. — Der Engländer Bakon deutet sie sehr künstlich und sehr schwerfällig auf die Wissenschaften, und der Verfaßer dieses glaubt, daß in der Person des Sphinx jedes übersinnliche Geheimniß dargestellt sey, welches das Gemüth des Menschen plagt und ihm kein irdisches Glück gestattet, so bald er thörigt genug ist, nach der Auflösung desselben zu grübeln, das sich ferner in ein Nichts [der Tod der Sphinx] auflöst, wann er es mit vieler Mühe ergründet zu haben glaubt. Fiat applicatio auf die metaphisischen Visionen unsres Quinquenniums! — Die Hypothese obiger Erklärung wird von den Attributen des Sphinx, den Adlers-Flügeln und dem hohen Felsen, auf welchem sie haußt, ausnehmend begünstigt.

Pforte geführt. Ich war so eben dabei, ihm sein eigenmächtiges Verfahren gegen mich zu verweisen, als er mit drei starken Schlägen gegen die Thür unser Daseyn zu erkennen gab.

Augenblicklich öffnete sich dieselbe, und es erschien ein Weiberkopf. Der Gondolier flüsterte ihr das Wort: Tapetenthür, zu und eilte zu seiner Gondel zurück.

Tapetenthür war also die Parole, die er mir vorhin nicht hatte sagen wollen? In

Dem Vater des Oedip, der in Theben regierte, war geweißagt worden, er werde von seinem eignen Sohn ermordet werden. Als die Gemahlin desselben hernach den Oedip gebahr, ward dieser ausgesetzt. Oedip wuchs heran, und begegnete einst seinem Vater, den er nicht kannte. Beide geriethen in Streit mit einander und der Sohn erschlug den Vater. Die Hand seiner Mutter und die Regierung wurden nun demjenigen versprochen, der das Räthsel der Sphinx lösen würde. Oedip kam zufällig nach Theben, errieth das Räthsel und heirathete seine eigne Mutter. Nachdem er mit dieser eine lange Zeit gelebt hatte, ward die Sache entdeckt, und seine Mutter brachte sich um's Leben. Er selbst stach sich die Augen aus und gieng in's Exil. Homer weiß hiervon nichts, sondern läßt ihn in Theben bis an sein Ende fort regieren.

welchem Bezuge ſtand dies Wort mit mir, und ſollte ich daſſelbe für eine gute, oder für eine ſchlechte Vorbedeutung nehmen? Es fiel mir freilich der Ort ein, wo ich zu meinen anatomiſchen Kenntniſſen und zu dem Sekzions-Leichname eingegangen war. Doch ſchien mir's unmöglich zu ſeyn, daß letzterer, der ſich zu einer Bundsgenoſſin des ehrlichen Bantinelli hätte werben laſſen, eine und eben dieſelbe Perſon ſeyn ſollte mit jenem hochherzigen Weibe, wie ich ſie aus der Erzählung des Gondoliers hatte kennen lernen. Außerdem war nicht wohl zu vermuthen, daß Donna Miranda das verlangte Rendesvous in der Giudecca verweigert haben ſollte, weil eine ſolche Widerſetzlichkeit im Stande geweſen wäre, die Rache des deſpotiſchen Bantinelli zu erregen.

Dies waren die wenigen Bemerkungen, welche die Eilfertigkeit des weiblichen Weſens, das die Pforte geöffnet hatte, mir zu machen erlaubte, und welches mich jetzt ohne Aufenthalt mit ſich fort zog. Wir

durchwanderten mehrere Gänge und Gemächer, von denen ich dem neugierigen Leser Rechenschaft geben würde, wenn mich die Dunkelheit, welche in ihnen herrschte, nicht an jeder Gewahrnehmung gehindert hätte.

Endlich gelangten wir an das Ziel unsrer Reise, und ich befand mich in einem kostbaren Zimmer, welches durch ein wohlthätiges Halbdunkel von duftendem Kerzenlichte erhellet ward. Meine Begleiterin verließ mich, ohne ein Wort mit mir gesprochen zu haben, und ich beschäftigte mich mit Betrachtungen der Dinge, die mich umgaben. Dies Zimmer glich mehr einem Feenaufenthalte, als einem Boudoir nach der neuesten Mode, und ich würde mich wahrscheinlich mit den Herrlichkeiten desselben noch länger beschäftigt haben, wenn mir das Papier nicht in's Gedächtniß gekommen wäre, welches der schwarze Begleiter der drei Wasserfräulein mir zugestellt hatte.

Ich fand es glücklich wieder in meiner Tasche, und nun begreift der geneigte Leser

von selbst, daß ich weiter keine Gedanken hatte für meine Umgebungen, sondern daß mich dies Papier ausschließlich beschäftigte. Ich öffnete es und erkannte auf den ersten Anblick die Schrift desselben. Um aber dem Leser eine angenehme Ueberraschung zu verschaffen, will ich ihn in den Stand setzen, aus dem Inhalte des Papiers den Schreiber desselben zu errathen. Die Worte desselben lauteten, wie folget:

„Hab ich's nicht vorhergesagt? Die Exzellens ist in Teufels Stricke gefallen, und würde zu seiner Zeit weder Hand noch Fuß rühren können, wenn die drei schwarzen Wasserfräulein nicht wären. Diese wollen wir von nun an die weißen nennen und ihnen abbitten, was wir ihnen böses nachgesagt haben. Wenn die Exzellens in der Klemme sitzen, und nicht wissen wird, wo aus, noch wo ein, so erscheint der Freund in der Noth, und das bin ich. Mündlich ein mehrers. Die Exzellens

macht große Augen? Alles, wie es derselben beliebt!"

Sollte einer unter meinen Lesern seyn, der nicht aus der ganz eignen Manier dieses Geschreibsels den Verfasser desselben errieche? Ja, es war Gottvertraut, den ich übrigens eher am Ende der Welt gesucht hätte, als in der Gondel, bei dem jetzt von ihm umgetauften Wasserfräulein. Hier war das Sprichwort ein wahres Wort geworden: Berge und Thäler kommen nicht zusammen, aber wohl Menschen. Welcher Zufall hatte ihn in Collision bringen können mit den drei Masquen, die ihm, von Anfang ihrer Erscheinung vor unserm Gasthofe an, ein Gegenstand des Zornes und der Verwünschung, und überhaupt ein Gräuel gewesen waren, welcher, wie er meinte, unsre Ruhe und Zufriedenheit zu verwüsten sich das Wort gegeben hätte? Ich würde, um mit den Worten der Bibel zu reden, eher geglaubt haben, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen, als daß mein alter Gottvertraut in die Gon-

bei der drei schwarzen Masquen kommen könne.

Wo das Schicksal einen so außerordentlichen Aufwand an Kräften gemacht hatte, wie zum Beispiel hier bei der Sinnesänderung des Gottvertraut, da konnte ich nicht umhin, auch außerordentlichen Begebenheiten entgegen zu sehen, welche die Anstrengung dieses Schicksals zu rechtfertigen vermöchten.

In meinem Gemüthe wollte es deshalb anfangen, mir ganz unheimlich zu werden, und wer weiß, bis wie weit ich es mit der Besorgniß und Bangigkeit, die mich bearbeiteten, noch gebracht haben würde, wenn nicht plötzlich im Nebenzimmer ein Geräusch entstanden wäre. Jetzt glaubte ich, vollkommen Recht zu haben, einer Entwickelung meines nächtlichen Abentheuers entgegen zu sehen, und hatte für's erste nichts wichtigers zu thun, als einen unverwandten Blick auf die Thür jenes Nebenzimmers zu heften. Meine Erwartung hatte mich nicht getäuscht: es dauerte nicht

lange, so öffnete sich die Thür, und aus derselben trat ein verschleiertes Frauenzimmer von majestätischem Wuchse und idealischem Anstande.

Wenn ich jetzt nichts sagen, und mein Hierseyn mit keinem Worte enschuldigen würde, so glaubte ich dies vor meinem Gewissen recht gut verantworten zu können, indem ein ganz anderes Motiv meiner Anherokunft existirte, als mein eigner Wille. Ich erwartete demnach eine Antwort von der weiblichen Erscheinung, und hatte vollkommene Muße das Bild derselben meinem regen Gemüthe einprägen zu können. Sie selbst schien durch eigne Verlegenheit keine Worte finden zu können, und stand da in zweifelhafter, ungewisser Stellung. Nachdem sie mehrere Gänge durchs Zimmer gemacht hatte, blieb sie endlich stehen, und heftete einen langen bedeutenden Blick auf mich. Sanft wie Flötenton, lispelte sie endlich:

„Ein reiner Sinn deutet das Ungewöhnliche nach dem Maasstaabe seines

eignen Gefühls, und nicht nach der Weise des Herkommens und der Gemeinheit. Ich habe Sie zu mir führen lassen, weil ich den Mann näher kennen zu lernen wünschte, der nach der Aussage eines bedeutenden Kopfes, der Liebling aller derjenigen Frauenzimmer wird, die in seine Nähe kommen. Ich wollte mich selbst durch den Augenschein überzeugen, in wie fern dieser Mann die Huldigung des ganzen weiblichen Geschlechts verdienet. Doch muß ich Ihnen zugleich gestehen, daß ich Sie schon persönlich kannte, und daß Ihr bloßer Ruf mich schwerlich zu diesem Schritte bewogen haben würde."

Sie schwieg und schien eine Antwort zu erwarten. Auch würde ich ihr diese sogleich gegeben haben, wenn nicht zwei wichtige Punkte in ihrer Anrede meine ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und mich demnach für den ersten Augenblick ganz ungeschickt zu einer Antwort gemacht hätten. Wer war der Bedeutende, dessen Sie gedachte, und sollte etwa der ehrliche

Bantinelli auch hier sein Spiel treiben? Durch diesen jungen Ueberall und Nirgends schlug mich der Dämon meines erbitterten Schicksals mit starken Fäusten.

Der zweite Punkt in der Rede der verschleierten Erscheinung machte mir nicht weniger zu schaffen, ob wohl auf eine ganz andere Art. Ich konnte nemlich keinen Ort ersinnen, wo ich wahrscheinlicherweise hätte von ihr gesehen und bemerkt werden können. Und doch wollte sie mich kennen und schon irgendwo gesehen haben?

Indem ich mit schon mit Zweifeln mancher Art den Kopf zerbrochen hatte, fiel es mir ein, daß ich auf keinem kürzern Wege zur Aufklärung über obbesagte Punkte gelangen könnte, als wenn ich meinen Durst der Neugierde an der Quelle selbst stillte, das heißt, meine unbekannte Gönnerin ohne Umschweife ersuchte, mir in diesem Labyrinthe von Verwirrung einen wohlthätigen Faden zu reichen. Als ich noch über eine schickliche Einkleidung meiner Bitte nachdachte, führte sie mich bei der

Hand zu einem Sopha, drückte mich hinein und setzte sich neben mich.

Mit sichtrerm, aber eben so lieblichem Tone als vorhin, sagte sie alsdann:

„Die ganz eigne Sonderbarkeit Ihrer Lage scheint Sie verstummen zu machen, und ich finde dies natürlich. Sie werden in der Nacht, an einem fremden Orte, und wider Ihren Willen zu einem Frauenzimmer geführt, von dem Sie nicht wissen können, ob dieselbe keine Unholdin an Leib und Seele ist. Letztere rechtfertige sich mit der Zeit; von der Gestalt des erstern überzeugen Sie sich selbst."

Als sie dies gesagt hatte, enthüllte sie das Gesicht, und im nemlichen Augenblicke, fühlte ich das sämmtliche Gebiet des Wissenschaftlichen, den Kategorischen und den Sanguinischen mit ihrer ganzen Kraft sich in mir regen. Wer begreift das freudige Erstaunen, in welches ich verfiel, als ich die wohlbekannten Züge der entschleierten Erscheinung gewahrnahm? Es war der Sekzions-Leichnam, der in

schönrem Leben, und blühender, üppiger Jugend an meiner Seite saß. Alle Auftritte des anatomischen Kabinets drängten sich mit gewaltiger Kraft in mein treues Gedächtniß zurück, und die Freude über den Gegenstand, der eine Quelle so vieles Wissens für mich geworden war, überraschte mich dergestalt, daß ich alle Rücksicht bei Seite setzte, und den Sekzions-Leichnam, gleichsam als sollte er meiner fortschreitenden Wißbegierde abermals geraubt werden, in meine Arme schloß, und das Entzücken des Wiedersehens in feurigen Küssen auf seinen Mund drückte.

So viel der Taumel, in welchem ich mich befand, mir zu bemerken gestattete, befand sich Donna Miranda — vorausgesetzt, daß sie mit dem Sekzions-Leichname eine und eben dieselbe war — durch meine Liebe zur reinen und angewandten Anatomie in einer kritischen Lage, aus welcher sie sich jedoch mit Ehren und ohne den Genius der weiblichen Sittsamkeit zu verscheuchen, herauszog. Sie setzte den Ausbrüchen

brüchen meiner lebenswürdigen Wißbegierde freilich keinen Widerstand entgegen, zeigte jedoch statt dessen, während meiner feurigen Umarmung, eine so reine Unschuld in ihrem ganzen Benehmen; daß sie, vermöge einer blos überlegenen weiblichen Hingebung, glorreich und unverletzbar stand im Sturme meiner, nach neuen Kenntnissen durstigen Leidenschaft.

Als auf dem Meere meiner stürmischen Gefühle nach und nach eine heilsame Windstille entstand, faßte Donna Miranda meine Hand und lispelte mit Tönen, die mir bis in's innerste Herz drangen:

„Ich kenne Sie, wie schon gesagt, nicht erst seit dieser Nacht. Es wird Ihnen nicht schwer fallen, sich jenes Auftritts in der Nähe der Villa der Gräfin Carestini zu erinnern, wo Sie auf öffentlicher Landstraße vom Marchese Cardanaro meuchelmörderisch angefallen wurden. Ich war nebst mehrern Bekannten auf der Rückreise begriffen von einer Freundin, die in der Nähe wohnte, wo man viel von der

Gräfin Careſtini und von den Verbindungen geſprochen hatte, in welchen dieſe mit einem gewiſſen Bantinelli ſtehe. Auch ward eines teutſchen Prinzen gedacht, deſſen Untreue die Schweſter der Herzogin Chiaramonte in's Grab geſtürzt habe. Die gegenſeitigen Verhältniſſe aller dieſer Menſchen wurden als auf eine ſo wunderbare Art mit einander verwebt dargeſtellt, daß ſie meine größte Aufmerkſamkeit erregten. Ich beſchloß, die Bekanntſchaft der Gräfin Careſtini zu ſuchen, oder vielmehr von neuem anzuknüpfen, denn ich kannte ſie ſchon. Obenerwähnte Freundin hatte mich hier in Venedig vor etwa einem halben Jahre zu der Gräfin geführt, welche den Tag nachher auf ihre Villa gegangen war, und dadurch eine nähere Verbindung zwiſchen uns unmöglich gemacht hatte.

„Das Andenken an dieſelbe war durch die mancherlei Erzählungen bei meiner Freundin wiederum erneuert worden, und ich beſchloß, die Gräfin auf ihrer Villa zu beſuchen. In der Nähe derſelben fanden

wir, wie schon oben gesagt, den Marchese Cardanaro, der im Begriff war, Sie mit seinem Degen zu durchboren, und wir eilten zu Ihrer Rettung herbei. Ihre Bedienten schrien mit lauter Stimme um Hülfe, und im nemlichen Augenblicke sprengte eine verschleierte Reuterin, von einem einzigen Manne begleitet, aus dem nahliegenden Gebüsch auf den Ort zu, wo Sie von den Händen des Marchese den Tod erhalten haben würden, wenn der Zufall uns nicht in diese Gegend geführt hätte. Als einer Ihrer Leute in der Erzählung von dem Vorfalle der Uhr Erwähnung that, welche die Ursach des Streites gewesen war, heftete die verschleierte Dame einen neugierigen Blick auf diese Uhr, und sank zu gleicher Zeit leblos vom Pferde herab. Ein so sonderbares Ereigniß zog die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich, und wir wollten der Dame zu Hülfe eilen; Ihr Begleiter verbat dies, indem er sie vor sich aufs Pferd hob und mit ihr auf die nahgelegene Villa jagte."

„Während der Zeit waren Sie von Ihren Bedienten in den Wagen gehoben, der, auf Geheiß jenes Begleiters der ohnmächtigen Dame, ebenfalls den Weg nach der Villa nehmen sollte. Der Vorfall mit dem Marchese, die Uhr und die Ohnmacht der verschleierten Dame, hatten meine Aufmerksamkeit besonders auf Sie gezogen, und ich war begierig, denjenigen kennen zu lernen, der solche wunderbare Auftritte veranlaßt hatte. Ich näherte mich dem Wagen, blickte Ihnen in's Gesicht, und ward sonderbar überrascht, als ich in Ihnen diejenige Person erkannte, deren Bild mir die Gräfin Carestini, bei jener obenerwähnten Zusammenkunft, als eine Merkwürdigkeit gezeigt hatte. Dies Bild hatte sich damals meinem Gedächtnisse so tief eingeprägt, daß es mir auf den ersten Blick möglich ward, Sie für das Original desselben zu erkennen."

„Der Wagen führte Sie auf die Villa, und wir übrigen folgten demselben nach, in der Hoffnung die Gräfin zu sin-

den und derſelben unſern Beſuch abzuſtatten. Wir langten dort an, und auf unſre Nachfrage erhielten wir die Antwort, die Gräfin ſey abweſend und die verſchleierte Reiterinn ſehe ſich genöthigt, den Beſuch abzulehnen.“

„Wir verließen alſo die Villa, und ich konnte mir's nicht verbergen, daß ich den lebhafteſten Antheil nähme an allem, was dieſe ſonderbaren Menſchen und ihr Treiben und Beginnen angehe. Warum ſoll' ichs läugnen? Die ungewöhnliche Lage, und die Gefahr worinn ich Sie gefunden hatte, reitzten um ſo mehr meine Aufmerkſamkeit, als ſchon damals die Gräfin, wie ſie mir Ihr Bild zeigte, auf eine Art von Ihnen geſprochen hatte, die nicht anders als Theilnahme erregen konnte. Auch gedachte ſie der Herzogin Chiaromonte und ihrer bevorſtehenden Reiſe nach Teutſchland, zu welcher, wie ſie hinzuſetzte, das erwähnte Bild keine der geringſten Veranlaſſungen ſeyn möchte.“

„Bei meiner Zurückkunft in Venedig erfuhr ich mehreres, was jene Personen betraf, und was meine Neugierde nur noch reger machte. Die Sonderbarkeit ihrer Verbindungen brachte den lebhaftesten Wunsch in mir hervor, mit ihnen in genauere Verhältnisse zu treten.“

„So war die Lage der Dinge beschaffen, als ich vor einigen Tagen von einem Besuche nach Hause kam, und in meinem Handschuhe einen Zettel fand. Dies befremdete mich um so mehr, da ein Argus, den das Schicksal mir zum Wächter gegeben hat, mich keinen einzigen Augenblick verlassen hatte. Der Zettel war von dem erwähnten Bantinelli, den ich bei meinem ersten Besuche im Hause der Gräfin Carestini gesehen hatte. Der Inhalt desselben ist zu merkwürdig, als daß ich Sie nicht Wort für Wort mit demselben bekannt machen sollte. Er enthielt folgendes:“

„„Ich habe das Vergnügen gehabt, Ihre Bekanntschaft zu machen, und

aus der kurzen Unterredung mit Ihnen einen Sinn wahrgenommen, der mich anzieht und zu einer Offenherzigkeit veranlaßt, die Ihnen die sicherste Bürgschaft leisten muß für die Achtung, welche ich der schönen Weiblichkeit zolle, die jede Ihrer Außerungen unwidersprechbar an den Tag legt.""

„„Die Gräfin Carestini zeigte Ihnen in meiner Gegenwart das Bildniß eines Mannes, der, nach der Beschreibung, welche ich von ihm machte, Ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Noch vor einigen Tagen ist mir zu Ohren gekommen, daß Sie nicht abgeneigt seyn würden, die Bekanntschaft desselben zu machen.""

„„Ein sonderbares Verhängniß trennt mich von diesem Manne und verbindet mich zugleich mit ihm. Er wandelt lebend als dasjenige Schicksal herum, welches mich spät oder früh ereilen wird, und gegen welches ich einen nichtigen Kampf kämpfe. Ich gleiche den Perso-

nen in der griechischen Tragödie, denen eine höhere Macht ihr Ziel bestimmt hat, welchem sie vergebens auszuweichen sich bestreben. Dieser Mann wird mir einst verderblich werden, und doch bin ich an ihn gefesselt durch eine unerklärbare Gewalt.""

„„Er wird unverzüglich in Venedig eintreffen, und dürfte nicht abgeneigt seyn, seine hiesigen Bekanntschaften durch die Ihrige zu vermehren. Interessirt Sie dieser Mann noch auf irgend eine Art, und wünschen Sie sich selbst von dem Grade seiner Bedeutendheit zu überzeugen, so lassen Sie mich Ihre Wünsche wissen, die mir Befehle seyn werden.""

„„Mir sind Ihre Verhältnisse nicht unbekannt, und die Eigenheit derselben legt mir die Nothwendigkeit auf, folgende Auskunft zu treffen, um Nachricht von Ihnen zu erhalten. Morgen von Tagesanbruch an wird sich zwischen

den Statüen auf dem Ponte Rialto *) eine Maskque ſehen laſſen, die ein weiſſes Tuch in der Hand kennbar machen ſoll. Melden Sie mir auf dieſem Wege, was Sie in Rückſicht des erwähnten Fremdlings beſchloſſen haben.“ “

Ehe ich den Sekziens-Leichnam weiter reden laſſe, bin ich gezwungen, mich

*) Die Brücke Rialto iſt eins der merkwürdigſten architectoniſchen Werke in Venedig. Sie beſteht aus einem einzigen Bogen, der neun und achtzig Fuß in der Weite hält, und aus Iſtriſchen Quadern erbaut iſt. Eine vortrefliche Treppe von ſechszig Stufen führt zu derſelben hinauf, und eine ähnliche von gleicher Höhe auf der andern Seite hinunter. Sie hat eine ſolche Breite, daß die auf beiden Seiten ſtehenden Krambuden den Durchgang nicht hemmen. Hinter dieſen Buden, die ebenfalls von Iſtriſchen Steinen ſind, befindet ſich noch an jeder Seite ein kleinerer Gang. Mitten auf der Brücke ſteht ein großer Bogen mit vier Statüen, welche die Maria, den Engel Gabriel, den heiligen Marcus und Theodorus vorſtellen. Letzterer war der Schutzpatron von Venedig, ehe ihn der heilige Marcus verdrängte. Die Brücke gewährt des Abends, wo alle Krambuden erleuchtet ſind, einen vortreflichen Anblick und ſcheint von weitem ein Feuerberg zu ſeyn.

reden zu lassen, und zwar, wie leicht zu vermuthen, über den Brief des Bantinelli.

Wozu sollte ich diesen Tausendkünstler machen, wenn er mich zu seinem Schicksale machte? Wäre ich dies wirklich gewesen, wie bereitwillig würde ich ihn der Mühe überhoben haben, für den folgenden Tag zu sorgen! Auch gab es Momente, wo ich nicht wußte, ob ich über die Hirngespinste dieses Menschen lachen oder weinen sollte? Konnte er mich nicht in Frieden meines Wegs ziehen lassen, und dann seinen Roman spielen mit der Herzogin, so gut es gehen wollte? Warum hielt er mich, wie Satanas, in den Klauen, wenn er durch mich gestört wurde in seinem Seyn und Wesen?

Uebrigens erregten die Kunstgriffe dieses ehrlichen Kupplers, die doch immer mit Undank belohnt wurden, mein Mitleid. Welche Mühe hatte sich dieser industriöse Exprokurator bereits gegeben, mir in mein eignes, oder in ein fremdes Ehebett zu verheifen, und wie war es ihm gedankt

worden? Ich, für meinen Theil, hätte ihn im Adriatiſchen Meere erſäuft, wo es am tiefſten wäre, die Gräfin Careſtini machte ein Kreuz vor ihn, und die Herzogin vollends ſchien eher als Wittwe ſterben zu wollen, als ſich von ihm zur Frau machen zu laſſen.

Nun ich dieſe Herzensergießungen an den Mann, das heißt an meine Leſer, gebracht habe, möge Donna Miranda fortfahren in ihrer Erzählung.

„Dieſer Brief, von einem Manne geſchrieben, den ich in meinem ganzen Leben nur höchſtens fünf Minuten geſehen hatte, ſetzte mich in ein ſonderbares Erſtaunen. Ein zweites überraſchte mich darüber, daß das erſte von ſo kurzer Dauer geweſen war, und den Willen, Vantinelli's Brief in Ueberlegung zu ziehen, bei mir nicht unterdrückt hatte. Nachdem nemlich der erſte Eindruck vorüber war, fieng ich an, die ganze Sache aus einem andern Geſichtspunkte zu betrachten, und ward nach und nach ſo vertraut mit Vantinelli's

Idee, daß ich keinen Anstand nahm, ihm zu schreiben, wie ich, um seinen gethanen Vorschlag gehörig zu überlegen, eine Unterredung mit ihm wünsche, und den Ort derselben seiner Willkühr überlasse."

In Folge dieser Unterhaltung hatte er ein Zimmer gemiethet, in welches ich mich heute mit dem Frühesten auf sein Geheiß begeben mußte. Es war mir bekannt, daß Sie ankommen würden, und ich folgte, ohne Anstand zu nehmen, seiner Weisung. Er war mir zuvorgekommen und harrte meiner in dem erwähnten Zimmer. Die Hitze des Tages und eine gewisse Beklommenheit, welche mir den Athem hemmte, verursachten mir unerträglichen Durst. Bantinelli ließ ein Glas Limonade bringen und ich leerte dasselbe bis auf den letzten Tropfen. Er entfernte sich unter dem Vorwande, mir Ihre Ankunft zu berichten, und hieß mich auf jeden Fall seine Rückkehr erwarten. Kaum hatte er das Zimmer verlassen, als mich eine Müdigkeit befiel, die mir unnatürlich schien. Ich warf

einen Blick auf das Glas, aus welchem ich die Limonade getrunken hatte, und bemerkte einen pulverartigen Nachlaß in demselben, welcher kein Ingrediens dieses Getränks ausmachte."

„Im nemlichen Augenblicke fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf, und der boshafte Anschlag des Bantinelli schien mir außer allem Zweifel zu seyn. Ich kämpfte in Todesangst gegen die Wirkung des Pulvers, und ein Hinsterben aller meiner Lebenskraft, benahm mir die Gewalt, mich von der Stelle zu bewegen. In diesem Streite zwischen der Furcht meines Herzens und der Stärke des verschluckten Pulvers, fühlte ich die Vorboten des Schlafs, der mich jetzt mit solcher Heftigkeit befiel, daß ich kaum Zeit genug übrig hatte, mich auf ein, im Zimmer befindliches Ruhebett zu werfen. Als dies geschehen war, verlohr ich alle Besinnung, und verfiel in einen so starken Schlaf, als sollte ich durch ihn zum ewigen Leben übergehen."

„Aehnliche Träume habe ich nie geträumt, als in diesem Schlafe. Die Wirklichkeit war mir so nahe, als wache ich, und auf die Rückerinnerung an Sie beruheten alle Erscheinungen in diesem gewaltsamen Schlafe. Die Phantasie eines wachenden Geistes ist Kinderspiel gegen die bizarren, gigantischen Bilder, welche meine Seele ängstigten. Das Sprichwort sagt, es geschieht nichts neues unter der Sonne; aber, der Wahnsinn, welcher während des Schlafes sein Wesen in meinem Kopfe trieb, brachte Dinge hervor, die bis jetzt gewiß unerhört gewesen sind."

„Als nach und nach die Wirkung des Schlaftrunks von seiner Kraft verlohr, spürte ich die Vorboten des Erwachens, und fieng an, mich meiner und meines Zustandes bewußt zu werden. Doch benahm mir die Betäubung, in welcher mich der Rest der Schlafsucht zurückhielt, noch jede willkührliche Aeußerung von Thätigkeit, und ich merkte deutlich, wie die Lebenskraft in einzelnen Hauchen in meinem Kör-

per zurückkehrte. Endlich verschwand der Rausch welcher meine Sinne gefesselt hielt, und ich ward meiner Lebensthätigkeit von neuem mächtig. Der erste Blick, welchen ich in die neue Welt that, schien mir die Absicht des argwöhnischen Bantinelli zu bekräftigen. Ich erblickte eine Mannsperson, und ein Heer von Besorgnissen erfüllte mein banges Herz. Welchem Schicksale hatte mein gewaltsamer Schlaf mich Preis gegeben? War die Perle des weiblichen Zaubers mir entrissen worden und mußte ich vor mir selbst erröthen, oder hatte ein schützender Engel mich bewahrt vor dem Frevel unkeuscher Berührung?"

„War mein Bewußtseyn für einige Zeit von mir gewichen, so zeigte es sich jetzt mir zur Entschädigung, in seiner ganzen Kraft und Stärke. In obenerwähnter Mannsperson, die durch eine veränderte Stellung mich einen Theil ihres Gesichts sehen ließ, erkannte ich ein altes Bild meiner Seele, welches diese in unwillkührlicher Stimmung bisher stets aufbewahrt

und aufgefrischt hatte. Mein neues Leben war mit neuen Wundern angefüllt: obige Mannsperson entfernte sich durch eine Thür, die mir bis jetzt völlig unbekannt gewesen war."

„Ein Wesen höherer Art senkte Ruhe herab in meine Seele, als ich gewahr wurde, in wessen Gewalt die Hülflosigkeit meines Zustandes gegeben worden. Ich darf Ihnen nicht erst sagen, wer die Person war, welcher ich im ersten Augenblicke so sehr mißtraut hatte, und in deren Hände ich jetzt das Heil meines ganzen Lebens gegeben hätte."

„Das erste, was ich that, als ich mich allein und ohne Zeugen wußte, war, jede Verbindung mit Vantinelli abzuschwören. In Folge dieses Vorsatzes beschloß ich, meinen jetzigen Aufenthalt zu verlassen, der mich in gewisser Hinsicht in seine Gewalt gab, und in welchem ich übrigens jeden Augenblick die Ankunft desselben befürchten mußte. Ich erhob mich demnach, so leise

als möglich, von meinem Lager und verließ das Zimmer."

„Als ich mich in meiner Gondel befand, überdachte ich das Schicksal dieses Tages, und verwünschte Bantinelli's Bosheit, ohne welche ich das geheime Sehnen meines Herzens gestillt haben würde. In meinem Busen kämpften widerstrebende Gefühle und der Gedanke, durch die Trennung von Bantinelli von der Hoffnung meines künftigen Glücks getrennt zu werden, ließ mich irre werden an mir selbst und an meinen Entschlüssen. Ich bereuete, den Ort verlassen zu haben, wo der Anfang meiner Freude und meines Schmerzens gewesen war, und wankte zwischen dem Entschlusse, umzukehren und auf gut Glück der Verrätherei des Bantinelli mein Wehl und Weh zu überlassen, oder ihn und seine boshaften Tücke zu meiden, und mit ihm die Hoffnung des schönsten Glücks aufzugeben, welches die Zukunft mich erblicken ließ."

„In dieser Ungewißheit meiner Wünsche und meines Strebens begriff ich leicht, daß es eines raschen Entschlusses bedürfe. Da ich, von allen Seiten gedrängt, nirgends Hülfe finden konnte, wurde es mir nicht schwer, das Aeußerste zu versuchen. Der Gondolier, welcher mich fuhr, war dem Bantinelli verkauft, und die nemliche Person, welche Sie, auf dessen Geheiß, nach dem bestimmten Gasthofe geführt hatte. Auf diesen Gondolier, der ein sehr verschmitzter Kopf war, hatte ich meine letzte Hoffnung gebaut. Ich wußte vorher, daß es mir nicht gelingen würde, ihn zu täuschen, und wollte demnach versuchen, wie weit ich es mit dem offnen Geständniß der Sache bei ihm bringen würde. Ich setzte ihm mein Verhältniß mit Bantinelli aus einander, und machte ihn im Allgemeinen mit dem Zustande meines Herzens bekannt. Die Absicht des Bantinelli, warum er mir den Schlaftrunk gegeben hatte, erregte seinen Zorn, und er gab ihm einige kräftige Flüche zum Be-

ſten. Jetzt glaubte ich, gewonnen Spiel zu haben, und verſprach ihm goldne Berge, wenn er in meinen Plan eingehen wollte. Er nannte ſich meinen Sklaven, und verhieß mir ſeine Hülfe, ſelbſt wenn er darüber zu Grunde gehen würde. Ich verlangte von ihm, daß er Sie zu mir führen ſollte. Hierzu war er bereit, wußte jedoch nicht, wie er Ihrer habhaft werden könnte. Ich ſagte ihm, daß Sie höchſt wahrſcheinlich in kurzem den Gaſthof verlaſſen würden, um ſich nach der Giudecca zu begeben. Würde er Ihnen alsdann ſeine Gondel anbieten, ſo könnten Sie, bei der Unkunde der Straßen, keinen Verdacht ſchöpfen, wenn er Sie einen andern Weg führte.“

Bei dieſen Worten der Donna Miranda konnte ich nicht umhin, ſie zu unterbrechen. Es nahm mich nemlich höchlich Wunder, woher ſie mein Herz erforſcht und den innerſten Gedanken deſſelben errathen habe? Daß mein Sinn nach der Giudecca ſtand, hatte ich keinem ſterb-

lichen Menschen anvertraut, als mir selbst. Wie konnte Donna Miranda dies wissen, und den Plan einer Entführung darauf bauen?

Ich schlug den kürzesten Weg ein, um über diese Sonderbarkeit Aufschluß zu erhalten, und fragte Donna Miranda, ob sie vielleicht eine geheime Gabe der Weißsagung besäße, und die Gedanken der Menschen errathen könne?

Sie lächelte und fragte mich, ob ich vielleicht derjenige nicht sey, der den Raub eines gewissen Billets an ihr begangen habe, in welchem meiner und einer Zusammenkunft in der Giudecca gedacht werde? Da niemand, als ich, dies Billet entwendet habe, so sey es ihr sehr wahrscheinlich gewesen, daß ich in der Giudecca diejenigen Personen werde aufsuchen wollen, welche sich mit mir so viel zu schaffen gemacht hätten.

Bei Erwähnung des Billets, welches, wie der Leser zu seiner Zeit erfahren hat, der Störer meiner Okular- Sektion- und

Inſpection geworden war, fiel mir der ganze Curſus meiner anatomiſchen Praxis ein, welche ich über die ſchwarzen Waſſerfräulein, und die Vorfälle vergeſſen hatte, welche mir auf dem Adriatiſchen Meere, das heißt in den Lagunen*) von Venedig, begegnet waren. Je weniger ich in den letzten Stunden an meine Begegniſſe in dem anatomiſchen Kunſtkabinette gedacht hatte, je lebhafter ſtellte ich mir jetzt den Sektions-Leichnam mit allen ſeinen Attributen, als chirurgiſches Präparat, oder vielmehr Präparand, dar, und ich glaubte nicht, daß ich eine Wiederholung meiner erworbenen Studia durch eine geſchickte Okular-Inſpection unterlaſſen haben würde, wenn

*) Die Lagunen ſind Gewäſſer, welche die kleinen Inſeln umgeben, auf denen Venedig erbaut iſt. Sie ſind an mehrern Stellen ſeicht, ſchwellen aber zu gewiſſen Zeiten ſo ſehr an, daß ſie der Stadt außerordentlichen Schaden zufügen. Da ſie vom Adriatiſchen Meere angefüllt werden, ſo können ſie wohl wie eben im Texte geſchehen iſt, für das Meer ſelbſt genommen werden.

nicht Donna Miranda das Wort genommen und also fortgefahren hätte.

„Der Gondolier fuhr mich bis zu meinem Hause, und kehrte alsdann zurück, um meinen Auftrag auszuführen. Mir verfloß die Zeit bis zum Augenblick Ihrer Ankunft in der ängstlichsten Erwartung, die nur dann erst einer freudigen Aufwallung Platz machte, als man mir Ihre Ankunft meldete."

„Jetzt halte ich es noch für nöthig, Ihnen einige Worte zu sagen über die häuslichen Verhältnisse, in welchen ich lebe. Das Schicksal meines Lebens ist in die Hände eines Mannes gegeben, mit dem mich der Zwang vermählte, und dessen ungebildeter Sinn und hinfälliges Alter dem Glücke widerstreben, welches ich, in der Blüthe meiner Jahre und, wie ich mir schmeicheln darf, nicht ohne alle Geisteskultur, von meiner ehlichen Verbindung erwarten durfte. Mein Gemahl läßt eine furchtbare Leere in meinem Busen unausgefüllt, die schon oft dabei war, mich auf

unwürdige Abwege zu führen; aber ein guter Geist und eine, meinem Sinne angebohrne, Reinheit sind mir zur Seite gestanden, und haben mich bewahrt vor dem Falle in ein sündiges Leben."

„Mein Gemahl befindet sich außer der Stadt, auf dem vesten Lande, und dürfte vor morgen spät nicht wieder zurück kehren. Diese Nacht ist daher unser, und wir haben Zeit genug, uns gegenseitig zu verständigen und kennen zu lernen. Jede Unnatur ist mir stets fremd gewesen, und nie habe ich die Convenienz des großen Haufens zur Richtschnur meines Thun und Lassens genommen. Ich kenne keine andere Rücksichten, als diejenigen, welche mir die Unschuld meines Herzens auferlegt."

„Auch in der Lage dieses Augenblicks, die keinesweges unter die alltäglichen gehört, will ich derjenigen Sinnesart treu bleiben, die mich über die Meinung der Welt, und über die gewöhnliche Handlungsweise der meisten meines Geschlechts hinwegsetzt."

„Ich gestehe ohne Hehl, daß der Gedanke, Ihnen werth zu seyn, meinem Herzen ein Gefühl verursacht, welches mir bis jetzt unbekannt gewesen ist. Ich wünsche Ihre Freundschaft, doch will ich sie nicht erbetteln, wohl aber zu verdienen suchen. Nur wenn ein harmonischer Wohlklang unsre Seelen in ewigem Verein zu erhalten vermag, darf eine Verbindung unter uns obwalten, und keiner soll den andern dulden, sondern ihn gebrauchen zur Lust und Liebe der mächtigen Sehnsucht, die in unserem Busen wohnt, und das Göttliche herab zu den Menschen auf die Erde zieht."

„Ich will den Geist, der mich belebt, nicht verbergen, sondern ihn offen an den Tag legen, damit Sie prüfen und wählen können. Sie haben keine Verbindlichkeit auf sich, Ihre Gefühle zu verheimlichen, sondern können männlich jede Meinung offenbahren, die ich Ihnen verschaffen werde, und derselben, wie es einem Manne geziemt, Folge leisten."

„Bis jetzt ist mir freilich noch unbewußt, auf welche Art diejenigen Verhältnisse, welche ich Ihnen kund gethan habe, eine Verbindung unter uns gestatten werden. Doch lasse ich dies der Zeit über und dem Gefühle meines Herzens, das stärker seyn wird, als die Macht der Umstände."

So weit Donna Miranda. Daß ich dem liebenswürdigen Wohlwollen der holden Phantastin nicht den Himmel auf Erden fand, daran war lediglich meine nordische Natur schuld, die hier keine vereinigende Antithese abgeben wollte mit dem romantischen Süden im Busen des Sektions-Leichnams. Ich sah meinem Schicksale bei dieser Donna Miranda schon von weitem entgegen, und ein unsichtbarer Geist prophezeihete mir die nemliche Endschaft meiner Verbindung mit ihr, wie sie der geneigte Leser bei allen meinen weiblichen Intriguen bisher gefunden hat. Ich konnte mir's an den Fingern abzählen, welcher Nießbrauch mir zu Theile werden dürfte aus

dem hohen romantischen Schwunge, welcher diese Donna Miranda, wie es schien, der Sinnenwelt ganz entzog, und sie in idealisches Land führte, wo meine Heimath eigentlich nicht war, und in welches mich nur äußere Einwirkungen, gleichsam künstlich, hinaufzuschrauben vermochten.

Diese Aussichten in die trügerische Perspective neuer Herzensfreuden ließen mich den Verlust des Sektions-Leichnams, mit dem ganzen Anhange seiner wissenschaftlichen Bestimmungen, von neuem vermissen und beklagen. Wie verschiedenartiger Natur war dieser Sekzions-Leichnam, der blos als sinnliche Erscheinung und in der Eigenschaft einer Sache sich in Betrachtung ziehen ließ, mit der Person der Donna Miranda, welche, als Wesen mit Willen und Macht begabt, ganz andrer Meinung zu seyn schien, als ich?

Zog ich endlich den bewußten Schlaftrunk in Erwägung, so verzweifelte ich an der Möglichkeit, ob ich je lernen würde, von den Umständen einen heilsamen Gebrauch

zu ziehen. Was hätte meine Sekzions-Wissenschaft für Nutzen haben können von dem Umstande, daß kein Erwachen des Sekzions-Leichnams mich stören könnte in meinen anatomischen Studien?

In diesem Augenblicke, wo die Verzweiflung an der guten Wendung meines Schicksals der höchsten Grad erreicht hatte, fiel mir ein Mittel ein, das nur von jener gerechtfertigt werden konnte. Ich beschlos, mich seiner zu bedienen, indem ich erwog, daß die Hülfe oft da am nächsten zu seyn pflegt, wo die Noth am höchsten gestiegen ist. Ich beabsichtigte nemlich, Donna Miranda zur Vertrauten meines Herzens zu machen, und ihr die sämmtlichen Schicksale mitzutheilen, welche mir bis jetzt auf Italiänischem Grund und Boden begegnet waren. Mit der Wahrheit kommt man durch die Welt, sagt ein Sprichwort, warum nicht auch in das Herz eines schönen Weibes. Ich hielt demnach folgende Gegenrede an meine nächtliche Gesellschafterin:

„Wenn aus dem Herzen einer Huldgöttin solche Honigworte in die wißbegierigen Ohren eines entzückten Horchers gleiten, was kann er anders thun, als das seinige öffnen und, wie der Kelch einer Blume, den Thau des Lebens in sich saugen? Mit entzückender Offenheit haben Sie mir das Heiligthum Ihrer Gefühle aufgethan, und ich sehe einem Profanen gleich, in andächtender Ehrfurcht von ferne hinein, und wage nicht, mich zu nähern, bis ich Ihnen ebenfalls mein Herz geöffnet und Sie in die verborgensten Winkel desselben habe schauen lassen."

„Die schaffende Natur hat mich aus regerem Stoffe gebildet, als es die strenge Moral gewisser Sittenprediger, die die Lüste der Tugend bereits gebüßt haben, gut heißen dürfte. Mein Herz ist so zart besaitet, daß es, einer Aeolusharfe gleich, von jedem weiblichen Hauche in Berührung gesetzt wird, und Seufzer der Liebe und Huldigung ertönen läßt."

„Doch bei den Seufzern iſt es zur Stunde geblieben und keins der Gefühle erhört worden, welche dieſen überreitzten Buſen in ſteter Bewegung erhalten.“

„Im Teutſchen Vaterlande blickten die Weiber weniger in mein Herz, als auf daſſelbe, wohin meine Geburt mir einen Stern geſetzt hatte. Doch ward dieſer kein Liebesſtern, ſondern ein Stern der Hoffärthigkeit und des Eigennutzes für ſie, und nur durch's Ehebett ſollte ich eingehen zu den Liebesfreuden. Der Stern erleuchtete mich, und ich wandte ihnen den Rücken.“

„Darauf erſchien ein Weſen höherer Natur, das ſich ſchon zu meinem Bilde hingezogen fühlte, und meine Perſon von den äußern Zufälligkeiten des Lebens abſonderte. Auf ſein Geheiß verließ ich Teutſchland, und folgte ihm nach Italien. Hier ſtellte ſich ein Dämon zwiſchen uns, der von dem Vater der Finſterniß abgeſandt iſt, auf Erden ein heilſames Gleichgewicht zwiſchen dem Guten und Böſen zu erhalten. Ein zweiter Dämon treibt hier zu Lande

ſein böſes Weſen in dem luſtigen Seelenbe-
triebe derjenigen Weiber, welche ich kennen
gelernt habe, und welche vermöge des
Schwunges ihrer romantiſchen Gefühle mit
der Wirklichkeit in ewigem Kriege betroffen
ſind, und nur eine idealiſche Geiſtigkeit lie-
ben und in Ehren halten.“

„Die einzige, bei welcher ich, ob ſie
gleich durch einem ſtarken Zug aus dem
Lethe ebenfalls die Wirklichkeit vergeſſen und
hintenangeſetzt hatte, dennoch das irdiſche
Ziel erreicht haben würde, dient der Laune
jenes Dämons zum Spielwerke, der mir
den Lohn meiner gewaltſamen Entbehrung
durch ſeine ränkevollen Intriguen zu Waſ-
ſer machte.“

Um mich gleichſam an der Quelle ver-
ſchmachten zu laſſen und einen andern Tan-
talus aus mir zu machen, führte mich
das feindſelige Schickſal in eine Höhle,
in welcher bei beiden Geſchlechtern die
Wirklichkeit an der Tagesordnung war. In
dieſem Paradieſe, wo es noch nicht bis
zum Feigenblatte gediehen war, hätte ich

nun, sollte man glauben, weiter nichts nöthig gehabt, als den Mund zu öffnen, um zu essen. Doch war dem nicht also. Die erste Rolle in diesem irdischen Aufenthalte spielte ein weibliches Wesen, von hohem majestätischem Sinne, welches, als fremde Pflanze, in diesem Boden nicht einheimisch war. Um mit ihr zu einem Frucht bringenden Einverständnisse zu gelangen, hätte ich den Glauben meiner Väter verläugnen müssen, und in wie fern ein solcher Zeitaufwand einem Sinne, wie dem meinigen, förderlich und dienstlich seyn konnte, würden Sie beurtheilen können, wenn Sie, wie Tiresias*), zwei Naturen anzuziehen vermöchten.

*) Tiresias sah in seiner Jugend zwei Schlangen, die sich paarten, und schlug mit einem Stocke dazwischen, worauf er alsobald zum Weibe ward. Er sah die nemlichen Schlangen sich wieder paaren, und schlug abermals auf sie. Nun ward er wieder zum Manne. Da er demnach die Erfahrung beider Geschlechter besaß, so wurde er vom Jupiter und der Juno zum Schiedsrichter berufen, ob der Mann oder das Weib mehr Vergnügungen bei der

„Im Gefolge dieser Proselitenmacherin befand sich ein weibliches Geschöpf, die nicht in Abrede gewesen seyn würde, daß Gott alles wohl gemacht habe, wenn es keinen Spiegel in der Welt gegeben hätte. Doch würde ihre Häßlichkeit unsrer Vereinbarung kein Hinderniß in den Weg geworfen haben, wenn nicht der Vorrang der schönen Gebietherin ihr eine ehrerbietige Entsagung auferlegt hätte."

„Was das übrige weibliche Geschlecht des obenerwähnten Paradieses betrifft, so verhinderte mich der Mangel an Zeit, zu untersuchen, ob sie zu der Fahne des Jrdischen oder Romantischen geschworen hatten. Jedoch nahm sich eine derselben die Mühe, mich zu entführen, und nun glaubte ich außer Sorgen zu seyn und ge-

wons

ehlichen Umarmung genieße. Tiresias entschied für das weibliche Geschlecht, und zur Strafe nahm ihm die erzürnte Juno sein Gesicht. Jupiter hingegen verlieh ihm zur Schadloshaltung die Gabe der Wahrsagekunst.

wonnen Spiel zu haben. Doch hatte ich mich abermals betrogen, und die Nützlichkeit lag meiner Entführerin näher am Herzen, als die Rechte der Natur."

„Dies ist mit wenigen Worten ein kurzer Inbegriff meiner hiesigen Freuden und Leiden, um welche mich nur derjenige beneiden wird, der eine glänzende Außenseite für die Sache selbst nimmt, und noch nicht weiß, daß nicht alles Gold ist was glänzt. Nach den Vorbereitungen und Prüfungen zu urtheilen, welchen mein Schicksal mich unterworfen hat, muß die endliche Belohnung meiner überstandenen Entsagungen die Krone aller irdischen Freuden seyn."

Hiermit schloß ich und überließ es dem Scharfsinne der Donna Miranda aus meiner Erzählung eine beliebige Nutzanwendung zu ziehen. Sie saß lange ohne eine Silbe zu erwiedern und schien in ein tiefes Nachdenken versunken zu seyn. Endlich sagte sie:

„Ihre Geschichte hat mich erbaut."

„Das freut mich! Aber auch zur Theilnahme bewogen?"

„Ihre zu große Theilnahme dürfte der meinigen entgegen stehen."

„Das sind Betrachtungen die Ihnen fremd seyn müßten. Einem Sinne, wie dem Ihrigen, ist die Vergangenheit nichts, alles die Gegenwart. Sie selbst sind sich Bürge, daß von heute Mittag an nur Ein Gegenstand der Theilnahme für mich existiren wird. Wüßten Sie, in wie mancher Rücksicht mir der Aufenthalt im bewußten Cabinette merkwürdig geworden ist, es würde kein Zweifel an meiner Beständigkeit dies schöne Herz beunruhigen, das sich vorhin so offen für mich erklärt hat. Ja, bei dem Entzücken, welches mich noch beseelt, wenn ich an die himmlische Ueberraschung in jenem Cabinette denke, bei allen den Reitzen, die mich bei'm Hinblicke auf's Ruhebett, wie ein Wunder, überraschten, bei den geheimen Freuden dieses bezauberten Cabinets endlich, beschwöre ich Sie, den Frieden unserer Herzen nicht durch Be-

trachtungen zu ſtören, die nur dem beſchränkten Vorurtheile eigen zu ſeyn pflegen."

Die Heimlichkeit des Orts, die Nacht, die himmliſche Schönheit meiner Geſellſchafterin, vor allem aber, meine eigne Rede, durch welche ich mich ſelbſt in eine gewaltſame Trunkenheit geſetzt hatte, brachten mir plötzlich alle die Freuden in Rückerinnerung, welche ich auf dieſem bezauberten Boden nicht genoſſen hatte. Ich widerſtand daher dem Drange meiner Gefühle nicht länger, und umarmte Donna Miranda mit allem Feuer eines geliebten Liebhabers.

Mit dieſer war jedoch, während meiner vorigen Rede, eine ſichtbare Veränderung vorgegangen. Sie entwand ſich meinen Umarmungen, und die Küſſe, welche ihrem Roſenmunde beſtimmt waren, trafen nun ganz heterogene Theile ihres ſchönen Körpers. Sie nahm eine Miene von Hoheit und Majeſtät an, welche mir bis dahin ganz unbekannt in ihr geblieben war.

Endlich sagte sie, mit heftiger, steigender Bewegung:

„Was habe ich gehört? Wäre es möglich? Wie — du hättest, boshafter Fremdling — dem Frevel deiner unreinen Begierde wäre die Hülflosigkeit meiner Lage kein Heiligthum gewesen? — Mir aus den Augen, Bösewicht!

Ich saß da, wie aus den Wolken gefallen, und nur mit Mühe, und sehr spät, begriff ich, was den Zorn der schönen Miranda zu einer so hellen Flamme auflodern lies. Sie sank in das Sopha zurück, und verhüllte ihr Gesicht, indem sie fortdauernd meine Hände von sich stieß, die sich in beruhigenden Demonstrazionen erschöpften, aber ihren Zweck verfehlten. Schon war ich dabei, ihr den Irrthum zu benehmen, und das Misverständniß zu erklären, als es mir plötzlich einfiel, die Erzürnte in ihrem Wahne zu lassen, und zu versuchen, ob nicht einiger Nutzen für mich aus demselben zu schöpfen sey?

Ich fiel dem lieblichen Weibe zu Füßen, und bemühete mich, ſie mit folgenden Worten zu beſänftigen, denen ich den ſtärkſten Ausdruck der Innigkeit zu geben ſuchte:

„Vergebung, ſchönſte aller Weiber, wenn die Allgewalt der himmliſchen Reitze, welche meine Augen erblickten, ſtärker geweſen iſt, als die Ermahnungen meiner gefeſſelten Vernunft. Den Wundern erliegt die menſchliche Natur, und einem Wunder gleich wirkte Ihre Schönheit auf meine Sinne, die der Macht dieſes allgewaltigen Eindrus wichen und ein Opfer derſelben wurden. Götter widerſtanden dem mächtigen Reitze weiblicher Schönheit nicht; und ein ſchwacher Sterblicher ſollte diejenige Luſt nicht büßen, zu der die Natur den Funken in ſeinen Buſen gelegt hat, und welchen das Weib zur hellen Flamme anfacht! Sie, ſind, Schönſte der Frauen, das Ebenbild desjenigen Gottes, der Ihnen dieſe Reitze verliehen hat, ahmen Sie ſeine Güte

nach, und beſtrafen Sie keinen Fehltritt, der Ihr eignes Werk iſt."

Bis hieher war ich in meinem Beſänftigungs-Geſchäfte gekommen, und wußte bereits nicht, was ich noch ſagen ſollte; als Donna Miranda mich plötzlich dadurch aus meiner Verlegenheit riß, daß ſie mir um den Hals fiel und in ſichtbarer Angſt ausrief:

„Stehen Sie auf!"

Ueber die Aenderung der Szene im Herzen erfreut, that ich, wie Donna Miranda mir geheißen hatte, und ließ mich von ihr fort führen. Mir ſchien nichts, gewiſſer als daß das Schickſal endlich müde ſey, mich zu verfolgen, und mich daher in den Hafen des Glücks eingehen laſſen wollte.

Meine Führerin zog mich mit ſich fort, und auf den Eingang eines Cabinets zu, welchen ich für den Eingang zu den himmliſchen Freuden hielt, welche mir Donna Miranda bereiten wollte. Doch verlohr mein Entzücken ſchon ein merkliches

von seinem Feuer, als unser Weg nicht in das Cabinett, sondern vor demselben vorüber gieng. Jetzt war jede Gegend des Zimmers, wohin meine Bestimmung mich führen konnte, mir durchaus gleichgültig, und ich folgte geduldig und in gänzlicher Hingebung, demjenigen Schicksale, welches Donna Miranda mir bereiten würde.

Wir standen vor einer kostbaren Spieluhr, und sie öffnete den geräumigen Bauch derselben, indem sie mir zurief:

„Hier hinein! Werden Sie entdeckt, so bin ich verlohren."

Diese sonderbaren Worte rissen mich aus dem Himmel, in welchen die Erwartung der Freuden, die da kommen sollten, mich bereits versetzt hatte. Ich ward meiner Sinne wieder mächtig, insbesondere des Gehörs, und vernahm ein starkes Geräusch draußen vor der Thür. Donna Miranda legte im eigentlichen Verstande Hand an das Werk meiner Entfernung und trieb mich mit Mannskraft in das Innere des Zeitmessers. Doch war es mir

darum zu thun, ehe und bevor ich aus dem Lande der Freude verwiesen würde, den Grund meines Exils zu erfahren, oder den Urheber des Geräusches vor der Thür, welches mit jedem Augenblicke heftiger wurde, kennen zu lernen. Ich flüsterte demnach so leise als möglich, meiner Verbannerin zu:

„Ich würde mich in eine Nuß einsperren lassen, wenn es zu Ihrem Heile diente. Doch sagen Sie mir, was dies Alles zu bedeuten hat?"

„Mein Gemahl bestürmt das Zimmer, und der Tod ist mein Loos, wenn Sie das geringste Geräusch machen."

Hiermit brachte sie noch den Rest meines Ich's an Ort und Stelle und verschloß das Uhrgehäuse.

Von dem Eifersuchts-Teufel Italiänischer Ehemänner waren mir Wunderdinge erzählt worden, und ich machte ein Kreuz vor ihm. Die Worte der Donna Miranda rollten mir wie Donner in den Ohren, und entzündeten alles, was furchtsamen

Stoffes in mir war. Einem Ehemanne gegenüber, der sich in seinem Rechte beeinträchtigt glaubt, sieht man mit zerbrochenem Schwerdte, und der Gedanke an die ungerechte Sache wandelt die Kraft des Arms in Pigmäen-Schwäche um.

Meine Sache war nun freilich nicht ungerecht, jedoch auch nicht gerecht, weil meine Absicht schon an sich selbst eine Ungerechtigkeit im Hinterhalte hatte. So zog demnach die Muthlosigkeit in sämmtliche Kammern meines Herzens ein, und vertrieb die Herzhaftigkeit aus demselben, nebst allem, was ihr anhieng. Ich konnte nicht umhin mir selbst Glück zu wünschen, daß meine Furchtsamkeit keinen größern Spielraum hatte, als den sehr beschränkten eines Uhrgehäuses, sonst wäre ich ihr entlaufen, und ein Wunder hätte es genannt werden können, wenn sie mich wieder eingeholt hätte.

Noch war ich eigentlich nicht im Reinen mit mir selbst über den Grad meiner Furchtsamkeit, als der gewaltige Lerm im

Zimmer mich an ganz etwas anders denken ließ, als an mich selbst. Die Thür nemlich stürzte mit gräßlichem Krachen zu Boden, und ich stellte meine Augen vor das Schalloch der Uhr, um, wie von einem Wartthurme, die Ereignisse um mich her in Augenschein zu nehmen. Der erste Gegenstand, welcher über die Trümmer der zerstörten Thür nicht schritt, sondern vielmehr stolperte, war ein ältlicher Mann, der nichts merkwürdiges an sich hatte, als die wüthige Gebehrde, mit welcher er Donna Miranda packte und in die Mitte des Zimmers schleuderte. Mit diesem wußte sich meine Neugierde weiter nicht zu beschäftigen, sondern glitt von ihm ab, und auf seinen Begleiter, der ihm auf dem Fuße folgte.

Dieser zweite Erstürmer meines zukünftigen Freudenhimmels setzte mich in kein größeres Erstaunen, als ein Blick auf das bewußte Schalloch, in welchem, wie in einer Schießscharte, eins derjenigen Terzerole lag, welcher der geehrte Leser sich von meinem Ausgange aus dem Gasthofe

erinnern wird, und an welche ich bis zu diesem Augenblicke mit keinem Gedanken gedacht hatte. Mehr noch aber, als der Erstürmer und das Terzerol erregten der Daumen und der Zeigefinger meiner rechten Hand meine Aufmerksamkeit. Ersterer nemlich hatte dem Hahn des Terzerols bereits gespannt, und letzterer lag zum Abschießen bereit.

„Es verdiente in der That eine Preisaufgabe für Psychologen zu werden, warum der Anblick jenes Begleiters und das Ergreifen des Terzerols eine associationem actionum bei mir hervorbrachte, besonders, da ich schon längst an die Waffen meiner Tasche mit keinem Gedanken mehr gedacht hatte?

Der alte Mann hat also den Sekzions-Leichnam mitten in's Zimmer geschleudert, sein Begleiter ist ihm nachgestürzt, und ich liege im Schalloche der Uhr auf dem Anstande. Ein jeder von uns weiß also, wie er für den Augenblick daran

ist, nur der geneigte Leser nicht, der ungeneigt werden möchte, weil er nicht weiß, wessen Anblick jene associationem actionum bewirkt, oder, welches einerlei ist, wer den alten Mann begleitet und meinen muhamedanischen Himmel erstürmt hat? Um es kurz zu machen, will ich es ohne weitere Umschweife sagen: es war der junge Ueberall und Nirgends, dieser Satans-Engel, welcher mich mit Fäusten schlug, dieser böse Feind, der Unkraut unter meinen Waizen säete und als Urquelle meiner sämmtlichen Leiden an jedem Orte sein Wesen trieb, wo mir ein Stern von Freuden zu dämmern anfieng. Mit einem Worte: es war Bantinelli.

Sollte der geehrte Leser etwa glauben, er wundere sich bei diesem Namen, so muß ich ihm sagen, daß seine Verwunderung, in Vergleich mit dem Schrecken, der mir bei'm Anblick dieses Bantinelli in alle Glieder fuhr, ein stoischer Gleichmuth' genannt werden kann. Als ich endlich von diesem

Schreck wieder in etwas zu mir selbst gekommen war, zwängte ich eins meiner Augen neben das Terzerol in das Schalloch, und betrachtete den weitern Verfolg der Szene im Zimmer. Donna Miranda lag vor wie nach am Boden und der alte Mann gestikulirte mit einem Dolche, dessen Blänke helle Funken ausprühete, welche mir die Augen blendeten. Diesen Dolch erwählte ich mich zum Point de Büe, auf das der Lauf meines Terzerols gerichtet seyn sollte. Der Alte schrie:

„Nichtswürdige Buhlerin! Schandfleck meines Namens und meines Geschlechts! Endlich ist die Seifenblase Deiner künstlichen, betrügerischen Ehre zerplatzt, und die Schmach, welche Deine Verworfenheit mir zufügt, haftet so unauslöschbar auf mir, daß sie nur von Deinem Blute abgewaschen werden kann."

Jetzt erhob sich Donna Miranda vom Boden, und stand da in der Glorie der Unschuld, und mit einem Blicke, der selbst den Fürsten der Finsterniß von der Rein-

heit ihres Herzens überzeugt haben würde.

„Womit werden Sie Ihre entehrenden Beschuldigungen, und Ihr unmenschliches Benehmen gegen mich rechtfertigen?"

Mit erstickter Wuth und einem Tigerblicke antwortete er:

„Mit diesem Domino, und diesem Federhute!"

Er zeigte auf das Sopha, und mir schien das Uhrgehäuse über dem Kopfe zusammen zu stürzen, als ich bedachte, daß Donna Miranda wohl mich, aber nicht obige Masquen-Zubehör in die Hülle des Zeitmessers befördert hatte. Der Alte schäumte vor Wuth. Die Blitze seines Dolches wurden immer heftiger, die Richtung meines Terzerols immer schnurgerechter, und ich immer vester überzeugt, daß letzteres sich in's Spiel mischen und die Katastrophe entwickeln und beendigen müsse.

Diese Ueberzeugung führte eine wohlthätige Ruhe in mein geängstigtes Herz zurück, und ich vermochte wieder Theil zu

nehmen an dem, was außer mir vorging. Meine Neugierde, zu sehen, wie sich Donna Miranda aus der Schlinge ziehen würde, in welche sie der Maequeraden-Trödel verwikelt hatte, war ein neuer Reiz für mich, den Verhandlungen im Zimmer eine ungestörte Aufmerksamkeit zu schenken.

So gefaßt auch übrigens Donna Miranda vorher gewesen zu seyn schien, so gerieth sie doch in eine sichtbare Verlegenheit, als der Alte meinen Domino und Federhut ergriff, und ihr beides, wie Zeugen gegen sie, unter die Nase hielt. Aber diese Verlegenheit dauerte gerade so lange, als ich Zeit nöthig hatte sie zu bemerken, und war dann plötzlich verschwunden, ohne die geringste Spur zu hinterlassen. Sie antwortete in einem bestimmten Tone:

„Seit wann, Don Fernando, ist mein eigner Domino ein Gegenstand Ihres niedrigen Verdachts geworden?"

Don Fernando machte Augen, wie ein Andalusischer Stier, wenn er seinem

Gegner den Todesstoß geben will, und sprudelte:

„Ihr eigner Domino? Bin ich etwa aberwitzig geworden, und höre eine Sache für die andere? Ihr eigner Domino? Wer hat Ihnen die Erlaubniß gegeben, in meiner Abwesenheit das Haus zu verlassen?"

„Die Ueberzeugung, daß Sie mich zu Ihrer Gemahlin und nicht zu Ihrer Sklavin gemacht haben. Es existirt kein Gesetz in der Welt, durch welches das Weib verpflichtet wird, dem Manne ihre persönliche Freiheit zu opfern, und sie hat die Macht, sich dieser in allem, was erlaubt und recht ist, zu bedienen."

„In allem, was erlaubt und recht ist! dem stimme ich bei. Aber auch zur Befriedigung unerlaubter, verbrecherischer Liebe? Welch Gesetz berechtigt Sie, das Haus Ihres Gemahls zu verlassen, um in den Armen eines Buhlen der Leichtgläubigkeit desselben zu spotten, und seine Ehre zu höhnen."

„Den

„Don Fernando! Sie wagen es?“ —

„Man wagt alles, wenn man alles verlohren hat. Meine Ehre war mir mein theuerſtes Gut. Sie haben dieſe geſchändet, mit Füßen getreten. Was bleibt mir jetzt übrig?“

Er hielt noch immer den Domino nebſt dem Hute in der Hand, und verrieth jetzt eine plötzliche Stockung in ſeiner Gedankenreihe. Dann rief er auf einmal aus:

„Was ſehe ich? Der Kopf dieſes Hutes gehört keinem Frauenzimmer. Laſſen Sie einmal ſehen, Donna Miranda, ob ſeit kurzem ein Wunder geſchehen, und der Ihrige zu einem Waſſerkopfe geworden iſt.“

Mit dieſen Worten faßte er meinen Hut und drückte ihn der Donna Miranda auf den Kopf. Hierbei muß ich dem geehrten Leſer die Bemerkung machen, daß der Umfang meines Hauptes beträchtlicher iſt, als ein gewöhnlicher Mannskopf in der Regel zu ſeyn pflegt. Daher iſt es

denn auch leicht zu erklären, warum es augenscheinlich war, das mein Hut dem Kopfe der Donna Miranda nicht angehören konnte. Ich haderte im Herzen mit der Natur, daß ein Theil meines Leibes diejenige Person in solche Verlegenheit zu setzen vermöchte, welche mir für den jetzigen Augenblick sehr am Herzen lag, und meinetwegen ein Wagstück unternommen hatte, welches sie das Leben kosten konnte, wenn mein Terzerol fehlte.

Als nun Don Fernando vom Augenschein überführt worden war, daß obenerwähnte Verwandlung bei seiner Gemahlin nicht statt gefunden habe, so gerieth er in neue Wuth, und sein Dolch funkelte bligender, als je.

„Ha Nichtswürdige! deine Schande ist offenbar. Jetzt gesteh! Wo ist der Theilnehmer deiner Verworfenheit?"

Mit ruhigem Gleichmuthe und mit ganz verändertem Ton und Wesen antwortete sie:

„Durch's Fenſter entflohen, noch ehe Sie in's Zimmer traten. Erfahren Sie jetzt alles. Es iſt wahr, ich habe eine Zuſammenkunft mit einem Manne gehabt, die durch Ihre Ankunft geſtört worden iſt. So ruhig ich Ihnen dies geſtehe, ſo heilig verſichere ich Sie, daß bei dieſer Zuſammenkunft die Reinheit meines Herzens durchaus nicht verletzt worden iſt."

So ſprach Donna Miranda und mir ward bei dieſem Geſtändniſſe nicht wohl zu Muthe. Mein Blick fiel auf Bantinelli, der bisher ſeine gewöhnliche Ruhe beibehalten und ſtillſchweigend Donna Miranda vor den Angriffen Ihres Gemahls geſchützt hatte. Bei obigem Geſtändniſſe hingegen gieng eine auffallende Veränderung in ſeinem Geſichte vor. Er erbleichte und ſchien der Donna Miranda durch kaum bemerkbare Blicke Stillſchweigen auferlegen zu wollen. Dieſe hingegen verrieth bei obigen Worten irgend eine Abſicht, die durch den Bezug, womit ſie ſprach, um ſo auffallender ward. Beim Schluſſe wande

sie sich zu Bantinelli, und blickte ihm hohnlächelnd in's Angesicht.

Es war augenscheinlich, daß sie ihn durch dieses zwanglose Geständniß strafen wollte für die Bosheit, mit welcher er höchst wahrscheinlich ihrem Gemahle meine Anwesenheit bei ihr verrathen hatte.

Don Fernando stand da, wie leblos, und rührte kein Glied seines Leibes. Er schien aus einem schweren Traume erwacht zu seyn, und die Wirklichkeit stürzte ihn mit der ganzen Masse neuer, ungewohnter Eindrücke auf sein erstauntes Gemüth ein. Er rieb sich die Stirn und blickte mit Augen um sich her, als schiene ihm alles eine fremde Welt. Endlich fiengen seine Empfindungen an, sich zu entwickeln und er brach in folgende Worte aus:

„Ha! So hat sich denn jeder wohlthätige Zweifel meiner Entehrung in tödtliche Gewißheit aufgelöst! Möchte doch auch der Gedanke meines Lebens ein Zweifel seyn und sich in die Gewißheit des Todes auflösen."

Donna Miranda hatte ihren triumphirenden Blick auf Bantinelli gerichtet, und eine Miene angenommen, als sey kein Maskeraden-Trödel, kein Uhrgehäuse, und kein blitzender Dolch in der Welt. Ihr furchtloses Benehmen jagte mir von neuem Furcht ein, und ich ahnete einen Sturm und Brausen auf diese täuschende Meeresstille. Bantinelli glich einem Schauspieler, der sein Gesicht nach den Andeutungen der Mimik bearbeitet und bald diese, bald jene Fratze versucht um zu sehen, ob sie die gehörige Wirkung hervorzubringen vermag. Er erschöpfte sich in Gesichtsverzerrungen, verlohr jedoch Mühe und Arbeit bei seinem Geschäfte. Denn sämmtliche Mienen, welche als Kunstwerke aus seiner Mimik hervorgiengen, fielen auf die Erde, und existirten, so gut wie gar nicht, für Donna Miranda.

Diese holte jetzt von neuem Athem und redete wie folget:

„Der Fremdling, welchen ich heute Abend bei mir empfangen habe, ist mir

bis auf diese Stunde völlig unbekannt gewesen, und wir haben die ersten Worte mit einander gewechselt. Auch würde nie eine Zusammenkunft unter uns haben Statt finden können, wäre nicht ein Dritter in's Spiel getreten, der es über sich genommen hätte, die Sache zwischen dem Fremden und mir in's gehörige Gleis zu bringen."

So redete Donna Miranda, und ich schwitzte im natürlichen Bade meines Angstschweißes. Was denkt der geehrte Leser von der furchtbaren Freimüthigkeit dieser Donna Miranda? Bei mir trat jegliche Seelenkraft für einige Augenblicke in den Ruhestand, und ich kam mir selbst vor, wie eine Maschiene, in der die Federn zerbrochen sind.

Auf Don Fernando machte die Rede seiner Gemahlin einen ganz entgegengesetzten Eindruck. Er kam von neuem in's Leben und in seine vorige Wuth zurück. Bantinelli glich in diesem Augenblicke einer Marionette, die in einem fort Bewegun-

gen macht, weil ein Spaßvogel hinter ihr steht und den Faden zieht.

Don Fernando schrie mit erstickter Wuth:

„Wer ist der Nichtswürdige, der sich zu diesem ehrlosen, infamen Geschäfte hat brauchen lassen?

Ohne sich zu bedenken, antwortete Donna Miranda in hämischem Tone, indem sie auf Bantinelli zeigte:

„Dieser da hat mich nicht allein verkuppeln wollen, sondern ist sogar elend genug gewesen, sich eines Schlaftrunks zu bedienen, um mich leblos den unreinen Begierden eines Verführers zu überliefern."

Bantinelli erbleichte, und verlohr vielleicht in seinem ganzen Leben zum erstenmal die Gegenwart des Geistes. Bis zu einem solchen Grade niedergebeugt hatte ich ihn noch nie gesehen. Es gewährte einen ganz seltsamen Eindruck, diesen Mann, der, in jeder Lage seines Lebens, Ueberlegenheit gezeigt hatte, dem rächenden Schicksale endlich einmal unterworfen zu sehen.

Don Fernando sank abermals in seinen vorigen Stand der Unthätigkeit zurück, und heftete einen starren Blick auf Donna Miranda. Endlich ermannte er sich wieder, und rief:

„Gleißnerische Betrügerin! Du lügst! Doch sollen die boshaften Verläumdungen Deines meineidigen Sinnes auf dich selbst zurückfallen. Stirb, Schlange, und hauche Dein verbrecherisches Leben unter meinen Streichen aus!"

Hiermit schwang er seinen Dolch und stürzte auf Donna Miranda ein. Jetzt erwachte Bartinelli aus der Erschlaffung, in welche er durch Donna Miranda's Worte versetzt worden war. Er verfolgte Don Fernando und packte ihn rücklings. Dieser glich einem Löwen, dessen Wuth unaufhaltsam ist, wenn er einer Beute entgegeneilt. Die Hinfälligkeit seines Alters ward zur Riesenstärke, und er kämpfte gegen Bartinelli mit gleichen Kräften. Dieser wandte die ganze Stärke seines noch ungeschwächten Körpers und jegliche Vortheile

einer jugendlichen Gewandtheit an, um Donna Miranda vor der Wuth ihres Gemahls zu schützen.

Bei dieser augenscheinlichen Todesgefahr, in welcher Donna Miranda schwebte, hat niemand mehr, als ich. Sollte ich mein Ziel verfehlen, und zu ihrer Vertheidigung herbeieilen, oder dem Zufalle ihre Rettung durch Ventivelli überlassen, der jetzt alle erfindliche Kraft anwenden musste, um Don Fernando's Wuth gleichlichen Widerstand leisten zu können? Die Unentschlossenheit, in welcher ich mich befand, machte mich mehr todt als lebendig. Krampfhaft umfassten meine Finger das Terzerol, und in Todesangst sah ich dem Verlaufe des Streites zwischen den beiden Kämpfenden zu. Don Fernando kämpfte verzweifelter, als je, und warf jetzt seinen Gegner, der über einen Stuhl stürzte, mit gewaltiger Anstrengung zu Boden. Ventivelli fiel; Don Fernando riß sich von ihm los, und war im Begriff, den Todesstoß auf Donna Miranda zu vollführen. Alle

Glieder meines Körpers erstarrten zu Eis, und die Füße versagten mir den Dienst. Eine Ohnmacht wandelte mich an und im letztem Momente des Bewußtseyns erblickte ich den Dolch, dessen Spitze auf Donna Miranda's Brust gerichtet war. Dieser Anblick brachte eine gewaltsame Erschütterung in mir hervor, welcher das letzte Flämmchen meines Lebens auslöschte. Im Momente des Hinsterbens aller meiner Kräfte hörte ich den Schuß meines Terzerols und gleich darauf ein Angstgeschrei mehrerer Personen. Das Licht meiner Augen verlosch, und schwarze Nacht umhüllte meine Sinne. Ich versank in tiefen Todesschlaf.

Ein gewaltsames Rütteln brachte mich wieder in's Leben. Ich blickte auf und befand mich in den Händen einer Menge Kerle, die mich dergestalt mit Stricken banden, als befürchteten sie, ich vermöchte durch Zauberei ihren nervösen Fäusten zu entwischen. Vor mir stand Don Fernande, der mit wüthenden Reden und Ge-

Gebärden das Werk ſeiner Helfershelfer dirigirte.

Dieſer Don Fernando war alſo der Gegenſtand nicht geweſen, welcher mit dem Laufe meines Terzerols in Berührung gekommen war. Ich blickte im Zimmer umher, und was jetzt meine Augen ſahen, würde mir zum allerwenigſten den Tod gegeben haben, wenn nicht die Anſtrengung derjenigen, welche mich mit unermüdeter Thätigkeit handhabten, das Leben in mir zurück gehalten hätten. Donna Miranda lag auf dem Sopha, in einem Meere von Blute ſchwimmend, und ihr Geſicht mit dem bleichen Schatten des Todes überzogen. Bantinelli war verſchwunden.

Ich kann dem geehrten Leſer keine Rechenſchaft geben von dem Eindrucke, welchen Donna Miranda's Anblick auf mich hervorbrachte. Denn ich empfand keinen. Es hatte ſich meiner eine Gefühlloſigkeit, ein Stumpfſinn bemeiſtert, daß ich ſelbſt meinem eignen Tode mit Gleichgültigkeit entgegen geſehen haben würde.

Jetzt schrie Don Fernando seinen Bedienten zu:

„Fort mit ihm! Ich folge euch sogleich!"

Ich ward fortgerissen und kaum befanden wir uns vor der Thür, als mehrere Bedienten hereinstürzten, und wie aus einem Munde riefen:

„Die rothe Gondel!" *)

Plötzlich ließen die Bedienten von mir ab und zogen sich in demüthiger Stellung

*) Diese Gondel, welche durch ein rothes Kennzeichen von allen andern zu unterscheiden ist, gehört dem Rathe der zehn Männer, welcher Rath ein furchtbares, geheimes Tribunal ausmacht, das für die Sicherheit der Staats wacht und alle Misbräuche auf das schleunigste bestraft. Es braucht niemandem, wer es auch sey, Rechenschaft von seinem Verfahren zu geben. Die Macht desselben ist so sehr gefürchtet, daß der heftigste Aufruhr gestillt wird, sobald die Gondel desselben erscheint, in der sich gewöhnlich zwölf Männer befinden, die große rothe Stäbe tragen. Daher hat man keiner regulairen Truppen zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit in der Stadt nöthig, und bei dem größten Zusammenströmen des Volks, entstehen selten bedeutende Unruhen.

in den Hintergrund des Zimmers zurück. Die Thüren öffneten sich, und es traten mehrere Gerichtspersonen ein, deren jeder einen rothen Stab in der Hand führte, und maskirt war. Don Fernando verbeugte sich ehrerbietig, und klagte mich als den Mörder seiner Gemahlin an. Der Anführer hörte den Kläger mit Aufmerksamkeit bis an's Ende, und gab dann seinen Gefährten einen Wink, sich meiner zu bemächtigen.

Sie führten mich in ihrer Mitte zum Hause hinaus. Ich ward in die Gondel gehoben und die Gerichtspersonen des furchtbaren Raths setzten sich zu mir ein, ohne ein Wort zu reden. Man ruderte von dannen.

Die Nacht hatte ihre schwarzen Flügel über die ganze Natur ausgebreitet und außer den Bewohnern der rothen Gondel schien alles in den Armen des Schlafes zu liegen. Eine tiefe Grabesstille herrschte um uns her, welche nur von dem Plätschern der Ruder unterbrochen wurde.

Der krumme Weg hin zu Donna Miranda, welchen mich vor einigen Stunden der bewußte Gondolier geführt hatte, war eine gerade Linie gewesen in Vergleichung mit dem Zickzacke, den uns jetzt unser Führer machen ließ. Entweder gieng hier die Gerechtigkeit einmal einen krummen Weg, oder der Rath der zehn Männer hatte den verborgendsten Schlupfwinkel Venedigs zu seiner Residenz erwählt.

Daß die Nacht niemands, ins besondere desjenigen Freund nicht sey, welcher, so wie ich, vom Kobolde eines verwünschten Landes gepeinigt ward, fand ich hier zum allererstenmale in meinem ganzen Leben bestätigt. Die furchtbare Stille, welche mich umgab, die schwarzen Schatten neben mir, welche wie Sinnbilder des Todes auf den meinigen hinzudeuten schienen, ihr Unglück weißagendes Schweigen, alle diese Gegenstände brachten mir einen Vorgeschmack, meines mir bevorstehenden Schicksals, bei, welcher sehr bitter war. Ich hatte nie den Tod gefürchtet, so lange

mir noch ein Kämpfen gegen ihn möglich gewesen war. Hier aber, wo die Gewißheit desselben keine Hoffnung eines guten Ausganas aufkommen ließ, wo ich der überlegenen Macht ohnfehlbar unterliegen mußte, hier hatte das ewige Leben weniger Reitz für mich, als das irrische.

Diese Qualen, welche mir von den äußern Umgebungen entstanden, wurden durch das martternde Bewußtseyn meines Gewissens verdoppelt und verdreifacht. Ich war der Mörder eines Wesens, dessen Herz sich in Liebe und Wohlwollen für mich ergossen hatte.

Da es zu meinem Seelenheile doch am Ende nothwendig gewesen seyn würde, Italien zu verlassen, so suchte ich mich zu überreden, daß die Sorge des Raths der zehn Männer noch Dank verdiene, weil durch sie meine Entfernung aus diesem Lande auf einem weit kürzern Wege bewerkstelliat werden dürfte.

Endlich hielt die Gondel an, und ich schloß daraus, daß wir am Orte uns

serer Bestimmung angekommen seyn mußten. Meine schwarzen Begleiter nöthigten mich stillschweigend zum Aufsteigen, und schlugen den Weg zu einer Pforte ein, deren ganz selige Außenseite mich nichts Gutes ahnen ließ. Die Stimmung, in welcher mein Gemüth sich befand, äußerte sich auf meine Physiognomie auf eine ganz eigene Art. Die schwarzen Männer welche mich begleiteten, kamen mir vor, wie Schatten abgeschiedener Seelen, ich selbst wie ein Himmelskandidat, und die Pforte, vor welcher wir standen, dünckte mich der Eingang zur Unterwelt zu seyn. Nun fehlte noch der Cerberus, dem ich mit Begierde entgegen sah. Charon, in der Gestalt unsres Gondoliers, der oft über die Unzugänglichkeit der Canäle, welche wir passirt waren, gemurrt hatte, schlug mit seinem rothen Unglückstabe an die Pforte, daß es durch die Stille der Nacht fürchterlich wiederhallte. Diese that sich auf und die mythologische Unterwelt verfinsterte sich hier in allen ihren Theilen. Ein altes

Weib

Weib kam uns entgegen, und mir war es, als erblickte ich den Höllenhund. Ihr ungeheurer Kopf täuschte mich dergestalt, daß ich deren drei zu sehen glaubte, und die Menge Tücher womit der Nacken desselben umwunden war, erschienen mir im Schatten der Nacht wie die Schlangen, die die Fabel um den Hals des Cerberus legte. In Gestalt und Wesen dieses Wächters der höllischen Pforte flätschte uns das alte Weib den Rest ihrer Zähne entgegen, grinzte uns an, und beleuchtete den Weg, welchen wir nahmen, mit dem Todtenschein einer alten Lampe.

Wir giengen durch das Thor eines Thurms, dessen hohe Mauern mich die ehernen des Tartarus erblicken ließen. Cerberus mit der Todtenlampe öffnete eine Thür und verließ uns. Tiefe Nacht umgab die äußern Gegenstände. Einer der schwarzen Schatten faßte mich bei der Hand und führte mich hinein. Nachdem wir mehrere Gemächer durchwandert waren, in welchen unsre Tritte, wie in einem lee-

ren Raume öde nachtönten, gelangten wir in ein Gemach, dessen wohlthuende Luft mich bessere Umgebungen ahnen ließ, als diejenigen gewesen waren, welche wir in dieser furchtbaren Unterwelt bisher eingeathmet hatten. Mein Führer verließ mich, indem er mir zurief:

„Den Tod, wenn du dich von der Stelle wagst."

Hier stand ich nun, von der ganzen Welt und von mir selbst verlassen, und blickte in die Finsterniß, welche mich umgab, als wollte ich in ihr einen Ausweg aus diesem grauenvollen Orte suchen. Ich zweifelte keines Weges, daß die furchtbare Eile des Tribunals, in dessen Gewalt ich mich befand, mir einen plötzlichen Tod zubereiten werde, und jede Bewegung, die mein getäuschtes Ohr durch diese Grabesstille zu vernehmen glaubte, schien mir unsichtbarer Weise den Tod geben zu wollen.

In dieser Bangigkeit meines Herzens, die mit jedem Momente zunahm, kam mir

mein ganzes vergangnes Leben wie ein Traum vor, deſſen ich mich nur ganz dunkel erinnern konnte. Die Zukunft allein beſchäftigte die Thätigkeit meines Geiſtes, und ließ mich an nichts denken, als an das furchtbare Loos, welches meiner wartete. Es fiel mir ein, daß die Herzogin Chiaromonte die Urheberin meines hieſigen Schickſals wäre, in ſo fern ſie ganz allein den Bewegungsgrund zu meiner Reiſe nach Italien gegeben hatte. Denn in Teutſchland, wo die Eitelkeit den oberſten Platz im weiblichen Herzen einnimmt, und der übrige Theil deſſelben den kleinlichen Sorgen der Häuslichkeit gewidmet iſt, hätten mich die Weiber in Frieden gelaſſen, und ich wäre als ein zweiter Methuſalem einzig und allein an der Gebrechlichkeit des hinfälligen Alters geſtorben, und von dem Geſchrei meiner Kinder und Kindeskinder in den ewigen Schlaf gelullt worden. Wie ganz anders war das jetzt? Ich hatte den romantiſchen Capricen der Italiäniſchen Weiber zum Spielwerke gedient, und war

jetzt dem Augenblicke nahe, als solches zerbrochen und vernichtet zu werden. In der Blüthe meiner Jahre, sollte ich das Opfer von Vergehungen werden, die mir Trübsal aller Art, aber keinen Genuß gewährt hatten. Da ich nun doch einmal ein Leben, welches ich nicht gelebt hatte, mit dem Tode büßen sollte, so hätte ich gewünscht, alles das verbrochen zu haben, wofür ich jetzt leiden sollte.

An die Idee meines Todes knüpften sich alle Vorstellungen an, die auf denselben hindeuteten. Das Hochgericht, auf welchem ich den Herrlichkeiten dieser Erde ein gezwungenes Lebewohl sagen sollte, stellte sich jetzt, nebst seinem ganzen graulichen Zubehör, meiner erregten Phantasie dar. Dennoch schloß sich der Gedanke des Todes wieder an das Leben an, und ich erstaunte nicht wenig, als ich neben meinem Sarge das Hochzeitbett der Gräfin Caretini erblickte. So gar stellte sich mir das anatomische Cabinet dar, in welchem ich an dem Sekzions-Leichname, der vielleicht

in diesem Augenblicke ein wahrer Leichnam geworden war, die theoretische und manuelle Anatomie getrieben hatte.

Der Gedanke an Donna Miranda gewährte mir übrigens die grausamste und zugleich die lieblichste Rückerinnerung meines ganzen Lebens. Ich stieg eilig in das Uhrgehäuse und letztere in das anatomische Kabinet zurück.

Eben hatte ich beschlossen, mir den letzten Augenblick meines Lebens, so süß, als möglich, zu machen, und befand mich bereits mit der gesammten Quantität meiner Seelenkräfte in dem erwähnten Cabinette, neben dem Sekzions-Leichname, welchen ich durchaus nicht als Donna Miranda anzuerkennen gewilligt war, als die Erde unter mir zu wanken begann und ich mich in die Tiefe geschleudert fühlte. Nach einem augenblicklichen Schweben zwischen Himmel und Erde spürte ich endlich wieder einen Ruhepunkt unter mir, und fieng an, meine Seele dem Herrn zu befehlen. Eine

Uhr ſchlug dreimal, und jetzt glaubte ich mein Sterbeſtündlein im Anzuge.

Es entſtand ein Geräuſch und mir ward deutlich, daß ich mich in der Nähe von menſchlichen Weſen befände. Ich witterte das ſauſende Schwerdt des Todesengels, und ſank, voll Hingebung in mein Schickſal, auf die Knie. Ein Vorhang rollte in die Höhe und das plötzliche Licht welches ſich jetzt um mich verbreitete, blendete mein Geſicht. Ich beſchloß dem Tode nicht in's Auge zu ſehen, ſondern unvermuthet den Streich deſſelben zu empfangen, und beugte mein Antlitz zur Erde.

Man rief mich bei Namen. Mich ſelbſt und meine Muthloſigkeit mit Verachtung betrachtend, ſammelte ich meine letzten Kräfte und wollte dem Henker mit Männlichkeit unter die Augen treten. Ich erhob mich von der Erde, ſchritt muthig vorwärts, blickte empor und — ſank der Herzogin Chiaromonte zu Füßen.

Sie war es, die als Lebensengel, mit himmlischer Glorie umgeben, vor mir stand. Sie öffnete den Mund, und in ernstem ungewohntem Tone sagte sie folgende Worte:

„Treuloser! Deine Wortbrüchigkeit würde mir das Leben geraubt haben, wenn mein Stolz nicht mächtiger gewirkt hätte, als der Schmerz verrathener Liebe. Du hast mir den Tod bereitet: empfange von meinen Händen dein Leben. Möchte es ewig dauern, damit das rächende Gewissen dich ewig strafen könnte für Deine Treulosigkeit!"

Ich wollte ihre Knie umfassen; sie aber schrie in empörtem Tone:

„Täusche dich nicht, du Verräther meines irdischen Glücks, in der Absicht meiner Handlungen."

Sie klingelte und es erschienen mehrere Bedienten. Sie rief ihnen zu:

„Fort mit ihm!"

„Ich ward abgeführt, und in eine Gondel gehoben. Meine Begleiter redeten

kein Wort. Ich befand mich in einem Zustande, der keiner Beschreibung fähig ist. Vor meinem Gasthofe kam ich wieder zu mir selbst. Der Wirth öffnete die Thür desselben, und ich sank in Gottes vertrautes Arme.

Ende des zweiten Theils.

Der Sarg

oder

die Zwillingsschwestern

von

G. L. P. Sievers.

Dritter Theil.

Hamburg und Altona
bei Gottfried Vollmer

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Ein hitziges Fieber war der Lohn meiner Anstrengung vom vorigen Tage. Drei Wochen lebte und webte ich im Delirium so consequent, als wäre ich bei gesundem Menschenverstande. Das Leben eines Bücherhelden, so wie jegliches Helden, wenn es nemlich kein ästhätisches oder politisches Puppenspiel um seine Existens ist, muß nicht einen Tag, geschweige denn drei Wochen, brach liegen, und keine Früchte tragen. Da ich nun nicht allein der Held

dieses Buchs, und der rechtmäßige meines eignen Lebens, sondern auch ein rechter Held bin, so will ich erzählen, was ich in den drei Wochen, in welchen mich Gott verträut — und noch jemand für todt gehalten, verliebt habe. Da ich bis jetzt von diesem Jemand eben so wenig weiß, als der Leser, ich auch letztern mehr interessiren muß, als erstrer, so will ich zu meinem Delikium übergehen, das heißt zur Erzählung desselben."

Wer Ursach hat, den Alltags- oder Unglücksgang seines Lebens unerträglich zu finden, thäte wohl daran, mit den kalten Kuhblattern sich auch das hitzige Menschenfieber einzuimpfen, und durch letzteres die ganze Gedächtnißtafel seiner guten und bösen Ereignisse auskuliren zu lassen. Somit würde er zu einem neuen Leben, und dadurch zu einem neuen Interesse des Lebens eingehen. Ohne ein Diener des heiligen Worts zu seyn, weiß ich's, und kanns dem Leser wieder sagen, daß das Seelenheil dem Menschengeschlechte weniger an der

Seele liegt, als das körperliche. Demnach will ich hier nur gleichsam verloren den Vorschlag thun, jezlichen Obersanitätskollegium den Befehl zur Untersuchung einer hitzigen Fieber-Inokulation angedeihen zu lassen.

Durch die meinige, welche der leidende Tod des Sektions-Leichnams, der sich vielleicht in diesem Augenblicke zu einer wahren Sektion eignete, und das thätige Leben der Herzogin, welches fast zum Tode auf mich gewirkt, gewaltsam an mir operirt hatte, war ich in die wirkliche Türkei versetzt worden, auf welche, wie der geneigte Leser noch wissen wird, mein ganzes Leben so oft symbolisch angespielt und hingedeutet hatte.

Unter dem Schutze des Muhamedismus und als Staatsbürger des muselmannischen Reichs hatte ich den Haushalt des verheißenen Himmelreichs bereits anticipirt, und lebte mit allen Sterblichen meines allerneuesten Lebens in der vollkommensten Ruhe. Die Herzogin blieb jedoch die Fa-

vorth. Sultanin, hatte nichts destoweniger die Gräfin und den Sekzires Leichnam, welcher letzterer zu dem blühendsten Leben übergegangen war, sehr oft zu momentanen Mitregentinnen meines großen Herzenk.

Ohne die Möglichkeit zu läugnen, daß das Delirium jegliche Seele eines hitzigen Fiebercandidaten wohl in den Himmel, wenn auch nur in einen muhamedanischen, zu setzen vermöge, will ich mich jedoch protestando gegen die Meinung verwahren, als sey die meinige ein wirklicher Himmel gewesen, als wohin mein Delirium nicht zu steigen vermochte. Auch finde ich es für nothwendig, obige Behauptung, in Betreff der vollkommensten Ruhe, dahin zu berichtigen, daß dies Beiwort nur in derjenigen Ausdehnung zu verstehen sey, welche allen menschlichen und irdischen Vollkommenheiten, als solchen, verliehen ist.

Die Opposition meines Haushaltes, welche in der Regel der weibliche desselben auszumachen pflegt, wurde auch hier von der

nemlichen Behörde verwaltet, und machte, wie sie das in der Gewohnheit hat, und ihres Geschlechts wegen auch haben muß, viele Worte, aber wenig Wirkung. Hiezu kam noch, daß keine die Sache, sondern einzig und allein ihre eigene Persönlichkeit im Augenmerk hatte, und daß daher Uneinigkeit in ihrem Reiche herrschte, und dasselbe zerstörte.

Dieser Mangel an Einigkeit brachte eine desto größere in mir selbst hervor, und sicherte mich gegen jedes Ungemach, welches mir aus einer harmonischen Uebereinstimmung meiner sämtlichen weltbürgerlichen Lebensgefährtinnen hätte erwachsen können. In dem Schiffbruche ihres innern Friedens wand sich mein Fahrzeug, welches die Zufriedenheit meines Herzens an Bord hatte, gemächlich durch die stürmischen Winde der häuslichen Unruhe, und gieng im Haven der Herzens- und Seelenharmonie vor Anker.

Indessen folgte mir die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur selbst in den lusti-

gen Himmel meines Deliriums auf dem Fuße nach, und machte mir die Herrlichkeit desselben zu einer gemeinen Alltagsbegebenheit. Ich fing bereits an, mich eben so begierig aus demselben hinweg zu wünschen, als ich mich vorhin hineingesehnt hatte, und förderte die für meine Lage sehr merkwürdige Bemerkung zu Tage, wie es um die Herrlichkeit dieser und jener Welt eine ganz sonderbare Bewandniß habe, als ich, zum Trost meiner selbst, und zur Beschwichtigung meines unruhigen Sinnes, die Favoritsultanin meines Herzens in die Arme schloß, und — den Greisbärtigen Kopf meines alten Gottvertraut nach Herzenslust küßte.

Hier nemlich war das Delirium zur Vernunft übergegangen, und mein gutes Geschick hatte mich aus meinem Himmel, der mir irdisch langweilig geworden war, wieder auf die Erde versetzt, die ich ihrerseits für den Himmel zu halten anfing.

Gleich wie ein Licht, das auszulöschen droht, noch einmal seine gesammte leuchtens

de Materie auf einen Punkt concentrirt, und in einer einzigen Flamme von sich sprühe, also auch mein scheidendes Delirium. In der Heftigkeit des Paroxismus, der noch zum letzten Lebewohl seine ganze Wuth an mir auslassen wollte, hatte ich, wie gesagt, in der vermeinten Person der Herzogin den Kopf meines alten Gottvertraut gepackt, dessen durchdringendes Geschrei der erste Gegenstand war, welchen ich wieder auf dieser Erde vernahm, so wie etwa, der Sage nach, Kinder ihre Eltern oder Liebende den Geliebten aus dem Grabe aufzuschreien im Stande seyn sollen.

Von dem besagten Geschrei des Gottvertraut gewaltsam erschüttert, und aus den weichen Armen der Herzogin an den zähen Hals jenes treuen Dieners, wie auch aus dem Himmel auf die Erde fallend, konnte ich mich an dem Orte meines neuen Aufenthalts nicht sogleich orientiren und zurecht finden, und es war mir, als sey ich

mit verbundenen Augen an einen frem
Ort geführt."

In Folge des absoluten Misbehage
welches mir aus dem Abstande erwuchs,
zwischen der Engelsphisiognomie der Herzo
und der Faunen-Fraze des alten, G
vertraut war, sagte ich letzterm, der n
immer über den Schmerz heulte, weld
ihm meine Erdfahrt, die mir zur Himm
fahrt wurde, verursacht hatte, aus w
rem Herzensgrunde:

„Es ist nicht gern geschehen, m
guter Gottvertraut."

Wie wenn nach einem stürmischen
gewetter der freundliche Regenbogen
lichte Heiterkeit an den Himmel zurückfüh
oder das wogende Meer einer plötzlich
Windstille gehorsamt, also wandelte sich
Schmerz des Gottvertraut in eine plötzli
Freude um. Er schrie.

„Hätte die Excellenz mich zu To
gedrückt, ich würde keinen Laut von m
gegeben haben, und zwar vor lauter Freu
daß die Excellenz auch endlich wieder ein

vernünftigen Laut von sich giebt. Ich möchte mich selbst umarmen, so vergnügt bin ich! Mag nun dies welsche Land noch welscher werden, was kümmert's mich. Wir ziehen den Kopf aus der Schlinge, und wandern in's teutsche Vaterland zurück. Die Excellenz wärs um ein Haar breit in die Ewigkeit gewandert, und wird nun durch Schaden klug geworden seyn. Dies vermaledeite Land kömmt mir vor, wie die Hölle, wo alles Böse einheimisch ist. Die Alten müssen so dumm nicht gewesen seyn, daß sie den Eingang zu jener in dies Hexenland verlegt haben."

So wie eine momentane Abwesenheit des Geistes am geschicktesten durch einen Kniff in's Ohr geheilet werden soll, so diente mir die Redseligkeit des Gottvertraut zur Wortprobe, gleich einer Wasser- oder Feuerprobe, um daran die Anwesenheit meines Geistes zu probiren. Wie man ferner den Mangel an Appetit zu einer Lieblingsspeise für den Beweis eines Krankheitszustandes annimmt, so diente mir hier

gegen die Abneigung gegen die moraliſche Ohrenſpeiſe des Gottvertraut zum Beweiſe meines wiedererlangten Wohlſeins.

Damit nun letzterer dieſen Beweis nicht gar zu lange führen möchte, hielt ich ſo für's beſte, demſelben Einhalt zu thun, und ſagte ihm:

„Rede dich aus, guter Gottvertraut! du haſt lange nicht geredet!"

Geredet? Ey ja! Wer dazu Zeit gehabt hätte! Geheult habe ich, daß es bis in's teutſche Vaterland gedrungen iſt. Die alte Excellenz hat ein Einſehn gethan, und einen Brief geſchickt mit einem Courier."

Das Andenken meines Vaters vollendete, was obige Cur des Gottvertraut noch nicht ganz bewerkſtelliget hatte, nemlich meine gänzliche Wiederherſtellung in die Geſundheit und in dies Leben.

Freunde und was dem ähnlich iſt, gleichen den Krücken, deren man ſich nur bedient, wenn man krank iſt, und welche man in geſunden Tagen bei Seite ſtellt. Was iſt verzeihlicher, als das? Der geſunde

Geist stehe in sich vest und unbeweglich, und das körperliche Wohlseyn hat durch sich selbst eine Stütze, und bedarf keiner andern. So speculativisch man auch Liebe und Freundschaft zu den reinen gottähnlichen Bedürfnissen hinaufschrauben mögte, so ausgemacht ist es, daß beide nur physische und moralische sind, das heißt Ereignisse unserer eigenen Hinfälligkeit und Schwäche.

Der Gedanke an meinen Vater erinnerte mich demnach auf das lebhafteste an mein eigenes Bedürfniß einer Stütze für meine physische und moralische Schwäche.

Während ich diese Bemerkung machte, wiederholte Gottvertraut, seinem Charakter getreu, sich selbst und seine Worte, indem er sagte:

„Ja, die alte Excellenz hat ein Einsehn gethan und einen Brief geschickt, und einen Courier."

„Zeig mir ihn Gottvertraut."

„Den Courier? da sitzt er."

Ich blickte zu den Füßen meines Bettes und gewahrte einen schönen Jüngling,

der der nemliche Jemand war, dessen ich schon vorhin Erwähnung gethan habe.

Ich las in den Mienen desselben, die aber blos eine gewisse Ahndung in mir ansprachen, und übrigens nichts verständliches für mich hatten, und wollte demnach den Brief lesen, der mir höchst wahrscheinlich mehr Aufschluß geben würde, als das Gesicht jenes Jünglings.

Er stand auf, reichte mir den Brief und zitterte heftig. Seine Hand berührte die meine und unwillkührlich zitterte auch ich. Dem Jünglinge war es unmöglich, den Brief zu geben, und mir, ihn zu nehmen.

Gottvertraut sah dies allgemeine Zittern und sagte mit einer bedenklichen Miene:

„So lange der Excellenz das Zittern in den Gliedern liegt, hat der böse Geist noch Posto darin gefaßt, und der wird nicht eher daraus vertrieben werden, als bis wir uns selbst aus diesem Lande vertreiben, in welchem eine moralische Pest

herscht, die jeden guten Sinn ansteckt, und darnieder streckt."

An der Behaglichkeit mit der er sich neben mein Bett setzte, und seinem Körper eine gefällige Lage gab, merkte ich, daß er sich vorgenommen hatte, sein Steckenpferd, den Haß auf das hiesige Land, recht weidlich tummeln zu lassen, und auch für eine längere Zeit damit fortzufahren. Ich mußte ein Anderes verfügen, und sagte ihm:

„Würdest du wohl, mein guter Gott vertraut, so lange leise und in Gedanken zu dir selbst reden wollen, bis ich ebenfalls leise und in Gedanken diesen Brief gelesen hätte?"

„Ey du Gütiger! Vor mir soll sich die Excellenz im geringsten keinen Zwang anthun. Ich bin ja nur ein schlechter treuer Diener, und die Excellenz ist gebietender Herr über mich und vieles andere. Lese Dieselbe immerhin laut, wie ich ganzer drei Wochen geheult habe. Was kümmert das mich? Wenn die Excellenz lieset, so

so kann der alte Gottvertraut nicht reden. Das versteht sich ja von selbst."

„Dein alter Eröfehler quält dich einmal wieder: Du möchtest gern hören, was in dem Briefe stünde. Nicht wahr?"

„Was soll ich's läugnen! Ein treuer Diener muß nichts für sich geheim haben, selbst nicht einmal einen Wunsch seines unterthänigen Herzens. Der meinige stände allerdings in etwas nach dem Inhalte dieses geehrten Schreibens meines alten gnädigsten Herrn, und ich glaube, solcher Wunsch kann mir wohl verziehen werden, dieweil ich an dem sämtlichen Wohlergehn des hohen gräflichen Hauses den allerhöchsten Antheil nehme."

„Wenn du mir versprichst, künftig hin zwölf Stunden am Tage leise für dich zu reden, so will ich dafür laut lesen."

„Zwölf Stunden! Ey mein Himmel! Was für eine Zeit bliebe mir dann über, laut zu reden?"

„Die ganze Nacht."

„Aber da muß ich ja schlafen!"

„Wer so gern redet, wie du, kann sich wohl in etwas den Schlaf dafür entziehen."

Nun ein treuer Diener muß sein Möglichstes thun, um dem gebietenden Herrn zu gehorchen. Ich will's versuchen. Aber nun zögere auch die Excellenz keinen Augenblick länger, das werthe Schreiben zu lesen. Ich bin ganz erstaunlich begierig, von dem hohen Wohlseyn meines gnädigsten Herrn unterrichtet zu werden. Vielleicht liegt auch wohl ein Beischluß für mich darin."

„Von meinem Vater?"

„Nein, von meiner alten Rebecka."

„Ach so;"

„Ich öffnete den Brief, fand aber keine Einlage für Gottvertraut, den dies sehr kümmerte. Doch hatte er noch einige Hoffnung.

„Vielleicht meldet mir die alte Excellenz in einem geringen Postscriptum, ob meine Rebecka die Gicht noch nicht verlas-

sen hat, und ob daß böse Asthma sie vor wie nach plagt."

Ich ward böse und richtete mich in meinem Bette auf, indem ich ihm das Couvert des Briefes an den Kopf warf.

„Möchtest du, selbst vom Asthma geplagt werden, du vermaledeiter Schwätzer. Zur Strafe sollst du jetzt schweigen, und doch kein Wort von dem Inhalt des Briefes vernehmen."

Ohne ein Wort zu sagen, streckte er jetzt die Arme nach mir aus, und bat mich mit diesen Gebehrden um Verzeihung. Ich drehte ihm den Rücken zu, nahm den Brief, und las für mich, wie folget.

„Hätte ich voraus sehen können, in welchen Strudel von Abentheuerlichkeiten deine Reise dich stürzen würde, so hätte ich dich lieber eine botanische in den Küchengarten, als eine psychologische nach Italien machen lassen. Der einzige Nutzen, den du bis jetzt von dieser gehabt hast, ist bei weitem der bloße körperliche, den du ver-

zweifelt theuer erkauft hast. Du, hättest eben so wohl daran gethan, dich mit verbundenen Augen im Lande herumfahren zu lassen, als auf diese Art zu sehen und zu beobachten."

In Wahrheit, lieber Sohn, du gleichst einem ächten Landjunker, der zum erstenmal in die Hauptstadt kommt. Jegliches Schwefelhölzchen, Weib setzt ihn in Erstaunen, und fesselt seine Aufmerksamkeit."

Schäme dich von der nichtsbedeutenden Neuheit so sehr angezogen zu werden, daß du darüber das eine und ursprüngliche Ewige in dir verkennst und vergissest. Ehre dich und dein Eigenes höher, und lerne alles, was außer dir ist, mit Gleichgültigkeit betrachten. Dies allein führt zur innern Ruhe, dem einzigen Gute des Weisen.

„Doch, das Uebel ist einmal geschehen, und meine Pflicht ist es, so viel als möglich den Folgen desselben vorzubeugen. Suche wenigstens mit dem Leben

davon zu kommen; das Uebrige wird sich schon finden."

„Diesen Brief händigt dir ein junger Mann ein, der den alten Gottvertraut ablösen kann, wenn es dir um einen guten Rath zu thun ist. Ich kenne ihn und befehle dir, ihn zu deinem Freunde und Führer zu machen. Du wirst dich wohl dabei befinden. Spare alle unnütze Fragen, denn er wird dir auf keine antworten, als auf solche, die vom Augenblicke seiner Ankunft an unmittelbar dich selbst, und deine Lage betreffen."

„So viel diene dir zur Nachricht: obgleich ein Teutscher, kennt er Italien eben so gut, als ich mein Schlafkabinet."

„Bei meinem väterlichen Unwillen untersage ich dir jegliche Trennung von ihm, sie sey unter welcher Voraussetzung sie wolle. Ein anders ist, wenn er dich selbst verläßt."

„Noch einmal: überlaß dich unbedingt der Führung desselben, und eile in die

Arme deines Vaters, so bald dein Mentor es für gut befindet.“

Den Brief meines Vaters kannt' ich nun; hätte ich nur den jungen Mann von welchem darin die Rede war, eben so gut gekannt!

Wenn der geneigte Leser nicht gerade in dem nemlichen Grade begierig ist, denselben kennen zu lernen, so liegt die Schuld daran, daß er, der geneigte Leser, meinen Vater nicht eben so genau kennt, als ich, welcher Letzterer noch in seinem ganzen Leben sich nicht so sehr für jemand interessirt hatte, als für diesen meinen neuen Mentor.

Meine Neugierde ward also um so mehr erregt, da aus der Wichtigkeit des väterlichen Briefes noch eine größere für den jungen Hofmeister hervorgieng.

Wie man einen Brief von außen besieht, wenn man sein Inneres kennen lernen will, oder die hölzerne Stimme einer Geige, um die klingende daraus abzunehmen, so untersuchte ich den Gesandten mei-

nes Vaters vom Kopf bis zum Fuße, um aus dem mechanischen Tone seiner physischen Bildung den moralischen seiner geistigen kennen zu lernen.

In diesem Lavaterischen Handwerke ward ich durch die Dunkelheit gestört, welche sich in meinem Zimmer befand, und eine zweite in meinem Erkenntnißvermögen nach sich zog.

Ich gebot also dem Gottvertraut, die Vorhänge der Fenster zu öffnen, damit das Licht hereindringen, und ein günstigers über meine psychologischen Beschäftigungen verbreiten möge.

Ehe ich dem Leser sage, was jetzt Gottvertraut sagte, muß ich erstern aus dem Irthum ziehen, in welchem er sich befindet, wenn er glaubt, daß letzterer noch in seiner pantomimischen Stellung beharret.

Diese hatte er schon seit dem Augenblicke verlassen, wo ich, nach Lesung des Briefes, solchen zusammen geschlagen, und auf's Bett gelegt hatte; darauf aber im eiligsten Tone gefragt:

„Nun, werden wir bald nach Teutschland gehen?"

Beschäftiget mit alle dem, was der geneigte Leser so eben von meiner Lust zu Lavaterischen Experimenten gelesen hat, und unangenehm in meinem Ideengange von Gottvertraus Plauderſucht gestört, antwortete ich diesem in meinem zornigen Gemüthe:

„Meinentwegen magst du in die Hölle gehen, wenn du meine Abreise nicht erwarten willst."

Ganz kaltblütig und in einem Verzichtleistenden Tone, antwortete er:

„Wo die Excellenz bleibt, bleibe ich auch."

Sein leidender Ton entfesselte meinen Zorn, und ich war in meinem physiognomischen Untersuchungen schon auf das Hinderniß der Fenstervorhänge gestoßen, als ich in Betreff der letztern dem Gottvertraut obigen Befehl ertheilte, worauf er im vorigen Tone erwiederte, der Doktor habe die Einwirkung des hellen Tageslichts als

meinen schwachen Nerven für nachtheilig erklärt, und gegenwärtiges Zwielicht als heilsam empfohlen.

Ich mußte mich beruhigen, und beschloß die quästionirten Untersuchungen bis auf den günstigern Augenblick meines völligen Wohlseins zu verschieben.

Doch fiel mir jetzt ein, wie ich auf einem kürzern Wege weit geschwinder zum Ziele kommen könnte, und leitete eine Frage ein, die Veranlassung zu einer Unterredung geben, und mir für's erste statt jener physiognomischen Untersuchen zum moralischen Probierstein meines neuen Mentor dienen sollte.

„Mein Vater hat mir alle Fragen an Sie untersagt. Ich ersuche Sie, mir zu sagen, ob die Frage um Ihren Namen auch unter die verbotenen gehört?"

Mit einem lieblichen, merklich zitternden Flötentone, sagte er:

„Ich heiße Battiste."

„Ein Italiäner?"

„Mein Name war kein Geheimniß, aber mein Vaterland.“

„Ich bescheide mich. — Sie kennen Italien, wie mir mein Vater schreibt?“

„Sehr genau.“

„Sind Sie mit meinen hiesigen Verhältnissen bekannt?“

„So ziemlich.“

„Gehört ihre Kenntniß derselben auch zu Ihren Geheimnissen?“

„Nein.“

„Wollen sie mir einigen Aufschluß über diese Verhältnisse geben?“

„Fragen Sie.“

Ehe ich weiter frage, und Battiste weiter antwortet, will ich zuvor dem geehrten Leser sagen, daß mein Gedächtniß mir vorkam wie ein Excerpten-Buch, in welchem man irgend einen Gedanken stehen, aber nicht zu finden weiß. Es war mir bewußt, daß sich in jenem, nemlich in dem Gedächtnisse, Battistes Stimme irgendwo verborgen halten müsse, welche aber

troz meines emsigen Nachsuchens nicht zum Vorschein kommen wollte.

Da mir jedoch für diesen Augenblick die Aufklärung meiner neuesten Schicksale näher am Herzen lag, als die Rückerinnerung an Battista's Stimme im Gedächtnisse, so beschloß ich ersteres zu suchen, und letztere für jetzt ruhen zu lassen.

Ich fragte demnach:

„Wer war es, der mich der Gewalt der zehn Männer entriß?"

„Niemand, denn Sie sind nicht darin gewesen."

„Ich staune! Wie? hat mich meine Krankheit vielleicht schon im Zimmer der Donna Miranda befallen, und sind alle jene Vorfälle, die ich noch im Gedächtniß habe, etwa bloße Fieberphantasien?

Das weiß ich nicht, doch was ich weiß, will ich Ihnen jetzt erzählen. Die Herzogin ahnete nichts von Bantinelli's Liebe, und hatte ihm ihr ganzes Vertrauen geschenkt. Nach dem unglücklichen Abendtheuer in der Residenz, beschloß sie, jegliche

Verbindung mit der heillosen Rotte aufzugeben, und in der Liebe ihres Herzens glücklich zu seyn. Sie schrieb Ihnen jenen Brief und erwartete Ihre Ankunft in Venedig.“

Der Zufall führte Sie auf die Villa der Gräfin Caresini und die Herzogin zitterte für Ihre Treue. Schon ehe sie in die Residenz gereist war, hatte sie im Herzen der Gräfin gelesen, und eine gewiße Innigkeit, für einen Mann in demselben gefunden, dessen Bild Dantinelli auf der Villa vorgezeigt hatte. Dieser Mann waren Sie. Die Herzogin wußte die Gefahr, in welcher die Treue ihres Geliebten schwebte, um so mehr zu würdigen, weil sie billig genug war, den holden Liebreiz der Gräfin und die Hoheit ihres Sinnes unpartheiisch anzuerkennen.“

Unter einem Vorwande ward sie aus Venedig auf das feste Land gelockt, und von den Creaturen des Prinzen nach einem einsamen Waldschlosse entführt und dort gefangen gehalten. Hier hatte sie vollko-

mene Muße, über den Zustand ihres eigenen Herzens nachzudenken, und die Unbeständigkeit des Ihrigen zu fürchten.

Nachdem sie mehrere Tage unter Hoffen und Harren, und nicht ohne Besorgniß für ihre persönliche Sicherheit hingebracht hatte, erschien ihr in der Person des Bantinelli der Schutzengel ihrer Rettung. Dies bestärkte sie in dem Vertrauen zu seinen freundschaftlichen Absichten auf's neue.

Da er die Sicherheit ihres Aufenthalts in Venedig bezweifelte, so führte er sie auf eine fremde Villa, deren Besitzer abwesend und ihr völlig unbekannt war. Hier verließ er sie, nachdem er ihr versprochen hatte, sie in Ihre Arme zu führen.

„Die Herzogin hatte bereits einen langen Tag in der Sehnsucht ihres Herzens verlebt, als sie auf Bantinellis' Geheiß die Villa verlassen und demselben auf eine andere, in der Nähe gelegene folgen mußte. Von hier führte er sie abermals fort, ohne ihr jedoch zu sagen, wohin?"

„Es war Nacht, und in der Finsterniß konnte die Herzogin nicht Acht haben auf den Weg, welchen Vandinelli sie führte. Auch war ihr Vertrauen auf denselben zu unbeschränkt, als daß es ihr hätte einfallen sollen, sich nicht unbedingt seinem Thun und Lassen hinzugeben."

„Wie staunte sie demnach, als eine ganz eigne Wendung, welche Vantinelli dem Gespräche zu geben wußte, sie aus dem Traume erweckte, in welchem sie blos ihrer Liebe gedacht und nebenher ganz theilnahmlos dieses Gespräch fortgesetzt hatte!"

„Er wagte es, ihr frei und ohne Heel seine heisse, innige Liebe zu gestehen, die er schon seit Jahren für sie gefühlt, und ohne deren Befriedigung das Unglück seines Lebens entschieden sey."

„Die Herzogin saß von Erstaunen gefesselt, und vermogte durch kein Wort, der Frechheit Vantinellis Einhalt zu thun. Dies veranlaßte ihn, immer weiter in seinem Beginnen zu gehen, und am Ende kannte die Rücksichtlosigkeit, mit welcher er

sich selbst das Wort redete, keine Gränzen mehr."

„Doch hatte sich jetzo die Herzogin gefaßt. Mit alle dem Anstande, den ein unbefleckter Sinn und die Reinheit des Herzens verleihen, setzte sie Bantinelli's muthwilligem Frevel Schranken, und untersagte ihm jede Silbe, die ähnlichen Inhalts seyn würde.

„Jetzt nahm sein ganzes Benehmen eine andere Form an, und indem er in den unterwürfigsten Ausdrücken sein Unternehmen gegen sie bereuete, erklärte er jedoch gerade zu, daß Sie einer so innigen Liebe ganz unwürdig wären."

Wenn ich nicht schon längst meinen Mentor Battiste in seiner Relation unterbrochen habe, so geschah es blos aus Respekt für den geneigten Leser. Jetzt ist jedoch mein Zorn auf Bantinelli stärker, als der Respekt für die Zuschauer meines Lebens, und somit trägt ersterer über letztern den Sieg davon. Ich kann also nicht anders, als ein Wort dazwischen reden.

Wer hätte in diesem Bantinelli, der das Wohl der ganzen Welt auf seinen Schultern zu tragen schien, eine solche Bosheit gesucht? Hätte ich mich in jene tragische Nacht bei Donna Miranda zurück setzen können, so würde ich es wohl schwerlich unterlassen haben, dem eilenden Schicksale vorzugreifen, und jenen Ehrenmann durch das enge Schallloch in der Uhr den weiten Eingang in die andere Welt zu verschaffen.

Wenn ich's bei'm Lichte besah, so war dieser Bantinelli die bewegende Ursach aller abentheuerlichen Leiden, welche mir auf diesem unheimlichen Grund und Boden zugefloßen waren, und ich fieng an, zum erstenmal der Abneigung Gouvertraut's gegen das rothwelsche Land, wie er es nannte, vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Bantinelli schien mir mein leibendiges, mir auf die Erde herab gesandtes, Schicksal zu seyn, welches mir bei jedem Schritte, welchen ich auf diesem bezauberten Boden

that', seine rächende Hand entgegen streckte und fühlbar machte.

Wollte ich der allerersten Ursach zu meiner Reise nach Italien nachspüren, so wäre es mir ein Leichtes gewesen, sie ebenfals in dem Besuche Bantinelli's bei meinem Vater zu finden, nach welchem dieser unmittelbar zuerst einer solchen gedacht, und dieselbe projectirt hatte.

Aber auch dieser allerersten Grundursache meiner Reise-Fatalitäten nicht zu gedenken, so war doch mein Portrait, von Bantinelli gemahlt, und von demselben nach Italien ausgeführt, eine zweite Grundursache meiner Bekanntschaft mit der Herzogin, und mit allen andern weiblichen Wesen, die mir Italien zur Unterwelt, und meine Reise zu einer Herkulischen machten, um das Glück aus ihr heraus zu holen, welches aber eine neidische Gottheit in mein Unglück verwandelte.

Da ich jetzt meinem Herzen Luft gemacht habe; so will ich es immerhin gestatten, daß Battiste weiter rede, stehe aber

dem Leser nicht davor, daß bei einer abermaligen Veranlassung, welche Battista's Erzählung mir an die Hand geben dürfte, nicht ein abermaliger Ausbruch meines Zorns erfolgen werde.

Battista redet also weiter:

„Die Herzogin horchte hoch auf, und erklärte Bantinelli's Aeußerungen für leidenschaftliche Ausbrüche eines eifersüchtigen Nebenbuhlers, denen man weiter keinen Glauben beimessen dürfe.

„Bantinelli verschwor sich und gelobte der Herzogin, ihr noch in der nemlichen Stunde unumstößliche Beweise von seiner Aussage zu geben. Als sie weiter in ihn drang, um vollkommenere Aufschlüsse über seine Behauptung zu erhalten, gestand er ihr offen, daß er sie so eben an einen Ort führen wolle, wo sie sich mit eignen Augen von der Untreue des Geliebten überzeugen könne.

„Welchen Eindruck diese Worte auf die Herzogin machten, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Sie sank in einen

bewußtlosen Zustand, aus welchem sie nicht eher wieder zu sich kam, als bis der Wagen, und Bantinelli sie zum Aussteigen ermahnte.

„Wie erschrack sie, als der Fackelschein der leuchtenden Bedienten ihr die nemliche Villa zeigte, von welcher Bantinelli sie kurz vorher abgeholt, und wohin sie jetzt von ihm wieder zurückgeführt ward.

„Ihre Brust ward von peinigenden Gefühlen bestürmt, und sie folgte Bantinelli mit bangem Herzen. Dieser eilte raschen Schritts vorwärts, und die Herzogin befand sich in den nemlichen Zimmern, welche sie selbst auf dieser Villa bewohnt hatte.

„Endlich standen sie beide vor einer verschloßenen Thür, zu der Bantinelli vergebens den Schlüssel in seiner Tasche suchte. Unwillig stieß er jene mit dem Fuße ein, und führte die Herzogin rasch in's Zimmer."

„Was diese hier sah und fand, wissen Sie am besten. Mit welchen Gefüh-

len sie aber der Villa und Bantinelli entsloh. das möchte sie selbst Ihnen vergebens beschreiben wollen."

Bei dieser Stelle von Battista's Erzählung muß ich diesen und den geehrten Leser abermals unterbrechen, um letzterm zu sagen, daß ich gewünscht hätte, zaubern zu können, um mich in den Bauch jener Uhr zurück zu zaubern, deren Schalloch unter solchen Voraussetzungen für Bantinelli ein Grabesloch geworden seyn würde.

Ich war sonst wohl ein Freund nicht allein vom Vergeben, sondern auch vom Vergessen gewesen. Jedoch machte die Hinterlist des Bantinelli eine Ausnahme von der Regel, und ich beschloß, es ihm weder zu vergeben, noch zu vergessen.

Da ich die Ausführung dieses Entschlusses freilich so lange verschieben mußte, bis mir Bantinelli wieder zu Gesicht kommen würde, so wollte ich für's erste mich in jenem Entschluß recht befästen, um ihn nicht aus dem Gedächtniß zu verlie-

ren, indem ich keineswegs zweifelte, daß bei Bantinelli's Muth, sich mehr in meine Angelegenheiten zu mischen, als in seine eigene, die Gelegenheit obigen Entschluß in Ausführung zu bringen, nicht lange, auf sich warten lassen werde.

Battista mag also für jetzt weiter reden.

„Die Herzogin gieng nach Venedig zurück, und wollte von nun an das ganze Männergeschlecht in einem einzigen Mann, und diesen wieder im ganzen Männergeschlechte vergessen. Es gab Augenblicke, wo sie alles für einen Traum, und den Ehrenmann Bantinelli für den größten Böswicht hielt. Doch vermochte sie nicht, gegen den augenscheinlichen Beweis zu streiten, den sie von der Untreue ihres Geliebten erhalten hatte.

Alle ihre veste Entschlüsse schwanden, als der erste Eindruck verschwunden war, den jene Scene auf der Villa auf ihr reges Gemüth gemacht hatte. Sie fieng an, dem Wunsche ihres Herzens Glauben bei-

zumessen, und dieser Wunsch enthielt die Unschuld ihres Geliebten an dem Auftritte, von welchem sie Augenzeuge gewesen war."

„Sie fand sich nicht übel aufgelegt, diesen Auftritt auf Rechnung von Bantinelli's Bosheit zu schreiben, und war dazu um so mehr geneigt, weil ihr sein muthmaßlicher Bewegungsgrund sattsam bekannt war."

„Sie wollte das Geschehene vergessen, und Ihnen Gelegenheit geben, Ihr Unrecht wieder gut zu machen."

„Durch ausgesandte Spione erfuhr sie, daß Bantinelli Sie nicht aus den Augen lasse, sondern die Stunde ihrer Ankunft auszukundschaften suche, um seine Machinazionen fortzusetzen, und Ihren Willen gänzlich dem seinigen zu unterwerfen."

„Sie ließ nun ebenfalls die Gegend von Venedig besetzen, durch welche Sie passiren mußten, um nach dieser Stadt zu kommen."

„Ein Zufall spielte ihr einen Brief in die Hände, welchen Bantinelli an einen

bekannten Gondelier geschrieben hatte, in welchem er diesem einen gewissen Platz beschrieb, wo er halten, und Sie bei ihrer Ankunft in seine Gondel aufnehmen sollte. Diesem Befehl war eine genaue Beschreibung Ihrer Person und Ihrer Begleitung beigefügt, so, daß ein Irthum von Seiten des Gondeliers unmöglich war. Die Art und Weise, wie er Bantinelli's Plan ausführen sollte, war seinem eignen Scharfsinn überlassen. Um letztern jedoch in gehörige Anregung zu setzen, fügte Bantinelli goldne Berge als Belohnung, und bleierne Cammern *) als Bestrafung hinzu."

„Da nun dem Gondelier auch der Gasthof angedeutet war, in welchen er Sie führen sollte, so hatte die Herzogin um so freieres Spiel, und brauchte nur von den Bemühungen des Bantinelli einen beliebigen Gebrauch zu machen."

*) Dieser Bleikammern, welche den obern Theil des großen, oder des Herzoglichen Pallastes ausmachen, sind sieben, und sie haben daher ihren Namen, weil jener Theil des Pallastes statt der Schiefer mit Blei gedeckt ist: Verte.

„Zugleich erfuhr die Herzogin, daß eine gewisse Donna Miranda, bekannt durch ihren eignen Liebreiz, und durch die Häßlichkeit ihres Gemahls, in öffentlicher Gesellschaft geäußert habe, wie sie ein besonderes Verlangen in sich fühle, Sie kennen zu lernen. Auch war der Herzogin in der nemlichen Zeit ein geheimes Einverständniß zwischen jener und Bantinelli gemeldet worden.

„Sie erfuhr Ihre Ankunft in der nemlichen Stunde, und beschloß, Sie nicht außer Augen zu lassen. Zu dem Ende setzte sie sich mit zwei Frauen in eine Gondel, und fuhr in die Gegend des Gasthofs, in welchem Sie logirten.

Diese Gefängnisse sind im Sommer die fürchterlichsten, wegen der unausstehlichen Hitze, die durch das Blei verursacht wird. Daher kennen die Venetianer nichts Schrecklichers, als sotto i piombi (unter dem Bleie) zu seyn. Uebrigens dienen die Bleikammern nicht sowohl zur Strafe, als dazu, um gewisse Personen eine Zeit lang

in Verwahrung zu halten. Diese Gefängnisse, so wie viele andere Dinge, sollen unter der jetzigen Oestreichischen-Regierung abgeschafft seyn.

Wer begreift ihr Erstaunen, als aus dem Nebengebäude jenes Gasthofes eine maskirte Dame kam, die sich in eine Gondel setzte, deren Führer niemand anders war, als jener Gondelier, welcher in Pantinelli's Diensten stand!

„Die Herzogin näherte sich dieser Gondel, und unterschied mit der größten Deutlichkeit die Stimme jener Donna Miranda. Kaum hatte sie diese Entdeckung gemacht, als ihr einfiel, zu versuchen, ob sich nicht einiger Nutzen aus derselben ziehen lasse.

„Da Donna Miranda ziemlich laut, und sehr leidenschaftlich mit dem Gondelier sprach, so ward es einem Bedienten der Herzogin, welchen diese durch einen Wink hinter jener Gondel hergeschickt hatte, nicht schwer, aus ihrer Unterredung so viel abzunehmen, daß der Gondelier von Don's

na Miranda den Auftrag erhielt, Sie in ihr Haus zu führen.

„Was die Herzogin bei diesem Verfehle empfand, würde Sie Ihnen selbst vergebens beschreiben wollen. Auf jeden Fall war ihr Entschluß gefaßt, Sie und den Gondelier nicht aus den Augen zu lassen. Zu dem Ende wollte sie ihren Standort vor dem Gasthofe nicht verlassen, und beobachtete denselben aus ihrer Gondel mit unverwandter Aufmerksamkeit.

„Schon brach die Nacht herein, als die Herzogin mehr von der Ahnung ihres Herzens, als von ihrer Sehkraft geleitet, in der Person, die so eben den Gasthof verließ, ihren Geliebten erkannte.

„Sie setzten sich in die Gondel, und der Gondelier ruderte mit ihnen davon. Da er nicht den geraden Weg nach der Wohnung der Donna Miranda einschlug, so erkannte die Herzogin die Absicht desselben, durch Krümmungen Sie irre zu leiten, oder vielleicht dem nacheilenden Pantinelli aus den Augen zu kommen.

„So eben war die Herzogin im Begriffe, Ihrer Gondel zu folgen, als ein ältlicher Mann aus dem Gasthofe trat, und ebenfalls eine Gondel bestieg. An seiner Kleidung, an seinem Benehmen, insbesondere aber daran, daß er kein Wort Italiänisch sprach, erkannte die Herzogin einen Ausländer, und schloß ferner mit höchster Wahrscheinlichkeit, daß es einer Ihrer Leute seyn müsse.

„Um Gewißheit darüber zu erlangen, ließ sie ihre Gondel der seinigen nachfolgen, und bemerkte zu ihrem größten Erstaunen, daß er sich zu wiederholten Malen ängstlich und unruhig nach ihr umsah, und endlich, als ihre Gondel der seinigen in der Nähe war, eine komische Verwünschung gegen sie ausstieß, deren Sinn sie nicht verstand."

Hier will ich weder den Leser, noch Battiste unterbrechen, sondern lediglich ersterm eine Randglosse über die Erzählung des erstern machen, damit jener wenn er nemlich ein kurzes Gedächtniß hat, sich

erinnere, was dieser mit seinen letzten Worten sagen will.

Sollte nemlich der Leser bereits vergessen haben, daß Gottvertraut sehr übel zu sprechen war auf die drei schwarzen Wasserfräulein, und ersterer ferner nicht ahnen, daß diese niemand anders waren, als die Herzogin nebst ihren Begleiterinnen, so thut dies weiter nichts, weil ich's ihnen eben so geschwind sagen kann, als sie sich daran erinnern würden.

Batiste spricht weiter.

„Die Herzogin redete den Alten in teutscher Sprache*) an, und auf einmal ward dieser ein ganz anderer Mann. Vor Freude, seine Muttersprache reden zu hören, that er einen Sprung und wäre in's Wasser gestürzt, wenn ihn sein Gondelier nicht gehalten hätte.

*) Die Leser wissen schon aus dem ersten Theile, daß die Herzogin die teutsche Sprache redete, wie ihre eigene.

„Die Herzogin fragte den alten um seinen Namen. Sie hatte sich nicht betrogen: es war Ihr Kammerdiener.

„Sie sagte ihm, daß sein Herr sich mit gewissen Leuten in einer Verbindung befände, die ihm höchst wahrscheinlich verderblich werden würde, und fragte ihn, ob er, wenn jenem ein Unfall zustoßen würde, mit ihr gemeinschaftliche Sache zur Befreiung desselben machen wollte?

„Er bedachte sich einen Augenblick, sah der Herzogin in die Maske, als wollte er in dieser, wie in einem Gesichte lesen, und sagte darauf, es sey zwar allen und jeglichen Weibern auf Italiänischem Grund und Boden eben so wenig zu trauen, als dem Wasser — wobei er mit der Hand in den Canal zeigte — welches nach der Meinung der Juden, und vieler andern vernünftigen Leute, keine Balken habe; da es ihm aber ausgemacht schiene, daß sie eine ehrliche teutsche, und also eine Landsmännin von seinem Herrn sey, so stehe er nicht an, sich mit ihr zu jenem Zwecke zu

vereinigen, und sey bereit, in jeden Schritt zu willigen, den sie zu diesem Zwecke für nothwendig halten würde.

„Nun befahl ihm die Herzogin, seinen Herrn von der Gefahr zu benachrichtigen, in welcher man ihn glaubte, und ihm zugleich zu melden, daß man, wenn dieselbe am dringendsten seyn würde, zu seiner Befreiung herbeieilen würde.

Bei'm Schein einer Laterne schrieb der Cammerdiener einige Worte; die er Ihnen heimlich zuzustecken Gelegenheit fand, als unter mehrern Gondeln, die sich begegneten, ein Gedränge entstanden war.

„Während der Zeit hatte die Herzogin, durch einen treuen Diener, dem Tribunale der zehn Männer anzeigen lassen, daß ein Fremder in hiesieger Stadt in eine Angelegenheit verwickelt werde, die ihm gefährlich werden könne, und daß sie das Tribunal um Beistand bäte, in so fern sie desselben etwa bedürfen würde.

„Da die Herzogin mit dem Inquisitor des Tribunals in genauer Verbindung

ſtand, ſo ward es ihr nicht ſchwer, den verlangten Beiſtand zu erhalten. Die rothe Gondel erſchien an dem Orte, welchen ſie dem Tribunale bezeichnet hatte, und der Anführer derſelben hatte den gemeſſenſten Auftrag, der Herzogin in ihren Unternehmungen beizuſtehen.

„Die Herzogin bediente ſich dieſer Maasregeln, weil ſie in der That Gefahr für Sie befürchtete. Es war ihr nemlich von ſichrer Hand gemeldet, daß der Gemahl der Donna Miranda von einem Einverſtändniſſe derſelben mit Bantiniell Kenntniß erhalten, und daß man ihn überredet habe, dieſem Einverſtändniſſe läge eine Intrigue mit einem teutſchen Grafen zum Grunde, daß jener daher eine Reiſe vorgeſchützt, und ſeine Gemahlin in der Nacht zu überfallen gedenke.

„Die Herzogin lies nun die Gondeln in die Gegend des Pallaſtes der Donna Miranda fahren, und daſelbſt Halt machen. Man hatte ſie nicht falſch berichtet. Gegen Mitternacht erſchien Donna Miran-

da's Gemahl, und zu ihrem größten Erstaunen, Vantinelli, der jenen begleitete. Beide wurden von ihr und ihren Begleitern an den Stimmen erkannt.

„Eine Ahnung lies sie einen übeln Ausgang dieses Abentheuers prophezeihen, und nach kurzer Zeit gieng diese Ahnung in Erfüllung über.

„Im Hause fiel nemlich ein Schuß, welchen ein durchdringendes Geschrei begleitete. Zugleich entstand ein Auflauf unter sämmtlicher Dienerschaft des Hauses, und die Herzogin hielt es nunmehro nicht mehr für dienlich, einen stummen Zeugen dieses Vorfalls abzugeben.

„An der Spitze der Wache der zehn Männer drang sie in das Haus, und die Bedienten machten mit erfurchtsvollem Gehorsam den Abgesandten des furchtbaren Gerichts Platz. Sie drang in das Zimmer, aus welchem ihr das Geschrei mehrerer Stimmen entgegenschallte, und der erste Anblick, der ihr aufstieß, waren Sie, halb ohnmächtig unter den Händen eines Han-

fens von Bedienten, die Sie fortzuschleppen versuchten. Im Hintergrunde des Zimmers lag Donna Miranda, sich in ihrem eignen Blute badend.

„Donna Miranda's Gemahl klagte Sie als den Mörder seiner Gemahlin, und als denjenigen an, der die Ruhe seines häuslichen Glücks zerstört habe.

„Die Abgesandten des rohten Gerichts nahmen Sie in ihre Gewalt, nachdem sie jenem vollkommene Genugthuung versprochen hatten.

„Der Anführer der Wache war mit der Herzogin einverstanden, und auf seinen Befehl führte man Sie durch weite Umwege in ein entlegenes Haus, über welches sie disponiren konnte.

„Hier kündigte sie Ihnen die Freiheit an, und verließ Sie, nachdem sie im Herzen jedem fernern Verhältnisse mit Ihnen auf ewig entsagt hatte.

Battista hatte schon längst geendigt, nachdem ich noch immer glaubte, er werde weiter reden. Das Ende seiner Erzählung zu

gefiel mir nicht, und ich wünschte derselben einen andern Ausgang.

Uebrigens hatte Baptista's Bericht mein schlafendes Gewissen wieder aufgeweckt, und da eine Krankheit des Körpers, nicht allein die Heilung dieses, sondern auch der Seele ist, so sah ich mein voriges Leben mit zerknirschtem Gewissen an, und beschloß, nun endlich ein ganz andrer Mensch zu werden.

Dies wäre mir jetzt kinderleicht geworden, wenn mir die Rückerinnerung an das Schicksal der Donna Miranda nicht ziemliche Hindernisse in den Weg gelegt hätte. Diese Rückerinnerung war freilich nichts anders, als die Folge einer Theilnahme an ihrem Schicksale, die als solche durchaus erlaubt und unverdächtig war, und der ich mich daher nicht widersetzen konnte, wenn ich mich selbst keiner unmoralischen Gefühllosigkeit zeihen wollte.

Doch merkte ich bald, daß obige Theilnahme, nach Art der Geometrie, in die reine und angewandte zerfiel, und wie überall letztere mehr Vergnügen gewährt, als erstere, ich

diese auch über jener vergaß und hintenansetzte.

Doch mehr noch als diese, lag mir die Theilnahme an der Person der Herzogin im Herzen, die keine mehr für die meinige hatte, und jetzt erst merkte ich, mit welchem Interesse ich diese Störerin meiner Herzensruhe umfaßte.

Jetzt bei ihrer Sinnesänderung hätte sie mir ganz gleichgültig seyn dürfen, und ich würde dennoch von ihr angezogen worden sein, der psychologischen Erscheinung zu Folge, nach welcher der Mensch nach dem Verbotenen zu allererst strebt. Erwägt man nun, daß hier von keiner Gleichgültigkeit, wohl aber von dem Gegensatze derselben, die Rede ist, so wird die Innigkeit, mit der ich jetzt an die Herzogin dachte, und zu ihr mich hin wünschte, jedem aufmerksamen Leser einleuchtend werden.

Die ganze Macht dieser Innigkeit konnte jedoch nicht verhindern, daß mir die räthselhafte Erscheinung des Battista nicht von neuem schwer auf's Herz fiel. Wer

war er, und wie sollte ich mir seine Allwissenheit um die Umstände der Herzogin erklären? In was für einer Verbindung stand er mit ihr, und in wie fern konnte er sich das Ansehn geben, als wäre er mit den geheimsten Gefühlen und Empfindungen ihres Herzens bekannt gewesen!

Ich konnte mir's nicht verhelen, daß es mir schien, als habe sich die Anzahl meiner Ruhestörer in der Person des Battista um eine vermehrt, und als gebe letzterer alle Hoffnung von sich, ein zweiter Bastinelli zu werden. Bedachte ich übrigens, daß mein Vater dafür gesorgt hatte, diesem zweiten Tausendkünstler alle mögliche Gewalt über mich zu verleihen, und daß ich seinen Unternehmungen auf meine hiesige Ruhe um so sicherer Preis gegeben war, als seine stete Anwesenheit mir nicht einmal eine körperliche Freiheit gestattete, so sah ich im voraus allen Fatalitäten entgegen, welche mir die Mentorschaft dieses Battista in Menge zubereiten würde.

So vergiengen mehrere Tage in der gewöhnlichen Ordnung der Dinge. Ich wartete die Wiederherstellung meiner Gesundheit ab und nebenher auf Beweise für meine Meinung von Battista; dieser hingegen erschöpfte sich in Merkmalen einer Dienstbeflissenheit, die ganz etwas anders war, als alles, was ich bis dahin mit Geld und einem humanen Betragen bezahlt zu haben geglaubt hatte.

Gottvertraut war in seiner Art ein noch gröſsres Räthsel, als Battista. Seit des letzten Ankunft schien er mir ein ganz anderer Mensch geworden zu seyn. Was mich aber mehr, als alles andere, in Erstaunen setzte, war die Gleichgültigkeit, mit welcher er jetzt von Teutschland, und allen seinen dortigen Herlichkeiten redete. In Folge dieser Gleichgültigkeit mäßigten sich ebenfals seine Ausfälle gegen Italien, welches bei ihm sichtbarlich von dem Gräuel verloren hatte, mit welchem er dasselbe bis zu dieser Stunde betrachtet hatte.

Ich war demnach unter uns dreien derjenige, von dem man nicht recht sagen konnte, ob er verrathen oder verkauft wäre. Gottvertraut fing so gar an von unserer Abreise aus Venedig als von einer ganz zukünftigen Sache zu sprechen, und Pläne für unsern längern Aufenthalt daselbst zu machen. Die Rolle, welche ich unter diesen beiden Menschen spielte, konnte mir demnach im geringsten nicht gefallen, und ich beschloß, so viel an mir, dem Dinge ein Ende zu machen.

Deßhalb wollte ich den alten Gottvertraut zum Plaudern verhelfen, weil ich glaubte, ein Einverständniß zwischen ihm und Battista voraus setzen zu müssen. Es dauerte nicht lange, so bot sich mir die Gelegenheit dazu dar.

Battista gieng nemlich täglich auf mehrere Stunden aus dem Hause, ohne mir Rechenschaft von seinem Thun und Lassen zu geben. Da es mir zur Stunde noch nicht deutlich war, ob ich in ihm einen Diener oder Herrn respektiren sollte, so

mußte ich auch für's erste zu seinem Thun und Lassen schweigen, und keine Notiz von selbigem nehmen.

Als demnach Battista eines Tages wieder aus dem Hause gegangen war, beschloß ich die Gelegenheit wahrzunehmen, und Gottvertraut auszuforschen, ob und in wie fern er mit jenem im Einverständnisse lebe. Ich redete ihn folgendermaßen an.

„Freue dich, mein guter Gottvertraut! Du wirst nun bald auf teutschem Grund und Boden seyn, und Weib und Kind nebst allem was dein ist, in deine alten Arme schließen."

Diese Worte setzten ihn in sichtbares Erstaunen, und er antwortete mit einer gezwungenen, verzerrten Miene:

„Wie so? die Excellenz wird mich doch nicht allein nach Teutschland schicken wollen!"

„Nein, mein ehrlicher Gottvertraut, wir gehen zusammen. Ich habe deinem oft wiederholten, Wunsche nachgedacht, und finde ihn auch mir zuträglich. Mein ge-

rader Verstand sucht sich an die romantischen Krümmungen dieses Landes vergebens zu gewöhnen. Mehr noch als dies bestimmt mich der Widerwille zur Abreise, welchen du gegen dieses Land gefaßt, und so oft geäußert hast. Auch ich fange an, gegen das ganze hiesige Leben gleichgültig zu werden, ja so gar das Rothwelsche, wie du es nennst, zu hassen und zu verabscheuen.

„Ey, du lieber Himmel, welche gütige Gesinnung! Doch soll sich die Excellenz im geringsten nicht genieren um meinetwegen. Bleibe Dieselbe noch ein ganzes Jahr hier. Ein treuer Diener erstirbt im Gehorsam, und sucht sich nach der Decke zu strecken."

„Aber, nimm doch Vernunft an, mein lieber Gottvertraut. Ich kann ja keine einzige Commission in diesem Lande mit dir beschicken, da du die Sprache desselben nicht verstehst."

„Das Rothwelsche, meint die Excellenz? Wenn's weiter nichts ist? Das kann ich bald wohl lernen."

„Ist staune, Gottvertraut? du willst noch auf deine alten Tage eine fremde Sprache lernen?

„Was thut ein treuer Diener nicht alles für seine Herrschaft, wenn er ihr Gehorsam und Unterthänigkeit zugesagt hat!"

„Aber ich begreife dich nicht. Du bist ja ein ganz andrer Mensch geworden? Du gute Seele! Siehst du, was dieses Land für Schaden anrichten kann? Wenn dasselbe im Stande gewesen ist, einen alten zähen Sinn, wie den deinigen, in eine ganz andere Form umzugießen, wer kann mich denn verdammen, wenn ich gleich dem Wachs, jede beliebige Eindrücke aufgenommen habe, und zur Marionette geworden bin in diesem Marionetten-Lande? Da du nun, mein umgeformter Gottvertraut, nicht selten mich verdammt hast, wenn von meinem Leidens-Zustande in dem hiesigen Lande die Rede war, so hätte ich recht

große Luſt, dich wieder zu verdammen, und dich mit nächſter Poſt nach unſerer Heimath unter die Obhut deiner Rebecka zu ſpediren, damit ſie Dir ein Fegefeuer werde, und du wieder in den vorigen Gottvertraut zurückkehreſt, der dir beſſer zur Leibe ſieht, als der neue, in welchen du nicht recht hinein paſſeſt."

„Alles, wie es der Exzellenz beliebt! Jedoch bedenke dieſelbe, daß jedem Narren ſeine Kappe gefällt, und daß ich gleichſam durch Dero Hülfe in die meinige hineingerathen bin."

„Deshalb iſt es gerade auch meine Pflicht, dir wieder herauszuhelfen, nemlich aus dieſem Lande. Schnüre alſo dein Bündel. Morgen reiſen wir."

„Aber der Erbprinz?"

„Jeder iſt ſich ſelbſt der nächſte, und ich fange an, einzuſehn, daß wir beide bisher ſehr weit von uns ſelbſt entfernt geweſen ſind."

„Erlaube die Excellenz. Ich bin immer bei mir geweſen."

„Das glaube ich dir für diesen Augenblick gerne. Nichts desto weniger reisen wir morgen."

„Was wird aber der Excellenz Hofmeister, der Signor Battista dazu vermeinen?"

„Was ihn gut dünkt. Ich brauche keines Meisters mehr, weil ich von nun an mein eigner seyn will. Deshalb wollen wir nach Teutschland. Dort bin ich zünftig und einheimisch."

„Ei, du liebes Leben! Wie geschwind die Excellenz einen Entschluß fassen kann. Doch, wie gesagt, Signor Battista wird auch ein Wort mit darein reden."

„Hör, Alter! Ich finde dich höchst sonderbar! Soll ich etwa den unterthänigen Diener von diesem Battista machen? Wenn ihm mein Thun und Lassen nicht ansteht, so mag er wieder hingehen, wo er hergekommen ist. Ich habe ihn nicht kommen heißen."

„Aber die alte Excellenz hat ihn kommen heißen, und die läßt nicht mit sich

ſpoßen, wenn ſie ſich einmal was in den Kopf geſetzt hat."

„Kurz und gut, Gottvertraut, wir reiſen. Und wenn dir das nicht anſteht, ſo kannſt du mit ſammt Battiſta reiſen."

„Alles, wie es der Excellenz gefällig iſt. Aber Dieſelbe würde dieſen Signor Battiſta nicht ſo über die Achſel anſehn, wüßte Sie, wer derſelbe eigentlich wäre."

Ich horchte hoch auf, als ich ihn ſelbſt dahin kommen hörte, wo ich ihn haben wollte. Um mich jedoch nicht zu verrathen, verbarg ich den Eindruck, welchen ſeine Worte auf mich gemacht hatten, und antwortete ihm ganz kaltblütig:

„Was kann er ſeyn? Ein armer ehrlicher Teufel, für den mein Vater ſich intereſſirt, und ihn deshalb zu meinem Mentor gemacht hat."

„Ein armer, ehrlicher Teufel? Nun ja! Grundehrlich iſt er, das iſt wahr. Aber arm? Ich habe einen Brillanten-Ring bei ihm geſehn, den ſich der größte König nicht ſchämen würde, durch die Naſe

zu ſtecken, wenn es hier zu Lande Sitte wäre, ſich zu beringen, wie die Bären, die nach dem Dudelſak tanzen.“

„Nun ja, Gottvertraut. Aber du meinteſt doch vorhin, weder ſeinen Ring, noch ſeine Ehrlichkeit, als du von ſeinem eigentlichen Stande ſprachſt.“

„Da hat die Excellenz einmal wieder Recht. Das meinte ich freilich nicht, ob gleich der Stand der Ehrlichkeit der erſte und wichtigſte in der Welt ſeyn ſollte. Doch iſt dem nicht alſo. Denn es ſcheint als wäre die Art, ſein Herz zu ſchmücken, eben ſo der Mode unterworfen, wie der Körperputz. Dennoch mag es jene wohl einmal ſo mit ſich gebracht haben, ehrlich zu ſeyn, jetzt hingegen iſt man gerade zum Extreme deſſelben, zur Spitzbüberei, übergegangen, nach dem bekannten Sprichworte, daß die Extreme ſich einander berühren, ſo wie die Taillen der Frauenzimmer, die ehemals bis an den Ort reichten, den man nicht gern bei ſeinem wahren Namen nennt, jetzt im Nacken ihren Anfang nehmen.“

„Gottvertraut! du vergißt den eigentlichen Stand des Battiſta.“

„Die Excellenz liefert einen Beleg zu dem, was ich ſo eben geſagt habe. Dieſelbe bekümmert ſich im geringſten nicht um die Ehrlichkeit dieſes Battiſta, ſondern lediglich und allein um ſeinen Stand. Wenn nun die Excellenz ſo verfährt, die Excellenz, in deren Augen der Thron, und der Strohſtuhl völlig gleiche Tinze ſind, und die nur die Perſon auf beiden in Betracht zieht, was ſoll der gemeine Hauſe thun, der die äußere Hülle nicht durchzuſchaun vermag, und dem jedes Innere ein Ding iſt, was er nicht begreifen kann? Wenn das am dürren Holz geſchieht, was ſoll's am grünen werden?“

„Nun, braver Gottvertraut, du ſcheinſt redlich nachzuhohlen, was du in meiner Krankheit an mir verſäumt haſt. Ich muß dich wohl an das erinnern, was du eigentlich ſagen wollteſt?

„Alles wie es der Exzellenz beliebt. Gar nicht Ursach! Ich wollte derselben Battista's Stand in's Ohr sagen.

„Was du doch für ein gutes Gedächtniß hast! du fürchtest dich wohl recht vor diesem Battista, daß du mir, selbst wenn er abwesend ist, leise von ihm in die Ohren reden willst! Nun, wer ist er denn eigentlich?"

„Der gewesene Secretair der Herzogin Chiaromonte.

Höho! abermals was neues!"

„Aber auch was gutes!"

„Das wird die Folge lehren, Gottvertraut!"

„Scheint mir aber auch ein Verzweifelnder zu seyn, wie der Bantinelli, doch von besserer Art.

„Wie verstehst du das, Gottvertraut?"

„Ich verstehe eigentlich gar nichts, daß ist eben das Unglück. Ich habe aber etwas gesehn."

„Was hast du denn gesehen!"

Ein Portrait, das demjenigen wie aus den Augen geschnitten ist, welches in der Unglücks-Uhr sitzt, die die Exzellenz von dem Erbprinzen erhalten, und um derentwillen der Marchese Cardanaro die Exzellenz in die Unterwelt schicken wollte."

„Und wo hast du dieses Portrait gesehn?"

„In Battista's Händen, der es mit Inbrunst küßte."

Bei diesen Worten Gottvertraut's sahe ich neue Hände an die Verwirrung legen, mit der ich schon hinlänglich auf allen Seiten umgeben war. Die räthselhafte Erscheinung dieses Battista, und dessen ganze Existenz in meinen vier Wänden, so wie der lobpreisende Brief eines sehr indifferenten Vaters, hatten schon längst das ganze Heer von Befürchtungen und Ahnungen geweckt, welches seit meiner Anwesenheit in Italien in meinem Herzen einquatirt war, und während meiner Krankheit sich zur Ruhe begeben hatte.

Eben so sehr als Battista's Anwesenheit in meinem Hause, nahm mich das Portrait der Herzogin in Battista's Händen Wunder. Was sollte jenes in diesen, oder vielmehr, was machten diese mit jenem? Spielte etwa Battista nicht allein bei mir einen zukünftigen Bantinelli, sondern auch, vielleicht glücklicher, als dieser, einen gegenwärtigen bei der Herzogin?

Bei diesen Betrachtungen fiel mir ein ganz neuer Stein auf's Herz, indem ich nemlich in Erwegung zog, daß das Maas meiner hiesigen Leiden schon bis zum Ueberfließen voll sey, und daß diejenigen bittern Tropfen, welche vielleicht noch die Eifersucht hineingießen dürfte, dasselbe zu einer völligen Ueberschwemmung bringen würde, in welcher ich meinen Untergang finden könnte.

In der That ward mir jetzt ganz sonderbar um's Herz, und die Regungen der Eifersucht, welche sich desselben bemeisterten, und die ich bis dahin noch gar nicht gekannt hatte, versetzten mich in eine

Lage

Lage, die, obgleich neu, doch im geringsten nichts angenehmes für mich hatte.

Noch war ich darüber aus, diese Lage nach ihrem eigentlichen Umfange und wahrer Beschaffenheit zu würdigen, als ich in diesem ersprieslichen Geschäfte von dem Doktor, der mich kurirt hatte, gestört wurde.

Ein theologischer Doktor wäre mir jetzt eine weit willkommenere Erscheinung gewesen, als ein medizinischer, aus dem ganz bewegenden Grunde, weil mein Körper sich vollkommen wohl befand, und nur mein Geist den Vorboten eines kommenden Uebelbefindens entgegen sah.

Dieser medizinische Doktor war, nach Art der Schneider und Schuster, die nicht für beide Geschlechter arbeiten, ein Damendoktor, und bediente nur solche. Auch war er nicht allein der Aeskulap, sondern auch der Merkurius derselben, indem er auf eine geschickte Weise sein eignes Recipe in ein fremdes umzuwandeln wußte, in welchem letzten Falle er jedoch Liebesbriefe

statt der Medikamente reichte. Da er mit jenen sichrer und geschwinder heilte, als mit diesen, so hatte er es in der Gewohnheit, gleich jenem englischen Arzte, der seinen Recepten die Lesung einiger Kapitel aus dem Peregrine Pickle nicht unten-, sondern obenan zu setzen pflegte, seinen weiblichen Pazienten einen Liebesbrief, nicht allein zu verordnen, sondern auch oft in eigner Person nicht ein-, sondern zu übergeben.

Es war mir nur so lange unbegreiflich, warum dieser Damen-Doktor bei mir allein zum Herrendoktor geworden war, als bis mir mein Wirth, dessen sich die geehrten Leser noch von der ersten Stunde meiner Ankunft in Venedig erinnern werden, obige Notizen über denselben gegeben hatte. Er war nemlich in jener merkwürdigen Nacht, als ich getödtet zu haben, und getödtet zu werden geglaubt hatte, ungerufen erschienen, und wahrscheinlich mir ein Retter vom Tode geworden.

Da mir nun nichts gewisser schien, als daß derselbe ein Abgesandter von der Herzogin wäre, so hatte ich ihn oft in Versuchung führen wollen, war aber bis dato noch nicht zu meinem Endzwecke gekommen.

Jetzt, da zufällig weder Battista, noch Gottvertraut zugegen waren, wollte ich der Gelegenheit wahrnehmen, und den Damen-Doktor über seine hiesige Mannes-Praxis zur gebührender Verantwortung ziehen, sah aber zum voraus, daß ich es mit einem listigen Kauz zu thun hätte, der nicht auf die gewöhnliche Art behandelt seyn wollte.

Es fiel mir ein, daß nicht selten die einfachste Art irgend einen Zweck zu erreichen, die beste sey, vorzüglich wenn man es mit einem Gegner zu thun habe, dessen Schlauheit sich auf jede mögliche Wendung der Intrigue vorbereitet hatte, und deshalb die allernatürlichste aus der Acht lasse.

Nachdem ich ganz ungezwungen die Rede auf meine überstandene Krankheit geleitet hatte, suchte ich meinem Endzwecke durch folgende Unterredung näher zu kommen:

„Nach dem Zeugnisse glaubwürdiger und unterrichteter Personen stehen Sie mit Ihrer medizinischen Hülfe nur demjenigen Geschlechte zu Gebote, welches man vorzugsweise das schöne nennt, ganz dem Grundsatze der griechischen bildenden Künste zuwider, welcher dem männlichen Geschlechte die regelmässigere Schönheit zuschrieb. Wie kommt es nun, daß Sie bei mir eine Ausnahme machen, und meinen einzigen männlichen Körper unter die große Anzahl weiblicher mischen, die Sie entweder bereits curirt haben, oder noch curiren werden? Oder halten Sie mich etwa gar für ein Weib?"

Mit lächelnder Miene antwortete er:

„Wenn Sie bedenken wollen, daß Ihre Agonie, die von einer hartnäckigen Natur war, Einreibungen und Umschläge

über den ganzen Körper verlangte, so werden Sie mich wohl des zuletzt erwähnten Irthums nicht für fähig halten. Uebrigens wäre ja eher zu vermuthen, daß ich, jenem Grundsatze der griechischen Kunstschule zu Liebe, und gegen meine sonstige Methode, bei Ihnen eine Ausnahme von der Regel machte."

Die feine Schmeichelei des Doktors machte einen sehr groben Eindruck auf mich, und an dieser Manier bestätigte sich des Wirths Aussage.

Ich antwortete ihm halb erzürnt:

„Man hört es, Sie gehen mit Damen um, und halten daher alles, was Ihnen unter die Hände kommt, für solche, in der Schwachheit nemlich. Ich liebe keine solche Damen-Männer, und wären sie auch Damen-Doktoren. Lassen Sie demnach die Dame hier ganz aus dem Spiel."

„Ei, bei Leibe! Sie würden artig mit mir spielen! Ich habe deren wenig-

stens noch einige zwanzig zu besuchen. Spuden Sie sich also."

„Was soll's? Warum soll ich mich spuden?"

„Diese Kleider anzuziehen."

Bei diesen Worten hatte er mein Zimmer geöffnet, und von einem Bedienten, der vermuthlich im Vorzimmer gewartet haben mochte, einen Pack Kleider erhalten, den er jetzt vor mir ausbreitete.

„Das werde ich bleiben lassen. Ich habe selbst Kleider, und werde die meinigen anziehen."

Ohne sich jedoch von meiner Rede in seinem Beginnen stören zu lassen, legte er Hand an mich, und fieng an, mich zu entkleiden. Das Ganze erschien mir jetzt als ein Possenspiel, und ich fühlte mich aufgelegt, dem Scherze des Damen-Doktors nicht hinderlich zu seyn.

Es dauerte keine zwei Minuten, so stand ich im Costum eines Italiänischen Aesculaps da, und glich meinem Damen-Doktor, wie ein Ey dem andern.

Er betrachtete mich, schüttelte den Kopf, und meinte, mein Gesicht sey noch zu ungelehrt, und erwecke kein medizinisches Zutrauen. Der große Hause sey gewohnt, jegliches Wissen als eine reelle Substanz zu nehmen, und deren Aufenthalt in den Runzeln und Falten eines bejahrten Antlitzes zu suchen. Er sey daher genöthiget, zu einem künstlichen Alter seine Zuflucht zu nehmen, und mir dasjenige Wissen auf das Gesicht zu mahlen, welches mir im Kopfe mangele.

Gesagt, gethan! Er zog ein Büchschen hervor, und mahlte mein Gesicht zu einem recht wissenschaftlichen Gesichte um. Ich blickte in den Spiegel, und erstaunte nicht wenig über mein Gesicht, das ich im ersten Anfalle des Schreckens für das eines Fremden nahm, der mir etwa über die Achsel sähe.

Geduldig hatte ich mich bis dahin dem Willen meines Doktors hingegeben, fühlte aber, daß es jetzt einmal Zeit sey, Rechenschaft von ihm zu fordern über sein Beginnen

mir mir. Ich redete ihm demnach mit folgenden Worten an.

„Halt so, mein guter Doktor! Wäre es Ihnen jetzt wohl gefällig, mir zu sagen, was Sie mit diesem allen beabsichtigten? Als Puppe habe ich mich von Ihnen aus- und wieder ankleiden lassen, als Mann hingegen verlange ich nunmehro Rede und Antwort von Ihnen. Was soll's?"

„Ich habe Sie zu meinem Confrater in der Arzneikunde gemacht, und Sie sollen jetzt die erste Probe von Ihrer Geschicklichkeit ablegen."

Der Zorn überwältigte mich, und ich hätte große Lust gehabt, diesen Doktor, der mich wider meinen Willen zum Doktor machen wollte, aus der Thür zu werfen, wenn ich ihn bei gesundem Verstande geglaubt hätte.

„Herr, sind Sie toll? Sie haben mich zum Doktor gemacht, und ich bin mir auch nicht einmal der ersten Principien der Heilkunde bewußt!"

„Da geht es Ihnen, wie mehrern unſers Standes. Sprechen Sie nur fleiſſig von Brownſchen Syſteme, und ſagen Sie allemal um's dritte Wort ſthenisch oder aſthenisch, ſo iſt es ſchon gut. Ueberdem haben Sie ja wohl ſtudirt?"

„Aber keine Medicin."

„Thut nichts! Wenn Sie auch gar nichts ſtudirt hätten. Ein akademiſcher Lehrbrief, Matrikel genannt, ſtempelt jegliche Ignoranz zur gründlichen Wiſſenſchaft um. Der Glaube des dummen Pöbels geht ſo weit, als ob niemand etwas wiſſen könne, der nicht drei Jahr in den Mauern eines gelehrten Zwingers geſchlafen habe, wo die Wiſſenſchaft nach der Größe des Kopfes zugeſtutzt, und entweder halb oder ganz in letztern hineingedrängt wird, wie etwa in jener Räuberhöle den Reiſens den ſo viel von ihren Beinen abgeſchnitten wurde, als Sie größer, wie das für ſie beſtimmte Bett, waren.

„Redeten Sie ſelbſt noch eine ganze Stunde in dieſem Tone fort, ſo würden

Sie mich dennoch nicht überreden, eine Narrheit zu begehen, die nicht anders, als zu meiner Schande, sich endigen könnte."

„Aber Sie sollen eine Dame kurieren."

„Und wäre es die Großsultanin, wird dadurch meine medizinische Unkunde in eine solche Kunde verwandelt? Wie, wenn ich ihr, statt in's Leben, auf den Kirchhof verhülfe?"

„Auf das Krankenbett haben Sie ihr bereits geholfen."

„Ho, ho! Wieder etwas neues! Habe ich ihr vielleicht nicht gar das Leben genommen?"

„Könnte anderweitig wohl geschehen seyn. Doch davon ist jetzt die Rede nicht. Kommen Sie: wir haben keinen Augenblick zu verlieren."

„Die Geduld habe ich bereits verloren, Herr Sie wollen doch nicht etwa Moliere's Médicin Malgré lui mit mir spielen?"

„Wenigstens hoffe ich, Sie mit Worten zu überreden, weil ich jener Promotions-Mittel im Moliere mich nicht bedienen darf.“

„Allerliebst! Wohin soll aber alle diese Possenreißerei führen?“

„An das Krankenbett der schönsten Dame in Venedig.“

„Aber, ich gestehe Ihnen noch einmal, ich weis kein Wort von der Heilkunde, und ich soll noch lernen, ob das Opium ein sthenisches oder asthenisches Mittel ist.“

„Opium sollen Sie ihr auch nicht ferner geben, denn sie hat des verderblichsten Giftes schon genug im Herzen.“

„Was für eines Giftes?“

„Der Liebe.“

„Von dem Sie sie kuriren wollen?“

„Ach nein, ich habe nur Gegengifte gegen natürliche. Das unnatürliche Gift der Liebe liegt außer den Grenzen unsrer Kunst.“

„Nun, da lassen Sie es auch immerhin liegen, und bekümmern Sie sich nicht weiter um die Kur der Dame."

„Das will ich auch nicht. Aber eben deswegen sollen Sie sich darum bekümmern."

„Mit diesen Worten zog er mich mit sich fort. Der Mann hatte so viel Ueberredendes in seinem ganzen Thun und Lassen, daß ich jedes fernern Widerstandes gegen ihn und sein tolles Vorhaben unfähig wurde, und ihm geduldig folgte.

Wir verließen das Haus und waren eben im Begriff, in eine Gondel zu steigen, als uns Gottvertraut und Battista begegneten.

Der Doktor raunte mir „Still" in die Ohren, und ich fieng im nemlichen Augenblicke an, Geschmack an der Narrentheidung zu finden, in welche er mich verwickelt hatte. Somit schwieg ich.

Jetzt waren uns jene beiden näher gekommen und Battista fragte den Doktor, wie ich mich befände. Ehe dieser noch

antworten konnte, hatte jener mich scharf in's Auge gefaßt, und schien sich mir absichtlich nähern zu wollen. Der Doktor faßte mich unter den Arm, deutete auf die Gondel und sagte zu mir:

„Steigen Sie ein, Herr Confrater! Wir müssen eilen, damit wir noch zur rechten Zeit kommen."

Mit einem Tone, wie ihn etwa ein König anzunehmen pflegt, und den ich nie an ihm bemerkt hatte, rief jetzt Battista:

„Bleiben Sie, Herr Doktor!"

Der Doktor gerieth in sichtbare Verlegenheit, und schien für den Augenblick keines bestimmten Entschlusses fähig zu seyn. Doch faßte er sich bald wieder, stieß mich ziemlich unsanft in den Kahn, und antwortete dem Battista, daß er jetzt keinen Augenblick Zeit zu verlieren habe, weil er eine kranke Dame besuchen müsse, die in den letzten Zügen läge.

Nachdem er dies gesagt hatte, gab er dem Gondelier einen Wink, der auch im Augenblicke mit uns davon schiffte.

Ich blickte zurück nach Battista und sah, wie er in Unentschlossenheit unsere Gondel mit den Augen verfolgte, so lange er sie sehen konnte.

Ich habe nun seit dieser ganzen Verhandlung mit dem Doktor und dessen abentheuerlichen Beginnen eine entehrende Unthätigkeit beobachtet, und will jetzt, wenn nicht jenem, doch wenigstens dem Leser beweisen, daß ich auch einen Beobachtungs-Geist habe und gebrauche.

Diesem zu Folge erfahre der geneigte Leser, daß bei meiner ganzen Doktorwerdung, welcher jene im Kunstkabinette des Sektions-Leichnams vorangegangen war, nichts mich so sehr Wunder genommen hatte, als derjenige, welcher mit diesem Aktus in gar keiner Verbindung stand, nemlich Battista.

Dieser Battista war mir schon längst ein Räthsel gewesen, dessen Auflösung ich nicht hatte finden können. Jetzt, da ich ihn mir bei'm hellen Tageslichte besehn hatte, schien er mir gar ein Labyrinth zu

seyn, in welchem für meinen Scharfsinn kein Ausweg zu entdecken war.

Ich wollte mich überreden, daß ich mit diesem Battista in keiner als einer mittelbaren Verbindung durch meinen Vater stände, der ihn mir zum Mentor eingesetzt hatte. Je mehr ich dies zu bewerkstelligen suchte, je weniger wollte es mir gelingen, und ich war nicht übel aufgelegt, einer geheimen Stimme in mir Glauben beizumessen, welche mir sagte, daß mich dieser Battista anderweitig angehe.

Erwähnte Stimme sprach aber nicht etwa in deutlichen Worten, bei welchen nichts weiter nöthig gewesen wäre, als sie mit den Ohren zu hören, und mit dem Verstande aufzufassen; sondern sie gab nur einzelne Laute von sich, deren Sinn man eher rathen, als verstehn konnte.

So viele Mühe ich mir gab, derselben zu einer deutlichen, bestimmten Erklärung zu verhelfen, so wollte mir dieses keineswegs gelingen, und ich wußte immer

noch nicht, welchen weitern Antheil dieser Battista an mir nehmen dürfte.

Aus Betrachtung meiner selbst und des Battista war, wie ich wohl sah, weiter kein Vortheil zu schöpfen, und ich beschloß, meine Gedanken von beiden ab und lediglich auf das Beginnen des Damen-Doktors zu wenden.

Dieser hatte von seiner Seite den Battista eben so wenig außer Augen gelassen, als dieser jenen. Der Gondelier rudderte nach Leibeskräften, und ich wußte eigentlich nicht, sollte ich mich erzürnen, oder über das Narrenspiel des Doktors in ein bührendes Lachen ausbrechen?

Nebenher will ich es einmal versuchen, den geehrten Leser in die geheimste Falte meines Herzens sehn zu lassen, und vielleicht gelingt es ihm besser, als mir, den Geist zu durchschauen, der mich in diesem Augenblick beherrschte.

Wenn ich bedachte, daß dieser Damen-Doktor in jener berüchtigten Nacht, in welcher ich freilich nicht in die Hände der zehn

zehn Männer, aber auch nicht in die Arme der Herzogin gefallen war, ungebetner Weise wie vom Himmel gefallen, seine Dienste zu meinem Besten angewandt hatte, wobei ich immer sehr gut gefahren war, so wollte es mir mit ganz geringem Aufwande von Nachdenken deutlich werden, daß quästionirter Doktor dabei nicht nach eigenem, sondern nach fremden Antriebe gehandelt habe.

Von meinem Schicksale in jener Nacht waren nur vier Personen, und einige von diesen sogar nur theilweise unterrichtet. Dantinelli hatte sich bereits aus dem Staube gemacht, als die vermeinte rothe Gestalt erschien, und konnte, ohne ein wahrer Hexenmeister zu seyn, von meinem, unmittelbar darauf folgenden Schicksale keine Kenntniß haben.

Don Fernando hätte mich eher dem Scharfrichter, als dem Doktor überliefert, und mich lieber in den Tod, als in das Leben geschickt. Ueber dem war ihm die

Endkatastrophe meines Schicksals in jener Nacht durchaus unbekannt.

Donna Miranda schwebte selbst in den Armen des Todes, und konnte sich folglich um mein Leben nicht bekümmern.

Es blieb allein die Herzogin Chigramonte übrig, die von dem muthmaßlichen Erfolge des tragischen Ereignisses jener Nacht eine gerechte Ahnung gehabt haben konnte, und auf diese fiel also, wie auf den Schwerpunkt meiner physischen Existenz, das gesammte Sehnen meines Herzens, und die fatale Ahnung meines ganzen Lebens in gerader Richtung zurück.

Es war demnach bei mir keinem Zweifel mehr unterworfen, daß der Damen Doktor der Doktor, und in diesem zugleich das Faktotum der schönsten Dame in der ganzen Welt wäre, nämlich der Herzogin. Und zu wem konnte derselbe mich führen, als zu dieser, die mir, wie es mir deutlich werden wollte, endlich noch vom Schicksale zu meinem Schicksale gegeben werden würde.

Ob ich nun gleich im Herzen über das Endresultat aller dieser Betrachtungen höchst erfreut zu seyn Ursach hatte, und auch nicht ermangelte, es in der That zu seyn, so wollte ich mir dennoch gegen den Damen-Doktor das Ansehn geben, als sey es mir recht erbittert um's Herz. Zu dem Ende apostrophirte ich ihn folgendergestalten.

„Ueber die Leichtigkeit, mit welcher Sie, mein guter, ehrlicher Doktor, mich, wie eine Marionette, am Faden, oder wie ein Pferd am Gängelbande, führen, müssen Sie im Herzen wohl selbst ganz eigene Betrachtungen anstellen, die, wollen Sie es sonst aufrichtig gestehen, durchaus nicht zu meinem Ruhme ausfallen dürften. Ich bitte, sich keinen Zwang anzuthun, sondern offen und gerade heraus zu gestehn, ob Ihnen, Zeit ihrer Damen-Praxis, je etwas dergleichen so leicht geworden ist, und so wenig Aufwand Ihrer Kunst erfordert hat, als diejenige praktische Behandlung, welche Sie mir angedeihen lassen."

Der Damen-Doktor sah mich mit einer Miene an, als wollte er dem keinen Glauben beimessen, was ich ihm so eben Schuld gegeben hatte. Er lächelte, und sagte in recht peroriendem Tone:

„Schon mehr als ein denkender Kopf hat behauptet, daß der Schein triege, und daß das Leichte oft das Schwere sey. Mein Beispiel bestätiget es. Möge der Himmel geben, daß die überstandenen Schwierigkeiten die letzten sind, und daß sich nicht noch zukünftige finden mögen, die hinterher dem jetzigen Gelingen der Sachen, als feindliche Geister widerstreben werden."

So redete der Damen-Doktor. Ich hatte nicht Lust, das absichtlich hingeworfene Gleichniß zu durchschauen, und sah mich in der Welt herum. Es war ein heiterer, schöner Tag, und die Gondeln kreuzten sich mehr als gewöhnlich in den Canälen.

Es war das erstemal, daß ich, seit jenem ersten und letzten Ausgange am Tage meiner Ankunft in Venedig, und seit

meiner Krankheit, die durch jenen Ausgang zu mir eingegangen war, das Haus verlassen hatte. Ich befand mich wohl dabei, wieder einmal in einer kosmopolitischen Betrachtung der Werke Gottes mein Vergnügen zu finden, und überließ mich derselben in gänzlicher Freiheit, indem ich im Herzen dem Damen-Doktor das Wohl meiner Seele, und dem Gondolier das Wohl meines Leibes anvertraute.

So fuhren wir fort, und ich beobachtete die vorüberfahrenden Gondeln, die fast alle mit einer Auswahl der Venezianischen Damen besetzt waren.

Seit meiner Abreise aus der Residenz hätte ich mich fortgesetzt in einer so beschränkten Lage befunden, daß mir ein Athmen aus freier Brust und eine freie Willkühr meines Geistes und Leibes ganz unbekannte Dinge geworden waren. Ich beschloß demnach, diese Gelegenheit zu nutzen, und einmal zu thun, als wenn ich mein eigner Herr wäre.

In Folge dieses Entschlusses vergaß ich sämmtlicher Unglücksfälle, die mir auf Italiänischem Grund und Boden begegnet waren, und gebot mir selbst ganz allein in diesem Augenblicke zu leben, und das Andenken an die Vergangenheit, wie auch die Hoffnung der Zukunft, gänzlich von der gesammten Quantität meiner Seelenkräfte auszuschließen.

Ich betrachtete also die vorüberfahrenden Gondeln, mehr aber noch die Besitzerinnen derselben, und war bereits längere Zeit diesem Geschäfte obgelegen, als mein scharfes Auge in weiter Entfernung eine Gondel entdeckte, in welcher unter mehreren Personen ein Frauenzimmer befindlich war, die mir nur eine Seite ihres Körpers zugekehrt hatte.

Je mehr ich das Profil dieses Körpers betrachtete, je deutlicher ward es mir, daß die Besitzerin desselben mir nicht fremd seyn könnte. Da nun der bloße Gedanke, in den Canälen Venedigs einer meiner weiblichen Bekanntschaften aufzustoßen, schon

hinlänglich war, mir eine namhafte Furcht einzujagen, so wäre ich beinahe geneigt gewesen, meinem Damen-Doktor die Wahrheit zu gestehn, und denselben einen andern Weg einschlagen zu lassen.

Doch mischte sich hier meine alte Schwachheit, nie einen Entschluß fassen zu können, mit in's Spiel, und ich sah mit Zittern der völligen Annäherung der Gondel entgegen, ohne jedoch zu wissen, was ich thun sollte, wenn nämlich die Dame in derselben, so wie mir unbezweifelt schien, mit Theil genommen hätte an dem Gebände meiner Italienischen Unglückseligkeiten.

In solcher Herzensbeklemmung verlebte ich die wenigen Augenblicke, die mir noch bis zur örtlichen Gemeinschaft mit der Gondel übrig waren. Wie staunte ich aber, als ich gewahr wurde, daß obige Beklemmung in eine völlige Revolution meiner geistigen und körperlichen Existenz überging.

Der geneigte Leser wird sich hierüber nicht wundern, wenn ich ihm nämlich andeute,

daß besagte Gondel jetzt in meine Nähe gekommen war, und daß ich in derselben dasjenige weibliche Wesen entdeckte, dessen Schuld es nicht seyn wird, wenn ich einstens, mit der Krone der Junggesellenschaft geschmückt, zu Grabe getragen werde. Halte ich noch nöthig, dem Leser anzudeuten, daß es die Gräfin Caresini war, die sich in der Gondel befand, und im Vorüberfahren einen Blick auf ihren unverehlichten Ehemann werfend, einen lauten Schrei der Ueberraschung ausstieß.

Außer ihr saßen noch ein paar Frauenzimmer, und ein bildschöner Mann, mit in der Gondel. Letzterem schien die Sorge um die Gräfin sehr am Herzen zu liegen. Denn kaum hatte diese jenen Laut der Ueberraschung von sich gegeben, als er sich angelegentlich nach der Ursach dieser Erscheinung erkundigte, und ihr alle mögliche Aufmerksamkeit bezeigte.

In der allerneuesten Zeit meines Italienischen Lebens, schien es Mode werden zu wollen, daß ich auch noch, nebst an-

dern geistigen Uebeln, mit der Eifersucht zu kämpfen haben sollte. Bei Battista, oder vielmehr bei der Herzogin Porträt in dessen Händen, hatte ich mit dieser Eigenschaft meines Sinnes den Anfang gemacht, und war damit bereits zu einem hohen Grade gediehen, als ich obige schöne Manns-Person in der Mühwaltung um meine unverheirathete Gemahlin so aufmerksam und ausschließlich begriffen fand.

So unbefangen ich auch dem geehrten Leser bei Erscheinung der Gräfin zu scheinen mir Gewalt angethan habe, so muß ich's demselben doch offenherzig bekennen, daß es im Innern meines Herzens ganz anders beschaffen war.

Meine alte Unbeständigkeit fing einmal wieder an, mich mit derben Fäusten zu schlagen. Ohne Rücksicht auf den Sektions-Leichnam, an welchem ich bedeutende Wissenschaften erlernt und geübt, und welchen Leichnam ich vielleicht zum wahren gemacht hatte, folgte ich jetzt nur deswegen dem Damen-Doktor so geduldig, weil ich

erwärtete, daß er, ein Abgesandter der Herzogin, mich in deren Arme führen würde. Im Herzen die Sehnsucht nach meiner Retterin aus der Todesgefahr bei Don Fernando, verhaß ich diese über den Anblick der Gräfin Carestini beinah völlig, und wäre nicht übel aufgelegt gewesen, die sie in jene Brautkammer zu folgen, aus welcher mich die Bosheit des Bärtinelli so unsanft verjagt hatte.

Ich hab mir in der That bedeutende Mühe, mich in der Treue zu bewahren, und wollte meinen Sinn von sämmtlichen Verhältnissen in welche ich nach und nach mit der Gräfin gerathen war, ernstlich abziehen. Der Wille des Menschen ist freilich sein Himmelreich, aber der meinige, der wohl für einen solchen gelten konnte, bereitete mir weder einen Himmel im Himmel, noch auf Erden, sondern verstimmte alle und jede Harmonie meines Gemüths.

Da ich's nun bereits aus Erfahrung wußte, wie selten ich etwas aus eignem Willen geleistet hatte, so wollte ich auch

für dieses Mal auf einen solchen Verzicht thun, und jedes Andenken an die Gräfin nicht nur nicht aus meinem Gedächtnisse verbannen, sondern dasselbe sogar im Gegentheile darin hegen und pflegen.

Kaum war ich in der Ausführung dieses Entschlusses um einige Schritte vorwärts gegangen, als ich zu meinem größten Erstaunen sah, das ich über dem Geschäfte, gar keine Willen zu haben, auf den Punkt gekommen war, einen wirklichen zu haben, von dem ich, wenn er nicht bloßer Wille bleiben, sondern auch zur That übergehn würde, zu seiner Zeit wohl einmal sagen könnte, er sey mein Himmelreich gewesen.

Da dem geneigten Leser daran gelegen seyn dürfte, diesen Willen kennen zu lernen, so will ich nicht länger anstehn, ihm denselben kund und zu wissen zu thun. Sollte es jedoch der Fall seyn, daß dieser mein Wille sich schon so deutlich ausgesprochen hätte, daß ich ihn nicht erst anzudeuten, sondern ihn nur dreist den geehrten Leser

rathen und auch finden zu lassen brauchte, so ist es nicht meine Schuld, wenn ich gegenwärtigen Prozeß meines Willens ein wenig über die Gebühr ausdehne, sondern des Lesers, auf dessen divinatorischen Scharfsinn ich als Biograph meines Lebens nicht Rücksicht nehmen darf, sondern jeden Umstand desselben mit philosophischer Bestimmtheit andeuten muß.

Nach dieser Vorerinnerung will ich nun also auf meinen obigen Willen zurück kommen, und dem geehrten Leser anzeigen, daß derselbe lediglich und allein die Gräfin Caretstill und eine wirklich eheliche Verbindung mit derselben zum Gegenstande hatte.

Bedachte ich nun, daß ich die Gräfin schon einmal geehlicht hatte, und daß es vielleicht des Himmels Wille seyn dürfte, die Bosheit des Bantinelli zu einem guten Endzwecke zu wenden, so war ich nicht übel aufgelegt, stehendes Fußes Hand an meine Gemahlin zu legen, und sie den Händen des schönen Mannes, als in wel-

chen ich sie glaubte, mit Gewalt zu entreißen.

In das Andenken dieses Liebes-Werks und in die Pläne zu Realisirung desselben versunken, hatte ich bereits einen Fuß zur Gondel hinausgehoben, als mich der Damen-Doktor noch zur rechten Zeit faßte, und mich unsanft aus meinem Himmelreiche, welches nämlich mein Wille war, in die Gondel zurück warf, indem er ganz kaltblütig sagte:

„Wollen Sie sich denn mit sehenden Augen in den Canal stürzen?"

Die Anstrengung zu meinen Willen zu gelangen, mußten mir bedeutend zugesetzt haben. Denn ich hatte bereits Gondel und Damen-Doktor rein vergessen, als mich letzterer, wie ich so eben gemeldet, in erstere zurück warf. Ich konnte mich nicht so gleich wieder fassen, und sah ihn etwas verstört in's Angesicht, und so mit mußte er einen Rückfall in mein hitziges Fieber befürchten. Er faßte mir den Puls und sagte sehr ernsthaft:

„Hätte ich doch geglaubt, ihr Fieber in der Wurzel gefaßt, und aus Ihnen herausgerissen zu haben. Doch denke ich, soll es nichts weiter zu bedeuten haben. Nehmen Sie dies.“

Mit diesen Worten reichte er mir ein Pulver, daß ich verschlucken sollte. Lieber hätte ich dies, als seine sonderbare Rede verschluckt. Denn es ärgerte mich, in diesem Momente der Besinnung von ihm für unsinnig gehalten zu werden. Ich wies sein Pulver mit folgenden Worten von mir zurück:

„Daß doch der Mensch es nicht lassen kann, seinen Stand und seine Beschäftigung, wie ein ihm aufgedrücktes Siegel, zu jeder Zeit und bei jeder Gelegenheit zur Schau zu legen. Der Seemann weiß von jedem festen Gegenstande auf das Wasser überzugehen. Der Soldat riecht sogar in der Mistpfütze militärisches Pulver, und der Doktor führt allenthalben medizinisches bei sich.“

Der Damen-Doktor fiel mir plötzlich in die Rede.

„Und ein junger Liebesritter wittert in jeder Schürze einen Gegenstand seiner Gemüths-Ergötzung. Glauben Sie, daß es mir verborgen geblieben, wie jener weiße Schleier keinen Schleier über Ihre Sinnes- und Herzensmeinung geworfen hat?"

Bei diesen Worten zeigte er auf die Gondel, in welcher sich die Gräfin Carestini befand, die in der That einen weißen Schleier über die Hälfte ihres schönen Antlitzes geworfen hatte, nach Art des Mondes, dessen eine Hälfte von den Strahlen der Sonne erleuchtet wird, und dessen zweite die kalte Erde verdunkelt.

Der Ausdruck des Damen-Doktors frappirte mich, und ich fühlte mich geneigt, ihm denselben nicht so ungerügt hingehn zu lassen. Ich sagte ihm deshalb:

„In jeder Schürze? Ey, ey, Herr Doktor! die Akademie della Crusca würde Ihnen diese teutsche Phrase um so weniger verzeihen, da jene Dame, so viel ich

gesehn, keine Schürze auf ihrem Leibe hat. Dieser Ausdruck ist also nicht allein gegen die Sprache, sondern auch sogar gegen die Sache, und demnach in keinem Falle zu gestatten."

Der Damen-Doktor nahm eine wichtige Miene an, und sagte:

„Was die Crusca gestattet oder nicht gestattet, davon kann hier überall nicht die Rede seyn, wohl aber davon, was ich gestatten dürfte. Ich werde aber nicht gestatten, daß Sie für gegenwärtigen Augenblick in irgend eine Verbindung treten mit dem Schleier."

„Aber Sie werden mir doch gestatten, diesen Zettel zu lesen."

Bei diesen Worten zeigte ich ihm ein Papier, welches ein vorüberfahrender Gondelier in unsere Gondel geworfen hatte. Dieser Gondelier war von der Gräfin abgeschickt, und hatte uns unbemerkt mit der größesten Schnelligkeit eingeholt.

Ich konnte mich einer freudigen Aufwallung nicht erwehren, und hielt den Zettel

Zettel, wie ein Siegeszeichen, welches ich im Kampfe mit dem Damen-Doktor erobert hatte, letzten entgegen, indem ich den ganzen Aktus mit einem schadenfrohen Lächeln begleitete, der auch seinen Endzweck, den Damen-Doktor zu ärgern, im geringsten nicht verfehlte.

Ich warf meine begierigen Augen auf den Zettel, und las in teutscher Sprache folgendes!

„Zwölf Uhr Nachts in der Erbaria. *)"

Nach Lesung dieser Worte wollte es mir auf einmal so wohl werden, wie es mir die Zeit meines ganzen Aufenthalts in Italien noch nicht gewesen war. Mein Herz ward mit einer Freude erfüllet, die sich nicht in dasselbe verschließen lassen woll-

*) Die Erbaria ist der angenehmste Platz in ganz Venedig, den man nur Abends spät vor Schlafengehen besucht. Hier ist der Sammelplatz der schönen Welt, besonders der weiblichen, und die Spaziergänge werden oft bis gegen Morgen fortgesetzt. Diese Erbaria befindet sich am Ufer des großen Canals, der an die Brücke Rialto stößt.

te. Ich mußte sie auslassen, und zwar umarmte ich den Damen-Doktor mit solcher Heftigkeit, daß er einen langen Seufzer ausstieß, und folgende Worte deklamirte:

„Der Mensch denkt's, Gott lenkt's! Auch die besten Pläne scheitern, wenn es des Schicksals Wille nicht ist, daß sie gelingen sollen. Welche Mühe und Arbeit hat es mich gekostet, bis auf diese Stelle zu kommen? Ein paar Worte auf einen Zettel geschrieben, sind im Stande, meine ganze Hoffnung zu vereiteln. Was nun anfangen?"

„Lassen Sie den Muth nicht sinken, ehrlicher Doktor! Vielleicht ist noch nicht alles verlohren. Sie sollen mich nicht für nichts und wieder nichts zum Doktor gemacht haben. Führen Sie immer Ihren Plan aus. Ich widerstrebe Ihnen nicht."

Mit einer Miene, in der sich seine fehlgeschlagene Hoffnung ganz deutlich spie-

gelte, kehrte er sich von mir ab, und sah verzweifelnd in's Wasser.

Ich drehete ihm ebenfalls den Rücken zu, und sah in das Volksgewühl, um desto ungestörter meinen Gedanken an das gegebene Rendezvous nach zu hängen.

In Folge dieser Gedanken machte ich eine Bemerkung, die mich in Erstaunen [redacted] Wie war es möglich gewesen, daß mich [redacted] Gräfin erkannt hatte, da so gar Battista und Gottvertraut von meinem Doktorhabit getäuscht worden waren?

So groß auch die Liebe der Gräfin zu mir seyn mochte, so trauete ich doch der ersten keine Divinations-Gabe zu, mein eigentliches Ich unter den Lumpen eines fremden Doktor-Ichs aufzufinden. Die Art und Weise also, wie ich von meiner unverheirahteten Ehegattinn erkannt worden, war und blieb mir ein Räthsel.

Doch lag mir die Sache selbst so tief am Herzen, daß ich für das Wie und Warum derselben wenig Intresse in mir verspürte.

Es sollte mich geringe Mühe kosten, den Leser, zu überreden, als habe ich nur wenigen Drang in mir verspürt, meine Gemählin wieder zu sehen. Denn da der Mensch der einzige gültige Zeuge seiner Gedanken und Meinungen ist, und hier das eigne Zeugniß nur ganz allein das gültige seyn kann, und jedes fremde hingegen zu den ungültigen gehört, so müßte sich der Leser mit dem meinigen begnügen, und mir auf's Wort glauben, was ich ihm von meiner Sehnsucht nach meiner Gemahlin verkündigen wollte.

Da ich aber weder vor dem weltlichen Richter, noch vor dem geistlichen Gewissen, ein falsches Zeugniß abzulegen im Stande seyn würde, so will ich den geehrten Leser auf meine kosmopolitische Ehre versichern, daß ich lieber in der zwölften Minute meiner jetzigen augenblicklichen Existenz, als nun zwölf in der kommenden Nacht, zu den Füßen meiner Gemalin gesunken seyn, und derselben den innersten

Wunsch meines Herzens aufgedeckt haben würde.

Jedoch mußte ich mich in Geduld fassen, weil ich, so viele Mühe ich mir auch deshalb genommen hatte, kein Mittel ersinnen konnte, die Zeit von hier bis Mitternacht zu überspringen. Ich hätte gewünscht, ein Riese nicht im Raume, sondern in der Zeit zu seyn, um mit einem Schritte aus der jetzigen Tageszeit in die folgende Mitternachtzeit übertreten zu können.

Wiewohl ich, wie gesagt, weder ein Riese im Raume, noch in der Zeit war, so wollte es mir dennoch fast deutlich werden, als sey ich es im Herzen, welches ich, weil ich es nicht an sich selbst zu erkennen im Stande war, aus dessen Wirkung, nemlich aus einem Ueberfluß an Empfindungen und Gefühlen, abzunehmen die Gelegenheit hatte.

Wenn ich nun gleich nicht umhin kann zu gestehen, daß ich für diesen Augenblick ein großes Herz in mir verspürte, so muß

dies der geneigte Leser nicht zu meinem Nachtheile, und etwa so verstehen, als habe mein Herz auch viele Gegenstände umfaßt, welches nemlich der Wahrheit schnurstraks entgegen laufen würde.

Will sich der gefällige Leser noch derjenigen Gedanken und Meinungen erinnern, welche ich ihm weiter oben über die Natur eines gültigen Zeugnisses kund und zu wissen gethan habe, so wird demselben deutlich werden, daß über diejenige Aussage, welche ich so eben über den örtlichen Inhalt meines großen Herzens zu machen bereit bin, keiner besser und gültiger entscheiden kann, als eben ich selbst.

Aus eben diesem Grunde will ich demnach hier offen gestehn, daß es nicht meine Schuld war, wenn mein großes Herz mit der Macht seiner Gefühle und Empfindungen in diesen Augenblick nicht allein nicht das ganze weibliche Geschlecht, sondern auch nicht einmal diejenigen Individua desselben umfaßte, welche ich bereits mit meinen Armen umfaßt hatte.

Sollte nun aber der geehrte Leser zu wissen verlangen, wer dieses moralische Phänomenon meines genügsamen Herzens bewirkt hätte, so dient ihm zur Antwort, daß es niemand anders, als meine unverehlichte Gemalin war.

Hätte ich kein Riese im Raume der Zeit werden können, so war dagegen diese meine Gemalin eine Riesin im Raume alles dessen geworden, was ein liebesüchtiges Herz nur immer verlangen kann, und sie hatte solchergestalt mein ganzes grosses Herz ganz allein in Besitz genommen.

In der Abgeschiedenheit, in welche mich demnach die Hoffnung, heute Abend meine Gemalin zu umarmen, versetzt hatte, war es mir nicht füglich möglich, auf den Weg zu achten, welchen der Damen-Doktor, oder vielmehr dessen Gondolier nahm, und beiden wäre es eben so leicht gewesen, mich zu den Antipoden zu führen, als anders wohin.

Ich achtete nicht früher auf sie, als bis ich gewahr wurde, daß die Gondel

still stand. Wir befanden uns vor einem kostbaren Pallaste, und der Doktor ermahnte mich zum Aussteigen.

Ich that dies ohne Weigerung, weil ich in der bewußten Freude meines Herzens weder der Furcht noch irgend einem Verdacht in mir Raum gab. Der Doktor schritt voran, und wir giengen in den Pallast.

Es wollte mir freilich scheinen, als ob ich diesen Pallast nicht zum erstenmal sähe. Jedoch gelang es mir nicht, in der Geschwindigkeit den Grund von dieser Erscheinung auszumitteln, und ich begnügte mich bei mehrerer Muße darüber nachzudenken.

An der Bestimmtheit, mit welcher der Damendoktor vorwärts schritt, merkte ich, daß er ebenfalls nicht zum erstenmale in diesem Hause war. Er stieg die Treppe hinauf, öfnete ein Zimmer, und hieß mich hineingehn, indem er sagte, er wolle mich nur anmelden, und dann so gleich zurück kommen, um mich zu der Dame zu führen.

Ich ließ ihn gehn, setzte mich auf einen Stuhl nieder, und fieng an, über dies neue Abentheuer in stillschweigende Betrachtungen auszubrechen. War es die Herzogin, zu der mich der Damen-Doktor führte, oder sollte ich hier von den Reizen einer neuen Sirene umstrickt werden.

Es hatte alle Ahnung in mir aufgehört, und ich war weit davon entfernt, irgend ein Gefühl der kommenden Dinge zu haben. Doch muß der voreilige Leser nicht etwa glauben, als dehne sich dieser Mangel an Gefühl bis auf die kommende Mitternachtsstunde aus, als von welcher Zeit an ich allerdings eine ziemliche sichere Erwartung der Dinge in mir verspürte, welche da kommen würden.

Ich war mir selbst ein Räthsel, oder, ich fing vielmehr an, ein allgemeines Schema meiner Sinnesänderung vor meinen Augen zu verspüren, nach welchem Schema ich so ziemlich sicher war, den Gang meiner Herzensgefühle auszusehn.

Vermöge dieses Schema's war es mir denn auch kein Räthsel mehr, was ich eigentlich beabsichtigte. Die Entfernung der Herzogin und die Nähe meiner unverheirathete Gemalin, die hoffentlich bald eine verheirathete werden dürfte, standen in einem widerstrebenden Mißverhältniß mit einander.

Ich sah ein, daß ich das Gewisse dem Ungewissen vorziehen, und den Gedanken an die Herzogin für jetzt den Abschied geben müsse. Zu dem Ende wollte ich mich in Geduld fügen, und leiden, was der Damen-Doktor über mich verhängt hatte. Doch aber faßte ich den ernsten Entschluß, endlich einmal, und zwar um zwölf Uhr diese Nacht, mein eigner unabhängiger Herr zu werden, der höchstens von seiner rechtmäßigen Gemahlin abhängen würde.

Ich fing an, jetzt um ein Merkliches ruhiger zu werden, und sah mich um an dem Orte meines Aufenthalts. Ein Spiegel verschafte mir Gelegenheit, die äußern

Attribute meiner neuen Doktorwürde in Augenschein zu nehmen. Das vorzüglichste unter ihnen war eine ungeheure Allongenperücke, die zwei rechtmäßige Doctorköpfe hätte zur Gnüge bedecken können, und meinem einen unrechtmäßigen zu einer Haarwüste ward, in welchem dieser sich verlohr.

Die Verwunderung, in welche mich dieser ungewöhnliche Kopfputz versetzt hatte, war Schuld daran gewesen, daß ich noch keine Zeit gehabt hatte mein Gesicht zu betrachten, und ich wäre schier in Ohnmacht gefallen, als der Blick von meinem Haupte ab, und in mein Gesicht gleitete, wenn ich nicht zu gleicher Zeit mir ganz in der Nähe mehrere Stimmen vernommen hätte.

Ehe ich mir jedoch Mühe gebe, zu untersuchen, woher diese Stimmen kamen, will ich dem geehrten Leser berichten, daß statt meiner, ein ganz unbekanntes Gesicht in den Spiegel sah, welches ich deshalb, gleichsam als sähe es mir über die Schulz

ter in den Spiegel, hinter meinem Rücken suchte. Als ich es hier im geringsten, und doch im Spiegel stets wiederfand, kam ich endlich auf den Gedanken, daß dies Gesicht keinem andern, als mir gehören könne. Da jedoch dieses Gesicht keinen einzigen Zug von demjenigen an sich hatte, welches ich bis auf den heutigen Tag an mir gekannt, so setzte mich die sichtbare Veränderung, welche mit dem ersten und wichtigsten Theile meiner Person vorgegangen war, in nicht geringes Erstaunen.

Bei kälterm Blute fing ich endlich an, einzusehen, daß einzig und allein der Damen-Doktor an dieser Schändung meines Antlitzes Schuld seyn müsse, und daß es ihm nicht genügt habe, mir Doktor-Kleider anzuziehen, sondern daß er mir sogar eine alte Doktormaske vorgemahlt.

Nun muß der aufmerksame Leser nicht etwa glauben, als sey diese Maske eine wahre gewesen, die der Doktor mir über mein Gesicht gestülpt. Denn es hätte mit Recht vermuthet werden können, daß ich

dieſes nicht unbemerkt gelaſſen, ſondern es an dem unbefugten Coſtümier verdientermaſſen geahndet haben würde.

Alſo eine eigentliche künſtliche Maske war nicht über meine uneigentliche, natürliche gehülſet worden, ſondern es hatte lediglich dem Damen-Doktor beliebt, vermöge einiger Farbenſtriche meinem Geſichte eine Verunſtaltung zu geben, durch welche ich mich ſelbſt nicht mehr zu erkennen im Stande war.

Nun wird zwar behauptet, daß man ſich ſelbſt am wenigſten zu erkennen vermag. Da dieſer Satz jedoch nur moraliſch zu verſtehen iſt, ſo folgt hieraus noch immer nicht, daß man auch phyſiſch das Geſicht ſeines Nachbars beſſer inne habe, als ſein eigenes.

Da wir nun gegenſeitig, der Leſer und ich wiſſen, wie wir mit meinem Geſicht daran ſind, ſo wird mir letzter auch erlauben zu unterſuchen, wie wir mit den Menſchenſtimmen in meiner Nähe daran ſind.

Diese Stimmen ließen sich in einem Nebenzimmer hören, dessen Eingang ich alsobald aufgefunden hatte. Da mir für diesen Augenblick nichts besseres zu thun übrig blieb, so wollte ich versuchen: ob ich jene verstehen, und den Inhalt ihrer Rede vernehmen könnte.

Zu dem Ende näherte ich mich jenem Eingange und legte mein Ohr hart an die Wand, um so wenig als möglich von dem Ort der Unterredung entfernt zu seyn.

Aber bei dem ersten Laute, welchen meine Ohren vernahmen, wäre mir beinah aller Muth gesunken, noch ferner zu horchen. Das bekannte Sprichwort ward bei mir ein wahres Wort, mit dem Unterschiede, daß ich nicht meine Schande, wohl aber meinen Untergang mit eignen Ohren vernahm.

Der geneigte Leser wird hoffentlich eben so, wie ich, in Erstaunen gesetzt werden, wenn ich ihm sage, wessen Stimme es war, die meinen Todesausspruch that. Meine Ohren hatten nemlich so deutlich,

als sähen sie zugleich, die Stimme meines Todesrichters erkannt, dieser war niemand anders, als — Don Fernando, der Gemahl der Donna Miranda.

Wenn ich in diesem Augenblicke den Damen-Doktor für einen Böswicht erklärte, so konnte ich dies mit Fug und Recht thun, weil es ganz natürlich war, daß ich ihn für einen Verräther hielt, der mich der Rache des Don Fernando überantwortet hatte.

In dem ersten Antriebe desjenigen Effekts, welchen die Stimme dieses furchtbaren Menschen auf mich machte, war ich entschlossen, so geschwind als möglich die Thür zu suchen, und nicht den geringsten Laut meiner Anwesenheit von mir zu geben.

Doch verspürte ich in diesem Augenblicke einen Anfall von Optimismus, welcher mir schon oft zugesetzt hatte, und vermöge dessen ich jetzt nicht umhin konnte, zu finden, daß Gott alles wohl gemacht habe, selbst meine hiesigen Unglücksfälle,

die sich doch sämmtlich in ihrem Ausgange zu meinem moralischen Heil gekehrt hatten, wenn gleich mit unter das physische darüber in die Brühe gerathen war.

Zu diesem Optimismus gesellete sich für den jetzigen Augenblick, noch ein gänzlicher Mangel an Furcht, der mich keine körperliche Gefahr scheuen hieß. Auch war es mir durchaus unmöglich, den Damen-Doktor für den Helfershelfer des rachsüchtigen Don Fernando zu halten.

Ich vermochte also nicht troz der augenscheinlichen Gefahr, in welcher ich schwebte, wenn ich zufällig von diesem erkannt werden sollte, den Ort zu fliehen, an welchem ich mich mit dem blutdürstigen meiner Feinde unter einem Dache befand. Nebenher verließ ich mich auf das Mahlergenie meines Doktors, durch welches mein Gesicht ein Scaramuzisches geworden, welches einer Masquen-Pantomime keine Schande gemacht haben würde.

Nach dieser Aus- und Abschweifung, zu welcher mich meine anfängliche Furcht, die

die ich fälschlich für eine solche gehalten, veranlaßt hat, will ich jetzt ohne Verzug zu der Rede meines Todtenrichters übergehen, von der dem geehrten Leser, Trotz jener Ausschweifung, keine Silbe verloren gehen soll.

Ehe wir jedoch die Rede des Don Fernando betrachten, wollen wir vorher dessen Person betrachten, und zwar durch ein Schlüsselloch, welches der Schlösser zu einem Augenloche gemacht zu haben schien, so genau paßte das meinige in dasselbe hinein.

Er sitzt auf einem Sopha und liebkoset ein weibliches Wesen, welches den Rücken nach dem Schlüsselloche gekehrt hat, und also von uns nicht erkannt werden kann.

Aus der Art und Weise, mit welcher sie sich in diesem kritischen Augenblicke gegen einander benehmen, geht zur Gnüge hervor, daß sie einer ziemlichen, doch nicht der letzten Vertraulichkeit unter sich pflegen. Letztes schließen wir aus dem ent-

schiedenen Widerstande, mit welcher bewußtes weibliches Wesen gewisse Liebkosungen des Don Fernando ab- und zur Ruhe verwieß.

Don Fernando redet, wie folget:

„Wie gesagt, schönes Mädchen, meine Macht kann sich mit der des Raths der zehn Männer nicht messen. Hier hat er bedeutende Fürsprache erhalten; und ich darf es mit diesen nicht verderben. Er soll sich schon längst wieder auf freien Füßen befinden, und vor der Ahndung des rothen Gerichts außer aller Sorge seyn. Er hat den Wurm des Verdachts und der Ungewißheit in mein Herz gelegt: und ich werde nicht ruhig, so lange ich ihn noch im Leben weiß. Mag Donna Miranda alle Heiligen des Himmels zu Zeugen ihrer Unschuld anrufen, die Furien der Hölle, welche seit jener Nacht an der Ruhe meines Lebens nagen, sind mächtiger, als jene. In jedem Geräusch ahne ich einen Zusammenhang mit der Untreue meines Weibes, und Träume, die mir diese andeuten, er-

schrecken mich, als wären es wahre Begebenheiten. Mit dem letzten Hauche seines Lebens, wird auch der böse Dämon, der mich wie einen Verdammten martert und peinigt, den letzten Hauch seiner teufelischen Existenz in mir von sich geben."

Dies war die Rede des Don Fernando, die einem Todesurtheile ähnlicher sah, als einer Geburtstags-Gratulation, und welche mir die vermeinte Furcht eingejagt hatte.

Jetzt antwortete das Frauenzimmer, und an dem Tone ihrer ersten Silbe, hörte ich, daß hier das Land der Wunder sey, woselbst die Unmöglichkeit zur Möglichkeit werde.

Ich will es dem lieben Leser nicht zu rathen geben, wer dem Don Fernando zur Seite saß, und aus einem Lebensengel, welcher er mir ehemals gewesen, zu meinen jetzigen Todesengel zu werden versprach; sondern ihm ohne weitere Umschweife sagen, daß Marcellina, jene Huldin, die mir nicht allein in der bewußten Nacht auf der

Villa der Gräfin Careſtini die Pforte des Lebens öffnen wollte, ſondern auch diejenige des Todes verſchloß, in welche mich der Marcheſe Cardanaro zu werfen in Bereitſchaft ſtand.

Alſo jene Marcellina war es, die dem Don Fernando zur Seite ſaß, und nicht allein ſeine Vergnügungen, ſondern auch ſeine Rachſucht zu theilen ſchien, wie nemlich aus der folgenden Antwort hervorging, die ſie ihm auf obige Rede gab:

„Ich theile Ihren Zorn. Auch mich hat der Graf beleidigt, und ich bin bereit, mit Ihnen gemeinſchaftliche Sache gegen ihn zu machen.“

„Wozu würde mir das förderlich ſeyn, ſchöne Marcellina? Mach lieber gemeinſchaftliche Sache mit mir für mich ſelbſt. Den Grafen überlaß mir allein.“

Bei dieſen Worten wollte er ſie umarmen. Sie ſtieß ihn zurück und ſagte:

„Sie würden ganz anders von dem Beiſtande urtheilen, den ich Ihnen anbiete, wenn Sie wüßten was mir bekannt iſt.“

Mir wollte bei dieſen Worten bekannt werden, daß ein böſer Geiſt in dieſe Marcellina gefahren ſey, und den guten aus ihr verdrängt habe, welchen ich ehemals in ihr erkannt hatte.

Don Fernando machte ein ungläubiges Geſicht, und fragte in einem ſpaßenden Ton.

„Nun, und was wäre das?"

„Davon hernach. Jetzt hören Sie. Ich bin, wie geſagt, auf das empfindlichſte von dem Grafen beleidigt worden, und ich habe ihm den Todt geſchworen. Es ſteht in meiner Macht, ihn in Ihre Hände zu liefern, und ich bin bereit, meine Rache mit der Ihrigen zu vereinigen, wenn Sie mir verſprechen, behutſam zu Werke zu gehn. Wir dürfen kein Aufſehn machen, weil der Graf hier unter bedeutendem Schutze ſteht. — Sorgen Sie für eine ſichere Gelegenheit, mit welcher wir ihn nach Murano*) auf Ihr Landhaus

*) Eine Inſel in der Nähe von Venedig, welche wegen den Glasfabriquen bekannt iſt.

bringen lassen können. Dort sind wir unbewachter, und sein Schicksal wird seinen Freunden verborgen bleiben können."

Was sagt der Leser zu den freundschaftlichen Gesinnungen, welche diese ehrliche Marcellina für mich an den Tag legte? Ich hätte eher den Untergang Venedigs im Adriatischen Meere, als den weinigen in dieser Marcellina geahndet.

Der rachsüchtige Don Fernando war überaus erfreut über Marcellina's Plan, und wollte Sie zum Beweise seiner Dankbarkeit umarmen, welchen Beweis sie jedoch erst nach vollbrachter That annehmen zu können versicherte.

Ohne sich weiter stören zu lassen, sagte er ihr in einem piquanten Tone:

„Uebrigens bist du mir ein Räthsel, du spröde Marcellina. Ich begreife nicht, in welcher Collision du mit dem Grafen gekommen seyn könntest, es sey denn in jene, welche zwischen einen schönen Mädchen, und einem solchen Lieberitter statt zu finden pflegt."

„Kümmere Sie das nicht weiter! Unsere Absicht läßt sich mit einander vereinbaren, und somit mag dies unser Hauptaugenmerk seyn, und jede fremde Erörterung von sich ausschließen."

„Gut, du schöne Marcelina! Wie du mich bezauberst, mit dem eigenen Geiste, der in dir wohnt. Ich thue Verzicht auf die Kenntniß deiner ehemaligen Verbindungen mit dem Grafen, die mich allerdings sehr interessiren würde. Doch gebe ich dir zu bedenken, daß ich es verlangen kann, von deinen jetzigen unterrichtet zu werden, die nicht allein um deinentwillen, sondern auch meines eignen Selbst wegen nöthig zu wissen sind, wie wird es dir möglich werden, ihn an einem Ort zu lecken, von wo aus wir ihn mit Sicherheit werden fortschaffen können? Oder hast du ihn vielleicht fortdauernd in deinen Schlingen?"

Nicht in meinen Schlingen ist er, sondern in den Schlingen ihrer Gemahlin."

„Ha, die Verbrecherin!"

„Keinen Pathos, Don Fernando! Ihre Gemalin ist unschuldig. Der Graf allein trachtet nach dem Besitz derselben, und sollte er auch den überlästigen Gemal derselben aus der Welt schaffen müssen.

Bei diesen Worten der Marcellina that es mir wirklich Noth, an mich zu halten, um nicht durch ein unzeitiges Aufbrausen, dem Don Fernando meine Gegenwart zu verrathen. Doch konnte ich es nicht lassen, über jene in folgenden Ausruf auszubrechen.

„O dreimal verwünschte Marcellina, deren Herz eben so sicher vom bösen Geiste, als ihr Körper vom guten Gott gemacht worden ist! Du wärst im Stande, die Lüge zur Wahrheit umzuschaffen, weil sie aus deinem schönen Munde kommt, welchen keines Menschen Auge einer solchen für fähig halten dürfte! Verläumderisches Wesen, in den selbst die Bosheit zum Reize wird, und welches mit dem üppigen Zauber seiner reizenden Hülle und Fülle mehr Eingang in böse so wohl, als in

gute Herzen findet, als der Teufel, der den Pferdefuß nachzieht, und die Hörner nicht verstecken kann! du moraliſch phyſiſches Phenomenon, welches die Sage zu Schanden macht, daß in einem ſchönen Körper auch eine ſchöne Seele wohnt, eine Sage, die uns, die uns ehrwürdig geworden iſt, weil ſchon unſre Großmütter ſie behauptet haben! du trügeriſche Seele, die den Sinn welchen ich in dir erkannt, in einem Vorheitsſinn umgeſchaffen hat! Du" — —

Bis ſo weit konnte ich nur kommen, in meiner Apoſtrophe, an die ehrenveſte Marcellina, nicht etwa, als wenn dieſe mir keinen weitern Stoff geweiht hätte, ſondern weil Don Fernando, der bis dahin in ein tiefes Nachſinnen verſunken geweſen, meiner Apoſtrophe auf Marcellina durch die ſeinige auf mich ein Ende machte. Mit letzter will ich den geduldigen Leſer verſchonen, weil man des guten leicht zu viel thun kann, und das ſie wenigſtens eben ſo gut, ob gleich nicht ſo verdient,

als die meinige auf Marcellina war, könnten erstere auf mein Wort glauben.

Als nun die Zeit, welche jedem zeitlichen Dinge, also auch der Apostrophe des Don Fernando auf seinen vermeinten Nebenbuhler gesetzt ist, um und verflossen war, redete jener von diesem in folgenden Ausdrücken, die dem dumpfen Nachrollen eines vorüberziehenden Gewitters, oder den letzten Tropfen einer von Regen entbundenen Wolke, oder der glimmenden Asche nach einem Brande, nicht mit Unrecht verglichen werden könnten.

„Ha, theure Marcellina nimm die Hälfte meines Vermögens, und gieb mir dafür das ruchlose Herz des Verbrechers, damit ich es mit meinen Zähnen zermalme und in giftigen Staub verwandele, aus welchem es gemacht worden ist. Sag mir, wann werden sich meine Ohren an seinem Gewinsel, wann meine Augen an den Verzuckungen sättigen, die ihm der langsame Todesschmerz auspressen wird?"

„Noch heute wird er in diesem Hause erscheinen.“

Diese Worte der Marcellina trafen mich, wie der Blitz aus hellen Wolken. Eine Ohnmacht wandelte mich an, und ich sank gegen die Thür, an welcher ich Don Fernando's und Marcellina's Rede mit angehört hatte. Die Thür gieng aus dem Schlosse. Ich stürzte ins Zimmer, und beide brachen in einen lauten Ausruf des Erstaunens aus.

Don Fernando sammelte sich zuerst und schrie, indem er mich vor die Brust packte:

„Wer bist du! Wie kommst du in jenes Zimmer?“

Der Schreck hatte mir die Zunge gelähmt. Ich sah ein, daß vom Momente an, wo Don Fernando mich erkennen würde, der letzte Augenblick meines Lebens gekommen seyn würde. Zum erstenmal in meinem Leben verließ mich die Gegenwart des Geistes, und ich stand an Seel' und Leib gelähmt, in der größten Erbärm-

lichkeit da. Ich selbst verachtete mich in dieser Lage, fühlte aber durchaus keine Fähigkeit in mir, aus derselben heraus zu gehen.

Don Fernando wiederhohlte seine vorigen Fragen mit entschiedenem Nachdruck, und vermehrte dadurch meine Verlegenheit.

Jetzt trat auch Marcellina hierzu, und heftete einen langen, durchdringenden Blick auf mich.

Ein Zug von Ueberraschung offenbarte sich in ihrem Gesichte, und gab mir deutlich zu erkennen, daß sie mich erkannt habe. Jetzt zweifelte ich keinen Augenblick, daß sie mich nicht dem Geinale der Donna Miranda verrathen, und mir dadurch ein unseliges Ende bereiten würde.

Sie öffnete den Mund, und ich befahl, ohne Waffen und Wehr wie ich war, meine Seele dem lieben Gott, und diejenige des Damen-Doktors, welcher mich in diese Mörderzrube geführt hatte, dem Teufel.

Marcellina öffnete also den Mund und sagte:

„Ha, sieh da, der Doktor von Donna Miranda! Haben Sie vielleicht das Zimmer verfehlt? Ihr Uebel scheint Sie noch immer nicht verlassen zu haben."

Dann wandte sie sich zu Don Fernando, und sagte:

„Der arme Mann ist schon eine geraume Zeit vom Schwindel geplagt, der ihn sicher in diesem Augenblicke befallen hat. Es ist freilich ein Doktor, der sich aber selbst nicht helfen kann."

In diesem Augenblicke war sie der meinige gewesen, und zwar von einem unnatürlichen Tode, den der unnatürliche Don Fernando über mich verhängt haben würde, wenn er gewußt hätte, daß ich seine Gemalin vor noch nicht gar langer Zeit beinahe in's Grab gebracht hätte, und zwar ohne ihr Doktor zu seyn.

Was sollte ich übrigens von dieser Marcellina denken? Hatte etwa bei meinem Anblick der Hinblick auf ein neues Leben

in ihr die Gedanken des Todes verdrängt, welchen sie mir bereiten wollte, oder war sie überhaupt in dem Falle gewesen, anders zu denken als zu sprechen?

Don Fernando ließ mich nicht lange bei'm Nachdenken über diesen Widerspruch im Charakter der Marcellina. Er hatte mich vom Kopf bis zum Fuße gemustert, und ließ verdächtige Blicke auf mich fallen, dann hies er Marcellina mich zu seiner Gemalin führen, und verließ das Zimmer, nachdem er mich noch bedeutend mit den Augen gemessen hatte.

Ich blieb allein mit Marcellina, und will es dem scharfsinnigen Leser nur offenherzig gestehen, daß ich mit einem gänzlichen Mangel an freiem Sinne meine jetzige Lage betrachtete, und mich obenein von meinem Stande gegen Marcellina geängstiget fühlte.

Diese sah mich mit einem ruhigen, wohlwollenden Blicke an, und sagte:

„Sie können nicht glauben, daß Ihre Vermummung mich zu täuschen vermog.

Mein Herz hat die ganze Kraft seiner Ahnung der Scharfsichtigkeit meines Gesichts verliehen. Ueberdem war ich von Ihrer Ankunft unterrichtet. Don Fernando sollte schon heute früh in Geschäften der Republik verreisen, hat aber Gegenbefehle erhalten, und war wenige Minuten von Ihrer Ankunft zurückgekehrt. Dies konnte weder Donna Miranda, noch der Doktor wissen, und somit wären Sie eine Beute des Todes gewesen, wenn ich Sie nicht gerettet hätte. Zum zweitenmale habe ich also den verderblichen Todesstoß von Ihnen abgewandt, und leide dafür an dem eignen Schmerze nie erfüllter Hoffnung. An Sinnes- und Herzensreinheit stehe ich keiner nach, und der äußere Stand ist nicht vermögend, Ihnen Liebe einzuflößen. Es sey Ihnen demnach überlassen, welche Dankbarkeit Sie gegen das Gefühl üben wollen, welches meinen Busen füllt. Sie sind frei und ich glaube nicht, daß Ihrem Ausgange aus diesem Hause Gefahr drohen wird. Was Ihnen aber auch noch be-

verstehen möge, so glauben Sie, daß ich eher mein Leben wagen werde, als daß ich das Ihrige gefährden lasse."

Die hohe, uneigennützige Liebe des Mädchens rührte mich, und ich konnte mich nicht enthalten, die Retterin meines Lebens in meine Arme zu schließen. Sie stand in verklärtem Lieb[illegible]iz da, und glich einem Schutzgeiste, den der Himmel zu meinem Heile auf diese Erde gesandt hatte. Meine Brust ward von sonderbaren Regungen bewegt, und ich fieng an, diese Marcellina aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten.

Welche von den Ruhestörerinnen meines Herzens auf hiesigem Grund und Boden hatte so viel für mich gethan, und so wenigen Eigennutz dabei im Hinterhalte gehabt, als eben diese Marcellina? Welche von ihnen hatte sich so offenbarer Gefahr unterzogen, und welche sich selbst in dem Tod für mich gestürzt, als jene?

Aus dem Kampfe aller dieser Betrachtungen mit einem Reste von nichtiger Anhänglich-

hänglichkeit an kleinliche Vorurtheile gieng endlich mein fester Entschluß, mit dem Lorbeer des schönsten Sieges geschmückt, hervor, und ich sagte der Marcellina in freudiger Ergießung meines Herzens:

„Ernte den Lohn deiner Thaten, du gute Marcellina, und reiche mir die Hand zum ewigen Verein. Laß uns noch in diesem Augenblicke dieses Haus und diese Stadt verlassen, und eine Freistatt in meiner Heimath suchen, wo dir kein Weib die Palme entreißen kann, welche dir dein Verdienst um mein Wohl in die Hand gegeben hat."

Ich faßte sie bei'm Arme, und wollte mit ihr das Zimmer verlassen. Mit einem schmerzlichen Wesen im Gesicht und Anstand entzog sie sich der Gewalt, mit welcher ich sie mit fortziehen wollte, und sagte:

„Ach, ein feindselig Geschick zerstört das Glück des schönsten Augenblicks meines Lebens! Ich schaue in den Himmel, und darf ihn nicht betreten!"

Jetzt schien sie sich gewaltsam zu sammlen, und sagte mit einer sichtbaren Anstrengung, um Fassung zu bekommen:

„Sie sind ungerecht gegen Donna Miranda, und ich darf mich dieser Ihrer Verwirrung nicht zu meinem Vortheile bedienen. Sie haben ihr die Pforten des Todes geöffnet, augenblickliche Vernichtung würde das Loos des liebenden Weibes seyn, wenn Sie von Ihrer Flucht mit mir hörte. Mein Glück bringe ich für diesen Augenblick ihrem Leben zum Opfer dar. Wird sie außer aller Gefahr seyn, so stelle ich mein zeitiges und ewiges Wohl in die Hände desjenigen, der mein ganzes Herz füllt. Möge er alsdann über mich gebieten, wie ihn gut dünken wird.

Hier hielt sie für einen Augenblick inne, faßte mich dann bei der Hand, und führte mich zur Thür, indem sie sagte:

„Jetzt kommen Sie zur Donna Miranda. Ein längeres Beisammenseyn, möchte uns verrathen."

Ich folgte dem Mädchen in völliger Hingebung. Diese Marcellina flößte mir durch die hohe, edle Festigkeit ihres Charakters und die zarte Weiblichkeit ihres Sinnes eine Achtung ein, die mir bis dahin ziemlich fremd gewesen war.

Da ich die Ungläubigkeit meiner Leser, als sey es mir mit dem, der Marcellina gethanen, Vorschlage kein rechter Ernst gewesen, in voraus sehe, so halte ich es für Pflicht, mich selbst zu rechtfertigen, und mich gebührender maßen gegen solchen Verdacht zu verwahren.

Es war nicht meine Schuld, daß die schöne Marcellina von meinem augenblicklichen Entschlusse keinen Gebrauch machen, sondern eine oder vielmehr mehrere Nächte dazwischen verstreichen lassen wollte. Denn es verhielt sich bei mir gerade umgekehrt wie bei andern Menschenkindern. Die ersten Eingebungen meines Willens glichen denen des Genies: sie waren immer die besten, und über Nacht kam mir allemal schlechter Rath.

Wer könnte mir voraus sagen, ob ich nicht vielleicht mit dem Eintritte in die Ehe mit Marcellina zugleich den Eintritt in die zeitlichen Freuden dieses Jammerthals gethan hätte? Da sie für mein Leben hatte sterben wollen, so würde sie mit weit gröſserer Wahrscheinlichkeit nicht für meinen Tod gelebt haben.

Schreibe ich meine Lebensbeschreibung, und lebte ich nicht vielmehr mein zu beschreibendes Leben, so könnte ich als umgekehrter Prophet durch die Hülfe des Endes meines Lebens den jetzigen Anfang desselben würdigen und beurtheilen. Da mir nun aber kein Blick in die Zukunft, also auch nicht in mein künftiges Leben, gestattet ist, und ich mein Leben nicht allein schreibe, sondern auch zugleich lebe; so werden sich die geduldigen Leser, in Betreff obiger moralischer Würdigung meiner Absicht auf Marcellina und den daraus entspringenden guten oder bösen Folgen, lediglich und allein auf das poetische Faktum verweisen lassen,

welches der Dichter meiner Lebensgeschichte dem vorgeschrieben, welcher sie lebt.

Ich folgte also, wie schon oben gesagt, meiner Führerin, welche mich in das Zimmer der Donna Miranda führte.

Ich betrat dieses Zimmer nur in so fern mit warmen Herzen, als es Mitleid für die Lage eines Weibes fällte, das durch mich gemordet worden wäre, wenn nicht das Schicksal ein anders beschlossen gehabt hätte.

Wie die aufgehende Sonne den Horizont röthet, so röthete meine Erscheinung das lilienweiße Antlitz der Donna Miranda. Ich sah mich nach dem Daniens Doktor um. Er war verschwunden und Marcellina hatte ebenfalls das Zimmer verlassen.

Mit himmlischer Sanftmuth in Gebehrde und Miene reichte mir Donna Miranda, die auf einem Bette lag, ihre Hand her, deren blendende Weiße mit dem Helldunkel des Zimmers lieblich contrastirte.

Im Ton eines verklärten Wesens redete Sie mich folgendermaßen an:

Den Tod aus den Händen meines Gemals wollten Sie von mir abwenden, und wenig fehlte, so hätten Sie ihn mir aus den Ihrigen gegeben. Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen. Ihre Rettung aus der Hand meines Gemals und der zehn Männer, von der mir der Doktor die erste Nachricht gegeben hat, ist mir ein Räthsel, und ich bin begierig, sie aus Ihrem Munde zu vernehmen."

Donna Miranda's Forderung setzte mich in große Verlegenheit. Es war mir unmöglich, ihr von meinem Abentheuer mit der Herzogin Rechenschaft zu geben, obgleich die Trennung und Absagung derselben, welche sie in jener merkwürdigen Nacht so feierlich bestätigte, der Donna Miranda einen kühlenden Balsam auf die Wunde ihres Herzens gelegt haben würde.

Ich lehnte demnach ihre Bitte von mir ab, indem ich ihr eine Willfahrung derselben bei nächster bequemer Gelegenheit

ve sprach, und fragte sie um ihr Schicksal seit jener unglücklichen Nacht, in welcher ich, statt ihren Gemal zu tödten, beinahe sie selbst getödtet hätte.

Sie erzählte mir folgendes:

„Nachdem ich in jenem fürchterlichen Momente, in welchem ich mein Leben an der Spitze des Dolchs meines Gemals schweben sah, den Schuß von Ihnen bekommen hatte, überzog meine Augen der Schleier des Todes. Ich stürzte nieder und verlor die Besinnung.

Als ich wieder in's Leben kam, befand ich mich unter den Händen der Aerzte. Die Kugel hatte mir die Schulter gestreift. Doch war die Wunde durch den häufigen Blutverlust bedeutender geworden."

Mein Gemal, der mich schon in den Armen des Todes geglaubt, ließ mich mit der behandeln, als ich es von seinem Charakter erwartet hatte.

„Ihr Schicksal gieng mir zu Herzen. Don Fernando machte wiederholte Anspie-

lungen auf Ihren Tod, und hätte mir dadurch bald den meinigen gegeben.

„Urtheilen, Sie demnach von dem Erstaunen, in welches ich versetzt ward, als mir jener Doktor, der Sie zu mir geführt hat, und welcher von meinem Gemale Ihre Geschichte erfahren hatte, am folgenden Morgen heimlich berichtete, daß Sie weit entfernt, in den Händen der Zehn Männer zu seyn, sich in der Gewalt eines hitzigen Fiebers befänden, von welchem er Sie jedoch eben so sicher zu befreien gedächte, als man Sie bereits aus jenen befreiet hätte.

Er stattete mir jeden Morgen von dem Zustande Ihrer Krankheit Bericht ab, und kaum hörte ich, Sie seyen außer Gefahr, so drang ich in ihn, Sie zu mir zu führen. Doch willigte er nur da erst in mein Begehren, als Sie bereits völlig wieder hergestellt waren. Für die Idee Ihrer Verkleidung bin ich ihm sehr verbunden, und dadurch vor jeder Entdeckung gesichert, selbst wenn uns Don Fernando

überraschen sollte, von dem es hieß, er werde heute eine Reise machen, und für längere Zeit abwesend bleiben. Doch ist diese Reise unterbrochen, und wie ich so eben gehört habe, er selbst jetzt im Hause.

„Ich habe eine Kammer-Frau, deren Sinn über die Lage gebietet, in welche das Schicksal sie gesetzt hat. Don Fernando sieht sie mit günstigen Augen, und dies giebt mir für die Zukunft Hoffnung, ein freieres und unabhängigeres Leben zu führen, und mir selbst und den Wünschen meines Herzens zu leben."

„Ohnehin hat mir Marcellina (so heißt die Kammer-Frau) ewige Ergebenheit gelobt und versprochen, meine Verbindung mit Ihnen nach allen Kräften zu begünstigen."

Ueber das Vertrauen, welches Donna Miranda in diese Marcellina setzte, stellte ich einige sonderbare Betrachtungen an.

Jene würde ganz anders gesprochen haben, wären ihr die Pläne bekannt gewesen, welche diese im Innern hegte, und

welche den Absichten der Donna Miranda schnurstraks zuwider liefen.

In diesem Augenblicke stellten sich mir die sonderbaren Schicksale derjenigen Weiber, die, von meinem ersten Tritt auf Italiänischen Boden an, meinen freien Willen beschrenkt, und ihre Willkühr zum Gesetz meiner Handlungen umgeschaffen hatten, recht lebhaft, und in ihrer ganzen Bizarrerie dar.

Ich war von allen zum Spielwerk ihrer momentänen Launen erkohren, und als ein solches zerbrochen und wieder zusammen gesetzt worden. Ohne Rücksicht auf meine Persönlichkeit, deren ich mich freilich für eine lange Zeit begeben hatte, jedoch ohne Präjudiz meines unbestrittenen Rechts auf dieselbe, hatten sie mich wie ein Ding behandelt, und ich war darüber in meinen Augen zu einem solchen herabgesunken.

Diese Betrachtungen beschäftigten mich dergestalt, daß ich aller Dinge außer mir vergessen hatte. Ein Angstgeschrei der Donna Miranda war der erste Gegenstand,

der wieder auf meine Sinne zu wirken anfieng. Ich warf einen Blick auf sie, und fand ihr himmlisches Gesicht wie vom Schatten des Todes überzogen.

Dieser Anblick entfesselte meine Sinne von den eignen Abstractionen, in welche sie versunken gewesen waren, und Donna Miranda hätte nicht nöthig gehabt, mit einer schweigenden ängstlichen Bewegung nach der Thür zu zeigen, um mich auf ein heftiges Geräusch aufmerksam zu machen, welches sich außerhalb des Zimmers vernehmen ließ.

Wären mir zehn Orakel zu Gebote gestanden, so hätte ich dennoch kein einziges derselben über die Ursach dieses Geräusches um Rath gefragt, so gewiß war ich überzeugt, daß der Wüterich Don Fernando abermals gegen mich im Anzuge wäre.

Diesmal war mir nicht wohl dabei zu Muthe, insbesondere, wenn ich bedachte, daß kein schützender Engel in der Person der Herzogin mir zu Gebote stehen

würde; und ich fieng an, den Sinn nach Abenthäuerlichkeiten in mir zu vermaledeien, dessen ich endlich ganz überdrüßig wurde.

Die Gefahr hatte schon so oft und manchmal bei mir gespukt, daß sie endlich einmal Ernst machen könnte, welches mir in diesem Augenblicke ganz und gar nicht angenehm gewesen seyn würde.

Noch hatte ich nicht Muße gehabt, mit allen diesen Betrachtungen auf's Reine zu kommen, als sich das Geräusch verdoppelte, und jemand mit Eile auf die Thür des Zimmers einstürzte.

Ich blickte hin nach derselben. Marcellina mit fliegendem Haare, und außer Odem stürzte, wie ein gejagtes Lamm herein, einen Dolch in der Hand, und schrie, indem sie diesen nach mir ausstreckte:

„Sie sind verloren!"

Donna Miranda sank von tödtlichem Schreck getroffen, auf das Lager zurück, und ich wußte nicht, sollte ich in der Ver-

son dieses rührigen Kammermädchens meinen Mörder begrüssen, oder noch eines andern warten?

Marcellina ließ mich nicht lange im Dunkel über ihr Vorhaben. Mit starker Hand warf sie mich zu Boden, und rief:

„Der gewisse Tod ist Ihr Loos, wenn sie einen einzigen Laut von sich geben."

Warum ich diese fürchterliche Marcellina so unbedingt mit mir schalten und walten ließ, frage mich der neugierige Leser nur ja nicht, denn ich weiß es selbst nicht.

Auch glaube derselbe nicht etwa, als habe meine bekannte Liebe zur Unentschlossenheit diese Wirkung allein hervorgebracht. Diese ward nemlich von einem gewissen Vertrauen, welches ich in Marcellina setzte, mächtig unterstützt, und somit erkläre es sich der Leser, wie diese Marcellina im Stande seyn konnte, mich wie ein Kind zu Boden zu werfen.

Hier lag ich nun, und sah durch die Dicke des Zimmers in Gedanken den Him-

mel an, dessen Händen ich mich und mein Schicksal empfahl.

Da mir nun Marcellina wohl den Gebrauch der Zunge, aber nicht den des Gehörs verboten hatte, so konnte ich mich nicht enthalten, mit einem heimlichen Schau der die Stimme des Don Fernando zu vernehmen, der auf das Zimmer losstürzte, und wie ein brüllender Löwe suchte, welchen er verschlinge.

Ich hatte jetzt nichts besseres zu thun, als meinen Blick nach Marcellina zu wenden, auf welche ich in meiner bedrängten Noth meine einzige Hoffnung gesetzt hatte.

Was diese begann, war wirklich im Stande, mich des brüllenden Löwen, der nur noch wenige Schritte von der Thür unsers Zimmer entfernt war, vergessend zu machen.

Marcellina hatte mich nemlich kaum zur Erde geworfen, als sie einen Schoßhund der Donna Miranda ergriff. Das Thier, an sanfte Behandlung gewöhnt, stieß ein fürchterliches Geschrei aus. Vor der

Thür ertönte die fürchterliche Stimme des Wüterichs, und eine dritte Partie dieses infernalischen Trios ward von derjenigen Reue in meinem Innern übernommen, die mir gleich einem kathegorischen Imperative gellend in die Ohren schrie, ich sey ohne nützliche, bürgerliche Tendenz, und stelle den Endzweck, zu welchem der Mensch geschaffen, wie einen so genannten Kork- oder Wippermann, auf den Kopf, mit dem Unterschiede, daß dieser wieder auf die Beine zu stehen komme, ich hingegen fortwährend auf dem Kopfe durch das Leben wandele.

So sehr auch die drei Stimmen dieses gewaltigen Trios auf mein Gehör losstürmten, so verhinderten sie mich dennoch nicht, den Verfolg desjenigen Geschäfts zu sehn, welches sich Marcellina mit dem Schoshunde machte.

Sie ergriff nemlich den Dolch, dessen ich schon vorhin Erwähnung gethan habe, stieß ihm dem Schoshunde in den Leib, und stellte sich mit dem blutenden Thiere über mich

so daß ich im Blute desselben gebadet wurde.

Als sie dies gethan, blieb ihr kaum noch so viel Zeit, den sterbenden Hund aus dem Fenster zu werfen, ohne von dem hereinstürzenden Don Fernando bei diesem Hundemorde überrascht zu werden.

Don Fernando schrie, im Tone einer schmetternden Trompete, die die sündige Welt zur Verdammniß aufschreckt.

„Wo ist der Bösewicht, daß meine Wuth sich in seinem Blute kühle?"

Marcellina hob den blutigen Dolch in die Höhe, zeigte auf mich und rief:

Hier liegt er, mit dem Tode ringend. Ich war nicht Gebieterin meiner Ruhe, welche mein Herz füllte, und ich bin Ihnen zuvorgekommen."

Don Fernando stellte sich vor mich hin, und weidete seinen Blick an dem Hundeblute, daß er für das meinige hielt. Ein Strom desselben hatte mein Gesicht getroffen, und meine Augen unter Blut gesetzt. Ich durfte es daher wagen,

unbemerkt durch daſſelbe hindurch und dem Don Fernando in's Geſicht zu blicken.

Nicht einmal mein vermeinter Tod konnte die Wuth dieſes Menſchen beſiegen, und ſeine Blicke ſprüheten gleich einem Feuerſpeienden Berge, verzehrende Flammen auf mich. Dann hielt er folgende Anrede an meinen todten Leichnam:

„Da liegſt du, du zerbrechliches Werkzeug einer allgemeinen Weiberliebe, wie ein Wurm im Staube, und krümmſt das Ende deines elenden Lebens herbei. Was rüht dir nun das Freudenleben, welches dir ein feiles Geſchlecht bereitet hat? Dieſen Mund, der ſo viel weibliche geküßt hat, küßt nun der Tod. Dieſe Arme, von der Natur zur Arbeit beſtimmt, umfaßten ſonſt nur weibliche Leiber, und werden jetzt von Staube umfaßt. — Ich fühle eine ſonderbare Begierde in mir, mich im Tode mit dir zu meſſen, da es mir im Leben nicht ſo gut geworden iſt. Dieſer Dolch ſenke ſich in deine buhleriſche Bruſt, und zerſchneide die morſchen Fäden,

welche etwa den Rest deines Lebens noch an diese Zeitlichkeit knüpfen möchten."

Ueber dieses Beginnen des Don Fernando wäre ich beinah in Wahrheit zum Leichnam geworden. Schon sah ich die Spitze des Dolchs über mir blinken, als Marcellina dem mörderischen Vorhaben dieses Wütherichs mit folgenden Worten Einhalt that:

„Uebereilen Sie sich nicht. Was ihm zu seinem Tode nöthig war, habe ich ihm bereits gegeben. Man muß auch gegen seinen Feind großmüthig seyn. Er kann ja doch nur einmal sterben. Ueberdem thut uns jetzt bei weitem eine ganz andere Sache Noth, als diese tragische Marionetten-Wuth. Wir müssen den Leichnam fortschaffen. Man wird die Spur desselben verfolgen und Kundschaft von unsrer That bekommen. Er hat mächtige Freunde, die nicht ruhen werden, als bis sie seinen Tod an den Urhebern desselben gerächt haben."

„Du hast Recht, du kalte besonnene Marcellina. Wie dein Verstand stets den Meister spielt über deinen Zorn. Doch ist es jetzt noch zu früh, den Leichnam fortzuschaffen, und wir müssen bis zum Eintritt der Nacht warten. Damit wir indessen vor jeder Entdeckung gesichert sind, mag der Leichnam bis dahin in das verborgene Zimmer unter der Treppe gebracht werden, wo selbst das allsehende Auge der zehn Männer ihn nicht auswittern soll. — He, Giacomo, Marco! Hebt ihn auf, und schleppt ihn mit euch fort in das besagte Zimmer."

Giacomo und Marco ließen sich das nicht zweimal sagen. Sie packten mich auf die Schulter und trugen mich fort. Don Fernando und Marcellina folgten dem Leichenzuge, ohne jedoch Leidtragende zu seyn.

Nachdem meine Träger einen langen, sich oft krümmenden Weg gemacht hatten, kamen sie endlich an dem Ort meiner Bestimmung an. Für einen todten Leichnam

hatten sie meinen gesunden noch ziemlich sanft behandelt, und einige leichte Contusionen, welche ich an den Extremitäten meines Körpers erhalten hatte, machten die einzigen Mühseligkeiten dieses Leichen-Conducts aus.

So viel es mir als einem Todten zu sehen erlaubt war, fand ich das Zimmer, in welchem ich einstweilen beigesetzt werden sollte, minder schreckensvoll, als sonst die gewöhnlichen Todten-Gewölbe zu seyn pflegen, wo die traurige Idee des Todes noch einmal so traurig gemacht wird durch die schwarzen Umgebungen, mit welchen man die Natur der allgemeinen Vergänglichkeit durch die verzierende Kunst zu erheben sich bemüht.

Don Fernando hieß die Bedienten mich niederlegen, und Marcellina betrachtete das vermeinte Werk ihrer erdichteten Grausamkeit, wie es mir durch meine halb geöffneten Augenlieder erschien, mit einigem Wohlgefallen.

Daß Don Fernando in dem Lavaterischen Handwerke keine bedeutende Fortschritte gemacht hatte, bewieß er dadurch, daß er Marcellina's Miene, die freilich ein Wohlgefallen, aber nicht an meinem Tode, sondern an meinem Leben ausdrückte, fälschlich deutete, und deshalb in folgende Rede ausbrach:

„Wenn ein Weib, dem die Natur als Antithese der männlichen Kraft, die liebliche Sanftmuth verliehen hat, den Taubencharakter verläugnet, und statt dessen den wüthenden Löwen anzieht, so ist das dem Menschenforscher sehr bedeutend. Du schöne Marcellina, die du an Reinheit keiner Taube weichst, warum trachtest du den Löwen nach, der wohl das Simbol des Mannes, aber nicht des Weibes seyn darf? Laß ab von dem Wege der Grausamkeit, und lebe das Leben der Huldgöttinn, zu welcher dich die Natur so verschwenderisch ausgestattet hat."

Dieser Don Fernando ward mir in meinem Tode ein sehr erfreulicher Gegen-

stand meines Lebens. Ihn reizte mein Tod viel weniger zur Grausamkeit, als Marcellina's Leben zur Sanftmuth, und ich sah wie seine Miene sich immermehr von meinen todten Leichnam ab und auf den lebenden Körper der Marcellina wandte.

Als nun die beiden Todtenträger das Zimmer meines Begräbnisses verlassen hatten, blieben Don Fernando und Marcellina bei mir Todten allein. Ich sah voraus, daß erster Trotz seinem Alter, zu einer recht raschen Jugend überschreiten würde, und hatte mich nicht betrogen.

Kaum war von jenen beiden nichts mehr übrig, als der Ton ihres Ganges in unserm Gehör, der in dem langen Gange tausendmal wiederhallte, als Fernando die Thür meines Begräbnisses verschloß, und sich anschickte, sein Herz, und was dem angehörig, der Marcellina aufzuschließen. Er erklärte sich demnach folgender Gestalt:

„Laß den Tod dieses Missethäters den Uebergang zu einem beglückenden Leben

unter uns machen. Unser beiderseitiger Durst nach Rache ist gestillt. Diese haben wir mit dem wilden Thieren gemein. Laß uns demnach wieder Menschen werden, die das Band der Liebe zum Genusse des Lebens vereint.

Ohne Marcellina's Gegenrede zu erwarten, wollte er von seinem Vorschlage sogleich zur Ausführung desselben übergehn, und machte sich zu dem Ende bereit, sie zu umarmen.

Marcellina wollte hingegen nicht seiner Meinung seyn, und warf den lebendigen Don Fernando dergestallt auf meinen todten Leichnam, daß beider Nasen sich sehr unsanft berührten, und letzter beinah in einen lauten Schrei des Lebens ausgebrochen wäre.

Don Fernando hatte nicht nöthig, den Schmerz zu verbeißen, welchen ihn unsre gegenseitige Nasenberührung verursachte, und ließ denselben in laute Klagetöne aus.

Nebenher fühlte ich ein Tröpfeln auf meinem Gesichte, und spürte denselben

mit offenen Augen nach, weil Don Fernando, der mit seiner Nase zu thun hatte, auf meine Augen kein Augenmerk nehmen konnte.

Ich ward überzeugt, das dieses Trompfeln nirgends anders seinen Ursprung hatte, als in der Nase des Don Fernando, und somit war ich nicht allein mit Thieresi, sondern auch mit Menschen-Blute zu meinem Tode eingeweihet worden.

Während Don Fernando sich bemühete, den Schmerz und das Blut seiner Nase zu stillen, stand Marcellina in vollkommener Ruhe, dem Anschein nach in Gedanken von verschiedner Art versunken. Dann sagte sie in einem Tone, als wäre zwischen ihr und Don Fernando nicht das geringste vorgefallen:

„Eilen Sie, Anstalt zur Fortschaffung des Leichnams zu treffen. Ein längerer Verzug könnte uns gefährlich werden. Ich will indessen dies Zimmer bewachen, und unsere That vor der Erkenntniß fremder Augen bewahren. Noch einmal eilen Sie.“

Don Fernando gewährte einen komiſchen Anblick. Die erſten Worte von Marcellina's Rede hatten ihn bei der ausſchlieslichen Verſorge um ſeine Naſe überraſcht, welche er mit der einen Hand hielt. Dieſe Verſorge theilte ſich nun aber unmerklicherweiſe mit der ſteigenden Aufmerkſamkeit auf Marcellina's Worte, ſo daß bei'm Schluſſe derſelben eine doppelte Thätigkeit ſeiner Seele in ihm herrſchte, welche eben erwähnte Sorge um ſeine Naſe, und eine Erwägung deſſen, was Marcellina ihm geſagt, zum Gegenſtande ihrer Wirkſamkeit hatte.

Mit der einen Hand alſo die Naſe haltend, und die andere im Momente einer Bewegung unterbrechend, heftete er einen bedeutenden Blick auf Marcellina, wie man etwa zu thun pflegt, wenn einem ein neuer Gedanke kommt, den man vorhin noch nicht geahnet hat. Obige Stellung fortſetzend, antwortete er Marcellina folgendermaßen:

„Du keusche Marcellina übereilst die Dinge ein wenig zu sehr, sowohl was deine Sittsamkeit, als was den Leichnam dieses Liebesritters, betrifft. Du heldenmüthiges Mädchen, wolltest bei einem todten Leichnam in Grauen der Nacht und in diesem ganz menschenleeren Winkel des Hauses allein bleiben? Mein Interesse für dein leibliches und geistliches Wohl widersetzt sich diesem deinem Beginnen, und ich würde mir einen ewigen Vorwurf daraus machen, dich der Gefahr einer Furcht auszusetzen, die allemal von einem todten Leichnam ausgeht, selbst von dem eines solchen Weiberhelden. Außerdem ist dieser im Leben ein solcher Schrecken aller Liebhaber und Männer gewesen, daß ich, der ich beide Personen in mir vereine, ihm auch noch im Tode kein ruhiges Andenken abgewinnen kann. Ich bitte dich also, es nicht übel zu vernehmen, wenn ich statt deiner den Giacomo bei ihm Wache halten lasse."

Marcellina antwortete ganz kalt:

„Wie es Ihnen beliebt."

Als Sie dies gesagt, warf sie noch einen Blick auf mich, und verließ das Zimmer.

Don Fernando zog die Klingel, und wandte sich mit folgenden Worten zu mir:

„Du furchtbarer Weiberheld, auch noch im Tode furchtbar! Diese Marcellina hat ganz das Ansehn, als wollte sie das Todtenbette mit dir theilen, da es kein Ehebette hat seyn können. Warum ist es mir nicht vergönnt, deine Hülle, die in wenigen Tagen ein Gastmal der Würmer seyn wird, anzuziehen, und die meinige statt der deinigen begraben zu lassen?"

Ich konnte es nicht lassen, wenigstens in Gedanken den Don Fernando zu unterbrechen, und ihm eines bessern zu belehren. Ich sagte ihm dahero stillschweigend folgendes:

Glaube nicht, du leichtgläubiger alter Mann, daß ich, wie dich zu dünken scheint, nur habe die Arme ausspritzen dürfen, um Geliebte, Bräute, Weiber, oder des etwas in dieselben aufzunehmen.

Ich dürfte ja nur wie der Fuchs in der Fabel, sprechen und sagen, die Weintrauben wären mir zu sauer. Doch will ich das nicht, sondern diese Trauben im Gegentheile recht süß heißen, ob ich sie gleich noch nie habe kosten dürfen. Oder aber ich dürfte dich nur stillschweigend in deinem Irrthum bestärken, und mir dadurch wenigstens das Ansehn der Sache geben, wenn ich auch gleich sie selbst nie besessen hätte."

Soweit mochten wir etwa beide in unserer Rede, Fernando in der gesprochenen, und ich in der stillschweigenden, gekommen seyn, als die Thür sich öffnete, und Giacomo zu derselben eintrat.

Diesen Giacomo hatte ich schon bei oberwähnten Leichenzuge von einer Seite kennen gelernt, die bewieß, daß er das menschliche Leben nur von der physischen Seite kannte, und alles Dichten und Trachten des Verstandes für eitel und böse von Jugend auf hielt.

Unter andern Erfordernissen eines eminenten Korpses fehlte ihm noch insbeson-

dere die Herzhaftigkeit, deren Mangel er bei meinem Leichen-Begängnisse offen an den Tag gelegt hatte.

Bedachte ich nun, daß Don Fernando eben diesen Giacomo zu meinem Leichenwärter bestellen wollte, so fieng ich an, noch im Tode eine komische Ansicht des Lebens zu haben, und sah bereits alle Leiden voraus, die dem armen Giacomo bei seinem Geschäfte zustoßen würden.

Don Fernando sagte zu ihm:

„Als du neulich auf der Villa einen Wilddieb bewachen solltest, hast du ihn davon laufen lassen. Du bist also nur im Stande, bei denjenigen Leuten Wache zu halten, die nicht mehr laufen können, und ein solcher ist dieser Todte. Schlag demnach in diesem Zimmer bis um Mitternacht deinen Aufenthalt auf, und hindere jegliches Wesen, auch selbst wenn es Geister seyn sollten, diesen Leichnam mit sich fortzuschaffen."

Als Giacomo diesen Befehl des Don Fernando vernahm, stieß er einen Seufzer

aus, der sich zu einer Luftsäule bildete, und mich wie ein Körper anwehete. Dann sagte er:

„Aber, Herr, welch' ein sonderbares Verlangen? Wenn der Todte in der That todt ist, so wird er nicht davon laufen, und wenn wir die Thür verschließen, so wird ihn niemand stehlen können. Was soll bei einem todten Menschen ein lebender Wächter? Gleich und gleich gesellt sich gern, und wo ist eine größere Verschiedenheit, als zwischen dem Leben und dem Tode? Ueberlassen wir also nur immerhin den Todten dem Tode, der wird ihn schon bewachen und vest halten. Was der Tod erst einmal unter seinem Gewahrsam hat, das läßt er nicht wieder fahren, und setzte sich auch deshalb ein Heer von hunderttausenden in Bewegung."

„Suche nicht zu vernünfteln, du unvernünftiger Giacomo, und lerne dich als die Schildwache dieses Todten betrachten. Du mußt hier Wache halten, und sollte

ich einen dritten bestellen, der wiederum dich bewachte."

„Ach ja, Herr! Wenn dieser dritte dafür stehen wird, daß mir kein Ungemach wiederfahre, so mag es immer darum seyn."

„Schweig Giacomo, und bestrebe dich, deinem Posten Ehre zu machen. Ich gehe. Um Mitternacht ist deine Wache am Ende."

Damit wollte Don Fernando das Zimmer verlassen. Aber Giacomo hielt ihn bei einem Kleiderzipfel zurück.

„Aber Herr, ich werde ebenfalls des Todes, nicht allein von dem Tode jenes Todten, sondern auch von der Lebendigkeit meines eignen Magens. Dieser vermaledeite Todte ist Schuld, daß ich weder zur Vesper noch zu Abend gegessen habe. Möchten ihn dafür die Würmer essen!"

Jetzt wandte er sich zu mir und apostrophirte meinen Leichnam folgendermaßen:

„Du genügsamer Kauz! Glaubst du, weil du selbst nicht mehr issest, sondern

bald gegessen werden wirst, daß andere deswegen auch nicht essen sollen? Doch sollst du mich nicht daran hindern. Herr, laßt mir eine Bouteille Wein und einen Braten bringen, und ich will diesen Todten bewachen, Trotz dem besten, kein Mensch und kein Vieh soll sich ihm nähern, ausgenommen die Würmer, im Fall er nämlich schon in Fäulniß übergegangen ist." ...

Don Fernando verließ das Zimmer, nachdem er versprochen, ihm das Verlangte zu senden.

Da nun die Herzhaftigkeit des Giacomo bedingt war, und erst von seinem Abendessen ausgehen sollte, so konnte ich es ihm nicht wohl übel nehmen, daß er jetzt statt mich zu bewachen, die andere Ecke des Zimmers bewachte.

Bei Giacomo's Erwähnung des obigen Abendessen ward mir übrigens ganz wunderbar zu Muthe. Mir war dasselbe eben so nöthig zu meinem Tode, als jenem zu seinem Leben. Wie das zugieng, will ich dem geehrten Leser nicht verschweigen.

Als mich der Damen s. Doktor zum Besuche bei Donna Miranda beredte, war es gerade in meinem Gasthause Mittagszeit, und dessen Sorge für meinen äußern Leib war so eilfertig, daß es mir für den Moment nicht möglich war, an den innern zu denken. Ich hatte demnach den Gasthof verlassen, ohne zu Mittage zu essen.

Im Adriatischen Meere, von welchem ich hoffte, es werde mich in den Hafen der Liebe führen, weheten mir liebliche Winde von Balsamischen Hauche meiner unverheiratheten Gemalin gewürzt, und ich hatte dort also vom Winde gelebt.

Als wir endlich im Hause der Donna Miranda, wo ich jetzt als ein todter Leichnam bewacht wurde, angekommen, war ich vermöge der freundschaftlichen Gesinnungen des Don Fernando berechtiget gewesen, mich als einen solchen todten Leichnam schon im voraus zu betrachten, und im Tode hören, wie der geehrte Leser schon längst wird gehört haben, die Sorgen für das Leben auf. Und welche

Sorge des Lebens ist in dieser bedrängten Zeit wichtiger als die Sorge für den Bauch?

In diesem Augenblicke aber, wo mein Tod mir die gewisse Hoffnung des Lebens gestattete, fieng letztes an, in alle seine Rechte zu treten, und alle die Forderungen zu machen, zu welchen es Zeit seiner Existenz berechtiget worden war. Als sich nun Giacomo an der Quelle seines Muths, das heißt, bei dem Braten und dem Weine befand, welchen ihm Don Fernando versprochnermaßen hatte bringen lassen, so veranlaßten mich ebengedachte Forderungen und Rechte, welche mein Leben in diesem Augenblicke gültig zu machen sich bestrebte, den Giacomo um sein Leben zu beneiden, und meinen eignen Tod nach Kräften zu verwünschen.

Je mehr ich aber verwünschte, was ich eigentlich nicht hatte, nemlich meinen Tod, je mehr wünschte ich zu seyn, was ich in der That war, nemlich lebendig.

Giacomo ward jetzt lebendiger, als ich ihn vorher gesehn hatte, und that, als ob

weder Todè noch Lebendè in der Welt wären. Eben befand er sich auf dem höchsten Gipfel seiner Thätigkeit, als eine verborgene Glocke im Zimmer ertönte, die ihn plötzlich aus jener in eine Unthätigkeit versetzte.

Nachdem er starr auf den Ort hingeschaut hatte, woher der Klang der Klockè ertönte, ließ er sich endlich in folgendè Worte über sein unterbrochenes Abendessen aus:

„Ich glaubè, einem Kindè an der Mutterbrust ist es schon bekannt, daß man nicht zween Herren zugleich dienen kann, und ihr liegt gar ein lebendiger und ein todter auf dem Leibe. Wem soll ich nun gehorchen? Da der erste mir seine Befehle auf den Puckel zu schreiben pflegt, wenn sie mir aus dem Gedächtniß entfallen sind, letzter hingegen weder befehlen noch schreiben, sondern sich blos bewachen lassen kann, so ist es billig, daß ich ersterm gehorchè und letztem vernachlässigè. Was nun meinen todten Herrn betrifft, so mache ich

mir im geringsten kein Gewissen daraus, ihn dem lebendigen nachzusetzen. Doch giebt es in diesem Augenblicke noch einen dritten Herrn für mich, der gewaltig über meine Faulheit schreit, nemlich meinen Bauch. Da nun meine Interesse mit demjenigen dieses dritten Herrn auf's innigste verwebt ist, so möchte ich diesen, den Bauch nämlich, allen beiden andern vorziehen, wenn ich nämlich keinen Rücken hätte. Welchem von beiden ich mehr Gehorsam schuldig bin, dem Bauche oder dem Rücken, will ich zu Gunsten des letzten jetzt unentschieden lassen, sondern eiligst hingehen, wohin mich die Glocke gerufen hat.

Nachdem er dieses gesagt, und noch einen langen Blick auf die Quelle seiner zu erlangenden Herzhaftigkeit geworfen hatte, verließ er das Zimmer, und verschloß es sehr emsiglich.

Da nun jetzt niemand mehr um mich war, der meinen Tod hätte begehren und verlangen können, so beschloß ich wieder

lebendig zu werden, und dem Tod so lange bei Seite zu legen, bis die Gegenwart eines lebendigen mir ihn wieder nothwendig machen würde.

Das erste, was ich erblickte, als ich mich von Todtenbet wieder ins Leben erhob, war der Wein und der Braten des Giacomo.

Zu Folge der Eilfertigkeit, mit welcher der Damen-Doktor meinen Besuch bei Donna Miranda betrieben hatte, und wovon ich dem geehrten Leser bereits Nachricht gegeben habe, weiß letzter, wie ich mit dem leiblichen Bedürfnisse meines Magens daran bin.

Dieses Bedürfniß gieng mit meinem Leben ebenfalls in ein kräftiges Leben über, und legte eine absonderliche Tendenz nach dem Braten und dem Weine des Giacomo an den Tag.

Ich mochte mich dieser Tendenz aus allen Kräften widersetzen, sie blieb dennoch dieselbe, und zog am Ende diejenige meines ganzen Körpers nach, der sich in Fol-

ge derselben, von seinem Lager erhob, und auf den Tisch des Giacomo zuschritt.

Ich setzte mich hier nieder, und fieng an zu essen, wie wenn der Tisch für mich gedeckt gewesen wäre. Da es mir übrigens völlig unbekannt war, wie lange ich noch in meinem, mir abermals bevorstehenden, Tode verharren würde, so glaubte ich in dieser Hinsicht, nicht zu viel thun zu dürfen, um mich für die Zeit meines Todes mit Lebensmitteln zu versehen.

Ich war so eben mit denen des Giacomo bis an's Ende gekommen, als ich Fußtritte vernahm, die auf meinen Todtenzimmer zuschritten.

Alsobald verließ ich den Tisch, und kehrte zu meinem Todtenbette zurück, wo ich das Leben mit dem Tode vertauschte.

Kaum hatte ich diesen freiwilligen Actus an mir vollzogen, als die Thür sich öffnete, und Giacomo zu derselben wieder eintrat. Er gab mir noch einige ungerständliche Phrasen zum besten, die ihm zwischen den Zähnen erstarben, von welchen

ich jedoch so viel begriff, daß sie keine Folge seiner Zufriedenheit waren.

Nachdem er die Thür wieder sorgfältig verschlossen hatte, setzte er sich an den Tisch, und streckte die Hand nach der Bouteille aus. In das Andenken der Dinge vertieft, die außer seinem Wesen, das heißt außer dem Essen und Trinken liegen mochten, war es ihm vielleicht unmöglich geworden, von der Leichtigkeit der Bouteille auf deren Mangel an Inhalt zu schließen, und er hatte bereits eine lange Zeit eingeschenkt, ehe er gewahr ward, daß sein Glas immer leer blieb.

Als er sich endlich von diesem Wunder überzeugt hatte, hielt er die Bouteille gegen das Licht, und die Arme blieben ihm vor Erstaunen in der Luft ausgespreizt.

Jetzt blickte er auch nach dem Braten hin, von dem nur noch der Knochen übrig war, und stieß einen lauten Schrei des Entsetzens aus.

Nachdem er beide Verwandlungen eine gute Zeit betrachtet hatte, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben, brach er endlich in folgende Worte aus:

„Das begreife ein anderer! Ich kann's nicht! sonst bestanden die Wunder nur darinn, wenn aus nichts etwas wurde. Hier aber ist etwas zu nichts geworden, und das ist noch ein größeres. Wäre jener nicht so gewiß todt, als ich ihn todt vor meinen Augen sehe, so glaubte ich, er wäre mir zum Possen mit Fleiß lebendig geworden, um sich an der vollen Schüssel und an meinem leeren Munde zu laben. Und doch möchte ich, um mich völlig von dem Gegentheile zu überzeugen, diesem todten Menschen den Bauch befassen, wie man's dem lebendigen Federvieh am Kropfe zu thun pflegt, ob er vielleicht seine letzte irdische Mahlzeit auf meine Kosten gehalten habe. Was soll ich nun anfangen? Bei einem leeren Magen ist es in der Gesellschaft eines Todten warlich nicht wohl seyn. He! Es graust mich ot-

deutlich vor dieser Gesellschaft! Die Marcellina hatte freilich Mitleid mit mir, und versprach mir Gesellschaft zu leisten bei dem Todten. Da jedoch Don Fernando bestimmt erklärte, es solle mir niemand anders Gesellschaft leisten, als dieser Todte, ich auch stillschweigend auf diejenige der Flasche rechnete, so ergab ich mich dem Willen des Don Fernando, weil ich nie einen eignen haben darf, und that auf diese Marcellina Verzicht, deren Leben mir sonst wohl einen Todten erträglich machen könnte. Jetzt aber, da in Ermangelung der geistigen Gesellschaft, welche noch vor wenigen Augenblicken diese Beuteille in sich faßte, die Geistige, welche von dem Tode dieses Leichnams ausgeht, mir allein bleibt, wünschte ich mir in alle Fälle die körperliche der schönen Marcellina. Ach käme sie doch, wie geschwind sollte mich ihr Leben dieses Todten vergessen machen.

So sprach er und sah unverwandt nach der Thür hin. Es war, als ob er eine geheime Ahnung habe, daß sein Wunsch

in Betreff Marcellinen's erfüllt werden sollte. Denn kaum hatte er seine letzten Worte ausgesprochen, als sich ein Geräusch vor der Thür vernehmen ließ. Es klopfte an, und Giacomo rief so ernsthaft „herein", als hätte die Thür von einer Fliege geöffnet werden können.

Marcellina antwortete dem Giacomo, ohne im geringsten über dessen Dummheit erstaunt zu seyn;

„Ich bitte dich, zuvor die Thür zu öffnen, du guter Giacomo, ehe du mich herein kommen heißt."

Giacomo machte einen Theater-Seufzer und schlug sich vor die Stirn, indem er mit folgenden Worten seine Unaufmerksamkeit bereuete:

„Habe ich denn den Kopf verloren, daß ich nicht an das Schloß der Thür denke? Nun, verzeihe es dir, du gequälter Giacomo! Es wird dir von so vielen Seiten zugesehn, von den Todten so wohl, als von den Lebendigen, daß es nicht zu verwun-

dern wäre, wenn du noch dummere Dinge machteſt."

Mit dieſen Worten gieng er zur Thür, und öffnete dieſelbe. Marcellina trat ein, und ihr erſter Blick traf auf mich, wahrſcheinlich um zu ſehen, ob vielleicht Giacomo meinen Tod in etwas geſtört haben möchte.

Nachdem die Ruhe, in welcher ſie mich auf meinem Paradebette erblickte, ihr die ihrige wiedergegeben hatte, erheiterte ſich ihr Antlitz, und ſie ſagte zu meinem Wächter, indem ſie ihm den Bart ſtreichelte:

„Du weißt, mein guter Giacomo, ich bin dir von jeher nicht böſe geweſen, und ich habe mich in deiner Seele gefürchtet vor der Furcht, welcher dir dieſer Todte Leichnam einjagen möchte. Jetzt, da Don Fernando abweſend iſt, will ich dir dieſe Furcht abnehmen, und ſtatt deiner den Todten bewachen. Geh alſo, wohin du willſt, du ehrlicher Giacomo!"

„Ach, wie du so gut und so schön bist, du gute und schöne Marcellina! dein plötzlicher Edelmuth setzt mich in Erstaunen, und ich könnte weinen, wenn mir in diesem Augenblicke die Freude nicht näher am Herzen läge, als die Traurigkeit. Wäre nicht ein Todter derjenige Gegenstand, um dessen Willen du dich so liebevoll gegen mich bezeigtest, ich könnte Verdacht setzen, in diese ungewohnte Freundschaftsbezeigungen. Doch ist mir's, Trotz aller der schlechten Meinung, welche du mir gegen mich selbst beizubringen gewußt hast, durchaus unmöglich, mich diesem Todten nachzusetzen, und ich glaube immer, daß, wenn ein Streit zwischen mir und jenem um dein Herz möglich wäre, ich über diesen Todten Gegner den Sieg davon tragen würde."

Marcellinen schien diese lange Rede des Giacomo nicht sonderlich zu behagen, und sie antwortete ihm mit sichtbarem Verdrusse:

„Schon gut, lieber Giacomo! Beunruhige dich deshalb nicht, sondern geh nur immer, wohin dein Wille dich führen mag."

„Du irrst dich, schöne Marcellina! Vom Gehen ist jetzt nicht mehr die Rede, sondern vom Bleiben. Dieser Todte jagt mich fort, du hingegen ziehst mich an. Es ist billig, daß ich einem schönen Mädchen den Vorzug gebe, vor einem häßlichen Todten. Also bleibe ich, und wir leisten uns gegenseitig Gesellschaft."

„Da hast du Recht, ehrlicher Giacomo! Ich glaube jetzt selbst, daß ich hier nicht allein bleiben könnte. Es ist mir so unheimlich um's Herz! Komm etwas näher an mich, Lieber Giacomo."

Diese Worte sagte Marcellina mit einem Tone, in dem die Furchtsamkeit recht theatralisch hervorstach. Ich merkte ihre Absicht, und beschloß dieselbe zu unterstützen, sobald sie mir Veranlassung dazu geben würde.

Giacomo fieng auf einmal an, ein ganz andrer Mensch zu werden, und schloß sich nähker an Marcellinen an, als es dieser lieb sein mochte.

Sie stieß ihn von sich, und setzte ihr voriges Spiel von neuem fort, indem sie mit unverwandtem Blicke nach mir hersah. Giacomo folgte demselben, und sagte in einem Tone, dem die Furchtsamkeit alle Kraft benommen hatte:

Mein Himmel, wie wird mir auf einmal? Hefte nicht so lange Blicke auf den Leichnam! Er könnte dir im Traume erscheinen. Laß uns die Wand ansehen. Vielleicht vergessen wir, in welcher Gesellschaft wir uns befinden, wenn wir uns selbst genug sind, und uns nicht um den Todten bekümmern."

Mit diesen Worten kehrte er sich herum und sah die Wand an, indem er sich Marcellinen näher anschloß, als sie ihn jedesmal von sich abstieß.

Sie folgte Giacomo's Beispiel nicht, sondern sah mich fortgesetzt mit dem nämlichen Blicke an. Jener zitterte an Händen und Füßen.

Mit dem größten Aufwandte einer furchtsamen Gebehrde, sagte sie jetzt zu Giacomo:

„Was seh' ich? Giacomo! Verblendet die Furcht meine Augen, oder treibt hier ein böser Geist sein Spiel mit uns? Sieh einmal den Todten! Rührt er sich nicht?"

Diese Worte Marcellina's dienten mir zum Signale, und ich beschloß, recht aufmerksam in ihren Plan einzugehn.

Ich fieng demnach an, von Fuße bis zum Kopfe lebendig zu werden, und Giacomo schien in dem nämlichen Grade sich dem Tode zu nähern, als ich wieder zum Leben zurück kam.

Ich spähete dem Moment aus, wo er von Marcellina's Vorgeben bewogen, den Actus meiner Lebendigwerdung mit eignen Augen anse-

hen würde, und hatte nicht nöthig, lange zu warten.

Giocomo versteckte sich hinter Marcellinen, und sah zwischen ihrem Arme auf das Wunder, welches ich durch ein stetes Hin- und Herbewegen an Händen und Füßen zu bewerkstelligen suchte.

Die Furcht preßte ihm Töne von Angst und Beklemmung aus, die so komisch anzuhören waren, daß ich mir auf die Zunge beißen mußte, um das Lachen zu unterdrücken.

Die Qual des armen Teufels sollte den höchsten Gipfel ersteigen. So hatte es Marcellina beschlossen.

Als sie ihm einige Zeit in obiger Stellung meinen lebendigen Todt hatte betrachten lassen, verwandelte sie mit folgenden Worten die Scene, indem sie mit starren Blicken und zitternden Gliedern nach mir hersah:

„Heilige Mutter Gottes! steh uns bei! Giacomo! Sieh' einmal hin! Hat er nicht die Augen offen? Rollt er sie nicht im

Kopfe

Kopfe herum, als wären es Feuerräder! Ich falle in Ohnmach! Ich gebe meinen Geist auf."

Ich glich einem Schauspieler, der auf den Soufleur spielt. Der meinige war Marcellina, und Giacomo unser Publikum. Jene sagte mir treulich die Gestus in meiner Todten-Pantomime vor, und ich machte sie eben so treulich nach.

Kaum hatte sie mir soufflirt, daß ich die Augen öffnen, und wie Feuerräder im Kopfe herumrollen müsse, als ich auch beides und zwar mit einem ziemlichen Aufwande von pantomimischer Kunst in's Werk zu stellen suchte.

Wer da sagt, daß die moderne Schauspielerkunst keiner solchen Effekte mehr fähig ist, als die ältere der grichischen Tragödie, wo diese, wie bekannt, einstens das Schauspielhaus zu einer Wochenstube machte,*) der würde ganz anders sprechen,

*) Aeschilus, der älteste und kräftigste unter den griechischen Schauspieldichtern, lebte in der Vierzigsten Olimpiade. Von seinen Trauerspielen sind uns noch sieben übrig. Eins derselben, die Eu-

wenn er Zuschauer derjenigen Pantomime, von welchen ich den Acteur, Marcellina den Soufleur und Giacomo das Publikum machte, gewesen wäre, und den Effekt gesehn hätte, welchen mein durchdachtes und künstliches Spiel, auf unser Publikum, auf meinen Todten-Wächter Giacomo nämlich, hervorbrachte.

Uebrigens will ich dem geehrten Leser anzeigen, daß meine Pantomime ein Trauerspiel nach Aristotelischen Grundsätzen genannt werden konnte, weil es meinem Publicum, dem Giacomo nämlich, einen nahmhaften Schreck, und mir in wechselseitigem Verhältnisse wieder Mitleid einflößte.

Mein Publikum machte es jedoch, wie es mehrere Publica zu machen pflegen: es verließ die Vorstellung, ehe sie beendigt war. Doch ist hierbei der Unterschied zu bemerken, daß mein Privat-Publikum vor

menden, enthält eine Scene, bei deren Vorstellung der Chor ein solches Entsetzen erregte, daß das Publicum in Ohnmacht, und das weibliche in Kindesnöthe fiel.

zu großer Theilnahme den Schauplatz verließ, ein öffentliches hingegen von zu wenig hinaus getrieben wird.

Um in ungeschmückter, natürlicher Rede zu sagen, was zwischen Marcellina, Giacomo und mir vorfiel, soll der Leser wissen, daß dieser mit einem gräßlichen Geschrei das Zimmer verließ, nachdem er mir in die offnen Augen geschauet hatte.

Marcellina verschloß die Thür hinter ihm, trat zu meinem Todtenbette, wie ein Lebensengel, und reichte mir die Hand, an welcher ich mich wieder in's Leben richtete.

Ich glaubte nicht umhin zu können, ihr einige Dankbarkeit zu beweisen, für die Bereitwilligkeit, mit welcher sie mir wieder in's Leben verhelfen hatte, und schloß sie in meine Arme.

Als sie jedoch merkte, daß dieses Leben anfieng, zu lebendig zu werden, that sie demselben Einhalt, indem sie sagte:

„Bedenken Sie, daß Sie noch nicht außer aller Gefahr sind. Den Fernando

hat zwar in diesem Augenblick den Befehl erhalten, die bewußte Reise anzutreten, ist aber noch nicht aus dem Hause, und kann jeden Augenblick auf den Einfall kommen, uns zu überraschen. Ich bin zwar auf alle Fälle gefaßt. Doch werde ich nur in der äußersten Noth von demjenigen Wege zu Ihrer Rettung Gebrauch machen, der uns nur allein übrig bleibt, im Fall Don Fernando Ihr Leben entdecken sollte."

Marcellinen's Ernst, mit welcher sie meine Lage betrachtete, contrastirte auf eine sonderbare Weise mit dem Spaße, den ich bis jetzt aus meinem gesammten Italiänischen Leben gemacht hatte.

Doch ward ich jetzt veranlaßt, einige bedeutende Bemerkungen über dasselbe zu machen, und es fiel mir ein, daß ich auf so unsichern Wegen, wie die meinigen bis jetzt in diesem Lande gewesen waren, endlich einmal den Kürzern ziehen dürfte.

Mein hiesiges Leben erschien mir nämlich, als sähe ich irgend eine dramatische

Dichtung vorstellen, von der ich wußte, daß sie kein Ernst war.

Doch hielt ich es jetzt für dringende Nothwendigkeit, mich endlich aus den sämmtlichen Schlingen Italiänischer Intriguen befreiet zu sehen, und meinen Rückweg nach dem teutschen Vaterlande anzutreten. In Folge dieser heilsamen Ueberzeugung mußte es jetzt nothwendig meine erste Sorge seyn, aus dem Hause des mordsüchtigen Don Fernando zu kommen, weil ohne diesen Ausgang auch keiner aus Venedig und aus Italien möglich war.

Ich erkundigte mich demnach bei Marcellina, wann und zu welcher Zeit eigentlich mein Leichenbegängniß vor sich gehen würde. Sie antwortete mir:

„Punkt zwölf Uhr wird eine Gondel bereit seyn, die uns nach Murano führen soll. Da Don Fernando noch in dieser Nacht die bewußte Reise antreten muß, so sind wir dort sicher, und es hängt nur von Ihnen ab, ob Sie diese Gelegenheit ergreifen wollen, Ihren hiesigen gewagten

Verbindungen zu entsagen, und in Ihrer Heimath diejenige Ruhe zu genießen, die Sie in Italien vergebens suchen werden."

„Bravo, Marcellina! Du sprichst wie ein Buch. Um dir die Bereitwilligkeit zu beweisen, mit welcher ich deinen Vorschlag anzunehmen geneigt bin, bitte ich dich, laß uns noch in diesem Augenblicke dies Haus verlassen, und uns nach Teutschland auf den Weg machen."

„Dies könnte einen Verdacht erregen, der uns gefährlich werden dürfte. Don Fernando traut mir nicht, nicht sowohl um Deinetwegen, als im Betreff derjenigen Absicht, welche er auf mich hat. Er ahnet das Gefühl meines Herzens nicht, und hat bis auf diesen Augenblick in jedem seiner Bedienten einen Spion bestellt, der meine Tritte und Schritte bewachen muß, weil er glaubt, ich würde seinen Nachstellungen durch die Flucht zu entgehen suchen."

„Du läßt mich da einen Blick in die neuere Geschichte deines Lebens thun. Wie

wäre es holde Marcellina, wenn du mir die Begebenheiten erzähltest, die du seit jener Nacht erlebt hast in welcher du mir das Leben rettetest, und dafür den Tode erhieltest, in dessen Armen ich dich verlassen hatte? Wenn das Andenken an dich und deinen Edelmuth mir nicht jeden Augenblick vor meiner dankbaren Seele geschwebt hat, so ist das nicht sowohl Schuld meines gefühllosen Herzens, als Folge derjenigen abentheuerlichen Zerstreuungen, in welche mich das Schicksal blos deswegen verwickelt zu haben scheint, damit ich desto früher der Italiänischen Herrlichkeiten überdrüßig werden, und in der teutschen Heimath mich eines ordentlichen Lebenswandels erfreuen soll. Also, ohne mich einer Undankbarkeit zu beschuldigen, glaube vielmehr, daß ich Alles nach Gebühr schätze, was du an mir Gutes gethan. Thue auch noch diesmal, warum ich dich gebeten. Bedenke, daß die Zeit, bis zu meiner Erdbestattung, nicht wohl auf eine interessandere Art ausgefüllet werden kann, als durch deine Erzählung, du wollest denn;

wie mir in der That noch angenehmer seyn dürfte, den Actus meines Todes ignoriren, und an mein Leben denken, welches sich nach meinem Tode um so kräftiger zu erkennen geben möchte."

Ohne auf meine letzte Bitte Rücksicht zu nehmen, merkte sie blos auf meine erste, und antwortete mir folgendes:

„Ich stehe nicht an, Ihrem Verlangen zu willfahren, um so mehr, da eine Erzählung meiner nachfolgenden Schicksale mir Gelegenheit giebt, meine Gefühle laut werden zu lassen, ohne daß die Reinheit meines Herzens mir einen Vorwurf daraus machen kann. — Die Wunde, welche mir der Degen des Marchese zugefügt, hatte mir die Besinnung geraubt, und eine starke Verblutung schien mich dem Tode überliefern zu wollen. Auf Bantinelli's Befehl ward ich noch in derselben Nacht in ein nahgelegenes Kloster gebracht, in welchem ich meine Herstellung abwartete, welche ziemlich geschwind von Statten gieng. Als ich mich wieder wohl fühlte, dankte ich den gu

ten Nonnen für ihre mir bewiesene Theilnahme, und wollte das Kloster verlassen. Wie erstaunte ich, als sich diese meinem Weggehn widersetzten, und die Priorin mir erklärte, ich sey von meiner Gebiethe rinn, der Gräfin Carestini, bis auf eine ungewisse Zeit ihrer Pflege übergeben, und sie, die Priorin, habe sich für mein Schicksal verantwortlich gemacht. Ich könne daher, das Kloster nicht eher verlassen, als bis die Gräfin es erlauben, und mich wieder in ihren Dienst nehmen würde."

„Ich ahnete, woher mir diese ungebetene Sorgfalt der Nonnen käme, und beschloß, mich ihr sobald als möglich zu entziehen. Bantinelli schien mich für wichtiger zu halten, als ich mir selbst es zuzutrauen stolz genug war."

„Es ward mir nicht schwer, seine Handlungsweise zu erklären. Da die Gräfin kein Geheimniß für mich gehabt hatte, so durchschauete ich seine Absicht auf's vollkommenste."

„Er wollte jedes Hinderniß aus dem Wege räumen, welches der Liebe der Gräfin zu Ihnen sich entgegen stellen würde. Welcher Plan er auf diese Liebe gebauet hat, war mir ebenfalls von der Gräfin entdeckt worden."

„Durch die Wichtigkeit, welche er auf meine Entfernung von Ihnen und der Gräfin setzte, bekam ich selbst eine günstigere Idee von meiner eignen Wichtigkeit, und beschloß, seinen Absichten, so viel an mir läge, entgegen zu streben."

„Der erste Schritt, welchen ich zur Ausführung dieses Vorhabens that, gelang mir nach Wunsche: ich entkam ohne das geringste Hinderniß aus den Mauern des Klosters, in welchem Bantinelli's gütige Vorsorge meiner übrigen Lebenszeit ein Ziel zu setzen freundschaftlich beschlossen hatte."

„Der Sammelplatz aller derjenigen Verbündeten mit welchen mittelbar und unmittelbar die Gräfin Carestini in Verbindung stand, war, wie ich wußte, Venedig, und hier beschloß ich zu versuchen, in

wie fern es mir gelingen würde, den Forderungen meines Herzens Gnüge zu leisten.

„Auſser Verbindung geſetzt mit der Gräfin, welche ohne es zu wollen, meinen regen Sinn zu Boden drückte, hatte ich nur mich ſelbſt im Augenmerke, und fühlte mich freier, als zuvor. Alle Verhältniſſe des äußern Lebens ſchwanden, und das innere trat in ſeine Rechte ein. Ich erhielt eine völlige freie Anſicht meiner Exiſtenz, und fand mich geneigt, mit den erſten meiner Schweſtern um den Kranz der Weiblichkeit zu ringen.

„In Venedig leuchtete mir die Nothwendigkeit ein, mich verborgen zu halten, um der freundſchaftlichen Verſorge des edlen Bantinelli zu entgehen. Ich war ſicher, der liebſten Ausſicht meines Lebens entſagen zu müſſen, wenn es mir nicht gelang, ihm mein Daſeyn verborgen zu halten.*)

*) Daß dieſes der guten Marcellina, Trotz ihrer Vorſicht, nicht gelungen war, haben die Leſer aus Bantinelli's Briefe an Donna Miranda im zweiten Theile geſehen. Dieſer achtete ihr Daſeyn in Venedig und ihre Einwirkung auf den Grafen

In den ersten Tagen meines hiesigen Aufenthalts irrte ich umher, ohne Plan und ohne Absicht. Ein Bedienter des Bantinelli, mit Namen Lorenzo welchen ich schon im Hause der Gräfin Coreslini gesehen, und der mir seine Liebe erklärt hatte, meldete mir Ihr Hierseyn, wollte aber von Ihren übrigen Verbindungen in hiesiger Stadt, so wie von seines Herrn Absichten, nicht das Allergeringste wissen. Doch versprach er mir, demselben meine Anwesenheit in Venedig zu verschweigen.*)

nur deshalb nicht, weil er dessen Verbindung mit Donna Miranda für fähig genug hielt, bei diesen das Andenken an Marcellina zu schwächen und ihr den geringen Einfluß auf sein Herz zu rauben. — Uebrigens liegt das Leben des merkwürdigen Bantinelli fast beendigt in des Verfassers Pulte, und die geehrten Leser dürfen nur recht fleißig nach dem merkwürdigen Manne Seitenstück zu dem Sarge oder die Zwillingsschwestern fragen, als unter welchem Titel Bantinelli's Leben nächstens in einer bekannten Buchhandlung erscheinen wird.

*) Er ist wortbrüchig in seinem Versprechen geworden; denn von ihm hatte Bantinelli erfahren, daß Marcellina sich in Venedig befinde.

„Ich war überzeugt, daß er seines Herrn Vertrauen besitze, und mir in meinen Unternehmungen nützlich werden könne. Ich suchte ihn demnach zu überreden, daß mir sein Umgang lieb sey, und daß ich wünsche ihn am folgenden Tage bei mir zu sehen.

„Meine Sinnesänderung machte, daß er in Entzücken gerieth. Doch gab er mir seinen Schmerz zu erkennen, daß er am folgenden Tage von meiner Einladung keinen Gebrauch machen könne, weil er den ganzen Tag unter den Statüen auf dem Rialto zubringen müsse. *)

„Diese sonderbare Beschäftigung des Lorenzo erregte meine Neugierde, und ich beschloß, ihn auszukundschaften, es koste, was es wolle.

Mit dem Aufgange der Sonne fand ich mich am folgenden Morgen auf dem Rialto ein. Ich hatte eine Maskue ge-

*) Welches hier seine Geschäfte waren, davon haben die Leser ebenfalls durch Bantineni's zweiten Brief an Donna Miranda Kenntniß erhalten.

nommen, um desto unerkannter zu seyn. Lorenzo stand bereits auf seinem Platze, und war ebenfalls maequirt, doch leicht zu kennen. Er hatte ein weißes Tuch in der Hand, welches wahrscheinlich das Signal für einen dritten seyn sollte.

„Es verflossen mehrere Stunden, ehe ich Gelegenheit hatte, die Ursach zu entdecken, warum dieser Lorenzo hier Schildwacht hielt, und schon wollte es mich verdrießen, vergebens meinen Morgen zugebracht zu haben, als ich eine weibliche Maeque erblickte, die dem Lorenzo einen Wink gab, und ihn an einen wenig besuchten Ort hinter die Buden führte.*)

„Dieses geheimnißvolle Wesen erregte meine ganze Aufmerksamkeit, und ich wollte durchaus erfahren, welche Bewandniß es es damit habe. Es war keinem Zweifel unterworfen, daß dies Rendesvous kein verliebtes des Lorenzo sey, sondern irgend

*) Man sehe die Note im zweiten Theile, welche Nachricht von der Brücke Rialto giebt.

einen wichtigen Zweck seines Herrn zum Grunde habe.

Ich folgte den beiden Unterhändlern von fern, und verlor sie nicht aus den Augen. Nachdem sie sich an mehrern Plätzen nicht sicher genug zu seyn geglaubt hatten, standen sie endlich still, und ich bemerkte deutlich, daß die weibliche Maske dem Lorenzo einen Zettel überreichte und darauf verschwand.

„Es schien mir ausgemacht zu seyn, daß dieser Brief eine wichtige Angelegenheit enthalten müsse, wenn ich nämlich die mysteriöse Heimlichkeit in Erwägung zog, mit welcher man dabei zu Werke gegangen war.

„Es war mir jetzt alles darum zu thun, wo möglich den Inhalt dieses Zettels zu erfahren. Ich sah ein, daß Lorenzo auf keine Weise zu bewegen seyn würde, mir denselben kund zu thun. Ich beschloß daher, es mit der List zu versuchen, und zu sehen, wie weit mich diese zu bringen im Stande seyn würde.

„Nachdem ich den Weg genau beobachtet hatte, welchen er nahm, machte ich einen kleinen Umweg, und wußte ihm auf diesem entgegen zu kommen.

„Er stellte sich ausnehmend, mich hier anzutreffen, und gieng von selbst in die Schlinge ein, die ich ihm legte. Er lud mich nämlich ein, mit ihm in ein Caffeehaus zu gehen; weil, wie er sagte, sein Herr ihn so geschwind noch nicht wieder zurück erwarte, und er im Nothfalle vorgeben könne, daß die Ausführung seiner Comissionen weit längere Zeit erfordert habe.

„Ich willigte ganz natürlich in seinen Vorschlag, und meine Bereitwilligkeit, die er nicht erwartet hatte, und von der er höchst wahrscheinlich sich irgend einen Entzweck versprach, brachte ihn außer sich vor Freude.

„Wir traten also in ein nahgelegenes Kaffeehaus, und Lorenzo ließ Wein geben. Ich versuchte es, unter einer trüglichen Maske von Schmeicheley seine Aufmerksamkeit lediglich auf mich allein, und auf den

Plan

Plan zu ziehen, welchen sein Herz ohne Zweifel beabsichtigte.

„Ohne es gerade zu wollen, ward ich von dem Weine, den Lorenzo in der Freude seines Herzens häufiger, als sonst, trank annehmend begünstigt, und er überließ sich einer Sorglosigkeit, die keine Schranken kannte.

„Jetzt glaubte ich, keine Zeit verlieren zu müssen, und meine einzige Absicht gieng dahin, ihm das Papier aus der Tasche zu ziehen. Nachdem ich einige Mühe angewandt hatte, gelang es mir endlich. Unter einem Vorwande verließ ich Lorenzo, und eilte aus dem Zimmer. Hier öffnete ich das Papier, und wer begreift mein Erstaunen, als ich die Hand der Donna Miranda erkannte?

„Hier muß ich Ihnen zuvor berichten, wie es mir möglich war, die Schreiberin des Briefes zu erkennen.

„Donna Miranda war schon früher mit der Gräfin Careſtini in Briefwechsel

gestanden,*) und da diese keine Geheimnisse für mich hatte, so waren mir die Briefe derselben sehr häufig zu Gesichte gekommen, und ich erkannte, wie gesagt, auf den ersten Blick die Hand der Donna Miranda in dem Papiere des Lorenzo.

„In demselben schrieb Donna Miranda an Bantinelli, wie sie in Betreff des Grafen durchaus persönlich mit ihm reden müsse, und ihn daher bitte, ihr einen Ort anzuzeigen, wo zwischen ihnen beiden eine Unterredung statt finden könne.**)

„Nachdem ich dies gelesen hatte, eilte ich zurück zu Lorenzo, derwegen meiner

*) Wenn Donna Miranda in jener verhängnißvollen Nacht dies dem Grafen nicht gemeldet hat, so ist das bloße Vergessenheit von ihrer Seite gewesen, die durch ihre eigne kritische Lage hinlänglich entschuldigt wird. Hätte Marcellina seinen Brief von Donna Miranda gesehen, so konnte sie die Hand derselben nicht wieder erkennen. Das ist leicht zu begreifen.

**) Die Leser wissen dies schon aus der eignen Erzählung der Donna Miranda im zweiten Theile welche diese dort dem Grafen gemacht hat.

Abwesenheit ohne Verdacht gewesen war. Er befand sich noch in derselben Lage, und schien vergnügter als vorhin zu seyn.

So unvermerkt ich ihm vorhin das Papier entwendet hatte, eben so unvermerkt, wußte ich es ihm jetzt auch wieder zuzustellen, ohne daß er das geringste merkte.

„Ich erinnerte den Lorenzo an die Zeit, und fragte ihn, ob ihm sein langes Außenbleiben keine Unannehmlichkeit, von Seiten seines Herrn zuziehen könne?

„Jetzt sah er selbst die Nothwendigkeit ein, mich zu verlassen, nachdem er mich um ein abermaliges Rendesvous auf den folgenden Tag ersucht hatte, welches ich ihm auch zusagte.

Wir trennten uns, und ich blieb meinen Gedanken überlassen. Es ward mir nicht schwer, Vanilli's Absicht zu durchschauen. Lorenzo hatte mir, und zwar unter dem Siegel der unverbrüchlichsten Verschwiegenheit, Ihr Abenteuer mit der Gräfin Careslini entdeckt, welches durch die Dazwischenkunft der Herzogin einen so traus

rigen Ausgang für Bantinelli genommen hätte.

„Ich begriff dieses. Da sein Plan mit der Gräfin gescheitert war, so sollte Donna Miranda deren Stelle übernehmen, und vielleicht sicherer seine Absicht auf die Herzogin Chiaramonte befördern als jene.

„Mit allen den weitaussehenden Projekten dieses Plankmachers hatte mein Herz nur in so fern etwas zu schaffen, als die Erfüllung seiner Wünsche mit dem, wonach ich strebte, auf das allergenaueste zusammenstimmte. Ich selbst betrachtete die Herzogin als ein Hinderniß, welches sich der Verwirklichung meiner Hoffnungen auf ewig widersetzen würde, und ich hätte nicht das geringste Bedenken getragen, Bantinelli's Plan auf jene aus allen Kräften zu unterstützen, wenn ich in der Lage gewesen wäre, auf einen von beiden wirken zu können.

„Daß es Bantinelli's Absicht war, Sie mit Donna Miranda in ein näheres Verhältniß zu bringen, war mir außer allem

Zweifel, und hierauf bauete ich zugleich meinen Plan.

„Donna Miranda hatte mir einstens bei einem Besuche bei der Gräfin Carestini viele Freundschaft bewiesen, und ich beschloß, mich gerade zu an sie selbst zu wenden.

„Ich ließ mich bei ihr melden, und sie nahm mich an. Nach einigen gleichgültigen Fragen lenkte sie das Gespräch sogleich auf die Gräfin Carestini, und hier nahm ich Gelegenheit, ihr die Schicksale derselben auf der Villa, so wie Ihr Abentheuer mit dem Marchese Cardanaro zu schildern.

„Sie nahm den lebhaftesten Antheil an meiner Erzählung, und erkundigte sich insbesondere nach den fernern Begebenheiten, welche Ihnen und der Gräfin begegnet seyn könnten.

„Ich antwortete ihr, wie ich von Ihnen weiter nichts wisse, als daß Sie in kurzem nach Venedig kommen würden. Ihr Abentheuer mit der Gräfin Carestini verschwieg ich ihr ganz, weil ich die Kennt-

niß desselben der Donna Miranda nicht für zuträglich hielt. *)

„Am längsten hielt sie sich bei dem auf, was ich, wie sie meinte, so heldenmüthig für Sie in jener Nacht auf der Villa der Gräfin gethan hatte, wo es mir nämlich gelungen war, den mörderischen Anfall des Marchese Carbonaro von Ihnen abzuwenden.

„Als ich geendigt hatte, bot sie mir von selbst einen Aufenthalt in ihrem Hause an, in welchem ich nicht wie eine Untergebene, sondern wie eine Freundin von ihr behandelt werden sollte.

„Sie entdeckte mir die Absicht des Bantinelli, und ihr Verhältniß mit demselben, und ließ mich alle Geheimnisse ihres Herzens wissen.

„Endlich meldete ihr Bantinelli noch eines Abends sehr spät, daß am folgenden Morgen Ihre Ankunft erfolgen würde

*) Bantinelli ist unbesorgter gewesen, und hat auf dieses Abentheuer in seinem ersten Briefe an Donna Miranda sehr deutlich angespielt.

de. Welchen Eindruck diese Nachricht auf Donna Miranda machte, will ich Ihnen verschweigen, und ebenfalls in mein Herz verschließen, welchen Eindruck dieser Eindruck auf mich selbst machte.

„Eine Abwesenheit des Don Fernando erleichterte die Ausführung des Plans seiner Gemalin. Mit dem Morgen des folgenden Tages verließ sie das Haus, um sich an den Ort zu begeben, der von ihr und Bantinelli auserwählt worden war.

„Ich blieb zurück, von der ganzen Welt und mir selbst verlassen, eine Beute des Schmerzes, und im Herzen eine nagende Unruhe. Mein Daseyn glich einem Schiffe, daß ohne Steuerman auf offenem Meere dem Ungestüm der Wellen Preis gegeben wird.

„Nachdem ich bis zum Mittage in diesem Zustande verlebt hatte, kam Donna Miranda zu Hause. Sie befand sich in einer so sichtbaren heftigen Bewegung, daß sie mir Angst machte, und ich sie um die

Ursach dieser Wallung befragte. *) Sie antwortete hierauf nicht, sondern sagte mir blos, daß Sie höchst wahrscheinlich noch im Laufe dieses Tages zu ihr geführt werden würden.

„Die Bewegung, in welcher mein ganzes Herz sich befand, hinderte mich, diejenige der Donna Miranda wahrzunehmen, und in dieser ängstlichen Stimmung brachten wir gegenseitig den Rest des Tages hin, ohne unsere Gefühle uns mitzutheilen.

„Ob sie das Geheimniß meines Herzens errieth, weiß ich nicht. Doch befahl sie mir für den Abend ein Geschäft in dem abgelegendsten Theil des Pallastes, und kaum hatte ihre alte Hofmeisterin, die ihrer Gebieterin gänzlich ergeben war, Ihre Ankunft gemeldet, als sie mir in einem ungewissen, höchst schwankenden Tone, der

*) Die Leser wissen den Grund dieser Erscheinung aus Donna Miranda's eigner Erzählung, die diese dem Grafen von dem Vorfalle in dem Cabinette gemacht hat.

deutlich ihre Verlegenheit verrieth, gehor, an jene Arbeit zu gehen.

„Ich gehorchte ihrem Willen, und sage Ihnen nichts von den Gefühlen, die in dem Schweigen dieser düstern Nacht meinen Busen erfüllten.

„Nach Mitternacht vernahm ich ein ungewöhnliches Hin- und Herlaufen im Hause, welches sich mit jeder Minute vermehrte. Ein sonderbar Interesse, welches ich an diesem Geräusche nahm, lockte mich aus meinem Verbannungsorte, den Grund dieses allgemeinen Aufstandes zu vernehmen.

„Ich erkundigte mich bei den Bedienten, welche in großer Bestürzung waren, nach der Ursach dieser Unruhe, und erfuhr, daß Don Fernando noch Hause gekommen, und Donna Miranda auf ihrem eignen Zimmer verschlossen worden sey.

„Ich kannte die Eifersucht des Don Fernando, und glaubte nichts anders, als daß er selbst der Mörder seiner Gemalin geworden sey.

„Ich eilte ohne Verzug zu Donna Miranda, und auf dem Wege dahin begegnete mir die Wache der zehn Männer, in deren Mitte ich Sie erblickte. Der Schreck fesselte meine Glieder, und mehr todt als lebendig gelangte ich im Zimmer der Donna Miranda an, die in ihrem Blute schwamm.

„Nur aus den verwirrten Erzählungen des Don Fernando, denen seine Wuth allen Zusammenhang benahm, erfuhr ich die schreckliche räthselhafte Geschichte, und daß Sie der Mörder der Donna Miranda wären.

„Diese, deren Gesicht mit dem Schleier des Todes bedeckt war, lag ohne ein Zeichen des Lebens unter den Händen der Aerzte, die nicht ihre Wunde, wohl aber den Blutverlust derselben für gefährlich erklärten.

„Nach Verlauf von einigen Tagen befand sie sich außer aller Gefahr, und bedurfte nur der Ruhe, damit die Wunde sicherer zu heilen vermöchte. Sie selbst er-

zählte mir jetzt die schreckliche Geschichte, und forderte mich auf, von ihrem Gemale die räthselhafte Erscheinung des Bantinelli herauszulocken.

„Hier finde ich es nöthig, Ihnen zu sagen, was Sie bereits wissen werden, daß mich Don Fernando unabläßig mit seiner Liebe verfolgt, und daß ich, wenn meine Bereitwilligkeit den Wünschen desselben zu entsprechen vermöchte, über die Hälfte seines unermeßlichen Vermögens nach Belieben schalten und walten könnte.

„Ich suchte demnach das Geheimniß von Bantinelli's Erscheinung aus ihm herauszulocken, und erfuhr folgendes. Don Fernando glaubte seiner Gemalin nicht trauen zu dürfen, weil diese, seit dem ersten Tage seiner Bewerbung um sie, ihm offen erklärt hatte, sie werde ihn nie lieben können. Dies und die Ungleichheit des Alters, welche er zwischen sich und seiner Gemalin anzuerkennen gezwungen war, flößten seinem, ohnehin schon mißtrauischen Charak-

ter, allen möglichen Verdacht gegen die Treue seiner Gemalin ein.

„Da er eins der ersten Stellen im Dienste der Republik bekleidet, so nöthigt ihn dies oft, die Stadt zu verlassen. Dies war auch an jenem merkwürdigen Tage der Fall gewesen, wo Sie in Venedig ankamen. Doch hatte ihn sein Dienst nur bis zum Abend dieses Tages beschäftigt, und er kehrte nach Venedig zurück mit der Ahnung einer Untreue seiner Gemalin.

„Zu dem Ende stellte er sich in der Gegend seines Pallastes auf die Lauer, und hütete den Eingang desselben. Er erblickte eine Gondel, in welcher sich nur ein einziger Mann befand, der diese selbst regierte. Schon war er entschlossen, denselben anzureden, und ihn mit dem Degen in der Hand um das Geschäft zu fragen, welches dieser noch so spät in der Gegend seines Hauses treibe, als er eine andere Gondel erblickte, die sich der Hinterpforte seines Pallastes näherte. In dieser Gondel befanden Sie sich. Die Hofmeisterin, de-

rein ich oben Erwähnung gethan habe, öffnete Ihnen die Pforte, und schon war Don Fernando entschlossen, Sie anzugreifen, als jener einzelne Mann in der Gondel ihn zurückhielt, und ihm seine Dienste zur Bestrafung der Untreue seiner Gemahlin anbot. Als nun Don Fernando versicherte, daß er hierzu keines fremden Beistandes bedürfe, so spiegelte ihm der Fremde einen Anschlag auf sein Leben vor, und nannte mehrere seiner Bediente als Mitschuldige desselben.

„Dies bewog Don Fernando, den Dienst des Fremden anzunehmen, und dieser Fremde war, wie Sie schon wissen, niemand anders, als Bantinelli.

„Ich sehe, welchen Eindruck diese vertheilte Bosheit des Bantinelli auf Sie macht. Doch übereilen Sie nicht, und rollen Sie die Augen nicht so fürchterlich! Diesmal ist er nicht so strafbar, als Sie glauben. Hören Sie den weitern Verfolg dieser nächtlichen Begebenheit.

„Nachdem Donna Miranda sich auf eine so unerwartete Art gegen Bantinelli benommen hatte, verlor dieser die Fassung. Seine ganze Thätigkeit beschränkte sich jetzt blos darauf, seine vor dem mörderischen Angriffen ihres Gemals zu schützen. Jetzt sank Donna Miranda, von Ihrem Schusse getroffen, entseelt zu Boden, und Bantinelli nahm diese Gelegenheit wahr, um sich heimlich zu entfernen, und Ihnen, wo möglich Schutz zu gewähren, gegen das rachsüchtige Beginnen des Don Fernando.

„Er wollte so eben den Pallast verlassen, als ihm die Wache der rothen Gondel begegnete. Nun glaubte er Sie verloren. Er wandte sich noch in dieser Nacht durch Wege, die ihm nur allein bekannt sind, an das geheime Tribunal der zehn Männer, erfuhr aber zu seiner Beruhigung, daß Ihre Gefangennehmung nur ein Blendwerk sey, mit welchem man die rachsüchtige Wuth des Don Fernando täuschen wolle.

„Sie möchten begierig seyn zu erfahren, von wem mir diese Nachrichten, Bantinelli betreffend, geworden wären. Ich muß Ihnen daher melden, daß dieser am vierten Tage nach jener fürchterlichen Nacht, nachdem Donna Miranda schon längst außer aller Gefahr war, letzterer den Zusammenhang der ganzen Begebenheit in einem Briefe meldete.

„Donna Miranda nahm jetzt keinen Anstand mehr, mich von dem ganzen Zusammenhange ihrer Verbindung mit Bantinelli zu benachrichtigen. Und nun erfuhr ich auch den Grund ihrer außerordentlichen Bewegung, welche sie nach ihrer Zuhauseskunft an jenem merkwürdigen Tage, so offenbar verrathen hatte. Da Sie die Geschichte jenes Schlaftrunkes von ihr selbst erfahren haben, so bedarf dieser Umstand keiner weitern Aufklärung von meiner Seite. Doch werden Sie begierig seyn, über Bantinelli's Verrätherei Auskunft zu erhalten, und den Grund seines sonderbaren Benehmens gegen Donna Miranda zu erfahren.

Hören Sie also den Zusammenhang in der scheinbar widersprechenden Handlung des Bantinelli.

„Als er an jenem Morgen Donna Miranda in dem bewußten Cabinette, den bevorstehenden Wirkungen des Schlaftrunks überlassen hatte, verlor er sie, so wie jeglichen Umstand, welcher dieselbe betraf, nicht aus den Augen. Daß Donna Miranda der Gewalt des Opiats sich so früh entreißen würde, hatte er nicht erwartet, und noch weniger lag es in seinem Plane, daß sie dem Cabinette und Ihnen so bald entfliehen sollte.

„Er ließ nichts destoweniger die Gondel bewachen, in welcher Donna Miranda davon fuhr, weil er Ursach zu haben glaubte, jenem Gondelier nicht trauen zu dürfen. Seine Muthmaßung hatte ihn nicht betrogen. Der nachgesandte Spion fieng so viel von beider Unterhaltung auf, daß Bantinelli jedoch einsah, er habe, bei dem eigenmächtigen Schritte, welchen Donna Miran-

Miranda gethan, noch nichts verloren sondern im Gegentheil alles gewonnen.

„Er paßte dem Gondelier auf; als dieser zurückkam, und vor Ihrem Gasthause Posto fassen wollte. Dieser entschuldigte sein Verfahren, so gut es ihm gelingen wollte. Bantinelli versprach, ihm Verzeihung angedeihen zu lassen, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er mit Freiheit und Leben für die Gewißheit Bürge würde, Sie zur Donna Miranda zu führen.

„Der arme Gondelier wollte bei der Unsicherheit dieses Unternehmens das Wasser unter seinen Füßen zum Mitleid bewegen. Aber Bantinelli war hart wie ein Fels, und überließ den Gondelier seinem Schicksale, nachdem er ihm noch einmal die einzige Bedingung, unter welcher er ihm verzeihn, zu Gemüthe geführt hatte.

„Er verließ ihn nur scheinbar, und hatte von Ferne beständige Acht auf ihn. Da eine Zusammenkunft zwischen Ihnen und Donna Miranda durchaus in seinem

Plane lag, so war er entschlossen, diese, es koste was es wolle, zu bewerkstelligen. Doch wünschte er, diese nicht unmittelbar durch sich selbst zu betreiben, weil er einem Streite mit ihm ausweichen wollte, zu welchen wie er meinte, wahrscheinlich Ihre rege Hitze Anlaß geben würde.

„Sollte jedoch der Gondelier in seinem Unternehmen scheitern, so wollte er sich durch keine Bedenklichkeit abhalten lassen, persönlich auf Sie zu wirken, und Sie auf irgend eine Art zum Besuche bei Donna Miranda zu bewegen. Hierbei muß ich Ihnen frei gestehen, daß Bantinelli bei dieser Unternehmung auf die Veränderlichkeit Ihres eignen Herzens am meisten rechnete.

„Es gelang dem Gondelier, leichter als es Bantinelli erwartet hätte, Sie in die Absichten des Letzten, und in das Haus der Donna Miranda eingehen zu lassen. Doch hielt es dieser für seine Pflicht, Sie gegen alle etwanigen Zufälle, die Ihnen das Ohngefähr oder die eifersüchtige

Wuth des Don Fernando zusenden möchte, in Schutz zu nehmen.

„Nachdem er Sie also im Hause der Donna Miranda wußte, besetzte er alle Zugänge zu demselben, und gab auf alles Acht, was in der Nähe desselben vorfiel. Wie staunte er, als die Gondel des Don Fernando erschien, welchen letzten er auf den ersten Blick erkannte?

„Hier war Todesgefahr für Sie verhanden. Er kannte den eifersüchtigen Charakter des Don Fernando, und wußte voraus, daß Sie ein Opfer seiner rachsüchtigen Wuth werden würden. Jeder Widerstand von Ihrer Seite wäre unnütz gewesen, da Sie allein gegen die Menge nichts ausgerichtet haben würden.

„Eine andere Erscheinung beunruhigte ihn nicht minder. Es hatte nämlich seit dem Nachmittage eine Gondel mit drei weiblichen Maskquen die Gegend Ihres Gasthofes besetzt gehalten, und Bantinelli war nicht im Stande, diese Maskquen zu erkennen. Er wäre geneigt gewesen, die

Herzogin Chiaromonte in dieser Gondel zu suchen, wenn er er nicht fest überzeugt gewesen wäre, daß diese für den Augenblick sich nicht in Venedig befände. *)

„Von allen Seiten geängstigt, und Sie in einer augenscheinlichen Gefahr wissend, mußte er sich einem verzweifelten Unternehmen Preis geben, und ein Wagstück beginnen, bei dem eben so gut, alles verloren, als gewonnen werden konnte.

„Er näherte sich Don Fernando, und entdeckte ihm, was dieser ohnehin mit seinen eignen Augen gesehen hatte, daß so eben ein Liebhaber zu seiner Gemalin schleiche, der für diese Nacht bei Donna Mizanda die Stelle des Gemals vertreten sollte.

„Anfangs schien Don Fernando's widerstrebender Charakter die Absicht Bantivoli's zu vereiteln, und dieser hatte alle Ursach, Sie für verloren zu geben. Als

*) Dessen ungeachtet befand sich, wie die Leser bereits erfahren haben, die Herzogin in der Gondel, und rettete hernach den Grafen.

jedoch Vantinelli jenem eine Gefahr, die nicht existirte, vorgespiegelt hatte, legte sich Don Fernando um so eher zum Ziele, als Vantinelli gezwungen worden war, sich dem Don Fernando zu erkennen zu geben, der seiner Seite einem Manne von Vantinelli's Wichtigkeit nicht mißzutrauen vermochte.

„Nachdem sie sich also gegenseitig verständlicht hatten, drang Don Fernando, von Vantinelli begleitet, in das Haus, wo seine plötzliche Erscheinung unter den Bedienten, die der Donna Miranda ergeben waren, die größte Bestürtzung veranlaßte.

„Donna Miranda, welche von Vantinelli's und ihres Gemals Anblicke zu Boden geschlagen war, hielt den ersten für den schwärzesten Verräther, der jemals seine Teufels-Natur in die Gestalt eines Menschen gesteckt habe, und that jene Aussage gegen ihn, von der Sie selbst Ohrenzeuge gewesen sind.

Wie sehr diese Unvorsichtigkeit, zu der Donna Miranda jedoch dem Scheine nach

berechtigt war, Bantinelli außer alle Fassung setzte, können Sie leicht abmessen. Er beschloß, Sie und Donna Miranda mit seinem eignen Leben zu beschützen, und nur die Ungewißheit, in welcher er sich über den Ort Ihres Hinterhalts befand, hielt ihn noch unthätig. Eben war er damit beschäftigt, diesen auszuspähen, und zugleich Donna Miranda gegen die mörderischen Anfälle ihres Gemals zu vertheidigen, als Sie durch jenen unglücklichen Schuß nur allzudeutlich Ihren Aufenthalt zu erkennen gaben.

„Don Fernando stürzte zu der Uhr, öffnete das Gehäuse, und fand Sie ohne Leben in demselben. Schon verwünschte er sein Schicksal, daß er nur den todten Nebenbuhler in seine Gewalt bekäme, und dem Lebendigen kein Haar zu krümmen, im Stande wäre, als Sie Zeichen des Lebens von sich zu geben anfiengen, und jener sich einer kannibalischen Freude überließ.

„Bantinelli suchte jetzt, Don Fernando unbemerkt, diesem Orte des Schreckens

zu entkommen. Das übrige wissen Sie."

So weit Marcellina. Die Leser müssen gestehen, daß ihre Erzählung nicht ungeschickt war, mich während der Epoche meines Todes gehöriger Weise zu zerstreuen.

Ich wußte nicht, sollte ich mich über die Machinazionen des ehrlichen Bantinelli ärgern, oder die vergeblichen Mühwaltungen desselben bemitleiden? War er nicht an jedem Abend seiner in Sorgen hingebrachten Tage gezwungen, sich selbst zu sagen, du hast Mühe und Arbeit verloren?

Und was hatte sein ganzes Dichten und Trachten anders zum Endzweck, als mich von der Herzogin Chiaromonte zu entfernen, und sich selbst in meine Stelle, und in ihr Herz zu schleichen?

Der jetzige Moment war nicht der erste, wo es mich mit einer Art von Großmuth gegen diesen liebeskranken Bantinelli befiel, und ich nicht übel aufgelegt war, der Liebe zur Herzogin und allen anderweitigen Lockungen dieses bezauberten Lan-

det den Rücken zu drehen, und es dem ehrlichen Bantinelli zu überlassen, meine Entfernung aus diesem Lande zu einer Entfernung aus dem Herzen der Herzogin zu benützen.

Da ich mit meinen sämmtlichen Herzensangelegenheiten wohl auf einen grünen Zweig gekommen war, jedoch nie eine Frucht auf demselben hatte für mich wachsen gesehen, auch diese Marcellina, die mir jetzt zur Seite saß, zweimal mein Leben mit der Gefahr des ihrigen gerettet hatte, so wäre ich nicht abgeneigt gewesen, für letzte ein bedeutendes Uebrige zu thun, wenn nicht eine geheime Ahnung in meinem Innern mich von jedem Entschlusse, der dahin abzielte, entfernt gehalten hätte.

Noch war ich im Andenken und Erwägen meiner Pflichten gegen alle meine weiblichen Bekanntschaften, insbesondere gegen die Herzogin und Marcellina begriffen, als wir die Kehle des Giacomo hörten, der die Spalte unsrer Zimmerthür zu einem

Sprachrohr umschuf und gebrauchte, durch welches er uns zurief:

„Wenn Ihr wie Geister durch vermauerte Wände zu schlüpfen vermöget, so rettet euch, sonst seyd Ihr beide verlohren. Dem Todten hat Don Fernando den Tod geschworen, und was er mit dir anfangen wird, du schöne Marcellina, daran mag ich gar nicht einmal denken."

Der Leser wird gewiß meiner Meinung seyn, wenn ich ihm sage, daß hier guter Rath einmal wieder sehr theuer war. Doch verlor ich den Muth nicht. Marcellina hatte ja schon so oft alles gut gemacht, daß ich an der Möglichkeit eines glücklichen Ausgangs auch diesmal nicht verzweifelte.

Wie ein ganzes Militair auf den einzigen Flügelmann sieht, um diesem die kriegerischen Exercitien abzusehen, so blickte ich auf die Gesellschafterin meines Todes, um nach ihren äußern Bewegungen meine innern zu Furcht oder Hoffnung abmessen zu können.

Ich hatte mich nicht in ihr betrogen. Nachdem ich kaum den Entschluß gefaßt, diesen ihren Bewegungen nachzuspüren, um Freude oder Leid aus ihnen für mich abzunehmen, hatte sie bereits unsrer Rettung nachgespürt, und gewährte mir einen recht freudigen Anblick.

Unter ihrem weiten Gewande gieng nemlich eine stattliche Strickleiter hervor, welche mir zu einer Himmelsleiter ward, auf der ich meinen Schutzgeist auf und ab spazieren sah.

Marcellina sprach in einem gesetzten männlichen Tone:

„Das habe ich voraus gesehen, und glücklicher Weise meine Maßregeln darnach genommen."

Darauf wandte sie sich zu Giacomo, der sich physisch da befand, wo wir uns moralisch ängstigten, nämlich zwischen Thür und Angel, und fragte ihn:

„Sag mir an, du guter Giacomo, was hat denn Don Fernando so wüthend

auf mich arme Lebendige und auf diesen glücklichen Todten gemacht."

„Ein todter Mops, den man aus dem Fenster der Donna Miranda dem Gondelier des Don Fernando gerade auf den Kopf geworfen hat, ist Schuld an dem ganzen Lerme, und soll nach der Willensmeinung des letzten dem Todten den Tod geben. Ich höre ihn schon kommen. Hu, wie er röchelt vor Zorn! Sterbt beide im Ernste. Das ist das einzige Mittel, seiner Rache zu entgehen. Ich weiche seinem Anblicke aus."

Mit diesem Worten eilte er davon. Wir hörten die Stimme des Don Fernando von weitem wie Donner rollen. Doch war Marcellina unter der Zeit auch nicht müßig, und hatte die Strickleiter aus dem Fenster geworfen. Ich hörte sie mit jemanden reden, und erkannte an der Stimme den Damen-Doktor, den Unglücksmenschen, der mich in diese Mörderhöhle geführt, wo ich nun zum zweitenmale einen Eingang gefunden hatte, aber wegen

des Ausgangs aus derselben in Todesnöthen schwebte.

Jetzt war Don Fernando bereits vor der Thür, und ich sah dem Augenblick entgegen, wo der Riegel derselben den Kräften seines Leibes weichen würde. Marcellina zog mich zum Fenster, und ich befahl meinen Körper dem Neptun, in dessen Gewalt ich gerathen mußte, wenn ich die Leiter verfehlte, und demnach einige Augenblicke früher in's Wasser käme, als es der Gang der Strickleiter erlauben würde.

Die Reise auf dieser Wasserleiter, welche einer Leiter in den Himmel entgegen zu setzen ist, gieng glücklicher von Statten, als ich geglaubt hatte. Ich fiel in die Arme des Damen-Doktors, den ich in die meinigen schloß, weil ich ihn, als meinen endlichen Befreier aus dieser Mördergrube betrachtete.

Marcellina war mir auf dem Fuße, besser gesagt auf dem Kopfe gefolgt, und kaum hatte sie die Gondel betreten, als

diese mit der größten Geschwindigkeit davon ruderte. Wir mochten uns etwa ein paar hundert Schritte von Don Fernando's Pallaste entfernt haben, als die Gondel vor einem geringen Hause anhielt und ein Bedienter mit einer Fackel uns entgegen trat.

Bis dahin hatte mich Finsterniß umgeben. Es war mir so vorgekommen, als ob außer mir, Marcellina, dem Damen-Doktor und dem Gondelier noch ein Fünfter sich in der Gondel befände, welchen ich aber bis dahin weder gesehen noch gehört hatte.

Jetzt bei'm Scheine der Fackel blickte ich um mich her, und dieser Fünfte stand dicht neben mir. Wie erstaunte ich, als ich ihn erkannte. Es war Battista, mein Hofmeister, der wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit sein Licht zum erstenmale leuchten lassen wollte.

Der Damen-Dokter nöthigte mich zum Aussteigen, und jetzt kam auch Marcellina herbei, die sich bis dahin ganz unthätig an dem andern Ende der Gondel aufge-

halten hatte. Die Fackel erhellte Battista's Antlitz, und kaum hatte Marcellina den fremden Gesellschafter mit einem langen Blicke gemessen, als sie einen Schrei des Entsetzens ausstieß, rücklings übersank und in den Kanal stürzte.

Sie war meine Erretterin aus ofmaligen Tode gewesen, und ich kannte jetzt keine Gefahr, als diejenige, in welcher die arme Marcellina schwebte. Schon hatte ich den Fuß aufgehoben, um ihr nachzuspringen, als mich der Damen-Doktor und Battista faßten und gewaltsam zurückhielten. Die Thür des Hauses, vor welchem wir uns befanden, öffnete sich, und ich ward von jenen beiden Helfershelfern hineingeschleppt. Doch hatte ich noch so viel Zeit zu bemerken, daß Marcellina von dem Gondelier aus dem Wasser und lebend in die Gondel gehoben wurde.

Nachdem wir in's Haus getreten waren, verschloß sich die Thür desselben, und der Bediente gieng mit der Fackel voran. Wir durchwanderten einen langen Gang,

der nicht aufhören wollte, und kamen am Ende zu einer Thür, welche der Bediente öffnete.

Wir sahen den freien Himmel über unserm Haupte. Eine Gondel hatte uns erwartet, und nahm uns jetzt auf. Der Damen-Doktor war verschwunden, und ich befand mich mit Battista allein in der Gondel.

In so fern dieser Hofmeister ein wirklicher Hofmeister war, als wofür er nämlich von meinem Vater bei mir eingesetzt worden, konnte er nirgends thun, was seines Amts, wenn er es hier unterlassen wollte, und daher fieng es an, mich ein wenig zu bangen vor seinen Ermahnungen und Vorwürfen, die um so schärfer seyn würden, als er sich mit diesen gleichsam selbst in sein Amt einführen mußte. Um denselben also einen gebührenden Widerstand zu leisten, das heißt gar keinen, beschloß ich mich schlafend zu stellen, damit Battista wo nicht tauben Ohren predigen möchte, doch wenigstens schlafenden Augen.

Ich suchte demnach die bequemste Stelle in der Gondel, und fieng an, den Schlafenden recht mit Liebe zu spielen. Es begegnete mir hier, was den Sterblichen so oft wiederfährt, nämlich der Umstand, daß die Täuschung Wahrheit gebiert, so wie ein Lügner am Ende sich selbst glaubend macht, was andere nicht haben glauben wollen.

Ich fieng also wirklich an, einzuschlafen, wozu die wiegende Bewegung der Gondel und die mancherlei Anstrengungen des, unter Furcht und Todesgedanken hingebrachten Tages, das ihrige beitragen mochten.

In diesem Schlafe war es mir, als wohnte ich der Vorstellung eines Schattenspiels bei, in welchem meine eignen Begebenheiten vorgestellt würden. Ich war eben in der Vorstellung meines Lebens bis zu dem Momente meiner Verheirathung mit der Herzogin Chiaromonte gediehen. Diese hatte sich in eigner Person mit mir trauen lassen, und nicht, wie die Fürsten

und

und Fürstinnen durch eine fremde, durch die Gräfin Carestini nämlich.

In feuriger Umarmung bezeigte mir meine Gemalin ihre ehliche Liebe, und glühende Küsse brannten auf meinen Lippen, als ob ich wachte. Eine nie gefühlte Regung entzückte mich Schlafenden, und stürzte mich aus meinem Traume in's Leben auf. Wer begreift mein Erstaunen, als ich mich mit Hülfe des hereinbrechenden Tages in den Armen des Battista liegen sah, dessen wahrhafte Küsse diejenigen der Herzogin in meinem Traume hervorgebracht hatten?

Ich befand mich in einer wunderbaren Verlegenheit. Sollte ich den griechischen Sinn meines Hofmeisters in den Wellen des adriatischen Meers ersäufen, wo es am tiefsten war, oder als ächter Christ diesen Heiden lehren, und vom sündigen Wege bekehren?

So jung war mir noch kein moderner Socrates vorgekommen, und Battista hätte weniger einen solchen, als einen Alci-

biades vorstellen können. Doch schien er diese Qualität seines Pädagogismus noch wenig ausgebildet zu haben. Denn kaum hatte ich die Augen aufgeschlagen, und mich aus den Armen meiner männlichen Gemalin gerissen, als die Schaam auf seinen Wangen mit der lieblichen Röthe der aufgehenden Sonne wetteiferte.

Im ersten Gefühle meiner misbrauchten Persönlichkeit, wollte ich diesem Hofmeister das Gewissen rühren, und war eben dabei, in einer wohlzusetzenden Rede ein Wunder der Bekehrung zu thun, als ich ein gewisses Etwas in mir verspürte, welches sich meinem Bekehrungshandwerke durchaus widersetzte, und zu Gunsten des griechischen Lehrmeisters redete. Während ich die Gründe einer solchen sonderbaren Erscheinung in mir hervorsuchte, sprach Battista folgendes:

„Ich habe einen geliebten Bruder, der Ihnen bis zur Täuschung gleicht. Ach, er ist für mich auf ewig verloren! In tiefes Andenken an ihn versunken, entschwand

meine Phantaſie der Wirklichkeit. Ich glaubte dieſen Bruder in meiner Nähe, und in meinen Armen zu halten. Ihr Erwachen verurſachte auch das meinige. Ich ſehe meinen Irrthum, und ſchäme mich deſſen. Vergeben Sie mir.“

Dies ſagte der liebende Bruder mit einer ſo rührenden Innigkeit, daß ich ihn zu lieben anfieng, als wäre ich in der That der ſeinige geweſen. Ich umfaßte ihn, und küßte ihn mit einer Innbrunſt, die mich, ihrer Unnatürlichkeit wegen, für mich ſelbſt bange machte. Ich wieß daher alle Lockungen, die mir von dieſem vermeinten Bruder noch werden dürften, mit Anſtand und Kraft zurück, ſah zur Gondel hinaus, und wir befanden uns vor meinem Gaſthofe.

Ich ſtieg aus und Battiſta folgte mir. In der Thür des Gaſthofes lehnte Gottvertraut, der vermuthlich ſchlafend meine Rückkehr erwartete. Ich ſchlug ihn auf die Schulter und rief ihm zu:

„Schläfer! Sieh' die Sonne, und schlaf bei Nacht!"

Er erwachte, rieb sich die Augen, und antwortete:

„Die Excellenz hat gut sprechen. Schliefe sie nur die Nacht, so hätte ich nicht nöthig, in Sorgen zu wachen, wann die halbe Erde mit Lust schläft."

Im Innern ihm Recht gebend, stieg ich die Treppe zu meinem Zimmer hinauf. Hier versuchte ich, von den Anstrengungen der verflossnen Nacht mich auszuruhen, und einem erquickenden Schlafe mich hinzugeben. Doch wollte mir dies keineswegs gelingen, und mein aufgeregter Geist widerstand allem Antriebe meines ermüdeten Körpers zur Ruhe.

Am mächtigsten rührte sich in meinem Gedächtniß die Rückerinnerung an die unglückliche Marcellina auf, die bei einer seltenen Uneigennützigkeit zu wiederholtenmalen mir ihr Leben hatte zum Opfer bringen wollen. Ich machte mir die bittersten Vorwürfe über diejenige Undankbarkeit, mit

welcher ich mich vom Damen: Dokter und Battista hatte abhalten lassen, ihr zu Hülfe zu eilen.

Was war aus ihr geworden? Lebte sie im unglücklichen Andenken an mich und die Aufopferungen, welche ich ihr verursacht, oder war sie todt im glücklichen Vergessen aller irdischen Trübsale, und insbesondere derjenigen, welche ihr aus der Liebe zu mir hervorgegangen waren?

Kannte sie meinen Hofmeister Battista, und in welcher Verbindung war sie mit ihm gestanden? Warum wirkte sein Anblick wie ein Gespenst auf sie, daß sie leblos zu Boden stürzte, und bald in den Armen der Wellen diejenige Ruhe gefunden hätte, die ihr ein feindliches Geschick in den meinigen nicht vergönnen wollte.

Ich begriff alle diese Erscheinungen nicht, ob ich gleich mit Grund einen geheimen Zusammenhang in ihnen ahnen zu müssen glaubte. So verstrich mir der Tag mit ungewissen Muthmaßungen, von denen eine nach der andern immer mehr

von ihrer Wahrscheinlichkeit verlor, so daß mein Geist einem künstlichen Labyrinthe glich, in welchem ich stets wieder auf die nämliche Stelle kam, ich mochte aus- und hingehen, wo ich wollte.

Seit in der Morgenröthe mein Hofmeister den Geist des Socrates hatte anziehen wollen, ohne mir jedoch denjenigen des Alcibiades einflößen zu können, war mir aller Muth vergangen, mit ihm in nähere Verbindung zu treten, als durchaus nothwendig war. Von ihm war mir also jegliche Aufklärung über jenen Verfall mit Marcellina zur Unmöglichkeit geworden. Der Damen-Doktor, der vielleicht zu einem heilsamen Lichte über jenen Zufall das Seinige hätte beitragen können, war verschwunden, und ließ sich nicht sehen.

Was den ehrlichen Gottvertraut anbetraf, so spielte er höchst wahrscheinlich mit Battista unter einer Decke, und ich wußte eigentlich nicht, war ich von ihnen verrathen oder verkauft?

Alle diese Betrachtungen waren eben nicht dazu geeignet, mir von der Selbstständigkeit meines eignen Ichs einen glänzenden Begriff zu machen, sondern dienten nur dazu, die Herrschaft jegliches Menschen über mich darzuthun, der sich nur immer mit derselben befassen wollte.

So verstrich denn dieser Tag, wie gesagt, in einer eitlen Mühwaltung von meiner Seite, den Knoten zu lösen, der um das Verhältniß des Battista mit Marcellina geknüpft war.

Battista ließ sich nicht blicken, und Gottvertraut gieng um mich herum, wie die Katze um den heißen Brei, und wußte nicht, wie und wo er mich anfassen sollte. Ich stand ihm keine Rede, und ließ ihn eine Zurückhaltung sehen, die mich vor seinen langweiligen Remonstrazionen in Sicherheit setzte.

Erschöpft von den Mühseeligkeiten der verflossenen Nacht, ward ich am Ende genöthigt, mich auf's Bett zu werfen, und fiel in einen tiefen Schlaf. Die Gestalt

der Herzogin umschwebte mich im Traume, und sie war der einzige Gegenstand meines Treibens und Thuns während desselben.

Endlich erwachte ich, und fühlte mich neu belebt. Gottvertraut erschien und ich fragte ihn nach Battista. Er war noch nicht wieder zu Hause gekommen. Was sollte ich von seiner langen Abwesenheit denken?

Gottvertraut reichte mir einen Zettel dar, den ein Unbekannter für Battista gebracht hatte. Dieser Zettel war statt des Siegels in eine geringe künstliche Biegung geschlagen, und hatte Battista's Adresse.

Als Gottvertraut hinausgegangen war, wollte ich mich überreden, jener Zettel habe im geringsten kein Interesse für mich, und reihe meine Neugierde ganz und gar nicht. Doch ward ich von der Bemerkung, daß ich diesen Zettel in einem fort betrachtete und in der Hand herumwandte, bald eines bessern belehrt. Und somit verhelte ich es mir auch nicht länger, daß

mich der Innhalt desselben auf eine eigne Weise beschäftigte, ob mir gleich noch keine Silbe davon bekannt war.

Da, wie gesagt, nur eine künstliche Faltung die Stelle des Siegels vertrat, so glaubte ich von diesem Umstande auf die Gleichgültigkeit des Inhalts schliessen zu dürfen, und suchte mit dieser Bemerkung das vorzunehmende Attentat auf den Zettel zu rechtfertigen. Ehe ich es demnach erwartet hatte, lag derselbe ausgebreitet und offen vor meinen Augen.

Nun hielt ich jede fernere Zurückhaltung von dem Lesen des Zettels für Affectation, und beschloß, zu sehen, was der Schreiber desselben meinem gräzisirenden Hofmeister zu melden hatte.

Ich warf den Blick auf die Worte des Zettels, merkte aber bald, daß der Absender desselben seinen guten Grund zur Nichtversiegelung gehabt haben mochte. Er war nämlich in Ziffern geschrieben, und dadurch eines Siegels überhoben worden. Schon wollte ich mißmuthig über meine

fehlgeschlagene Erwartung ihn bei Seite werfen, als mir noch bei Zeiten einfiel, wie ich, Kraft eines zu werdenden Diplomatikers, einstens die Ziffer-Kunst und ihre Auflösung hatte studiren müssen.

Ich beschloß, diese mühsam erlernte Wissenschaft jetzt zum erstenmale praktisch auszuüben, und zu meinem eignen Gebrauche anzuwenden. In Folge dieses Entschlusses gelang es mir mit geringer Mühe, den Schlüssel dieser Ziffern zu finden, und somit war es mir am ersten daran gelegen, die Unterschrift des Billets zu dechiffriren.

Ein heftiges Zittern bemächtigte sich meines ganzen Körpers, und es ward mir dunkel vor den Augen, als ich diese erkannte. Sie enthielt den Namen Herzogin Chiaromonte. Die Worte des Zettels selbst waren folgende:

„Theurer Battista! Ich widerstehe der Sehnsucht nicht länger, die in meinem Busen allmächtig nach dir hinstrebt. Wenn alles schlummert, wird meine Liebe zu dir wachen. Erwarte mich um zwölf Uhr

Nachts auf deinem Zimmer. Mein Geist umschwebt dich."

Die Haare standen mir zu Berge, und es war, als erblickte ich ein Gespenst in diesem Zettel. Hatte ich auch nur die geringste Ahnung gehabt, hatte ich mir auch nur eine Silbe träumen lassen, von dem was dies Billet enthielt? Das war mehr als ich ertragen konnte!

An der Wirkung, welche diese Liebesepistel auf mich machte, konnte ich die Heftigkeit derjenigen Empfindung abnehmen, welche ich, mir unbewußt für die Herzogin in meinem Innern genährt hatte, und welche nur vor den Abentheuerlichkeiten, womit mein unseeliges Schicksal mich umstrickt gehalten, gleichsam entflohen war.

Jetzt erinnerte ich mich ebenfalls dessen, was mir Gottvertraut von einem Portrait der Herzogin gesagt hatte, welches er in Battista's Händen gesehen haben wollte. Alle Furien der Eifersucht fiengen jetzt an, mich zu quälen. Ich schuf tausend tolle Projekte, eins sinnloser als das

andere, und hätte ich die treulose Herzogin zu finden gewußt, so wäre ich im Stande gewesen, sie mit dem Dolche in der Hand zur Rede zu stellen über ihre verrätherische Liebe zu diesem Battista.

Als sich der Sturm meiner erregten Eifersucht in etwas gelegt hatte, beschloß ich bei kälterem Blute, so lange mich in Ruhe zu fassen, bis mir meine eignen Augen von der Untreue der Herzogin den Beweis geliefert haben würden. Ich legte den Brief also in seine vorigen Falten, und gab mir das Ansehn, als habe ich denselben mit keinem Finger berührt. Gottvertraut trat nämlich ein, und meldete mir Battista's Rückkehr. Bei seinem Namen durchbebte mich eisiger Schauer, und im ersten Momente wollte ich ihn mit Gewalt zur Enthüllung des gegen mich gespielten verrätherischen Complots zwingen. Doch faßte ich mich, und befahl so ruhig es mir nur immer möglich war, dem Gottvertraut, jenem betrügerischen Battista das Billet zuzustellen.

Gottvertraut war wohl ergrauet, aber nicht in der Bosheit. Durch einen Blick, den ich ganz zufällig auf ihn warf, entdeckte ich einen freudigen Zug in seinen Mienen, dessen er sich nicht erwehren konnte, als er durch die veränderte Form des Billets gewahr ward, daß ich es gelesen habe. Ich schien nicht darauf zu merken und hieß ihn gehen.

Bis zur Mitternachtstunde schien mir noch eine Ewigkeit hinfließen zu müssen, und ich rief meinen Schutzgeist an, sie mir ausfüllen zu helfen. Je mehr ich mir die ganze Sinnesart der Herzogin in mein treues Gedächtniß zurückrief, je mehr verzweifelte ich an allem, was mir das Billet über ihren Charakter kund that. Ich versank in ein Meer von Ungewißheit. Bald erschien sie mir als die ärgste Verbrecherin, und bald umstrahlte die göttliche Glorie der Unschuld und Tugend ihr Haupt.

In dieser unglücklichen Gemüthsstimmung, die um so tödtender war, weil ich sie niemanden mittheilen konnte, wälzte sich

die Zeit mit bleiernen Füßen fort, und endlich schlug die lang ersehnte, unglückschwangere Stunde.

Ich hatte den alten Gottvertraut von mir geschickt, um durch ihn an keinem der Schritte gegen Battista gehindert zu werden, und völlig freie Hände zu haben.

Kaum war der letzte Schall der zwölften Stunde verhallet, als ich meinen Degen nahm, und den Weg nach Battista's Zimmer einschlug. Das ganze Haus lag in tiefem Schlafe, und kein Laut traf meine aufmerksame Ohren. Leise, wie ein Dieb in der Nacht, schlich ich mich vor Battista's Thür und schöpfte gewaltsam Oden aus tiefer Brust. Mein Herz klopfte so heftig, daß ich kaum hören konnte, was um und neben mir vorgieng. Ich legte mein Ohr an die Thür, und glaubte zu Boden zu sinken, als ich die Stimme der Herzogin erkannte, die in folgenden Ausdrücken zu ihrem Herzgeliebten sprach:

„Zweifle nicht länger, theurer Battista, an der Aufrichtigkeit meiner Liebe,

und endige den Schmerz, welchen mir dein liebloser Verdacht zufügt. Er ist ewig aus meinem Herzen gerissen, der Treulose, der die Treue nicht kannte, und in jedem Weibe denjenigen Gegenstand wiederfand, welchen er in mir anzubeten vorgab. Sein Andenken kostet mich keine Thränen mehr, als diejenigen, welche mich die Reue vergießen läßt, mein Herz einem solchen unwürdigen Herzen geschenkt zu haben. Von jenem Augenblicke, als ich ihn bei Donna Miranda dem sichern Tode entriß, habe ich jede Liebe zu ihm aus meinem Herzen verbannt, und ihr ein ewiges Lebewohl gesagt. Möge diese Umarmung dich von der Wahrheit meiner Worte überzeugen."

Sie umarmte ihn, und ich hörte den lauten Schall der verbrecherischen Küsse, welche sie dem Munde des Böswichts aufdrückte. Hören und Sehen verging mir. Jede Rücksicht und jede Ueberlegung schwand. Ich hatte für nichts Gehör, als für die Eingebungen der Eifersucht und Wuth, die mein Herz zermalmten.

Ein kräftiger Stoß gegen die Thür, und sie sprang aus den Angeln. Da stand das verbrecherische Weib, im Glanze einer überirdischen Schönheit. Jetzt kämpften Liebe und Haß in meinem Innern. Sollte ich ihr zu Füßen sinken, und ihre Verzeihung für meine Verirrungen erflehen, oder das Andenken an ihre Treulosigkeit zur Rache gegen den Theilnehmer ihres Verbrechens nähren?

Die letzte Empfindung trug den Sieg davon. Bei meinem Einbruche in das Zimmer hatte die Herzogin einen durchdringenden Schrei des Entsetzens ausgestoßen, und war, niedergedonnert vom eignen Gefühle ihres Verbrechens, in eine sprachlose Verwirrung gesunken. Das Zimmer ward nur von einem Lichte schwach erleuchtet, und ich erblickte Battista in seinem Bette. Nicht länger Meister derjenigen Wuth, welche mich verzehrte, schlug ich meinen Mantel zurück, und stieß meinen Degen in die Brust des begünstigten Nebenbuhlers.

Ein Todesschrei durchdrang meine Ohren. Ich sah mich nach der Herzogin um. Diese riß ein Nebenzimmer auf, stürzte hinein, und verschloß dasselbe, ehe ich ihr folgen konnte.

Mein Zorn hatte noch nicht genug an Battista's Ermordung. Die Wuth machte mich blind. Ich eilte der Herzogin nach. Die Thür, stärker als die vorige, widerstand meiner Riesenstärke mehrere Minuten lang. Endlich stürzte sie zu Boden, und vor Zorn außer mir, drang ich, einem reißenden Thiere ähnlich, in's Zimmer.

Ein plötzliches Erstaunen lähmte alle meine Glieder, und ich dachte vor Schreck zu Boden zu sinken, als ich fand, daß die Herzogin aus diesem Zimmer verschwunden war. Es hatte keinen Ausgang, als die Thür, welche ich eben zu Boden getreten hatte, und die Fenster waren alle verschlossen, außerdem so hoch, daß kein

Mensch, ohne die augenscheinlichste Lebensgefahr aus denselben entfliehen konnte.

War die Herzogin mit dem Teufel in ein Bündniß getreten, und täuschte sie mich mit Künsten der Zauberei, oder hatte der liebe Gott, zur Strafe meiner Sünden, meine Sinne verwirrt, und mich überwitzig gemacht?

Ich stand da, wie vom Donner gerührt. Als ich mich in etwas gesammelt hatte, durchsuchte ich jeden Winckel des Zimmers. Keine, auch nur die allerkleinste Möglichkeit, welche die Entfernung der Herzoginn hätte begünstigen können!

Im Hintergrunde bemerckte ich jetzt ein Bett, und hier mußte sie sich verborgen haben! Ich stürzte hin, riß die Vorhänge aus einander, und erblickte eine Mannsperson in tiefem Nachtkleide. Als ich ihr genauer in's Gesicht sah, glaubte ich vor Todesschreck darnieder zu sincken, und rief im Tone eines berühmten dramatischen Helden:

Spiegelfechterei der Hölle! Es ist Battista!"

Dieser war es in der That. Der Degen fiel mir aus der Hand und ich stand da, wie vom Blitze getroffen. Battista äußerte, ohne die geringste Verlegenheit zu verrathen, Erstaunen über den Auftritt den er erblickte und verlangte Aufklärung von mir über denselben. Ohne ihm eine Silbe zu antworten, eilte ich in Battistas Zimmer zurück, wo ich ihn in seinem Bette erstochen zu haben glaubte.

Hier in diesem Bette fand ich nicht die geringste Spur von einem darin gelegenen Körper, und dieser Umstand gab meiner Fassung den letzten Todesstoß.

Mein Einbruch der beiden Thüren hatte einen solchen Lärm verursacht, daß der Wirth nebst allen seinen Aufwärtern herbeistürzte, um den Dieben und Mördern das Lebenslicht auszublasen, die, nach seiner Meinung, im Hause seyn mußten.

Battista belehrte ihn eines bessern, und schreib mein Beginnen einem erneuerten Anfalle meiner letzten Krankheit zu. Ich selbst begriff nicht, was ich zu mir selbst sagen sollte, und gab am Ende Battista's Meinung im stillen Recht.

Die ganze Dienerschaft, den Wirth an ihrer Spitze, beklagten mich, und äußerten, es sey doch Jammer und Schade, daß ein so junger lieber Herr schon den Verstand verloren habe.

Hierüber hätte ich ihn in der That verlieren können, wenn mir das eben bestandene Abentheuer nicht mehr am Herzen gelegen hätte, als die ungebetenen Beileidsbezeigungen dieser Menschen, deren aufrichtigen Sinn ich überdem noch sehr in Zweifel zog, besonders des Wirths, der öfters dem Battista bedeutende Blicke zusandte.

Ich verließ den Kreis, der mich umringt hielt, und gab ihm stillschweigend

die Erlaubniß, von dem Vorfalle zu glauben, was ihm gutdünken würde. Gottvertraut, den der Lerm ebenfalls herbei gezogen hatte, folgte mir auf mein Zimmer, und ich hieß ihn bleiben, weil ich versuchen wollte, ob es nicht möglich sey, einiges Licht in dieser ägyptischen Finsterniß aus ihm zu ziehen.

Als er mich entkleidet hatte, legte ich mich nieder, hieß ihn vor mein Bett setzen, und apostrophirte ihn folgendermaßen:

„Laß dir einmal, mein ehrlicher Gottvertraut, zu Gemüthe führen, daß Lügen und was dem anhängt, gram zu seyn, eine schöne, christliche Tugend ist. Befleißige dich demnach dieser Tugend, so werden Gott und Menschen ein Wohlgefallen an dir finden, und sag' mir, was weißt du von dem Teufelsspiele, in welches ich so eben verwickelt worden bin?"

„Ach du lieber Himmel, nichts als daß mir Signor Battista auf die Seele

gekunden hat, sogleich nach dem Dokter zu laufen, damit dieser nachsieht, wo es eigentlich Schaden mit der Excellenz genommen hat, ob im Unterleibe, dem Sitze der Hypochondrie, oder im Gehirne, der Ruhebank des Teufels, wenn er uns verrückt machen und hinterher im Trüben fischen will."

„Du erwähnst da sehr zu Zeiten des Schwarzen. Möchte er den ehrlichen Battista, nebst dem Dokter holen, und du zur Gesellschaft mitgehen."

„Nicht also! Ich thue, was Signor Battista mir befohlen, und gehe zum Doktor."

Hiermit wollte er sich entfernen. Mich überlief Galle. Im erzürnten Tone rief ich ihm zu:

„Bleib Hanswurst und steh mir Rede, oder ich lasse dich den letzten Gang thun, von dem Niemand zurückkehrt."

Die Wuth, in welche der Narr mich versetzt hatte, und welche durchaus nicht erkünstelt war, machte ihn leben. Ich fuhr im nämlichen Tone folgendermaßen fort:

„Bedenk' du alter Geck, daß meine Geduld nur eine menschliche ist, und spanne die Fäden derselben nicht zu stark an; sie möchten sonst reißen. Gieb mir jetzt Rede und Antwort, mir, deinem rechtmäßigen Herrn. Kennst du die Herzogin Chiaromonte?"

„Was sollte ich nicht? Ist sie nicht die Grundursach aller unsrer Fatalitäten, die wir ausgestanden, seit wir nicht im Lande geblieben, und uns redlich genähret haben?"

„Von einer solchen Kenntniß ihrer Person ist nicht die Rede, sondern von derjenigen, welche du dir durch deine bei

den Augen verschossen haben kannst. Hast du sie schon gesehen?"

„Nun ich dächte! War sie es nicht die in der Residenz gegen uns über wohnte, und uns're Fenster bewachte, als wäre sie dafür bezahlt worden."

„Davon ist abermals die Rede nicht. In der Residenz hast weder du, noch irgend ein Sterblicher, außer mir ihr Antlitz gesehen. Ich meine, ist dir diese Herzogin Chiaromonte hier in Venedig irgendwo zu Gesichte gekommen?"

„Nun ja doch in der Gestalt der schwarzen Wasserfräulein, die die Excellenz aus den Klauen jenes wüthenden Ehemanns gerissen haben, zu dessen Frau dieselbe bei Nacht und Nebel geschlichen war."

„Hast du sie damals von Angesicht zu Angesicht gesehen?"

„Nein, denn sie hatte eine Maske vor."

„Tölpel! Also kennst du sie immer noch nicht. Ich frage dich, hast du diese Herzogin nachher nie wieder gesehen?"

„Ich glaube nicht."

„Antworte bestimmter. Hast du sie heute Abend, zum Beispiel nicht zu Battista schleichen sehen?"

„Ho, ho! Ob heute Abend die Herzogin Chiaromonte zum Signor Battista habe schleichen sehen? Ey wo denkt die Excellenz hin; das ist nun und in alle Ewigkeit nicht möglich!"

„Allerdings, du alter Narr, ist das möglich. Habe ich sie doch mit meinen eignen Augen bei ihm gefunden, dessen nicht einmal zu erwähnen, was meine Ohren von ihrer Unterhaltung vernommen haben."

„Aber, bedenke die Exzellenz! Ist es recht, einen solchen bösen Leimuth zu machen?"

„Alter Esel! Was Leimuth, wenn ich sie mit meinen beiden Augen vor seinem Bette gefunden habe?"

„Nicht möglich! Der böse Feind hat sein Spiel mit der Excellenz getrieben!"

„Gott stehe mir bei mit Geduld, daß ich dich alten Narren nicht mit meinen Händen erwürge. Ich sage dir noch einmal, ich habe sie beisammen gesehen, wie ich dich hier vor meinem Bette stehen sehe."

„Aber bedenke die Excellenz doch! Der rothhitziges Fieber und das Delirium können auch das ihrige zu der Erscheinung mit beigetragen haben."

„Daß du verdammt wärst, mit deinem hitzigen Fieber, du grauer Bösewicht!"

Mit diesen Worten sprang ich, vom Zorn überwältigt, aus dem Bette, und ich weiß nicht, was mit dem alten Gotte vertraut geworden wäre, hätte er sich nicht durch eine schleunige Flucht, den Ausbrüchen meiner gerechten Wuth entzogen. Die Veränderung, die sich mit seinem ganzen Ich zugetragen, war so sichtbar, daß ich sie mit Händen greifen konnte. Es hatte ihn irgend jemand geflißentlich bearbeitet, und zugestutzt, und sollte es auch der ehrliche Battista gewesen seyn.

Ich war also so klug wie vorher, und verlor mich in einem Meer von Zweifeln und Ungewißheiten. Was sollte ich von der Erscheinung glauben, und hatten sämmtliche Zeugen derselben vielleicht Recht, wenn sie mich für fieberkrank und mein Beginnen in dieser Nacht für die Folgen eines hitzigen Deliriums hielten?

Erschöpft von den mancherlei Ereignissen, die an den beiden vorigen Tagen

auf mich eingestürmt waren, fiel ich in einen Schlaf, und begrub meine Sorgen in tiefe Vergessenheit eines süßen Schlummers.

Als ich am Morgen erwachte, befand ich mich von neuem gestärkt, und betrachtete die Begebenheiten der vorigen Nacht schon mit kälterem Blute. Ich war nicht abergläubisch genug, der Behauptung des ganzen Gasthofs Glauben beizumessen, und mich für so verkrank zu halten, weshalb mir also das Beginnen der Herzogin Chiaromonte in einem höchst zweideutigen Lichte erscheinen mußte.

Es giebt Ereignisse im menschlichen Leben, die für die ganze Dauer desselben entscheidend sind. Ein solches war die nächtliche Erscheinung der Herzogin bei Battista, und ob gleich ein rascher Entschluß nie meine schwache Seite gewesen war, so fühlte ich dennoch, daß von dem Augenblicke an, wo jene in Battista's Kam-

mer eingegangen war, kein Gedanke an ſie weitern Eingang bei mir finden würde.

Ich gieng ernſtlich zu Rathe mit mir ſelbſt über den Schritt, den ich nun thun wollte. Mein Verſtand begriff ſehr leicht, daß mein ſicherſtes Heil in der plötzlichen Reiſe nach Teutſchland zu finden ſeyn würde. Trotz dieſer Ueberzeugung war es mir durchaus unmöglich, einen entſcheidenden Schritt zu thun. Der Zauber dieſes abentheuerlichen Landes hielt mich mit eiſernen Banden umſtrickt, und ich ſtrebte vergebens nach einer freien Herrſchaft über mich und meinen Willen.

„Mein Verſtand mahlte mir das ruhige Einerlei des teutſchen Vaterlandes mit recht verſtändigen Farben aus, meine Phantaſie hingegen redete ein Wort ganz andern Inhalts mit.

Ueberdem hielt ich es ſchon für einen bedeutenden Anfang in der Herrſchaft über mich ſelbſt, daß ich den Entſchluß gefaßt, der Herzoginn zu entſagen, und wollte dies

halb nicht mehr von mir verlangen, als ich zu leisten in Stände seyn würde, weshalb ich denn auf jede andere bestimmte Willensmeinung in mir Verzicht thun, und mich lediglich dem Zufalle überlassen wollte, was diesem gefiele, über mich zu beschließen.

So sahe es im Rathe meiner innern Angelegenheiten aus, als ich bei einem Blicke auf die vorüberfahrenden Gondeln in einer derselben meine Kettekin Marcellina entdeckte, die ausstieg und in meinen Gasthof gieng. Ich will es dem scharfsichtigen Leser nicht verhelen, daß diese Erscheinung ein freudiges Gefühl in mir hervorbrachte, und daß bei dem Schmerze, welchen mir die Untreue der Herzoginn verursacht hatte, die treue Anhänglichkeit der lieblichen Marcellina meinem verwundeten Herzen zu einem lindernden Balsam ward.

Ich eilte in das Vorzimmer, und fand den alten Gottvertraut in einem lebhaften Streite mit Marcellina begriffen, der er den

Eingang zu mir nicht gestatten wollte. Trotz dem Machtwort, welches ich mir jetzt gegen diesen befehlenden Diener erlaubte, hatte ich doch Gelegenheit, zu bemercken, wie sehr seit den letzten Tagen mein Ansehen über meine eigene Leute geschmälert worden war.

Dieser Gottvertraut hatte die Frechheit, mir mit Battista zu drohen, der, meinte er, in Qualität eines Hofmeisters, zu dergleichen Frauenzimmer-Besuchen sehr übel aussehen würde.

Marcellina besänftigte mit der Huld, welche über ihren ganzen Körper ausgegossen war, meinen Zorn gegen diesen alten bösen Gottvertraut, der seinerseits davon ging, und in die Zähne murmelte, Battista werde schon ein Einsehen in diesen Scandal thun.

Ich nahm Marcellina mit auf mein Zimmer, und beschloß, sie für ihre Liebe zu mir mit der meinigen zu hegen und zu pfle-

gen, und ihr zu vergelten, was sie Gutes an mir gethan.

Doch scheiterte dieser lobenswürdige Vorsatz an der außerordentlichen Bewegung, welche Marcellina verrieth als ich sie genauer betrachtete. Sie ließ mich nicht lange in Ungewißheit über die Furcht, welche mir ihr Anblick eingeflößt hatte.

Nachdem sie neuen Odem geschöpft, redete sie folgendergestalt:

„Don Fernando von Ihrem Leben unterrichtet, schnaubt Rache und wird Sie vernichten, wenn Sie sich der Gewalt des Gerichts, bei welchem er Sie angeklagt hat, nicht durch eine plötzliche Flucht zu entziehen suchen. Der todte Hund, welcher ihm überbracht worden, hatte ihm Anfangs eine Ahnung von dem ihm gespielten Betruge gegeben. Diese ward zur vollkommenen Gewißheit, als Giacomo, den er auszuforschen suchte, ihm erzählte, wie ein unsichtbarer Geist sein Abendessen verzehrt,

und ihm nichts gelassen, als das leere Nachsehen.

Hören sie nun die übrigen Umstände, welche unsere Entweichung aus dem Hause der Donna Miranda begleitet haben. Battista, Ihr Hofmeister, war über Ihre Entfernung mit dem Docktor in Angst gerathen und hatte Sie verfolgt. In der Gegend des Pallastes der Donna Miranda stieß er unvermuthet auf diesen, der so eben jene in Ihrer Gesellschaft verlassen hatte. Ohne Zeit zu haben, dem Docktor Vorwürfe zu machen, vereinigte sich Battista mit ihm zu Ihrer Beschützung. Ich hatte schon früher mit jenem Rücksprache und Maasregeln genommen, um einer muthmaßlichen Gefahr auszuweichen, oder vorzubeugen, im Fall Ihre Anwesenheit bei Donna Miranda abermals entdeckt werden sollte. Dieser Vorsicht hatten wir unsre Entweichung zu verdancken."

Marcellina's Theilnahme an meinem Schicksale rührte mich außerordentlich. Sie

Kraft in mich, einen plötzlichen Entschluß zu fassen, so lange es noch Zeit sey. Bei mir aber wollte ein gut Ding, wie die geehrten Leser wissen, Weile haben, und die anwesende Marcellina beschäftigte mich mehr, als die abwesende Gefahr.

Zur Danckbarkeit für Marcellina's sämmtliche Mühwaltungen war ich so eben darüber aus, ihr jene mit einer zärtlichen Umarmung zu bezeigen, als die Thür aufgieng und Battista zu derselben eintrat. Marcellina that einen lauten Schrei, und ich suchte den Grund der Furcht auf, welche Marcellina bei Battista's Anblicke um schon zum zweitenmale so auffallend an den Tag gelegt hatte.

Außerdem erwartete ich jetzt den Signor Battista da, wo ich ihn haben wollte und machte mich bereit, ihm zu zeigen, daß mir Gott auch einen Character gegeben habe. Er sah uns der Reihe nach mit forschendem

Blicke an, und sagte dann in einem sanften Tone:

„Geh, Marcellina!"

Marcellina warf einen fragenden bittenden Blick auf mich, der mir in die Seele drang. Ich sprach in einem ähnlichen Tone, wie Battista:

„Bleib, Marcellina!"

Mein Ton so wenig, wie meine Worte, thaten den erwünschten Effekt auf Marcellina, die, nach meiner Meinung, hätte in einen freudigen Jubel ausbrechen müssen. Sie stand in tiefsinniger Unentschlossenheit da, und warf ungewisse Blicke auf mich und Battista.

Dieser sah mich ernsthaft und bedeutend und mit einer so imposanten Miene an, daß ich nicht wußte, sollte ich den reuigen

Gänder, oder den gebietenden Herrn machen. Battista sagte in einem hohen Tone:

Nur unter einer Bedingung kann Marcellina bei Ihnen bleiben, Herr Graf.

Dem Zorn über diesen befehlenden Mentor trat mich an.

„Ich finde Sie höchst sonderbar, Herr Hofmeister, mit dem Ansehn, welches Sie sich über mich und meinen freien Willen geben. Marcellina, bleibt bei mir, und zwar unter allen Bedingungen."

Mit funkelnden Augen und bebender Stimme antwortete Battista:

„Nur unter einer Bedingung bleibt sie bei Ihnen, wie schon gesagt."

„Pour la rareté du fait, nennen Sie mir doch einmal diese Bedingung!"

„Sie liefern mir die Uhr aus, welche Ihnen der Erbprinz gegeben hat, damit Sie sie der Herzoginn Chiaromonte zustellen sollten.“

„Ha, ha! Der Herr Battista werden diese Uhr vielleicht selbst als Lohn für eignes Herzens-Attachement von der Herzoginn annehmen?

„Noch einmal: Sie liefern mir die Uhr aus, und die Herzoginn erlaubt Ihnen dafür, ein ganzes Serail von Italiänischen Weibern mit nach Teutschland zu nehmen.

„Sehr erbaulich, Herr Hofmeister! Was mit documentiren Sie in dessen den Auftrag, welchen Ihnen die Herzoginn gegeben hat?“

„Mit diesem ihrem eigenhändigen Schreiben.“

Er reichte mir ein Papier, und ich las:

„Durch Auslieferung der bewußten Uhr verzichtet der jetzige Besitzer derselben allen Ansprüchen auf das Herz der Herzogin Chiaromonte.“

Es war ihre Hand und kein Verdacht eines Betruges von Batista denkbar. Ich antwortete ihm:

„Diesen Zettel hat sie Ihnen vergangene Nacht wohl persönlich überbracht.“

„Darauf antworte ich Ihnen nicht. Geben Sie mir die Uhr, und befriedigen Sie die Wünsche Ihres Herzens nach dem ganzen Umfange derselben.“

„Ich werde Ihnen die Uhr [illegible] sein, mein guter Hofmeister.“

In furchtbarer Bewegung schrie jetzt Batista:

„Gemeiner Betrüger! Abscheulicher Verräther! Du höhnst allem, was heilig ist im Menschen.

Das war mehr, als ich ertragen durfte von diesem hofmeisternden Battista. Ich ergriff meinen Degen und war bereit, ihn zu durchstoßen. Marcellina warf sich zwischen uns, und mir zu Füßen.

„Halten Sie ein. Sie wissen nicht, gegen wen Sie wüthen."

Battista rief ihr zu:

Unglückliche! Schweig, oder du hast den letzten Moment deines Lebens erreicht."

Ich fuhr fort, auf Battista einzudringen. Marcellina fiel mir in die Arme und bot ihre Brust der Spitze meines Degens dar.

„Um Gotteswillen! Erkennen Sie, wen Sie vor sich haben." Battista ließ sie nicht

endigen, sondern zog eine Pistol heraus, und schoß es auf Marcellina ab. Diese riß, indem sie zur Erde sank:

„Es ist die Herzogin Chiaromonte in eigner Person."

Ende des dritten Theils.

Der Sarg

oder

die Zwillingsschwestern

von

G. L. P. Sievers.

Vierter und letzter Theil.

Hamburg,
bei Gottfried Vollmer.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

1 f. 90 A.

Von dem Schuß der Herzogin getroffen, sank Marcellina todt zu Boden, indem sie noch aus ihrem schönen Auge einen Blick der Liebe auf mich fallen ließ. Was ich empfand, würde ich vergebens unternehmen, dem Leser zu beschreiben. In der heftigsten Erschütterung über jenen tragischen Vorfall, sah ich diesem einen zweiten folgen, der nicht minder schrecklich war. Noch den Degen in der Hand haltend, mit welchem ich den vermeinten Battista hatte angreifen wollen, schwand mir alles Bewußtseyn, als ich Marcellinen zu Boden fallen sah. Die Herzogin, ebenfalls in der sichtbarsten Bewegung, stürzte in dem nemlichen Augenblicke auf jene ein, gleichsam um ihr zu

helfen. Die Spitze meines Degens befand sich zwischen beiden, und die Herzogin, von diesem getroffen, sank ebenfalls zu Boden, nachdem sie einen lauten Schrei ausgestoßen hatte.

Ich war mehr todt als lebendig. Ein Blick auf die beiden Opfer des Todes, von denen die Herzogin in ihrem Blute schwamm, war im Stande, mich um meinen Verstand zu bringen. Gottvertraut, von dem Schusse des Pistols herbeigeführt, stürzte in das Zimmer, und stieß Verwünschungen über mich aus, als er die beiden Weiber am Boden liegen sah. Sein Schmerz brach in ein lautes Jammern aus, indem er sich seine greisen Haare aus dem Kopfe riß, und in einem fort schrie, das Blut der Herzogin werde noch über mein eignes Haupt kommen.

Mein Zustand ist keiner Beschreibung fähig. Der Gedanke, diesen beiden Weibern zur Vergeltung ihrer heißen Liebe den Tod gegeben zu haben, Gottvertraut's Geschrei und Verwünschungen, die Furien des

Verzweiflung, welche meine Seele packten, alles dieses wirkte dergestalt auf mein erschüttertes Gemüth, daß ich, wie im Wahnsinn, meinen Degen vom Boden aufraffte, die Spitze desselben gegen die Brust wandte, und so eben in Begriff war, mich hinein zu stürzen, als die Thür sich öffnete, und Bantinelli zu derselben eintrat

Wie der Blitz durch die Wolken fährt, hatte er den Degen unter mir fortgeschleudert. Jetzt fiel sein Blick auf die todten Weiber, und ein lautes Wehklagen erscholl aus seinem Munde.

Bantinelli's Anblick brachte mich wieder zu mir selbst, und gab mir die Besinnung wieder. Der Gedanke, daß Niemand anders an diesem ganzen Unheile Schuld sei, als gerade er, hatte sich mir noch nie so lebhaft vor die Augen gestellt, und fiel mir jetzt schwer in meine beängstigte Seele. Der Schmerz gab dem Zorne Raum, welchen ich bei Bantinelli's Anblicke empfand, und die Idee der Rache, welche ich an ihm nehmen wollte, stellte sich

als Vermittlerin zwischen mich und die zwei todten Weiber.

Augenblicklich stürzte ich in die Ecke des Zimmers, wohin Bantinelli meinen Degen geschleudert hatte, ergriff diesen und drang auf ihn ein, indem ich ihm zurief:

„Vertheidige Dich, oder Du bist ein Kind des Todes!“

Kalt und mit derjenigen Gelassenheit, welche diesen außerordentlichen Menschen nie verließ, antwortete er, indem er auf die Herzog'n und Marcellinen zeigte:

„Wie? Ist es Ihnen an dem Tode dieser Beiden noch nicht genug, und wollen Sie auch mir das Leben nehmen?“

Der grausame Vorwurf, welcher in diesen Worten lag, schnitt mir um so fürchterlicher in die Seele, als er in der That nicht ungegründet war, und in Bantinelli's Tone eine Art von Verachtung lag, welche meinen Zorn zur fürchterlichsten Wuth entflammte.

Ich drang abermals auf ihn ein, und würde ihn erstochen haben, hätte er nicht

nach seinem Degen gefaßt. Aber vor Beschämung glaubte ich zur Erde zu sinken, als er, gleich bei dem ersten Stoße, die Klinge meines Degens faßte, und diesen in die Luft schleuderte.

Sein kaltes Blut hatte ihn noch nicht verlassen, und er sagte mit einem Tone, als sei weiter nichts besonders vorgefallen:

„Das möge Sie lehren, nie wieder, von blinder Wuth befangen, den Degen zu ergreifen, und Ihr Leben auf die Spitze desselben zu setzen. Danken Sie es dem Zufalle, daß Sie mich zum Gegner hatten.“

Jetzt wandte er sich zum Wirthe, den der Lärm ebenfalls herbeigeführt hatte, und befahl ihm, für die Herzogin und Marcellinen alle erdenkliche Sorgfalt zu haben. Nachdem nun jener, in Vereinigung mit seinen Leuten, die beiden Frauenzimmer aus dem Zimmer getragen hatte, wandte sich Bantinelli zu mir, und sagte:

„Wenn Sie hier noch eine Minute länger verweilen, so fallen Sie dem

Don Fernando in die Hände, der das rathe Gericht um Hülfe gegen Sie angeflehet hat. Sie sind von ihm als Mörder, Ehebrecher und Hausfrieden-Störer angeklagt worden, und so mit wird das Inquisitions-Tribunal sich seiner annehmen müssen. Ich habe ganz unzweideutige Winke, erhalten, Sie aus Venedig fortzuschaffen, ehe es dem Don Fernando gelingen würde, Ihrer habhaft zu werden. Sind Sie einmal in seiner Gewalt, so kann das Gericht selbst Sie nicht retten, und Sie fallen der Strenge des Gesetzes anheim."

So vernünftig auch Bantinelli redete, so machten seine Worte doch wenigen Eindruck auf meine, von allen Seiten geängstigte, Seele. Der unglückliche Zustand, in welchem ich, obgleich ohne meinen Willen, die Herzogin und Marcellinen versetzt hatte, ließ mich mein eignes Wohl und Weh sehr gering achten. Mein Gemüth, dem nur noch die Eigenschaft des Leidens eigen war, kannte keine Selbstständigkeit und kein Handeln mehr, und jede Seelen-

kraft lag unter dem Drucke des Schmerzens gefangen, welchen mir der Gedanke an die Herzogin und Marcellinen verursachte.

Vantinelli's Worte glitten demnach, wie leerer Schall, mir am Gehör vorüber, und drangen nicht bis zu meinem Herzen. Es war mir, als ob ich mir selbst und der ganzen Welt abgestorben, und als ob jede Rücksicht auf Gegenstände außer mir ein Unding geworden wäre. Ich antwortete dem Vantinelli:

„Möge erfolgen, was da wolle: ich setze keinen Fuß von der Stelle. Sie haben mich durch die unwürdigen Intriguen, in welchen Sie das Heil Ihrer Seele suchen, in alle diese unglücklichen Abentheuer verwickelt. Es ist billig, daß Sie wenigstens von dem Gedanken bestraft werden, alle diese Widerwärtigkeiten über meinem Kopfe zusammengehäuft zu haben. Ich will also darinn ausdauern, und keinen Schritt thun, um ihnen zu entweichen. Alles Unglück, welches mir bevorstehen dürfte, soll allein auf Sie fallen.“

Bantinelle hörte mich, wie es schien, mit Ruhe an, und kaum hatte ich geendigt, als er mich gewaltsam packte und mit sich fortzog, indem er sagte:

„Unmündige Menschen müssen sich und ihren Willen einem Vormunde unterwerfen, und ich will mich zu dem Ihrigen bestellen.“

Der gänzliche Mangel an Selbstständigkeit, welcher mich in diesem Augenblicke beherrschte, machte, daß der Widerstand, welchen ich Bantinelli'n leistete, nur schwach war. Ich folgte ihm, indem er mich unaufhaltsam mit sich fort zog, und ich mich vergebens von ihm loszumachen bestrebte.

In diesem Streite begriffen, erreichten wir die Flur des Gasthofes, und auf einen Wink des Bantinelli erschien der bewußte Gondolier vor der Thür desselben, um uns in seine Gondel aufzunehmen. Wir waren so eben im Begriff, einzusteigen, als aus einer andern Gondel, die auf uns einruderte, ein lautes „Halt“ erschallte.

An der mir wohlbekannten Stimme

erkannte ich den Don Fernando, und es ward mir nun deutlich, daß Bantinelli vorhin nicht ohne Grund geredet hatte. Doch machte die Erscheinung dieses Don Fernando auch nicht den allermindesten Eindruck auf mich, und ich erwartete mein Schicksal in Geduld und Ergebung.

Don Fernando schrie seinen Begleitern zu, indem er auf mich zeigte:

„Das ist er!“

Ich sah auf, und erkannte in diesen Begleitern des Don Fernando ohne Mühe die Abgesandten der Inquisition. Bantinelli schrie, gleichsam im Tone der Verzweiflung:

„Sie sind verloren! Nun kann ich Sie nicht mehr retten!“

Jetzt erhob sich der Anführer der Gondel, schwenkte seinen rothen Stab, und rief mit lauter Stimme, indem er sich zu mir wandte:

„Im Namen des Raths der zehn Männer! Sie sind Gefangner der Inquisition!“

Bantinelli flüsterte mir leise zu:

„Ich will den letzten Versuch machen,

Sie zu retten. Mislingt der, so sind Sie verlohren.“

Nachdem er dies gesagt hatte, zog er ein Papier aus der Tasche, öffnete es und reichte es dem Anführer, indem er sagte:

„Wer ich bin, wird Ihnen dies Papier sagen. Ich reclamire den Fremden: er hat sich unter meinen Schutz begeben.“

Der Anführer überlas das Papier, obgleich nur sehr flüchtig, und gerieth in ein sichtbares Erstaunen. Dann verneigte er sich sehr ehrerbietig gegen Bantinelli, gab ihm das Papier zurück, und sagte in einem untergebenen Tone:

„Verzeihung, Eure Excellenz? Ich muß meiner Ordre gehorchen, und darf von dieser nicht abweichen. Will das Tribunal Rücksichten gestatten, so ist das eine andere Sache.“

Nachdem er dies gesagt, ersuchte er mich sehr höflich, in seine Gondel zu steigen. Ich folgte dieser Anweisung und ließ Bantinelli'n stehen, der, in leises Nach-

denken versunken, mich mit einem starren Blicke verfolgte.

Die Gondel ruderte davon, und es schien mir, als sei ich jetzt von allen getrennt, was ich seit dem Augenblick meines Eintritts in Italien in mein Schicksal gemischt hatte. Unbekümmert um mein künftiges Schicksal, und verzicht leistend auf sämtliche Herzens-Verbindungen, mit denen mich mein Genius seit meinem ersten Tritte in Italien fast zu reichlich beschenkt hatte, empfand ich eine Beruhigung, die mir schon längst ganz fremd geworden war.

Wir kamen auf dem Sanct Marcus Platze an und hielten vor dem großen Palaste. Es öffnete sich eine von den vier Thüren, die aus demselben auf den Canal führen und meine Begleiter nöthigten mich auszusteigen. Ich gehorchte. In der erwähnten Thür stand ein Kerl, dessen Physognomie schon einen Anklang gab, von der Natur und innern Beschaffenheit desjenigen Ortes, welchen er bewachte, und wohin ich so eben geführt werden sollte.

Dieser Kerl empfing mich ganz gegen die Art und Weise solcher Gefangenwärter, mit einer Leutseeligkeit, die mich in Erstaunen setzte. Er bat mich sehr unterwürfig, ihm zu folgen, und ging mir voran. Unterdessen hatten sich die Besitzer der rothen Gondel entfernt, und die Thür, zu welcher ich so eben eingegangen war, verschloß sich mit großem Geräusch. Dieses Geräusch, welches die verschlossene Thür machte, wiederhallte in dem weiten Raume tausendfältig, und dünkte mich, als sey ich durch diese eiserne Thür von der ganzen Welt, von Freude und Leid getrennt und abgeschlossen worden.

Jetzt zum letztenmale bedachte ich, was es hieße, sich in der Venezianischen Inquisizion zu befinden, und ich konnte mir selbst nicht verbergen, daß dies vielleicht das allerunglücklichste aller meiner Italienischen Abentheure werden dürfte.

Schweigend und in diese Betrachtungen versunken, folgte ich meinem Gefangenwärter, der sich in Höflichkeits-Bezeugungen

und Zuvorkommenheiten erschöpfte und mich so zu sagen, vor jedem Sandkorne warnte, den ich in den langen dunkeln Gängen zu überschreiten hatte.

Ueber den Ort meiner Bestimmung, war ich auch nicht dem allergeringsten Zweifel unterworfen, und ich erwartete nichts geringers, als in die Bleikammern geführt zu werden. Daher dünkte es mich sonderbar, als mein Führer noch immer im Erdgeschosse fortwanderte, und allen Treppen vorüberging, die sich auf unserm Wege vorfanden.

Plötzlich öffnete sich eine Thür, und wer schildert mein Erstaunen, als ich mich, wie es schien, wieder im Freien befand. Schon fing ich an zu glauben, die furchtbare Inquisizion habe nur ihren Spaß mit mir treiben wollen, und ich sey deshalb zur einen Thür herein und zur andern wieder herausgeführt worden.

In der Freude meines Herzens hielt ich den Gefangenwärter beim Rocke fest,

hielt ihm eine Hand voll Geld hin und sagte:

„Da nimm, du guter Freund, und gehabe dich wohl! Mögtest du alle, die du in dies Haus führst, auch eben so bald wieder hinausführen."

Damit drückte ich dem ehrlichen Manne die Hand, und war so eben im Begriff, über eine lange Brücke, die sich meinen Blicken darbot, davon zu wandern, als mich seinerseits der Gefangenwärter bei'm Kleide zurückzog, mir voll Verwunderung in's Antlitz sah, und mich endlich fragte:

„Was soll's seyn?"

Ich antwortete ihm, indem ich immer forteilte und er mich fortwährend bei'm Kleide hielt:

„Nichts weiter, als daß diese Brücke, die mir eine Freudebrücke geworden ist, mich aus den Leiden dieser Teufel-Stadt in die Freuden meines Vaterlandes führen soll."

Der Kerl betrachtete mich, wie es schien, mit einer tiefen Verwunderung, die Faust, in welcher er sein Bund Schlü-

sel

sel trug, weit von sich, und deutete damit auf die Brücke, indem er sagte:

„Was soll's seyn, Herr? das ist keine Freuden-, sondern eine Seufzerbrücke *) und führt nicht in die Freuden ihres Vaterlan-

*) Der herzogliche Pallast, in welchem der Doge wohnt, liegt auf dem Sanct Marcus-Platze, und ist zugleich der Ort, wo alle Collegien der ganzen Republik ihre Versammlungen halten. Es ist ein weitläuftiges, gothisches Gebäude, welches vier Ausgänge gegen den Canal, zwei gegen den Marcus-Platz und zwei in die Kirche hat. In diesem Gebäude befinden sich die Bleikammern, von denen schon im dritten Theile, Seite 38, in der Note, gesprochen worden ist. Die neuen Gefängnisse (prigione nuove), deren im Texte Erwähnung geschieht, sind durch einen Canal von dem herzoglichen Palaste getrennt, und die Brücke, welche über diesen Canal führt, heißt ponte de sospiri (die Seufzerbrücke), um damit den Zustand derjenigen anzuzeigen welche darüber geführt werden. Das Gebäude der neuen Gefängnisse ist von einer vortrefflichen Bauart, und Sansovino, der Baumeister derselben, scheint nur darin gefehlt zu haben, daß er von außen nichts weniger als die Bestimmung derselben hat errathen lassen.

des, sondern in die Leiden der neuen Gefängnisse."

Jetzt betrachtete ich die Brücke, welche vor uns lag, mit ihren Umgebungen genauer, und begriff nun wirklich, daß mich der Gefangenwärter nicht hatte täuschen wollen, sondern daß wir uns in der That auf der Seufzer-Brücke befanden, welche aus dem herzoglichen Pallast in die neue Gefängnisse führt.

Diese Gefängnisse, aus denen die Venezianische Inquisizion derjenigen so leicht nicht wieder entschlüpfen läßt, welcher einmal zu denselben eingegangen ist, waren also das endliche Ziel meines Thuns und Treibens in Italien. Bis zu dem Momente, in welchem ich erwähnte Brücke betreten hatte, war ich, und zwar ganz unbewußter Weise, des sichern Glaubens gewesen, daß irgend eine meiner vielen Bekanntschaften in Venedig meinem Schicksale eine andre Wendung geben dürfte, ehe ich in die Gefängnisse des großen Palastes einzugehen Zeit haben würde.

Jetzt hingegen, da wir die Seufzer Brücke schon halb überschritten waren, und sich noch immer kein Retter blicken ließ, verließ mich der Muth, und ich fing an, die neuen Gefängnisse nun in der That als meine künftige Wohnung zu betrachten.

Ich seufzte tief, und bewährte dadurch die Zweckmäßigkeit der Benennung, welche man der Brücke gegeben hat, über welche wir so eben gingen.

Endlich war diese zu Ende, meine Seufzer aber begangen von neuem, als mein Führer die Thür der Gefängnisse aufschloß, und mich mit seiner vorigen mehr, als Venezianischen Höflichkeit in dieselbe hineinzugehen ersuchte. Ich folgte seiner Weisung, da hier nun einmal keine andere Möglichkeit war, und ergab mich in mein Schicksale, so gut es sich für den Augenblick thun lassen wollte.

Nachdem wir mehrere Gemächer durchwandert waren, denen ich sämtlich den Stempel jener düstern Simplizität aufgedrückt fand, welche den Gefängnissen ge-

wöhnlich eigen zu seyn pflegt, öffnete der Gefangenwärter ein Zimmer, und hieß mich hineingehen, indem er sagte:

„Diese vier Mauern sind stark genug, um den Herrn vor Wind und Wetter und Regen und Schnee zu schützen. Blicke der Herr nur herum! He, was soll's seyn?"

Ich dachte vor Erstaunen zu Boden zu sinken, als ich mich in diesem Gemache herum sah, und statt der schwarzen vier Wände, womit dergleichen Gefängnisse sonst geziert zu seyn pflegen; ein prächtiges, sehr glänzend geschmücktes Zimmer erblickte, welches mit den ausgesuchtesten Bequemlichkeiten auf's Reichlichste ausgestattet war.

Ich war schon im Begriffe, den Gefangenwärter um Erklärung eines solchen Räthsels zu fragen, aber das Erstaunen fesselte meine Zunge, und erlaubte mir nicht ein einziges Wort hervorzubringen.

Als mein Führer mich so unentschlossen und betäubt da stehen sah, apostrophirte er mich mit seinem gewöhnlichen Scharwenzel:

„Was soll's seyn, Herr?"

Da ich die Verwirrung, in welche mich der Anblick des Zimmers versetzt hatte, für meiner unwürdig hielt, wollte ich den Gefangenwärter von dem rechten Wege ableiten, und bestrebte mich, ihn eine Fassung sehen zu lassen, die mir nie weniger eigen gewesen war, als in diesem Augenblicke.

Ich fragte ihn deshalb, mit einer sehr gleichgültigen Miene, ob es mir nicht vergönnt seyn würde, von meinen Bedienten wenigstens meinen Kammerdiener bei mir zu haben, und mich von diesen bedienen zu lassen? Er zuckte die Achseln, und erklärte, daß er nebst seinen Leuten den Befehl habe, allen meinen Befehlen, sogar meinen Winken zuvorzukommen, aber durchaus niemanden, er sey, wer er wolle, zu mir zu lassen.

Damit mußte ich mich begnügen, und versuchte es auch, durch die Miene, welche ich annahm, ihn sehen zu lassen, welche geringe Wirkung alle diese Vorkehrungen auf mich zu machen im Stande wären.

Jetzt nahm der Gefangenwärter eine devote Stellung an und sprach folgendes:

„Was soll's seyn Herr? Ich heiße Tagliatesta, und stehe zu Befehl vom Hahnengeschrei bis zum Eulen-Ruf. Da sitzt die Klingel, und hier steht dero gehorsamster Diener, der von dannen geht, bis er wieder gerufen werden wird."

Tagliatesta trat ab, nachdem er unzählige Bücklinge gemacht hatte, von denen der letzte in unmittelbaren Collision mit der Thüre gerieth, zu welcher er so eben hinausgehen wollte.

Diese Thür weckte mich auf einmal wieder aus der Täuschung, in welche der Anblick des Zimmers mich versetzt hatte. Meine Umgebungen waren durchaus nicht im Stande, die Idee eines Gefangenen in mir aufkommen zu lassen. Aber die Art und Weise, wie dieser Tagliatesta meine Thür verschloß, das Geprassel der Riegel und Schlösser, und der Wiederhall desselben in den weiten, hohlen Gewölben, alles dieß erinnerte mich wieder so lebhaft an meine

Gefangenschaft, daß ich in meinem glänzenden Elende schon das furchtbare Tribunal der Inquisizion über mich Gericht halten sah.

So wie jegliche Eindrücke, die guten sowohl, als die bösen sich durch sich selbst verzehren, so hatte auch nach der ersten halben Stunde die Idee meiner Gefangenschaft schon viel von dem Gräßlichen verloren, welches sie mir anfangs eingeflößt hatte.

Ich fing an, über dem Glanze, welcher mich umgab, mich selbst aus einem andern Gesichtspunkte zu beurtheilen. Meine Lage schien mir immer weniger bedenklich, vorzüglich wenn ich bedachte, daß von allen meinen Freunden wenigstens der Erbprinz ganz gewiß sich für mich verwenden und seinen Credit zu meiner Befreiung aufbieten würde.

Diese Betrachtung, die zu wahr war, als daß ich hätte glauben können, mich durch selbige zu täuschen, gab mir einen guten Theil derjenigen Ruhe wieder, die ich nicht allein seit meinem Eintritte in

Italien, sondern schon von meiner Ankunft in der Residenz an, verlorin hatte.

In die Betrachtungen über mich und meine Lage vertieft, hatte ich keine Gelegenheit gehabt, auf die Zeit zu achten, und ich weiß nicht, wie lange ich bereits im Besitze meiner neuen Wohnung gewesen war. Es war jedoch bereits stockfinstere Nacht um mich herum, als das bekannte Geräusch der Riegel und Schlösser, welches ich nun schon zweimal gehört hatte, zum drittenmal in meine Ohren drang.

Ich war nicht Herr einer unwillkührlichen Erschütterung, welche mich durchfuhr, als es mir glaubbar wurde, daß die Abgesandten der Inquisizion mich zu einem Verhöre vor dem furchtbaren Tribunale abzuholen kommen könnten. Die Begebenheiten in dem Fernando's Pallaste stellten sich mir recht lebhaft vor die Seele, und ich fühlte jetzt lebhafter, als jemals, daß keine Rücksicht auf der Erde in Betracht jener mich schuldlos zu machen im Stande wäre. Ich begriff zu meinem Schrecken, daß ich

mit Fug und Recht eines Mordes für verdächtig gehalten werden konnte, und daß, wäre ich selbst ein Demosthenes an Beredsamkeit, ich auch nicht das Allergeringste zu meiner Rechtfertigung anzuführen vermögen würde.

Diese Betrachtungen waren durchaus nicht im Stande, denjenigen Eindruck, welchen das Geprassel der Riegel und Schlösser auf mich gemacht hatte, zu verwischen oder auch nur zu mildern, sondern dienten vielmehr dazu, mich meine Lage aus einem noch bedenklichern Gesichtspunkte betrachten zu lassen.

Ich sah mit schwerem, beklommenem Herzen nach der zuöffnenden Thür hin, und erblickte zuerst die groteske Figur des Tagliatesta. Indessen war für diesmal meine Furcht noch ohne Grund gewesen, und es ward mir um ein großes leichter zu Muthe, als ich diesen Tagliatesta in seiner eignen Gesellschaft, und außer ihm nur noch seinen großen Hund erblickte, der ihn auf allen Schritten und Tritten begleitete.

Dieser Hund war ein sogenannter Pudel, und zeichnete sich durch seine Größe, mehr noch aber durch seine außerordentlich langen, zottigen Haare aus. Dies Thier, welches mir schon vorher bei meinem Eintritte in die neuen Gefängnisse aufgefallen war, hatte noch die besondere Eigenschaft, daß es sich, ganz gegen die Natur solcher Gefängnißhunde, sehr leutselig und freundschaftlich gegen mich bezeigte.

Tagliatesta stellte sich vor mich hin, machte seine gewöhnlichen Bücklinge und sagte:

„Was soll's seyn, Herr? Es ist nicht recht, wenn man über sich selbst Zeit und Stunde vergißt, und einem guten Christen ziemt es nicht, so in den Tag hinein zu leben. Mittag ist vorüber und Mitternacht schon vor der Thür. Damit muß dem Magen gegeben werden, was des Magens ist. Ordnung erhält die Welt, die leibliche aber ganz ins besondere den geistlichen Menschen.

Nachdem er dies gesagt hatte, öffnete er einen mitgebrachten Korb und fing an,

ehle vorher meine Befehle zu erwarten, den Tisch zu decken.

Während er damit beschäftigt war, hatte der Hund sich mir genähert, und mir seine gewöhnlichen Liebkosungen zu erkennen gegeben. Ich war nicht angestanden, ihm diese mit den meinigen zu vergelten. Indem ich nun dem Thiere den Rücken streichelte, fühlte meine Hand etwas hartes, das jenem durchaus nicht angehören konnte. Zugleich entdekte mein spähendes Auge in den weißen Haaren des Hundes einen weißen Gegenstand, der mir ein zusammengeschlagenes Papier zu sein schien.

Ich sah nach Tagliatesta, der mit der Zubereitung des Tisches beschäftigt war, und mich so wenig als seinen Hund in Betrachtung zog. Augenblicklich ließ ich meine Hand auf den Rücken des Thieres gleiten, ergriff den besagten Gegenstand, und merkte, daß ich mich nicht betrogen hatte. Es war ein zusammengerolltes Papier, welches vermöge ei-

ner dünnen Schnur um den Leib des Thiers geheftet war. *)

*) Wem diese Begebenheit unglaublich dünken sollte, den möge folgende Anekdote von der Möglichkeit derselben überzeugen. In Paris erschien unter Ludwig dem vierzehnten oder funfzehnten, ein Journal, in welchem der König und seine Minister auf das Allerbitterste mitgenommen wurden. Ohngeachtet die Polizei, deren Wachsamkeit in ganz Europa bekannt ist, alle ihre Creaturen in Bewegung setzte, um den Herausgeber und Drucker jenes Journals ausfündig zu machen, so ward dasselbe dennoch fortwährend jede Woche regelmäßig vertheilt, ohne daß es der Polizei möglich gewesen wäre, diesem geheimen Betriebe auf die Spur zu kommen. Die Zeitung war bereits zwei Jahre erschienen, als jemand dem Polizei-Lieutenant eine große Wette anbot, daß die Exemplare derselben um die und die Zeit, durch die und die Barriere vor aller Leute Augen zu Paris eingeführt würden. Der Polizei-Lieutenant staunt, zweifelt an der Wahrheit und geht endlich die Wette ein. Sie begeben sich nun die bestimmte Zeit an die genannten Barriere, und durchsuchen alles, was zu derselben eingeht. Die Stunde naht, und es ist immer noch keine Zeitung gefunden worden. Schon triumphirt der Polizei-Lieutenant und hält seine Wet-

Hocherfreut über meinen Fang, ſteckte ich das Papier zu mir, ohne daß Tagliateſta, der mit der Zubereitung des Tiſches beſchäftigt war, etwas davon gemerkt hätte.

Die Neugierde, den Inhalt des Papiers zu erfahren, ſetzte mir in dieſem Augenblicke mächtiger zu, als der Appetit meines Magens, und ich war nicht übel geneigt, den Tagliateſta mit ſeinem Mitternachtseſſen dahin zu ſchicken, wo er hergekommen war, als ich noch zu rechter Zeit die Bemerkung machte, daß dies ſeine Aufmerkſamkeit erregen, und ihn ſelbſt auf die Correſpondenz mit der Hunde-Poſt verfallen laſſen könnte.

te für gewonnen, als ſein Gegner laut ausruft: „So eben paſſirt das Journal die Barriere.“ Der Polizei-Lieutenant ſieht ſich herum, und da er weder Menſchen noch Wagen erblickt, iſt er geneigt, ſeinen Gegner für verrückt zu halten. Dieſer hingegen befiehlt, einen Pudel, der ſo eben mir nichts dir nichts durch die Barriere geht, anzuhalten und ſeine Haare zu durchſuchen. Dies geſchieht, und man findet die Blätter jener Zeitung auf deſſen Leibe verſteckt. Auf dieſe Weiſe war dieſelbe während zweier Jahre aus der Provinz nach Paris transportirt.

Ich hielt es dennoch für rathsam, die Neugierde meines Geistes zu unterdrücken, und den Hunger meines Magens um desto lebendiger werden zu lassen. Die Nachrichten, welche mir der Hund überbracht hatte, erfüllte mich mit der Ahnung eines guten Ausganges, durch welchen mein Hunger nicht minder gestärkt wurde, als dadurch, daß ich am ganzen heutigen Tage, noch in tiefes Nachdenken über die Abentheuer der vergangenen Nacht befangen, an alles andere, aber nicht an meine nothwendige Leibes-Nahrung gedacht hatte.

Tagliatesta war so eben mit der Zubereitung des Tisches fertig, und auf einen Wink von ihm wurden die Speisen aufgetragen. Er ermahnete mich, diese nicht kalt werden zu lassen, und ich folgte seiner Anweisung, durch meinen Appetit und durch den kostbaren Geruch der Schüsseln gleich mächtig angezogen.

Ich setzte mich zu Tische, und gleich der erste Blick auf denselben überzeugte mich, daß die venezianische Inquisition, so wie sie in ihrem ganzen Verfahren unter

klärbar und räthselhaft ist, sich insbesondere durch die Bewirthung ihrer Gefangenen auszeichnete. Denn meine Tafel war so köstbar servirt, als würde ein König im herzoglichen Pallaste bewirthet, und kein Gefangener der Inquisition in den kleinen Gefängnissen.

Ob nun gleich der Appetit, mit welchem ich aß, mich um so eher hätte zerstreuen können, als ich ihn hier auf das Vortrefflichste zu stillen im Stande war, so zog das Papier in meiner Tasche dennoch mehr meine Aufmerksamkeit auf sich, als die Speisen, mit welchen mein Tisch besetzt war.

Um dieser Zerstreuung eine zweite entgegen zu stellen, beschloß ich, mit Tagliätesta einige Tischreden zu führen, und so mit meiner Neugierde, den Inhalt des bewußten Papiers zu erfahren, nur dann erst wieder Ort und Raum zu gestatten, wenn ich im Stande seyn würde, sie auch gehörig zu befriedigen.

Ich richtete also folgende Anrede an Tagliatesta.

„Wenn Du, Freund Gefangenwärter, allen deinen Gefangenen so viel Zeit widmest als mir, so mußt du deren zur Zeit sehr wenige haben, oder viele derselben werden dem Vergnügen entsagen müssen, Deiner Gegenwart zu genießen.“

„Was soll's sein, Herr? Allen ist man nicht alles, und man weiß einen Unterschied zu machen. Außer der Excellenz ist nur noch ein Subject in diesen Mauern, dem ich einen persönlichen Dienst zu leisten verpflichtet bin.“

„Ei? Nur noch ein Subject! Und das wäre?“

Er legte zwei Finger auf den Mund, zog eine Fratze, und sagte mit leiser Stimme:

„Was soll's sein, Herr? Darf's der Tagliatesta wohl verrathen, daß er eine hohe Dame unter seinen Riegeln gefangen hält?

„Nein, Freund, das darf'st Du nicht, und

und somit will ich's auch nicht gehört haben. Doch sage mir, was flüsterst Du, als befürchtetest Du, die Fliege an der Wand zu erwecken?“

Die Carricatur seines Gesichts vermehrte sich, und er flüsterte eben so leise, wie vorhin:

„He, he! Excellenz! Nicht die Fliege an der Wand, sondern die Dame hinter der Wand, fürchte ich zu erwecken.“

„Tagliatesta! Was schwatzest Du? Hab' ich etwa den Wein getrunken, und bist Du davon trunken worden? Bedenk, was Du sprichst: eine Dame hinter der Wand?“

„Herr, was soll's seyn? Ich bin nicht trunken. Ein Diener der Inquisition muß nüchtern leben und nüchtern sterben, oder das rothe Gericht spricht auch ein Wort mit darein.“

„Aber, Tagliatesta, was willst Du mit Deiner Dame?“

Er versuchte eine liebliche Miene zu

machen, grinſete aber, als hätte er Bauchgrimmen, und ſagte:

„Ho, ho! Excellenz! Was ich mit der Dame will? Wenn's auf mein Wollen ankäme, da würde ich ſchöne Dinge zum Vorſchein bringen.“

„Aber, Tagliateſta, wer iſt denn die Dame?“

„Was ſoll's ſein, Herr? Als wenn ich das Protocol im Tribunale führte!

„Nun, nun, Tagliateſta! Man kennt doch die Leute oft zufällig.“

„Herr, aber man muß doch jemand ſehen, wenn man ihn kennen will?“

„Nun ja doch!“

„Habe ich denn die Dame geſehen?“

„Ich dächte doch.“

„Und ich dächte nicht! Ich habe die Dame ſo wenig geſehen, als ich die Kaiſerin von Marocco geſehen habe.“

„Sonderbar! Iſt ſie denn nicht Deiner Bewachung anvertraut?

„Nein, ſondern lediglich der Döhut

der eisernen Thüren. Im Innern kann sie gehen und stehen wo sie will.“

„Wer bedient sie aber?“

„Hoho! Ganz Venedig! Es wird nicht leer bei ihr.

„Sie erhält also Besuche? Aber von wem?“

„Was soll's sein? Kann die Excellenz etwa durch eine Maske sehen?“

„Seit wann aber ist die Dame hier im Gefängnisse angekommen?“

„Seit gestern.“

„Es muß also eine ganz eigene Bewandniß um ihre Gefangenschaft haben?“

„Das muß es.“

„Kennst Du diese Bewandniß nicht?“

„Was soll's sein, Herr? Die Excellenz spricht mit Tagliatesta, dem Gefangenwärter, und nicht mit dem Staats-Inquisitor.“

Dieser Bericht von einer gefangenen Dame, welchen mir Tagliatesta gegeben, war wohl dazu geeignet, meine Aufmerksamkeit zu erregen, und ich strengte meine

ganze phisiognomische Kenntniß an, im Gesichte des Tagliatesta eine Mitwissenschaft um das Geheimniß jener Dame zu entdecken. Aber sei es nun, daß ihm selbst jede Kenntniß dieser Begebenheit fremd war, oder daß er Klugheit genug besaß, jene meinen spähenden Augen zu verbergen, genug, ich las in seiner Miene nichts mehr und nichts weniger, als was er mir schon mit seinen Worten gesagt hatte.

Noch in Gedanken an die Dame und die Sonderbarkeiten vertieft, welche deren Daseyn in diesem Gefängnisse begleiteten, hörte ich plötzlich Laute eines Instruments, und Tagliatesta rief:

„Pst, pst! Tafelmusik, Excellenz! Sie singt, als wäre sie bei den Mendicanti*) gewesen.“

*) Eins von den vier Hospitälern oder Conservatorien Venedigs, in welchen arme Mädchen für die Musik erzogen werden. Diese Hospitäler heißen: La Pietà, l'Ospedaletto, Mendicanti und gli Incurabili. Hier werden an Sonn- und Festtagen von

Es währte nicht lange, so vernahm ich das Vorspiel eines Flügels, und nach wenigen Takten erhob sich der Gesang einer Stimme, deren himmlische Lieblichkeit alles hinter sich zurück ließ, was ich bis

den weiblichen Zöglingen derselben die schwersten Kirchenmusiken aufgeführt, bei welchen alle Saiten- und Blasinstrumente ebenfalls von Mädchen gespielt werden. Diese Conservatorien haben ihre eignen Capellmeister. So war Sacchi bei dem Ospedaletto und Galuppi bei den Incurabili, bei welchem letztern einstens auch Hasse gestanden hat, von dem noch jedesmal in der Charwoche ein Miserere zu seinem Andenken aufgeführt wird. Bei den Mendicanti werden vorzugsweise die schönsten Stimmen gebildet. Diese Hospitäler verbunden mit denen zu Neapel, in welchem nur Knaben unterrichtet werden, versehen ganz Europa mit Sängern und Sängerinnen, und es hat noch keinen berühmten Componisten, oder keine vortreffliche Sängerin gegeben, welche nicht in einem von diesen Conservatorien gebildet worden wäre. Die Neapolitanischen Hospitäler liefern die Castraten, und nur in und um Neapel ist es, meines Wissens, erlaubt, mit jungen Knaben die Operation zu vollziehen.

dahin von italiänischen Kehlen in Deutschland vernommen hatte.

Die Melodie frappirte mich um so mehr, da dieselbe, ganz gegen die Natur des italiänischen Gesanges, in bedeutendern Modulationen tiefsinnig einher schritt, wie der Text, der mehr augenblicklicher Erguß eines wirklichen Gefühls, als Produkt eines poetischen zu sein schien. Der Inhalt desselben war, wie er häufig zu sein pflegt, Klagen einer unglücklichen, hoffnungslosen Liebe. Die Worte, durch todte Formen auf das Papier gemahlt, hätten vielleicht wenigen, oder gar keinen Werth gehabt; hingegen erhielten sie im Munde der Sängerin, welche in die todten Worte ein wunderbares Leben hauchte, eine tiefe, eindringende Bedeutung, die zum Innersten meines Herzens sprach.

Als der Gesang zu Ende war, versuchte ich es nochmals, den Tagliatesta zum Reden zu bewegen, fand ihn aber in allem, was die

Dame betraf, noch ſtummer und verſchloſſener, als vorhin. Sogar affectirte er, mich zu verlaſſen, indem er ſatiriſch ſagte, er wolle durch ſeine längere Gegenwart den Effekt nicht ſtören, welchen der Geſang der Dame auf mich gemacht hätte. Ich ließ ihn gehen, ohne ihn weiter eines Worts zu würdigen.

Tagliateſta hatte Recht. Die Wirkung, welche die Stimme auf mich gemacht hatte, ward durch ſeine Abweſenheit um ein Bedeutendes vermehrt, indem mir mein treues Gedächtniß den Ton derſelben, ſo wie alle Nüancen, lebhaft wieder vor die Seele ſtellte. Es ſchien mir faſt unmöglich zu ſeyn, daß eine bloße Dilettantinn die Kunſt des Geſanges bis zu einem ſo hohen Grade von Vollkommenheit gebracht haben könnte, und ich wäre faſt geneigt geweſen, Tagliateſta's ſpaßhafte Bemerkung von vorhin in ernſthaftem Sinne zu nehmen, und die unbekannte Dame für eine öffentliche Sängerin zu halten, welche mit dem furchtbaren Tribunal der Inquiſition in irgend eine Colliſion

gerathen wäre, Sie konnte vielleicht eine zweite Gabrieli*) seyn.

*) Diese Sängerin, eine der vortrefflichsten, welche Italien je hervorgebracht hat, war nicht allein ihres Talents, sondern auch ihres grenzenlosen Eigensinns wegen berühmt. Sie sang nur dann gut, wenn sie bei Laune war, und diese konnte von Niemanden, er mochte sein, wer er wollte, erzwungen werden. Als sie meistens, um den Vice-König von Sizilien zu ärgern, in seiner Gegenwart mit Fleiß sehr nachlässig gesungen hatte, ließ sie dieser auf zwölf Tage in's Gefängniß setzen. Hier gab sie alle Tage prächtige Gastmähler, befreite mehrere Gefangene, indem sie ihre Schulden bezahlte, und ließ beträchtliche Summen unter die Armen austheilen. Kaiser Franz der Erste hatte sie nach Wien kommen lassen, und protegirte sie ausnehmend. Aber auch von hier mußte sie sich, trotz der ausgezeichneten Gunst des Monarchen, bald wieder entfernen, weil ihre Schönheit sowohl, als ihr unruhiger Kopf, Händel ohne Zahl stifteten. Nichts desto weniger brachte sie ein fürstliches Vermögen von Wien mit nach Sicilien. Zu verschiedenen Malen hatte sie die glänzendsten Anerbietungen aus England erhalten, sie aber jederzeit kurz von der Hand gewiesen, indem sie zum Grunde an

Von der andern Seite genommen, schien mir dies wieder eine unmögliche Sache zu seyn. Wo wäre die Künstlerin zu finden gewesen, die das Mechanische ihrer Kunst zu einem hohen Grade von Gefühl hinaufzuzwängen vermocht haben würde? Ich verzweifelte an der Möglichkeit, über diesen Gegenstand durch mich selbst eine genügende Aufklärung zu erhalten.

In der Beunruhigung, welche mir die Nachbarschaft der Dame und ihr Gesang verursacht hatte, erinnerte ich mich jetzt des Papiers, welches mir durch den Hund des Tagliatesta überbracht worden war. Da die Gegenwart des letztern mir nicht weiter hinderlich war, so ergriff ich besagtes Papier um so mehr mit Begierde, als der Inhalt desselben mir zu einer heilsamen Zerstreuung gereichen konnte. Ich öffnete es und erkannte die Hand des Erbprinzen, von dem ich seit seinem letzten Briefe, wel-

führte, sie wolle sich nicht in die Verlegenheit setzen, ihren Eigensinn vor der Brutalität des englischen Volkes zu beugen.

chen er mir am Tage meiner Ankunft in Venedig geschrieben, keine weitere Nachricht erhalten hatte. Das Papier enthielt Folgendes:

„Ob ich gleich gestehen muß, daß Du die mancherlei Widerwärtigkeiten, welche Dich seit Deinem Eintritte in Italien betroffen haben, Dir selbst zuzuschreiben hast, und daß der Leichtsinn und die Unbeständigkeit, mit welchen Du dein Leben treibst, die Grundursachen aller Deiner Unfälle sind, so treibt mich doch mein Herz um so mehr, an Deinem Schicksale Antheil zu nehmen, als ich nicht allein die erste Veranlassung Deiner Reise nach Italien gewesen bin, sondern Dich auch in Deine italiänischen Bekanntschaften verwickelt habe, und Du, ohne die Aufforderung meines Vaters, ruhig und unversehrt in Deiner Heimath sitzen und mit Ordnung die gewöhnlichen Geschäfte des menschlichen Lebens treiben würdest.“

„Mir ist, seit ich Dir meinen letzten Brief gesandt, nichts begegnet, was der

Mühe lohnte, niedergeschrieben zu werden. Die Verpflichtungen, welche ich und meine theure Giulia dem Bantinelli haben, sind uns in so fern sehr drückend geworden, als sie uns verhindert, an Deinem Schicksale einen thätigen und unmittelbaren Antheil zu nehmen. Unser ganzes Seyn und Thun in Venedig hat sich demnach darauf beschränkt, unsre Wünsche für die glückliche Beendigung Deiner hiesigen Angelegenheiten zum Himmel zu schicken. Bis jetzt aber sind diese Wünsche noch sehr wenig in Erfüllung gegangen, denn alles, was nahe oder fern Dein Schicksal betrifft, hat sich dergestalt in Verwirrung und Dunkelheit gehüllt, daß ich fast an einem glücklichen Ausgange verzweifeln möchte."

„Obgleich Bantinelli es uns zur Pflicht gemacht hat, keinen unmittelbaren Eingriff in Deine Angelegenheiten zu thun, und nur von fern ruhige Zuschauer derselben zu bleiben, so hat er deshalb doch nie verfehlt, uns diejenigen Aufschlüsse über Dein Schicksal zu geben, welche unsre Freund-

schaft für Dich nur immer wünschen konnte.“

„Da es zu erwarten steht, daß Du von den letzten Unternehmungen der Herzogin Chiaramonte, welche Dich betroffen haben, keine Kenntniß hast, so will ich Dir dasjenige melden, was Bantinelli mir so eben davon berichtet hat. Auf welchem Wege dieser zu Mitwissenschaft von Begebenheiten gekommen ist, die die Herzogin ihm sicher nicht entdeckt haben wird, das ist mir völlig unbewußt. Diese Mitwissenschaft Bantinelli's wird jedoch niemanden Wunder nehmen, dem die mancherlei geheimen Verbindungen dieses Mannes bekannt sind.“

„Nachdem die Herzogin Dich an jenem Abend, an welchem Du den ersten Besuch bei Donna Miranda abstattetest, aus den Händen des rothen Gerichts gerettet, und denjenigen ihrer Leute, welche Dich in Deinem Gasthof zurückführen mußten, übergeben hatten, gelobte sie es sich selbst feierlich an, fortan keine weitere Ge-

meinschaft mit dir zu haben, sondern dich und dein Thun und Lassen dem Schicksale zu überlassen. Nichts desto weniger hatte sie Mitleid mit dem Seelen-Zustande, in welchem du sie verliessest, und deine Sinnes-zerrüttung deutete ihr diejenige Crisis an, deren Opfer du auch hernach geworden bist, und von der sie eine dunkle, aber zugleich sehr beunruhigende Ahnung hatte."

„Kaum hattest du demnach ihren Pals fast verlassen, als sie sogleich zu dem dir bekannten Doktor sandte, mit dem Befehle, sich sogleich in deinen Gasthof zu bewegen, in welchem er auch fast zu gleicher Zeit mit dir ankam."

„Bevor ich jedoch weiter erzähle, muß ich zurück gehen in deiner Geschichte, und eines Umstandes erwähnen, der dir bisher ganz unbekannt geblieben ist, und der allein im Stande ist, das letzte Zusammentreffen der Herzogin mit dir zu erklären und in's gehörige Licht zu setzen."

„Die Herzogin hatte nemlich, sogleich nachdem sie die Residenz verlassen, deinem

Vater geschrieben, ihm ihre Liebe zu dir kund gethan, ihn aber auch zugleich von den mancherlei Machinazionen ihrer Feinde, so wie von den, dir bevorstehenden Schicksalen in voraus unterrichtet, und ihn um Begünstigung eines Plans gebeten, dessen Details sie ihm meldete."

„Indem sie nemlich auf ihr Talent rechnete, Stimme und Gesichtezüge verstellen zu können, wollte sie dich unter einer fremden Gestalt begleiten, und dein Herz auf die Probe stellen und kennen lernen. Dies meldete sie deinem Vater."

„Dieser, dem die Vortheile einer zu hoffenden Verbindung mit der Herzogin Chiaramonte, von deren Familie er schon zur Zeit seiner Gesandschaft in der Residenz Kenntniß erhalten hatte, vollkommen einleuchteten, und der sich überdem von deinem Leichtsinne auf Italienischem Grund und Boden nicht viel Gutes versprach, ging mit freudigem Herzen in alle Pläne der Herzogin ein und gab ihr absolute Vollmacht,

mit dir zu schalten und zu walten, wie es sie gut dünken würde."

„Eine Folge der Uebereinkunft der Herzogin mit deinem Vater war der Brief, welchen dir der sogenannten Battista unmittelbar nach deiner Wiederherstellung überreichte, und dessen du dich noch sehr gut erinnern wirst."

„So weit mußte ich zurückgehen in deiner Italienischen Lebensgeschichte, um dir die folgenden Begebenheiten deutlich zu machen, und will nun den abgerissenen Faden meiner vorigen Erzählung wieder anknüpfen."

„Die Herzogin hatte dich also in deinen Gasthof transportiren lassen, und jede Verbindung auf das feierlichste abgelobt. Ob sie gleich seit der Bekanntschaft mit dir, noch wenige vergnügte Stunden gelebt hatte, weil deine Unbeständigkeit ihrer heißen Liebe zur Qual geworden war, so brachte sie dennoch die Nacht in einer Bekümmerniß um dich hin, wie sie sie noch nie empfunden hatte. Kein Schlaf kam in ihre Augen, und in einer schweren Beängstigung

ihrer Seele erwartete sie den folgenden Morgen, und mit ihm die Ankunft und den Bericht des Doktors."

„Dieser ließ nicht auf sich warten, und meldete der Herzogin den Zustand, in welchem du dich befändest, und daß ein hitziges Fieber deinem Leben Gefahr drohe."

„Jetzt schwanden alle Rücksichten der Herzogin, und die Erbitterung, welche ihr deine Treulosigkeit verursacht hatte, machte der Liebe Platz, welche ihren Busen für dich füllte. Sie beschloß nun nicht länger anzustehen, und von dem bewußten Briefe Gebrauch zu machen."

„Zu der Ausführung ihres Plans hielt sie es durchaus für nothwendig, deinen alten Gottvertraut in ihr Interesse zu ziehen. Diesem war sie schon als deine Befreierin aus der Lebens- und Liebes-Gefahr bei den Fernando bekannt, und mehr bedurfte es nicht, ihr sein vollkommenes Zutrauen zu verschaffen."

„Die Herzogin entdeckte ihm, in welchen Gefahren du bereits dich befunden hast,

best, und in wie viele du noch verwickelt werden dürftest, wenn es nicht irgend jemand übernähme dich aus allen deinen gefährlichen Verbindungen zu reißen, und somit dein Retter zu werden."

„Gottvertraut hatte schon längst aus eigner Ansicht deine Lage in Italien für weit gefährlicher gehalten, als die Herzogin sie ihm nur immer zu schildern im Stande war. Er bezeigte sich demnach mit allen Unternehmungen vollkommen zufrieden und begann die Herzogin wie eine Heilige zu verehren."

„Sie verabredeten alle Gegenstände ihres Plans ganz genau mit einander, und die Herzogin zog von Stunde an in der Gestalt des Battista in deinen Gasthof ein."

„Du lagst fast drei Wochen ohne Hoffnung, und ich würde es vergebens versuchen, dir den Gemüths-Zustand der Herzogin zu schildern, die deine Leiden vor Augen sah und dir doch nicht zu helfen vermochte."

„Endlich genasest du, und die Herzogin kehrte ebenfalls in ein neues Leben

ein. Aber ihre Freude dauerte nur so lange, als bis sie bedachte, daß du mit deinem vorigen Wohlseyn auch deine vorige Unbeständigkeit wieder erhalten möchtest. Diese Bemerkung verbitterte ihm die Freude, um dir zu seyn und deiner Gesellschaft zu genießen."

„Sie überreichte dir den Brief deines Vaters, welchen sie schon früher erhalten hatte, von dem sie doch jetzt den besten Gebrauch zu machen, im Stande war. Deiner Aufforderung zu Folge, und um deine Theilnahme für ihr Andenken auf die Probe zu stellen, erzählte sie dir getreulich, was sie seit deiner Ankunft in Italien für dich unternommen habe, und es verursachte ihr ein heimliches Entzücken, wie sie den Eindruck sah, welchen ihre Erzählung auf dich machte."

„In Folge seines Einverständnisses mit der Herzogin, und dadurch vollkommen über dein ferneres Schicksal beruhigt, hatte Gott vertraut eine ganz fremde Sinnesart angenommen und er fand den Aufenthalt in

Italien nun nicht mehr so abscheulich, als vorhin. Dies mußte dir in einer Unterredung, welche du mit ihm über diesen Gegenstand hattest, natürlich sehr auffallen."

„In der geheimen Betrachtung, welche die Herzogin über das fernere Gelingen ihres Plans mit Gottvertraut geflogen hatte, war von diesem für gut befunden worden, die Herzogin solle deine Eifersucht erregen, und somit deinem Ehrgefühle den Sporn geben, welches ihre Liebe bisher umsonst versucht hatte."

„Die Herzogin genehmigte Gottvertraut's Idee, und in Folge derselben mußte er dir die Nachricht von einem Portrait der Herzogin bringen, welches Battista geküßt und an sein Herz gedrückt haben sollte."

„Schon längst hatte die Herzogin an dem Doktor, der ihr vorhin unbedingt ergeben gewesen war, eine Veränderung wahrgenommen, welche sie sich nicht zu erklären vermochte. Sie ließ ihm nachspüren, und erfuhr zu ihrem Erstaunen, daß er, wie-

wohl heimlich, zu Donna Miranda ginge, und seine Besuche bei ihr in einem Tage oft mehrmals wiederholte."

„Mehr bedurfte es nicht, um den Verdacht der Herzogin gegen den Doktor rege zu machen und ihm ihr Vertrauen zu entziehen. Ob er ihr gleich bis zu dem jetzigen Augenblicke gänzlich ergeben gewesen war, so wußte sie doch ganz genau, wozu denselben sein Intriguen-Geist, der in ganz Venedig bekannt war, fähig machen könnte."

„So war die Lage der Dinge beschaffen, als sie einstens bei ihrer Zurückkunft in den Gasthof an der Thür desselben den Doktor erblickte, der mit noch einer Mannsperson so eben in die Gondel steigen wollte. Diese Mannsperson warst du, und die Herzogin erkannte dich auf den ersten Blick trotz der Vermummung, welche der Doktor mit dir vorgenommen hatte. Diesen hatte entweder die zu frühe Zurückkunft der Herzogin überrascht, oder dein Widerstand hatte ihm zu viel Zeit weggenommen."

„Im ersten Augenblicke ihres Zusammentreffens mit dir und dem Doktor, hatte die Herzogin diesen an seinem Vorhaben hindern und ihn zur Verantwortung seiner Treulosigkeit ziehen wollen. Sie besann sich jedoch plötzlich, indem sie in Erwägung zog, daß sie dadurch den Doktor zur Rache reizen und sich und ihre Verkleidung vielleicht kompromittiren würde."

„Sie ließ dich also in Gesellschaft des Doktors davon fahren, und ging mit sich zu Rathe, was sie zu thun oder zu lassen habe. Nachdem sie nun bei kaltem Blute einen Plan gefaßt hatte, schritt sie auch zugleich zur Ausführung desselben."

„Sobald der Abend herbeigekommen war, begab sie sich in die Gegend des Pallastes von Don Fernando, wo sie zu ihrem größten Erstaunen den Doktor vorfand, der ihre Vorwürfe dadurch zum Schweigen brachte, daß er ihr folgenden Bericht erstattete:"

„Es sey nemlich dem Gondolier des Don Fernando, der ebenfalls vor dem

Pallaste desselben, in seiner, des Dokters, Nähe gehalten habe, aus den Zimmern der Donna Miranda ein blutender Mops auf das Haupt geworfen worden, und er, der Gondelier, dadurch bewogen, Lerm zu machen, in den Pallast zu laufen und diesen Vorfall seinem Herrn, dem Don Fernando, anzuzeigen. Dieser habe darauf deinen Nämen genannt, die heftigsten Verwünschungen gegen dich ausgestoßen, und dir einen augenblicklichen Tod geschworen."

„Dies alles hatte der zurückkehrende Gondolier, nach Art der Plauderhaftigkeit dieser Leute, dem Doktor erzählt, der es seinerseits wieder der Herzogin erzählte."

„Was diese bei der Nachricht des Dokters empfand, wirst du leicht selbst abmessen können, da dir das Interesse, welches die Herzogin an dir nimmt, in seinem ganzen Umfange bekannt ist. Alles, was sie in dieser Lage zu thun vermochte, war, den Himmel um Beistand für dich anzuflehen. Ihr übriges Thun und Lassen in Rücksicht deiner war blos darauf beschränkt,

mit dem Dokter gemeinschaftliche Sache zu machen, und den Ausgang der Dinge zu erwarten.

„Der Dokter entdeckte ihr auch noch, daß eine gewisse Marcellina, die sich jetzt in dem Pallaste der Donna Miranda befinde, in die Intrigue verwickelt sey, und nöthigenfalls ihr Leben für deine Erhaltung aufopfern werde.“

„Nachdem die Herzogin, von den Befürchtungen der Zukunft fast bis zu Tode geängstigt, in der Gesellschaft des Dokters noch einige Zeit unter den Fenstern des Pallastes der Donna Miranda zugebracht hatte, öffneten sich diese plötzlich, und es ward eine Strickleiter aus denselben auf die Straße geworfen. Du stiegest herab und nach Dir Marcellina.“

„Die Gondel nahm euch beide auf und ruderte mit Pfeiles-Schnelle davon, um den Nachstellungen des Don Fernando zu entgehen. Ihr stiegt vor dem Hinterflügel des Pallastes der Herzogin aus, in welchem

diese schon vorher die gehörigen Befehle hatte geben lassen.

„Der Bediente trat mit der Fackel an die Gondel, und Marcellina, die den Plan ihrer Liebe noch immer nicht aufgegeben hat, stürzte vor Entsetzen über die Gegenwart der Herzogin in den Canal.

„Hier bleibt mir noch übrig, Dir zu melden, wie es Marcellina'n möglich geworden war, die Herzogin, trotz ihrer Verkleidung, zu erkennen. Der Dokter hatte nemlich, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, die Gegenwart derselben in deinem Gasthofe und ihre Vermummung Marcellinen entdeckt, und diese ward dadurch um so mehr in ihrem Vorhaben bestärkt, dich, wenn es nur irgend möglich wäre, der Herzogin und allen deinen übrigen weiblichen Verbindungen zu entführen, und somit dem Triebe ihres Herzens ein Gnüge zu leisten.

Sie ward vom Gondolier aus dem Canale gezogen, und der Dokter sorgte für ihre Herstellung, so wie ihr ferneres Unterkommen, weil sie, nachdem was im Haus

se des Don Fernando vorgefallen war, dorthin natürlich nicht wieder zurückkehren konnte.“

Die Herzogin führte Dich durch einen bedeckten Gang des besagten Hinterflügels ihres Pallastes wieder auf die Gasse, und ihr stiegt in die Gondel, die dort eurer wartete.“

„Von Beschämung und Verlegenheit gepeinigt, saßest du in der Gondel neben der Herzogin, ohne ein Wort zu reden. Die mancherlei Körper, und Geistes-Anstrengungen des vorigen Tages verursachten dir eine plötzliche Müdigkeit, und du sankest in einen tiefen Schlaf.“

„Dies war der erste Moment, in welchem die Herzogin, seit ihrer Bekanntschaft mit dir, des Vergnügens deiner Gesellschaft ungestört und ohne Rücksicht genießen konnte. Ihr liebendes Herz verzieh dir, was du, von dem intriguirenden Dokter verleitet, am heutigen Tage an ihr verbrochen hattest, und ihr ganzer Zorn

fiel auf jenen, der doppelt an ihr zum Verräther geworden war.“

„Sich dem Gefühle ihres Herzens ganz hingebend, saß sie neben dir, und versank in süße Träumereien eines Glücks, welches sie noch nie so sehr aus der ganzen Fülle ihrer Seele vom Schicksale erflehet hatte, als in diesem Augenblicke. Sie näherte sich dem geliebten Gegenstande immer mehr, und, von der Gewalt ihrer heißen Liebe fortgerissen, ein Raub des Aufruhrs aller ihrer Sinne, umarmte sie Dich und küßte Dich mit einer Inbrunst, vor der sie selbst zusammenschreckte.“

„Du erwachtest, und in deinem Erstaunen über das Betragen der Herzogin, spiegelte sich der Misverstand, in welchen dich ihre männliche Kleidung hatte verfallen lassen.“

„Sie entschuldigte ihr Betragen gegen dich, so gut es ihr gelingen wollte, und der Argwohn verschwand aus deiner Seele. Eine ahnende, nie empfundene Regung schien sich deiner zu bemeistern: du sankst be-

Herzogin in die Arme und küßtest sie mit einem Gefühle, welches dem ihrigen von vorhin um nichts nachstand.“

„Ihr kamt im Gasthofe an, und die Herzogin glaubte, von dem Abentheuer im Hause des Don Fernando weiter nichts für dich befürchten zu müssen, weil sie mit mehren Gliedern der Inquisition in einer geheimen, sehr engen Verbindung stand, und diesen sich in Rücksicht deiner entdeckt hatte.“

„Sie wollte nun den letzten, entscheidenden Angriff auf dein Herz thun, und sich dazu des Keimens der Eifersucht bedienen, welchen sie bereits in dein Herz geworfen hatte. Gottvertraut mußte ihr dazu behülflich seyn.“

„Sie ließ im Namen des Battista einen Zettel in Chiffern an sich selbst schreiben, und Gottvertraut mußte dir denselben, wie zufällig, einhändigen. Du lasest den Zettel, so wie es die Herzogin erwartet hatte, und loderteſt vor Eifersucht hell auf.“

„Die Herzogin hatte zwei Zimmer gewählt, deren Lage und Beschaffenheit ihrem Vorhaben vollkommen entsprachen. Mit Hülfe Gottvertraut's und eines ihrer vertrautesten Bedienten traf sie die nöthigen Vorkehrungen, und erwartete mit Ungeduld und Sehnsucht die zwölfte Stunde der kommenden Nacht.“

„Aus der Art und Weise, wie du dich während des noch übrigen Tages bis zur Mitternacht betrugest, während welcher Zeit nemlich Gottvertraut dein steter Beobachter hatte sein müssen, schöpfte die Herzogin neue Hoffnung für die gute Wirkung ihres Unternehmens auf dich.“

„Endlich schlug die bestimmte Stunde, und die Herzogin begab sich in die Zimmer, in welchen sie das Spiel der Eifersucht mit dir zu spielen gedachte. Alles war in Bereitschaft und die Eröffnung des Schauspiels hing nur von deiner Ankunft ab.“

„Du ließest nicht lange auf dich warten. Eine unwillkührliche Bewegung, die von der Geistes-Lage, in welcher du dich

befandest, wohl zu erwarten stand, verrieth der lauschenden Herzogin deine Gegenwart, und das Spiel begann."

„Sie hielt eine zärtliche Anrede an Battista, eine Person, die nicht existirte, und zur Besiegelung ihrer Worte drückte sie laute Küsse auf ihre eigene Hand. Dies setzte dich, ganz so, wie sie es erwartet hatte, in die fürchterlichste Wuth, in welcher du die ohnehin nicht stark verwahrte Thür zu Boden tratest."

Du stürztest in das Zimmer, und der erste Gegenstand, welcher sich deinen wüthenden Blicken darbot, war die Herzogin selbst, welche, gleich einer Sonne, im Glanze der Jugend und Schönheit, das nächtliche Halbdunkel des Zimmers überstrahlte."

„Du hattest die Herzogin immer nur auf Augenblicke gesehen, und selten hatte dein begieriges Auge Zeit gehabt, ihre ganze Liebenswürdigkeit mit Muße aufzufassen. Desto mächtiger wirkte in diesem Momente der Anblick der Herzogin, welche ihre natürliche Schönheit noch durch alle möglichen Mittel der

Toilette erhöht hatte, auf deine, von allen Seiten gereizte, Sinne.“

„Um die Täuschung vollkommen zu machen, hatte die Herzogin bei deinem Einbruche in das Zimmer ein Geschrei des Entsetzens ausgestoßen. Dein wilder Geist, der Anfangs durch die Schönheit des, über allen Ausdruck reizenden, Weibes besänftigt worden war, gerieth jetzt durch einen Blick auf ein, im Zimmer stehendes, Bett seine vorige Wuth wieder. In diesem Bette nemlich lag eine ausgestopfte Puppe, welche du für deinen Nebenbuhler Battista hieltest. Die Dunkelheit des Zimmers begünstigte den Betrug.“

Du stürztest an das Bett, rissest die Vorhänge desselben auseinander, und stießest den gezückten Degen in die Brust des vermeinten Battista, für den der, hinter den Vorhängen des Bett's versteckte, Bedienter ein Todesgeschrei zu deinen Ohren schickte. Diese Szene wurde vollkommen gut ausgeführt, und dein Sinn, der schon von allen Seiten geängstigt und befangen

war, in eine vollkommne Täuschung versetzt.“

„Gleichsam wie von deiner Grausamkeit mit Furcht und Bangigkeit erfüllt, stürzte die Herzogin in ein Nebenzimmer und verschloß dasselbe, ehe du selbst den Willen bekamest, ihr zu folgen. Die Thür dieses Zimmers war, dem Plane der Herzogin zu Folge, stärker als die vorhergehende, und sollte deinen Angriffen längern Widerstand leisten, damit sie Zeit zu den nöthigen Verkleidungen erhielte. Auch diese Vorkehrung gelang ganz vollkommen nach ihrem Wunsche“

„Sie hatte schon längst ihre Frauenzimmer-Kleider abgeworfen, und sich in der Gestalt des Battista in das Bett zu legen Zeit gehabt, als die Thür deiner gewaltsamen Anstrengungen nicht länger Widerstand zu leisten vermochte, und du in das Zimmer stürztest, wo, zu deinem tödtlichen Erstaunen, die Herzogin verschwunden war, und an ihrer Statt der vermeinte Bat-

tista, den du im ersten Zimmer ermordet zu haben glaubtest, im Bette lag.

„Welchen Eindruck dies alles auf dich machte, und wie die Herbeieilenden dich, aus wahrer Meinung oder von der Herzogin gewonnen, für fieberkrank erklärten, das wird dir noch im frischen Andenken seyn.

Von ihrer Neigung zu dir unaufhaltsam getrieben, hatte sie fest beschlossen, am folgenden Morgen eine Unterredung mit dir zu halten, und sich gegen dich zu verständlichen. Ihre Familien- und andere Angelegenheiten hatte sie bereits in Ordnung gebracht, und somit wollte sie dich bereden, noch am nemlichen Tage Venedig zu verlassen und nach Deutschland zu reisen. Denn so lange sie dich in Italien wußte, glaubte sie, könnte ihr Herz auf das deinige nicht bauen, und niemand eines festen Entschlusses von deiner Seite gesichert seyn."

„Zu dem Ende stand sie so eben im Begriff, zu dir zu gehen, und ihren gefaßten Entschluß auszuführen, als Gottvertraut, im

regen Eifer seines Amtes, ihr von Marcellina's Anwesenheit Nachricht brachte."

„Die Herzogin, welche auf die Protektion ihrer Freunde im Inquisitions-Tribunale rechnete, konnte keine Gefahr für dich von daher ahnen, und demnach nicht vermuthen, daß Marcellina, welches auch die eigentlichen Empfindungen ihres Herzens sein mochten, in diesem Augenblicke wenigstens, in der uneigennützigen Absicht kam, dich vor der Rache des Don Fernanda und der Verfolgung jenes Tribunals zu warnen. Jene, die Herzogin, mußte demnach unter so bewandten Umständen auf nichts anders, als auf ein geheimes Einverständniß zwischen dir und Marcellinen schließen."

„Urtheile demnach von ihren Empfindungen, als sie sich in diesem Augenblicke so schmerzlich getäuscht sah. Es ward ihr deutlicher, als je, daß in deiner Liebe kein Heil für sie zu finden sey, und sie that nun, nach so vielen schmerzhaften Erfahrungen, feierlich Verzicht auf dich in ihrem Herzen."

„Mit diesen Gesinnungen trat sie in deine Zimmer, und ward nun noch bestärkter darin, als sie die Innigkeit erblickte, mit welcher du dich gegen Marcellina benahmst. Dieser fuhr Todes-Schrecken in ihre Glieder, als sie die Gegenwart ihrer mächtigen und zu fürchtenden Nebenbuhlerin vernahm."

„Die Herzogin forderte dir die bewußte Uhr ab, welche du ihr verweigertest. In der endlichen Verzweiflung ihrer Liebe, welche deine Treulosigkeit bei ihr veranlaßt hatte, faßte sie jetzt den furchtbaren Gedanken, dich auf's Aeußerste zu treiben, deinen Zorn zu reizen, und so vielleicht von deiner Hand zu sterben."

„Diesem Entschlusse zu Folge, widersetzte sie sich der Entdeckung ihrer Verkleidung, welche Marcellina, ein Unglück abwendend, in der edelmüthigen Uneigennützigkeit ihres Herzens, machen wollte."

„Bantinelli, der durch seine geheimen, unerklärbaren Verbindungen von der Gefahr unterrichtet war, welche dir von Seiten der

Inquisition drohete, kam zu dir, um dich zu einer schleunigen Flucht zu bewegen. Du widerstandest und brachst noch überdein in einen sehr übel angebrachten Zorn aus, der dir, weil er dich blind machte, in deinem Duelle mit Bantinelli hätte gefährlich werden können, wenn dieser keine freundschaftliche Rücksicht mit dir genommen hätte.“

„Das sind die Aufklärungen, welche ich dir über die sonderbaren Vorfälle und Schicksale der letzten Tage zu geben hatte.“

„Nun noch einige ernste Worte, welche mich meine Freundschaft dir aufrichtig und ohne Hehl sagen heißt.“

„Deine Lage ist bedenklicher, als sie dir vielleicht zu seyn scheint. Dies geht aus allen Erkundigungen und Nachforschungen hervor, welche Bantinelli in Betreff deiner angestellt hat.“

„Er ist ganz vollkommen davon überzeugt, daß ein wichtiges Geheimniß obwalten muß, welches wir alle nicht zu durchdringen vermögen. Bantinelli hat allenthalben, wo ihn seine ehemaligen und noch

bestehenden Verbindungen Schutz und Interesse für dich zu erwarten berechtigten, abschlägliche Antwort erhalten, und es ist ihm geradezu erklärt worden, daß es für diesmal unmöglich sey, den Gang der angefangenen Untersuchungen zu hemmen. Uebrigens hat man nicht unterlassen, ihm in jeder andern Angelegenheit die größte Dienstfertigkeit zuzusagen."

„Auch die Herzogin, welche bei der dir drohenden, Gefahr ihren Haß vergessen, und nur ihrer Liebe zu dir Gehör gegeben hat, ist nicht müde geworden, für deine Befreiung sich zu verwenden, hat aber ebenfalls, zu ihrem größten Erstaunen, allenthalben Kälte und eine sichtbare Unlust, dir zu helfen, angetroffen."

„Die einzige Person auf Erden, die durch ihren Einfluß dir zu helfen vermöchte, und deren Herz selbst lebhaftes Interesse genug für dich empfindet, um dir die Freiheit wieder zu verschaffen, ist die Gräfin Carestini. Als Nichte des Groß-Inquisitors, der sie auf das zärtlichste liebt, dürfte

te ſie nur ein Wort reden, und die Thüren deines Gefängniſſes würden ſich ſogleich öffnen."

„Aber dieſe Gräfin Careſſini iſt ſeit einigen Tagen verreißt, und niemand weiß, wohin. Eine Freundin von ihr hat Bartinelli'n ins geheim offenbart, jene habe, von Verzweiflung einer unglücklichen Liebe getrieben, Italien verlaſſen und ſey nach Frankreich gereißt, um in dieſem Lande der Frivolitäten die Tiefe ihres Schmerzens mit den leeren Formeln ſeiner witzigen Vergnügungen zu füllen."

„Bartinelli hat ihr mehrere Courire nachgeſandt, um ſie zur Rückkehr zu bewegen, und wartet nun in ängſtlichen Harren auf Nachricht von daher."

„Selbſt die Herzogin, von reiner Freundſchaft für dein Wohl entflammt, hat der Gräfin geſchrieben, und ſich, unter der Bedingung völlig von dir losgeſagt, daß ſie, die Gräfin, vermöge ihres Einfluſſes die deine Freiheit wieder verſchaffen, und hernach durch keinen Beſitz die Früchte ihrer

Bemühungen ärndten sollte. Was dünkt dich von der hohen Vortrefflichkeit dieses Weibes?"

„Um dir einen Begriff von der Möglichkeit deiner Lage zu geben, ist es hinlänglich, dir zu melden, daß es Bantinelli nicht möglich gewesen ist, dieses Paquet durch den Gefangenwärter in deine Hände kommen zu lassen. Tagliatesta, den Bantinelli schon ehemals verpflichtet hat, ist trotz aller möglichen Versprechungen nicht zu bewegen gewesen, die Bestellung desselben zu übernehmen."

„Wir sind daher auf den sonderbaren Gedanken verfallen, durch den Hund des Tagliatesta bestellen zu lassen, was er selbst nicht hatte übernehmen wollen. Ich habe dabei auf deine Liebe zu den Hunden, insbesondere zu der Race, von welcher Tagliatesta's seiner ist, mit Sicherheit gerechnet, indem ich voraussehen konnte, daß du, nach deiner Gewohnheit, diesem Hunde schmeicheln, und ihn daher an dich gewöhnen würdest."

„Trotz dem ist es leicht möglich daß dies Paquet dennoch verlohren geht. Doch haben wir dies gewagt, weil die ganze Wichtigkeit desselben dich, im Falle einer Entdeckung, um nichts strafbarer zu machen im Stande ist."

„Antworte uns auf dieselbe Weise. Oder sollte man dir, wie leicht möglich ist, kein Schreibzeug gestatten, so befestige dem Hunde da, wo du dieses Paquet gefunden hast, irgend ein Band, oder des etwas, damit uns dies Zeichen sagen möge, daß du unsres erhalten habest."

„Leb wohl, und sey versichert, daß wir alle keine Mühe sparen werden, dir die Freiheit wieder zu verschaffen."

So weit der Bericht des Prinzen, in welchem mich nichts mehr in Verwunderung setzte, als der Schluß desselben. Ich war also in vollem Ernste gefangen, und konnte nicht darauf rechnen, so bald wieder in Freiheit gesetzt zu werden.

Diese Ueberzeugung trug nicht wenig dazu bei, die gute Laune, welche ich bes

zeits durch meinen Empfang im Gefängnisse bekommen hatte, in eine böse zu verwandeln. Bis hierher hatte ich meine Gefangennehmung noch immer aus einem spaßhaften Gesichtspunkte betrachtet, und sie nur für eine von jenen Abwechselungen gehalten, an denen mein Schicksal in Italien so reich war, und die ihrerseits wieder andern Platz machen würden.

Jetzt aber, da die fruchtlosen Bemühungen eines Bantinelli, an deren Aufrichtigkeit ich nicht zu zweifeln vermochte, weil es der Prinz war, welcher mich davon unterrichtet hatte, mich sattsam überzeugten, daß ich im Ernste gefangen sei, und der Willkühr des furchtbaren Inquisitions-Tribunals anheim falle, jetzt wurde mir ganz sonderbar zu Muthe, und ich bereuete mehr, als je, daß ich nicht schon längst Herr des Entschlusses geworden war, Italien zu verlassen, und in die stille Heimath meines Vaterlandes zurück zu kehren.

In diese traurigen Betrachtungen versunken, brachte ich den größten Theil der

Nacht damit hin, Pläne für die Zukunft zu bilden und heilsame Entschlüsse zu fassen, im Fall es mir noch für diesmal gelingen sollte, den freundschaftlichen Bemühungen des rothen Gerichts zu entgehen.

Es war ganz natürlich, daß ich wünschte, durch irgend eine Zerstreuung von außen her in dem melankolischen Einerlei meiner Betrachtungen gestört zu werden. Unwillkührlich kam mir der Gesang meiner Nachbarin in die Gedanken, und ich wartete mit Sehnsucht darauf, daß die melodische Kehle derselben meine traurigen Betrachtungen in den Schlaf singen möchten.

Jedoch täuschte mich meine Erwartung, und die Nacht ging vorüber, ohne daß die Dame in meiner Nähe auch nur den geringsten Laut von sich gegeben hätte.

Tagliatesta ging am folgenden Morgen ab und zu, und verrichtete diejenigen Beschäftigungen, welche er in meinem Zimmer hatte, mit Stillschweigen, ohne ein Wort zu sagen. Da ich selbst in zu ernste Gedanken über mein Schicksal versunken war, als daß

ich eine Unterbrechung derselben durch Tagliateska's Geschwätzigkeit hätte wünschen sollen, so hütete ich mich wohl, sein Stillschweigen zu unterbrechen und ihn zum Sprechen zu bewegen.

So verging ein großer Theil des folgenden Tages, welchen ich in Nachdenken über meine Lage zubrachte. Ich hoffte noch immer, die Stimme meiner Nachbarin zu vernehmen, und in dieser Erwartung ertrug ich die Qualen der Langeweile mit Geduld und Ergebung in meinem Schicksale.

Indem meine Gedanken mit mir selbst und mit dem Gesange meiner Nachbarin beschäftigt waren, trat Tagliateska ein, und pflanzte sich, seine gewöhnliche Stellung annehmend, vor mich hin, indem er mich folgendergestalt apostrophirte:

„Exzellenz! Was soll's seyn?"

Ich ärgerte mich, über die närrische Frage, und antwortete ihm ziemlich pikirt:

„Das möchte ich dich fragen. Ist ein Mensch, der unter zwanzig Schlössern ge-

fangen liegt, Herr dessen, was er thut oder nicht thut?"

„Weise gesprochen! Aber, was soll's seyn? Wüßte ich, daß der Herr ein Mann wäre, mit dem sich was anfangen ließe, so wollte ich demselben einen Vorschlag thun."

Ich wußte nicht, sollte ich lachen oder mich ärgern über die Unverschämtheit des Kerls? Ich beschloß keins von beiden zu thun und antwortete ihm:

„Bilde dir einmal ein, ich wäre ein solcher Mann, wie du ihn verlangst, und thu deinen Vorschlag. Ich will denn schon sehen, ob er zu befolgen ist, oder nicht."

Der Kerl zog eine von seinen gewöhnlichen Fratzen, blökte mich mit zwo großen Augen an und sagte in einem tölpischen Tone, den er für ironisch gelten lassen wollte:

„Ha, ha! der Herr will erst sehen! Ei! So! Erst sehen will der Herr! Ei! doch, Herr, was soll's seyn?"

Ich gab mir das Wort darauf, mich von dem Kerle nicht aufbringen zu lassen,

und antwortete ihm in dem ruhigsten Tone, dessen ich nur immer mächtig werden konnte:

„Laß dich nicht irre machen, guter Tagliatesta, und thu mir deinen Vorschlag. Ich will denn nicht erst sehen, sondern sogleich beholzen."

„Das laß ich gelten! So ist der Herr doch noch ein Mann, mit dem sich ein Wort reden läßt! Nun, dafür will ich der Exzellenz auch eine Nachricht geben, die nicht mit Golde zu bezahlen ist."

Sein Gesicht verzog sich abermals in die bekannte Carikatur. Dann zog er den Kopf in die Schultern, rieb die Hände und nahm eine wichtige Miene an, indem er sehr geheimnißvoll in den vier Winkeln des Zimmers herumblickte. Als er dieses pantomimische Spiel, das meine Erwartung nicht wenig erregte einige Augenblicke fortgesetzt hatte, sagte er:

„Ich habe sie gesprochen."

„Wen hast du gesprochen, Tagliatesta?"

„Sie, sie!"

„Meine Nachbarin, die fremde Dame, die Sängerin?"

„Fi, behüte! die alte Matrone, die ſie zur Bedienung hat."

„Tagliateſta! Warum biſt du kein Schauſpieler geworden? du weißt den Effekt der Rede zu berechnen, und nüanzirſt vortrefflich. Doch, um wieder auf die alte Matrone zu kommen —"

Tagliateſta fiel hier plötzlich ein, machte ein Kreuz und ſagte:

„Ei, davor wolle uns der heilige Markus bewahren!"

Ich ärgerte mich, daß der Kerl eine Zweideutigkeit fand, wo ich keine hingelegt hatte. Ich fuhr ihn an:

„Tagliateſta, du Narr und Witzbold, daß ich nur nicht auf dich komme. Alſo, die alte Matrone haſt du geſprochen! Was ſagte die gute Frau?"

„Geſagt? Ja, geſagt hat ſie nicht viel, denn es fehlen ihr die ſämtlichen Zähne, einen ausgenommen, der die Quantität der übrigen durch eine beſondere Quantität in die Länge zu erſetzen vermeint."

„Nimm Vernunft an, Freund Geſan-

genwärter! Sagtest du nicht selbst, du hättest sie gesprochen?"

„Ja, Herr! Was soll's seyn? Ich habe gesprochen, aber die Alte hat, wie man zu sagen pflegt, gemummelt."

„Gemummelt, oder gesprochen! Gleichviel, Tagliatesta! Sag mir, wenn's dir beliebt, was die Alte gesprochen hat?"

„Nun, also, Exzellenz, diese Alte ist eine gute Alte, und ich habe sie seit heute ordentlich lieb gewonnen. Die gute Seele will nicht, daß der Mensch allein sey."

„Hoho! Tagliatesta, Gefangenwärter, was höre ich? du willst doch die alte nicht etwa heirathen?"

Tagliatesta wurde nun seinerseits böse, und blickte mich mit einer grämlichen Miene an, indem er sagte:

„Herr, was soll's seyn? Möchte die Exzellenz für diesen christlichen Wunsch, die Alte selbst auf eine Nacht heirathen müssen! Br! br! der bloße Gedanke macht schon, daß ich das dreitägige Fieber bekomme."

„Gieb dich zufrieden, mein guter Gefangenwärter! Es war so böse nicht gemeint. Fahre denn fort und sag mir, in wie fern die alte Matrone nicht will, daß der Mensch allein sey?"

„Damit meint das gute Mütterchen ihre Gebieterin, die vor Liebe melankolisch geworden seyn soll."

„Ei, Tagliateſta, was du mir da sagst! Ich habe dieses Gebäude bisher für ein Staatsgefängniß gehalten. Nun ist es gar auch ein Irrenhaus!"

„Wo denkt Ihr Exzellenz hin?"

„Nun, ja doch! Aus dem, was die Alte zu verstehen gegeben hat, ist die Säugerin daneben nicht recht —"

Ich deutete auf die Stirne, indem ich dieses sagte.

„Was soll's seyn, Exzellenz? Behüte der Himmel! die Dame ist nichts weiter als tiefdenkend und deswegen hat sich die Alte nach einer Zerstreuung für sie umgesehen."

„Und hat sie gefunden?"

„So ist's. Als die Exzellenz gestern in diese Behausung geführt worden, hat die Alte, zu jenem Behufe, ein Auge auf dieselben geworfen.“

„Ich danke für die gute Meinung! Nun?“

„Ich soll daher der Exzellenz den Vorschlag thun, dann und wann der melankolischen Dame Gesellschaft zu leisten.“

„Aber, Tagliatesta, du vergißt das Inquisitions-Tribunal. Was dürfte dasselbe zu deinem Beginnen vermeinen?“

„Der süße Klang dieses Beutels hat alle Bedenklichkeiten von daher überstimmt!“

Er zog einen Beutel mit Gold hervor und ließ ihn klingen, indem er eine passende Fratze dazu schnitt.

„Aber, Tagliatesta, mein ehrlicher, wie, wenn ich nun keinen Humor hätte, Gesellschafts-Cavalier bei der melankolischen Dame zu werden!“

„Was thät's? So gäbe ich diese Zuchinen zurück, und die Exzellenz langweilte

sich

ſich in ihren vier Pfählen auf eigene Unkoſten!“

„Recht ſo, Tagliateſta, das will ich denn einmal verſuchen.“

„Was ſoll's ſeyn, Herr? Bedenke die Exzellenz! die Dame iſt von ſchlankem Wuchſe und vortrefflichen Angeſichts!“

„Gleichviel, Tagliateſta!“

„Nun gut, ſo trage ich den Beutel mit den Zechinen zurück.“

Mit dieſen Worten ging der Kerl, und warf mir noch einen ſarkaſtiſchen Blick zu, der etwa heißen ſollte: du wirſt mir doch ſchon kommen! Er hatte in meinem Herzen geleſen, denn es war in der That mit meiner abſchläglichen Antwort kein Ernſt geweſen. Und dies war ganz natürlich.

Bedenkt man, daß ich auf die Länge der Zeit in meiner jetzigen Lage mir durchaus nicht gefallen konnte, und daß ich auf keine weitere Zerſtreuungen, als auf die des Tagliateſta, zu hoffen berechtigt war, ſo wird man leicht einſehen, daß ich nichts weniger als abgeneigt war, die Geſellſchaft

der quäſtionirten Dame anzunehmen, die, da ſie vor Liebe melankoliſch geworden ſeyn ſollte, um ſo mehr meine Neugierde erregte.

So geſinnt hoffte ich mit ziemlicher Ungeduld auf die Rückkehr Tagliateſta's, der ſich aber, gleichſam als hätte meine Gemüths-Beſchaffenheit in voraus geſehen, vergebens auf ſich warten ließ.

Ich brachte alſo den Tag in ziemlich unmuthiger Stimmung hin. Um dieſe zu verbannen, ſtellte ich Betrachtungen über mich ſelbſt an, und dachte an meine Nachbarin, deren Schickſale und Anweſenheit in den Venezianiſchen Staats-Gefängniſſen meine ganze Aufmerſamkeit erregten.

Bei dieſer Beſchäftigung, welche ſich mein Geiſt mit dem Andenken an meine Nachbarin machte, rief mir mein Gedächtniß die Stimme und den Geſang derſelben, in ſeiner ganzen Lebendigkeit zurück. In der Erinnerung an die himmliſchen Melodien, welche ich geſtern vernommen hatte, und von dem Verlangen erfüllt, mich in

dem jetzigen Augenblicke des Mißmuths auch einmal daran ergötzen zu können, rief ich unwillkührlich aus:

„Ach, nur noch einmal diese Töne, du himmlische Sängerin?“

Kaum waren diese Worte über meine Lippen geglitten, als ich den, mir bekannten Ton des Instruments und kurz darauf auch die himmlische Stimme meiner Nachbarin vernahm. Sie sang, wenn dies möglich gewesen wäre, noch vortrefflicher, als das erstemal.

Meine ganze Sinnenkraft ging in mein Gehör über, und ich existirte in diesem Augenblicke nur durch jenes.

Nach einem bekannten Venezianischen Volks-Liede, welches sie aber mit ganz eigenthümlichen Reize vortrug, besang sie die Treulosigkeit der Männer, die Situation begeisterte mich, und ich beschloß, mein Heil im Improvisiren zu versuchen. Als sie das Lied geendigt hatte, sang ich ihr nach der nemlichen Melodie eine Parodie ihres vorigen Textes, in welcher ich die

Männer entschuldigte und zum Grunde ihrer Untreu anführte, daß nicht alle Weiber der holden Sängerin gleichen.

Bei'm Anfange meiner Parodie war Ton und Spiel verstummt. Dann merkte ich aber, wie sie, in tiefer Aufmerksamkeit auf die Worte derselben, gleichsam unwillkührlich ihre Hände auf den Tasten fortgleiten ließ und zu meinem Gesange accompagnirte.

Mit wie viel oder wie weniger Kraft der Text meines Gesanges die melankolische Dame beschwichtigt hatte, kann ich nicht sagen. Denn kaum hatte ich geendet, als ich dicht hinter mir ein leises Händeklatschen mit mehrern eben so leisen Bravo's vernahm.

Ich sah zur Seite, und erblikte Tagliateska, der, während ich impovisirt hatte, in's Zimmer getreten war und meinem Gesange zugehört hatte, ohne einen Laut von sich zu geben. Er rief in seiner bekannten ironischen Manier.

„Was soll's seyn, Herr? Die Unterhaltung mit der Dame hat ja schon ohne mich begonnen, wiewohl mit etwas mehr Anstrengung der Stimme, weil man doch lauter singen muß, als man redet. Nun das freut den Gefangenwärter Tagliatesta“

„Mich auch, darum laß mich, und störe mich nicht in meiner Freude.“

„Ho, ho, Exzellenz! Wie kurz und bündig! Ich habe doch aber auch noch ein Wort mit ein zu sprechen, in die Unterhaltung nemlich, in die jetzige musikalische sowohl, als in die künftige mündliche. Drum dächte ich, der Herr wäre ein biechen liebslicher gegen den Gefangenwärter Tagliatesta. Wie?“

„Guter Gefangenwärter, so lieblich als dir's beliebt. Drum setz' dich her zu mir und laß uns ein Wort im Vertrauen reden. Schön ist also die Dame, wie du mir vorhin sagtest?“

„Was soll's seyn? Jetzt ist's schon spät, Exzellenz, und ich muß noch in allen Gefängnissen die Ronde machen. Drum

wünsche ich eine geruhsame Nacht. Lasse sich die Exzelenz was gutes träumen, von der musikalischen Nachbarin nemlich.“

Mit diesen Worten machte er mir ein paar von seinen gewöhnlichen Verbeugungen, und ging zur Thür hinaus, indem er diese mit allen nur erdenklichen Geräuschen verschloß, gleichsam, um mir zu zeigen, daß ich unter seiner Bothmäßigkeit stehe.

Ich sah dem Kerl mit Verwundrung nach und es währte eine lange Zeit, ehe ich mich zu besinnen vermochte. Was für eine Miene sollte ich zu der Impertinenz dieses Tagliatesta machen, der mir imponiren wollte, weil er Gefangenwärter und ich nur Gefangener war?

Doch begriff ich die Nothwendigkeit, hier gute Miene zum bösen Spiele machen zu müssen, wenn ich, wie es für jetzt mein fester Entschluß war, mit der Dame in ein zeitverkürzendes Verhältniß treten wollte.

Tagliatesta war demnach von dannen gegangen und hatte mich allein gelassen. Obgleich die Abendzeit schon weit vorgerückt

war, so spürte ich dessen ohngeachtet wenig Lust zu schlafen in mir, und suchte mir mit Nachsinnen über das Seyn der Dame und über ihre Anwesenheit in den Gefängnissen der Inquisition der Zeit zu vertreiben.

Nachdem ich diese Beschäftigung eine ziemliche Zeit fortgesetzt hatte, aber dennoch zu keinem Resultate gekommen war, sah ich wohl ein, daß mir für den Rest des heutigen Tages kein anderes Mittel, mich zu amüsiren übrig bliebe, als mich zu Bett zu legen.

Am Morgen des folgenden Tages war der erste Gegenstand, den ich zu Gesichte bekam, der ehrliche Tagliatesta, der die Vorhänge meines Bettes aufgezogen hatte, und mir starr in's Antlitz sah. Mit seinem gewöhnlichen grimacirenden Angesichte hielt er folgende Anrede an mich:

„Was soll's seyn, Exzellenz? Dero Hofmeister sollte derselben doch schon gesagt haben, daß Morgenstunde Gold im Munde habe. Wie ist's möglich, bis an den hel

len Mittag zu ſchlafen, wenn man ſo wichtige Geſchäfte zu thun hat!“

Ich rieb mir die Augen, ſah den Tagliateſta meiner Seite ins Angeſicht, weil ich ihn für verrückt hielt und ſagte:

„Tagliateſta, Freund Gefangenwärter, was beliebt dir da zu reden? Was hätte ich denn für wichtige Geſchäfte um deren Willen ich nicht bis an den hellen Mittag ſchlafen ſollte?“

„Hoho! Hätte ich etwa nicht den Auftrag bekommen von der muſikaliſchen Dame, die Exzellenz zum Frühſtück einzuladen.“

So, Tagliateſta? Ja das iſt was anders! So muß ich wol ſogleich aufſtehen und mich ankleiden.“

Mit dieſen Worten warf ich die Decke von mir und ſprang aus dem Bette. Tagliateſta machte einen komiſchen Sprung und ſagte:

„Ho, ho! Wie folgſam und willig die Exzellenz ſich zeigt, wenn von dergleichen wichtigen Geſchäften die Rede iſt.

Nun, das lobe ich mir! das freut einen!“

Freue dich immerhin, das sollst du für umsonst haben. Doch jetzt hilf, daß ich mich ankleide.“

Er that, wie ich ihm geheißen hatte, bewies sich auch geschickter und dienstfertiger, als man hätte glauben sollen. Als ich jes doch die Kleider ergriff, in welchen ich in's Gefängniß gekommen war, um sie anzuzies hen, so machte er eine erinnernde Geste und warf die Kleider zur Seite, indem er sagte:

Was soll's seyn, Exzellenz? da würde es ja heißen können: Wie bist du herein kommen, Freund, und hast kein hochzeits lich Kleid an!“

„Aber besinne dich, Freund Gefangens wärter, und werde nicht verwirrt. Ich habe ja keine andere Kleider hier. Oder soll ich etwa wie ein zweiter Adam, mich mit einem Feigenblatte begleiten?“

„Wäre so übel nicht! Aber davon ist die Rede nicht, sondern von den Kleidern,

die sich dort in der Exzellenz Koffer befinden."

Ich sah zur Seite, und erblickte in der That einen von denjenigen Koffern, welche ich im Wirthshause zurückgelassen hatte, als man mich ins Gefängniß führte. Ob ich nun gleich sehr neugierig war, zu erfahren, wer meinen Haushofmeister gemacht und mir den Koffer nachgesandt hatte, so wollte ich dennoch für jetzt die Geschäfte meiner Toilette nicht noch mehr in die Länge ziehen, und meinen Besuch bei der melankolischen Dame nicht noch weiter hinaussetzen. Ich antwortete demnach dem Tagliatesta:

„Nun, Freund Kammerdiener und Gefangenwärter in einer Person, mach es einmal nach deinem Gefallen. Aber bedenk, gut Ding will eigentlich keine Weile haben, und spute dich, damit die Chocolade deiner Nachbarin nicht kalt wird, oder gar verbrennt, welches noch ärger wäre."

„Ho, ho! Wie pressirt ist die Exzellenz! Nun, ich will einmal sehen, wie

weit ich's in der Geschwindigkeit bringen kann.“

Mit den Worten sprang er zum Koffer, öffnete ihn und musterte, mit der Miene eines Kunstverständigen, meine sämtlichen sich darin befindlichen Kleider. Dann ergriff er eins von diesen, nebst Zubehör, und fing an, mir es auf das Leib zu ziehen.

Da ich einmal in der Gewalt dieses Tagliatesta war und auch sobald noch keine Hoffnung hatte, mich aus derselben wieder befreien zu können, so beschloß ich, ihn gewähren zu lassen und mich der Willensmeinung dieses Gefangenwärters weiter nicht zu widersetzen.

Was nun meine Toilette anbetraf, so hatte ich für diesesmal keine Ursach, obigen Entschluß zu bereuen. Denn in kürzerer Zeit, als ich verhin erwartet hatte, stand ich jetzt fertig angezogen da, und zwar mit eben dem Geschmacke, als hätte ich einen Pariser Kammerdiener zum Ankleiden gehabt.

Nachdem Tagliatesta mich noch einigemale von hinten und von vorn mit kritischem

Auge betrachtet, und gefunden hatte, daß alles gut war, redete er mich folgender Gestalt an:

„Jetzt, Herr, sitzt ein hochzeitlich Kleid auf Dero Leibe, und dieselben brauchen sich nicht zu schämen, bei einer monarchischen Königin, noch viel weniger aber bei einer melancholischen Dame, das Frühstück einzunehmen. Nun wollen wir gehen."

Bei diesen Worten fühlte ich ein großes Verlangen in mir, die kommenden Dinge zu sehen, und vor Erwartung derselben schlug mir das Herz. Tagliatesta ging voran und ich folgte ihm. Der Weg von meinem Zimmer bis zu dem der Dame war in weniger als einer Minute zurückgelegt, und ob ich gleich dergleichen Wege schon mehrere gemacht hatte, so fühlte ich doch auf diesem eine so ängstliche Beklommenheit, daß ich mehrere Male auf dem Punkte stand, den Freund Gefangenwärter allein gehen zu lassen, und mich stillschweigend wieder in mein Zimmer zu begeben.

Ehe ich jedoch mit mir selbst einig zu werden vermochte, standen wir schon vor dem bewußten Zimmer, und Taglioneska öffnete die Thür derselben und komplimentirte mich mit seinen gewöhnlichen Katzfüßen hinein.

Mein erster Blick fiel auf die Dame, die, gleich allen meinen italiänischen Bekanntschaften, in junonischer Fülle und Schönheit und hohen majestätischen Wuchse prangend, in der Mitte des Zimmers stand, und mit der Grazie einer Huldgöttin übergossen, mir auf einige Schritte entgegen kam.

Ich stammelte einige Worte zur Entschuldigung meiner Freiheit her; sie aber ergriff mit ihrer Hand, die mit einem erquickenden, warmen Lebenshauche meine ganze körperliche Existenz durchbebte, die meinige und führte mich zum Sofe. Jetzt, schon mit freierm Sinn und Geiste handelnd, sah ich ihr in's Angesicht, welches, obgleich eins der schönsten, welches ich je gesehen, beinahe eine abschreckende Charak-

tzrlosigkeit besaß, die wieder ihrerseits m
dem schönsten sprechendsten Auge und
nem Munde, auf denen die Grazien
thronen schienen, auf das allersonderbar
kontrastirte.

Indem sie sich neben mich auf d
Sofa setzte, hatte sie ihre Hand in d
meinigen ruhen lassen. Diese Hand, we
wie Sammet und weiß wie Schnee, schi
in einer künstlichen Form von Wachs
gossen zu seyn. Die blendende Weiße d
selben ward durch die feinsten blauen Ade
gemildert, und das liebliche Ebenmaß d
glänzenden Nägel deutete auf jugendlic
Frischheit des Körpers und auf Reinh
der Seele.

Der Arm, welcher zu dieser Hand
hörte, war, der Schwüle des Tages u
der Mode wegen, bis über die Hä
entblößt, und beschämte alles, was Ma
ler und Bildhauer davon in ihrer Ku
erdacht und geliefert haben. Die liebli
in schwellender Fülle sich hebende Form e
zückte das Auge und gleitete bis zum H

zu, wo sie im Innersten desselben das Leben entzückte. Das betrachtende Auge schwamm bei'm Anschauen dieses Arms in Freude und Wonne, und heftete seine Blicke darauf, wie auf einen Leuchtepunkt, von dem ihm Herz, Seele, Geist und Leben elektrisirt wurden.

Ihre Hand fortwährend in der meinigen haltend, betrachtete sie mich mit ihrem schönen, seelenvollen Auge eine lange Zeit, ohne ein Wort zu reden. Es ward mir schwer, ihren Blick zu deuten, der unverrückt auf mir ruhete. Betrachtete ich ihr Auge, so verrieth dies allerdings mehr, als eine gewöhnliche Neugierde, und es leuchtete ein offenbar inniges Interesse aus demselben hervor.

Der übrige Theil ihres Gesichts hingegen stand, wie schon gesagt, mit ihrem Auge in einem absoluten Widerspruche. Im ganzen Gesichte herrschte nur ein Zug, und und dieser Zug offenbarte die grösste Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit.

Nachdem ich ihr gesagt hatte, wozu

mich die Nothwendigkeit und die Höflichkeit zwang, und sie immer noch fortfuhr, mich anzusehen, ohne ein Wort zu sprechen, gebot ich meiner Zunge ein ähnliches Stillschweigen, und ahmte ihr nach, indem ich meine Blicke an der herrlichen Form des lieblichen Weibes weidete.

So saßen wir lange Zeit, in das gegenseitige Anschauen unsrer selbst vertieft, und keiner redete ein Wort. Nachdem dies eine lange Zeit so gewährt hatte, änderte sich die Szene. Die Dame kam, so schien es sichtbar, wieder zu sich und erholte sich, wie aus einem tiefen Traume. Dann zog sie ihre Hand, gleichsam als wäre sie befremdet, aus der meinigen zurück, und fieng in einem sehr leisen und merklich gezwungenen Tone an, zu reden.

„Daß ich mir die Freiheit genommen habe, ihre Gesellschaft zu suchen, möge sie nicht befremden. Die Einsamkeit dieses Orts, an welchen ich durch das ganz sonderbare Zusammentreffen von unschuldigen Ursachen gerathen, macht es mir, und dünkt

dünkt mich, auch ihnen gleich nothwendig uns einander zu suchen. Die Unterhaltung mit sich selbst ist zwar bis auf einen gewissen Punkt sehr lobenswürdig; fängt aber an, wenn sie einmal über denselben hinaus ist, unausbleiblich verderblich zu werden. Daher wünsche ich, es möge ihnen gefallen, die traurige Einsamkeit unsrer gegenwärtigen Lage bis dahin zu theilen, wo eine Wendung des Schiksals den einen von dem andern trennen wird."

So sprach meine schöne Gesellschafterin, wie ich schon oben gesagt habe, in einem leisen, kaum hörbaren Tone, und entschuldigte sich deshalb, indem sie sagte, sie habe erst vor kurzem eine schwere Krankheit überstanden, und eine zurückgebliebene Schwäche der Brust mache ihr alle mögliche Sorfalt für dieselbe zur Nothwendigkeit.

Auf ihre vorige Rede gab ich ihr diejenige Antwort, welche man gewöhnlich in ähnlichen Lagen schönen Weibern zu geben pflegt. Ich machte ihr deutlich, daß ich Zeit meines ganzen Lebens ein Gefangener

zu leiden wünsche, um eine solche reizende Gesellschafterin zu haben.

Ich war begierig, welche Wirkung diese Schmeicheley, die eigentlich keine war, auf das Herz meiner schönen Nachbarin machen würde, und betrachtete deshalb ihre Mienen, insbesondere aber ihre Augen. Sie schien nicht untheilnehmend zu lächeln, aber übrigens keinen weitern Werth auf mein Compliment zu legen.

Sie zog die Klocke, und es erschien jene alte Matrone, von der mir Tagliatesta gesagt hatte. Ich betrachtete sie und fand die Abneigung des Gefangenwärters ganz natürlich und erklärbar. Sie konnte eine zweite Hexe von Endor genannt werden.

Meine schöne Gesellschafterin verlangte das Frühstück, welches die Alte auch sogleich überbrachte. Wir setzten uns an den Tisch, und ich hatte Gelegenheit, die Speisen zu beobachten, und die Bemerkung zu machen, daß ein indianischer Nabob nicht

köstlicher zu frühstücken im Stande wäre, als die melancholische Dame.

Während wir aßen, fiel unser Gespräch auf allgemeine Gegenstände, und ich hatte Gelegenheit, den Scharfsinn und die Gewandheit meiner Gesellschafterin zu bewundern. Ihr Geist versuchte sich in den allermannigfaltigsten Krümmungen mit Freiheit und stetem Bewußtseyn, und es war mir nur selten möglich, sie durch die gesuchtesten und gewagtesten Wendungen für einen Augenblick in Verlegenheit zu setzen.

Auf einmal brach sie ab und sagte:

„Durch einen Besuch aus der Stadt habe ich heute früh die neueste Geschichte des Tages erfahren. Die Herzogin Chlarmonte ist nur leicht verwundet, und eine gewisse Kammerfrau der Gräfin Carestini, welche der Schuß des Pistols betäubt hatte, ist ebenfalls wieder hergestellt."

Ich war, wie aus der Wolke gefallen, und sah meine Gesellschafterin mit großen Augen in die ihrigen. Sie sagte:

„Mag es sie nicht wundern, mich

von allen diesen Ereignissen so vollkommen unterrichtet zu sehen. Wenn ich ihnen sage, daß sie und ihre Intrigue die wichtigste Unterhaltung von ganz Venedig ausmachen, so wird es ihnen erklärbar seyn, wie ich zur Mitwissenschaft von Dingen gekommen seyn kann, die eigentlich schon ganz Venedig weiß."

Ich saß da, und wußte nicht, was ich sagen sollte. Es war mir um so auffallender, diese Dame, die ich in die Liebe ihres Herzens und in die Melancholie ihres Geistes versunken zu seyn glaubte, an fremden Schikksalen und insbesondere an den meinigen so viel Antheil nehmen zu sehen.

Ich fragte sie, ob ihr noch mehrere von den Begebenheiten meines Lebens bekannt wären, und sie antwortete sehr kategorisch und bestimmt:

„Alle!"

Das war mehr, als ich erwartet hatte, von meiner allwissenden Dame, und ich gab ihr ganz unverholen meine Ungläubigkeit zu erkennen. Sie ließ sich nicht aus der Fassung

bringen, und verlangte von mir, ich sollte sie auf die Probe setzen.

Ihr sicherer Ton setzte mich in Verwirrung, und ich wußte nicht, was ich ihr sagen sollte. Es fiel mir ein, daß mir der Erb-Prinz geschrieben hatte, die Gräfin Carestini sey verschwunden, und man wisse nicht wohin. Ich beschloß, meine Nachbarin um Auskunft über das Schicksal dieser Gräfin Carestini zu fragen, und sie mit ihre Kenntniß meiner Angelegenheiten auf einer harten Versuchung zu unterziehen.

Dies that ich, und meine allwissende Dame gerieth in sichtbare Verlegenheit, stand dann auf und ging in tiefdenkender Stellung mehreremale im Zimmer auf und nieder. Ich triumphirte schon, und beschloß, die gute Dame für ihre Voreiligkeit hart zu bestrafen. Sie gieng noch immer in einer, treibender Bewegung durch's Zimmer und ich betrachtete sie mit stummen Blicken, in die ich so viel Schadenfreude legte, als mir nur immer möglich war. Endlich stand sie vor mir still, maß mich

mit langen Blicken, und sagte in einem merklich bewegten Tone:

„Diese Frage war ich in diesem Augenblicke weit entfernt, von ihnen zu erwarten. Die Gräfin Carestini scheint ja unter allen ihren Bekanntschaften diejenige zu seyn, für die sie das wenigste Interesse empfunden haben."

„Verzeihen sie, schöne Nachbarin! Es gab eine Zeit, wo ich ein recht lebhaftes Interesse für diese Gräfin Carestini empfand. Aber, sie machte hernach gemeinschaftliche Sache mit meinem Erbfeinde, dem Tausendkünstler Pantinelli, der mich in tausend Abentheuer verwickelt und Millionen Gefährlichkeiten ausgesetzt hat. Von der Minute an mußte natürlich jede Verbindung zwischen mir und der Gräfin aufhören."

Meine Gesellschafterin ward nachdenkend und saß lange in ein tiefes Schweigen versunken. Endlich nahm sie das Wort wieder und sagte:

„Da ich eine sehr vertraute Freundin

der Gräfin bin, so kenne ich die geheimsten Empfindungen ihres Herzens. Wenn Sie wüßten, mit welchem Kummer die Verheimlichung, oder soll ich sagen, der Betrug, welchen sie ihnen gespielt, ihr reines Herz erfüllt hat, sie würden ihr diesen Schritt längst verziehen haben, den sie übrigens auch nur, von der heißen, innigen Liebe zu ihnen verleitet, zu thun im Stande war."

„Ach, irren sie sich nicht in mir: ich habe ihr diesen Betrug schon längst verziehen, und würde ihr noch hundert andere ebenfalls verzeihen, wenn ich nur bei jenem ersten der wirklich betrogene Theil gewesen wäre. Vielleicht hätten dann plötzlich und mit einem Male alle die Mühseligkeiten und Abentheuerlichkeiten aufgehört, denen ich unaufhörlich ausgesetzt bin, und die nun endlich anfangen, mir ein recht großes Mißbehagen zu verursachen."

Die Dame maß mich mit einem langen Blicke, und schien denjenigen, was ich ihr so eben zu erkennen gegeben hatte, lei-

nen rechten Glauben beizumessen. Dann sagte sie:

„Aber die Herzogin Chiaramonte?"

Ich nahm keinen Anstand, der fragenden Dame mein Herz aufzuschließen, und ihr meine eigentliche Meinung zu sagen. Ich antwortete ihr demnach auf obige Frage:

„Ich kann nicht läugnen, daß ich anfangs ein sehr lebendiges Interesse an dieser Herzogin Chiaramonte genommen habe. Doch bitte ich sie, folgende Bemerkungen nicht außer Acht zu lassen. Durch dieselbe Herzogin Chiaramonte bin ich nicht allein in alle Abentheurlichkeiten, sondern auch mit dem intriguirenden Bantinelli verwickelt worden, und habe noch keine ruhige Stunde gehabt, seit ich mich auf italiänischem Grund und Boden befinde. Jetzt bin ich gar durch alle die Verwickelungen, zu welchem jedoch immer die Herzogin den ersten Knoten geschürzt hat, in diese vier Mauern gesperrt worden, aus denen ich, weiß der Himmel, wann, wieder heraus

gehen werde. Rechnen Sie dazu die eigene Sucht der Herzogin, nichts auf dem geraden, ebenen Wege zu thun, sondern sich bei jedem Tritt und Schritt des abentheuerlichen Wesens und des romantischen Schwunges zu bedienen. Nehmen sie zum Beispiel ihre letzte Verkleidung in meinem sogenannten Hofmeister Battista. Wäre sie offenen und geraden Sinnes mit mir zu Werke gegangen, statt in theatralischen Verkleidungen die Zeit, und um ein Haar breit auch sich selbst und noch mehrere andere, zu tödten, so säßen wir jetzt als Mann und Weib im deutschen Vaterlande und ergötzten uns an den heimischen Kohlköpfen, statt in Italien die Pommeranzen-Wälder zu riechen, die mir noch immer Leid und Ungemach verursacht haben. So wäre ich, zum Beispiel gleich von meinem Eintritte in Venedig an nicht in die Schlingen der Donna Miranda und des kokettirenden Pantinelli gefallen, hätte die Herzogin sich offen mir genähert, und nicht schon da mit abentheuerlichen Verkleidungen ihr Spiel getrie-

den, statt mir ihre Willensmeinungen geradezu zu erklären, und mit mir nach Deutschland zur Trauung zu reisen. Alle diese Betrachtungen nun haben mir, offen gesagt, eine Abneigung gegen eine fernere Verbindung mit der Herzogin beigebracht, und ich wünschte in der That jetzt mehr als jemals nach Deutschland zurückzukehren, und in dem ruhigen Cinerlei meines väterlichen Hauses dasjenige Vergnügen zu finden, welches ich in den abentheuerlichen Verwickelungen des Italienischen Landes vergebens gesucht habe."

Während ich so geredet hatte, war meine unbekannte Dame in die tiefsten Gedanken versunken gewesen und hatte mich mit einem so scharfsinnigen Blicke betrachtet, daß ich mehreremale darüber in Verlegenheit gerathen war.

Jetzt wartete ich vergebens, daß sie ihrerseits reden und mir ihre Gedanken und Meinungen über meine vorige Rede zu erkennen geben sollte. Da sie dies noch that, so wiederholte ich ihr meine vorige Frage

über das Schicksal und den jetzigen Aufenthalt der Gräfin Coreſtini.

Sie beſann ſich anfangs einige Augenblicke. Dann ſagte ſie:

„Ihnen von ihrem jetzigen Aufenthalte Nachricht zu geben, dazu bin ich nicht berechtigt. Doch kann ich ihnen ſo viel ſagen, daß ſie nicht, wie man fälſchlich verbreitet hat, nach Frankreich gereiſt iſt. Sie befindet ſich im Gegentheil noch auf Italieniſchem Grund und Boden, und hat beſchloſſen, fortan an keinem Ereigniſſe, welches Sie betreffen könnte, mehr Antheil zu nehmen."

Jetzt konnte ich mich nicht enthalten, mit Bitterkeit auszurufen!

„Ganz vortrefflich! deswegen hat ſie es auch verweigert, ſich bei ihrem Oheim, dem Groß-Inquiſitor, für meine Befreiung zu verwenden! In der That! Ich hätte mehr Freundſchaft bei der Dame für mich vermuthet. Nun aber iſt es ſo beſſer. Der Himmel wird mich aus dem Labyrinth dieſer Waſſerſtadt auch ohne ſie ſchon befreien, und es ſoll ferner keine

weitere Verbindung zwischen dieser gleichgültigen Gräfin Carestini und mir existiren.“

Meine Gesellschafterin blickte mir bei diesen Worten, wie es schien, ernst und tiefsinnig ins Auge und sagte dann:

„Wenn die Gräfin sie in diesem Tone reden hörte, so würde es sie sehr schmerzen, so von ihnen mißverstanden zu werden. Verkennen sie meine Freundin nicht, darum bitte ich sie recht sehr.“

Dies sagte meine unbekannte Dame in einem so bewegten, ernsten Tone, daß es mir tief ins Herze drang. Dann wandte sie sich von mir ab, stand auf und ging einigemale im Zimmer auf und nieder.

Während dem fiel mir plötzlich ein Umstand ein, dessen ich mich hier sehr wohl zu bedienen hoffen dürfte. Ich erinnerte mich nemlich jenes Zettels, den ich erhalten hatte, als ich mit dem Damen-Doktor nach dem Pallaste der Donna Miranda gefahren war. Diesen Zettel hatte ich nemlich, wie dem geehrten Leser noch im Andenken seyn wird, von dem Gondolier der Gräfin Care-

stini erhalten, welche letztere ich, trotz ihrer Maske, im Vorüberfahren erkannt hatte.

Ich äußerte mich demnach über diesen Gegenstand gegen meine unbekannte Dame, wie folget:

Uebrigens muß die Gräfin Careſtini erſt ſeit kurzem ſo theilnahmlos gegen mich geſinnt worden ſeyn. Denn ich erinnere mich, daß ſie mir erſt noch vor einigen Tagen in der Erbaria um Mitternacht ein Rendez-Vous hat geben wollen."

„Auch von dieſen Rendez-Vous weiß ich. Sie haben ſich aber vergebens erwarten laſſen?"

„Nun, ein Wunder wär's geweſen, wenn ich das Gegentheil hätte thun können. Wüßten ſie, theure Dame, meine hieſigen Schikſale ganz ſo auf den Buchſtaben, wie ſie vorgeben, ſo würde ihnen bekannt ſeyn, daß ich gerade zu jener Stunde denjenigen Tod künſtlich vorgab, den mir Don Fernando im allernatürlichſten Verſtande zu geben gedachte, und daß nichts mehr und nichts weniger, als der Tod

eines Hundes, mir den meinigen erspart hat.“

„Mir ist das alles bekannt, und eben diese Verbindungen sind es, die der Gräfin Carestini die Pflicht auferlegt haben, sich nicht weiter, weder mittelbar noch unmittelbar, in ihr Schicksal zu mischen. Als sie an jenem merkwürdigen Abend, von der Liebe ihres Herzens und den Ueberredungen Bantinelli's hintergangen, die vermeinte Trauung mit ihnen hatte vollziehen lassen, und von der Herzogin Chiaramonte und Bantinelli überrascht worden war, schrieb sie ihnen jenen Brief, in welchem sie offen und ehrlich den Knoten löste, welcher diese sonderbare Betrügerei umschürzt hatte, und in welchem sie auf ewig von ihnen Abschied nahm. Sie ging darauf nach Venedig, wo sie in tiefer Verborgenheit lebte, doch aber Mittel fand, sich von allen Ereignissen zu unterrichten, die auf sie mittelbar oder unmittelbar Bezug hatten. Da sie die Stunde ihrer hiesigen Ankunft nicht genau wußte, wohl aber den Gasthof kannte, in

welchen Bantinelli sie zu logiren gedachte, so konnte sie nicht umhin, in Begleitung ihres Bruders, der sie sehr zärtlich liebt, bei dem Wirthe jenes Gasthofes nach ihnen sich zu erkundigen.“

Ich konnte es nicht unterlassen, die Erzählung meiner unbekannten Dame zu unterbrechen. Es kam mir nemlich wieder in's Gedächtniß, daß ich bei meiner Ankunft in dem Gasthofe von dem Wirthe desselben schon vollkommen gekannt war, und daß dieser mir von der Nachfrage einer Dame gesagt hatte.

„Es ist also wohl die Gräfin Carestini gewesen, welche bei'm Weggehen aus dem Gasthofe ausgerufen hat: „Ach, er ist ja doch für mich auf ewig verloren?“

Ja, denn ihr Bruder hat mir hernach wieder gesagt, daß sie, von einem unwillkührlichen Gefühle bemächtigt, noch in Gegenwart des Wirths diese Worte aus dem Innersten ihres Herzens herausgestoßen habe.“

„Sie erwähnen jetzt schon zum zwei-
tenmale ihres Bruders der Gräfin Careſtini.
Sie kennen also diesen Bruder?“

Sie antwortete plötzlich und wie es
mir schien, mit einigen Feuer:

„Sehr genau.“

„So? — Es ist vermuthlich der nem-
liche, mit welchem ich die Gräfin vor eini-
gen Tagen in der Gondel gesehen habe?“

„Der nemliche. Denn sie läßt sich
von keiner andern Mannsperson begleiten.“

„Dieser Bruder ist ein bildschöner Mann,
wie ich glaube gesehen zu haben. Nicht
wahr?“

Sie erwiederte auf der Stelle, und
zwar ganz in vorigem Tone:

„Ein Model der männlichen Schön-
heit!“

„Vortrefflich! Möge ihm das ersprieß-
lich seyn! Wollen Sie jetzt nicht fortfahren,
wo ich sie unterbrochen habe?“

„Sehr gern. Die Gräfin ließ heim-
lich alle ihre Tritte und Schritte, so wie
diejenigen des Bantinelli und seiner Ver-
bün-

bündeten, beobachten und sah mit Unwillen, wie man sie zum bloßen Spielwerke derjenigen Plane herabwürdigte, welche man mit ihnen und durch sie bewirken wollte, und wie sie am Ende darüber zu Grunde gehen würden. Sie benachrichtigte daher ihren Onkel, den Staats-Inquisitor, von der Gefahr, in welcher sie schwebten, und dieser entdeckte ihr, wie schon die Herzogin Chiaramonte und Santinelli sich für sie verwandt hätten, und daß der Rath der zehen Männer ihnen seinen Schutz zugesagt habe. Trotz dem fühlte sie oft ein heftiges Verlangen, sich ihnen zu nähern und die Gefahr, welche ihnen von Seiten des Don Fernando drohte, von ihnen abzuwenden. In dieser Unschlüssigkeit, über die sie nicht zu gebieten vermochte, begegnete sie ihnen vor einigen Tagen im großen Canale. *)

*) Der große Canal (il canal grando) stößt an den St. Marcus-Platz und ist der größeste und breiteste Canal in ganz Venedig. Wegen des majestätischen Anblicks, welchen er gewährt, ist er in seiner Art der einzige in der Welt.

Ihr Anblik auf den sie jedoch vorbereitet war, wekte ihre alte Anhänglichkeit an sie wieder auf, und sie ließ ihnen, während sie selbst unterdessen ausstieg und in ein bekanntes Haus trat, durch ihren Gondolier den bewußten Zettel überbringen.“

Hier konnte ich nicht umhin, meine unbekannte Rednerin abermals zu unterbrechen.

„Aber, wie war es der Gräfin möglich, mich in der abentheuerlichen Kleidung, in welche ich von dem Doktor gehüllt war, zu erkennen?“

„Sie hatte durch ihre Kundschafter erfahren, daß der Doktor, dem dies selbst irgendwo undeutlich entfahren war, sie zu einer bestimmten Zeit verkleidet zu Donna Miranda führen sollte. Da ihr nun auch der Weg bekannt war, den sie nehmen mußten, so konnte sie dem Drange nicht widerstehen, ihnen auf ihrem Wege zu begegnen. Das Billet war jedoch keine Folge eines schon vorher überdachten Plans, sondern blos Wirkung eines augenblicklichen

Einfalls. Daß sie bis um Mitternacht im Hause der Donna Miranda zurückgehalten werden würden, konnte die Gräfin nicht vorher sehen. Sie erwartete demnach ihre Ankunft in der Erbaria bis um vier Uhr nach Mitternacht. Von der Lage ihres Gemüths, so wie von den Gefühlen und Empfindungen, die durch ihren Anblick in ihr wieder aufgeregt worden waren, würde ich es vergebens unternehmen, ihnen eine Beschreibung zu machen. Gleich am folgenden Tage erfuhr sie ihre Schikfale der vorhergegangenen Nacht, nebst allen genauern Umständen, und beschloß jetzt, allem Andenken an sie zu entsagen und auch nicht einmal in die allerentfernste Verbindung wieder mit ihnen zu treten."

Hier endete meine unbekannte Erzählerin, und ich sagte aus vollem Herzen:

„Gott stärke die gute Gräfin in ihren Entschließungen. Dächten alle Italienischen Frauenzimmer, wie sie, so würde es mir ein leichtes werden, den Rücken zu kehren

und mich nach meiner deutschen Heimath umzusehen.“

Die Dame schien bei diesen Worten einen Seufzer auszustoßen, der mir zum Herzen drang. Ihr Schicksal rührte mich, und ich beschloß, sie um Namen, Stand, insbesondere aber nach der Collision zu fragen, in welche sie mit dem Rathe der zehen Männer gekommen sey.

Nachdem ich meiner Neugierde die humanste Wendung gegeben hatte, antwortete die Dame:

„Verzeihen Sie, daß es mir unmöglich ist, auch nur eine einzige von allen ihren Fragen zu beantworten. Mein Schicksal ist so sonderbar, daß es mir nicht vergönnt ist, irgend jemanden, wer es auch sey, Mitwissenschaft von demselben zu geben. So lange wir hier beisammen seyn werden, lassen sie uns gegenseitig dazu beitragen, uns unsern hiesigen Aufenthalt so wenig unangenehm, wie möglich, zu machen. Ich bin geneigt, ihren Willen den meinigen aufzuopfern. Fühlen sie dieselbe Gesinnung an

sich, so werden wir in der vortrefflichen Einigkeit miteinander leben.“

Das sagte die melankolische Dame in einem so süßen, melankolischen Tone, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihr mit Feuer die Hände zu küssen. Sie blikte mich mit einer Miene an, in der ich Verzeihung für meine Verwegenheit las, und ein leiser Fingerdruck bestätigte mir jene.

Ueberhaupt war über das ganze Wesen meiner unbekannten Dame ein so warmer, frischer Lebenshauch ausgegossen, und die reizenden schwellenden Formen ihres schönen Körpers sprachen dem männlichen Sinne so feurig an, daß es anfing, mir ordentlich wieder wohl zu werden, wozu die Ruhe, mit welcher ich des Umganges meiner reizenden Nachbarin genießen konnte, das ihrige mit zu beitragen mochte. Hier hatte ich, so viel mir bekannt war, weder von einem wüthenden Ehemann, wie Don Fernando, noch von einem unglücklichen, intriguirenden Liebhaber, wie Dantinelli, für mein Leben und für meine Ruhe zu fürch-

ten, sondern konnte mich mit Unbefangenheit dem Reize hingeben, welchen mir der Umgang mit der melankolischen Dame zu geben versprach.

Indem ich diese Betrachtungen stillschweigend auseinander setzte, und mich derselben freuete, auch ich fortwährend die schönen Hände meiner Nachbarin in den meinigen hielt, trat die alte Duenna der Dame in's Zimmer und näherte sich dieser mit einer geheimnißvollen Manier. Ich hörte ganz deutlich, wie sie ihr leise in's Ohr raunte:

„Er ist draußen, und will sich durchaus nicht abweisen lassen.“

Die Dame gerieth in sichtbare Verlegenheit, und wandte sich dann zu mir, indem sie folgendes sehr ängstlich und in einem ungewissen Tone sagte:

„Verzeihen sie, daß ich sie für jetzt bitten muß, mich zu verlassen. Es ist draußen jemand, der mich in einer sehr wichtigen Angelegenheit zu sprechen verlangt.“

„Ha, ich will nicht stören! Aber, dürfte ich mich nicht verdreisten, zu fragen, wer der Jemand ist?“

Sie sah mich verlegen an, und sagte:

„Warum soll ich Ihnen aus meinem Thun und lassen ein Geheimniß machen? Es ist der Bruder der Gräfin Carestini, der mich zu besuchen kommt.“

Die Gegenwart dieses Bruders der Gräfin fiel mir, ich weiß selbst nicht warum, schwer auf's Herz, und ich sagte, ziemlich piquirt:

„Ei, was höre ich? das Model der männlichen Schönheit, wie sie ihn selbst nannten! der Glückliche! Nun, was ist's weiter? der Bruder kommt, die Freundin der Schwester zu besuchen! Ganz natürlich!“

Ohne auf meine Worte zu hören, sagte die Dame in einem ängstlich schmeichelnden Tone:

„Dürfte ich sie bitten, mich jetzt zu verlassen?“

„Sie haben zu befehlen schöne Dame!“

Mit diesen Worten, die ich in einem persiflirenden spöttischen Tone sagte, machte ich ihr eine tiefe Verbeugung, und ging zur Thür hinaus. Kaum hatte ich diese hinter mir verschlossen, als ich die zweite Thür des Zimmers, welche auf einen allgemeinen Corridor führte, öffnen und eine eintretende Mannsperson ausrufen hörte:

„Ha, theure Beatrice!“

Dieser Ausruf sauste und brauste mir in den Ohren, und ich lief, als brennte das Feuer hinter mir. Wie hatte ich mich in dieser melankolischen Dame geirrt, wie hätte ich glauben können, daß sie in ihrer Melankolie auf alle fremde Gesellschaften Verzicht leisten und nur die meinige suchen und frequentiren sollte?

Ich kam, ohne es zu wissen, in meinem Zimmer an, und glich einem scheuen, gejagten Rehe, das glücklich dem Feinde entkommen, im sichern Dickigt sich von dem ausgestandnen Schrecken erhohlt.

In meinem Zimmer fand ich den Tapezierer, der über den Zustand, in welchem

er mich ankommen sah, in große Verwunderung gerieth. Er stellte sich vor mich hin, und sagte:

„Heda, Exzellenz! Sollte man nicht sagen, die Unterhaltung mit der melankolischen Dame wäre verzweifelt angreifend gewesen? Was soll's seyn, Herr?“

„Narr! Frag das den Liebesheld, das Model der männlichen Schönheit, der so eben bei ihr ist, und mit dem sie sich letzt, „daß mir die Augen übergegangen sind.“

„Ha, ha, der Schlucker! Ist er schon wieder bei ihr? Wohl bekomme es ihm!“

„Nicht so, Freund Gefangenwärter! Möchte er die Colik bekommen!“

„Mir auch Recht“

„Aber sag mir, Tagliatesta! der gute Freund stattet wohl häufig seine Besuche ab?“

„Alle Tage ein paar Male.“

„Du solltest ihn nicht einlassen, Tagliatesta? Wie?“

„Hohe! Muß ich etwa nicht, wenn er schwarz auf weiß vom Staats-Inquisitor hat.“

„Was du sagst? Also ordentlich privilegirt in seinem Liebeshandwerke."

„So scheint es!"

„Hast du nichts gemerkt, Tagliatesta?"

„Was?"

„So von Händedrücken, Küssen und andern Dingen?"

„Ei wohl! die Flitter-Wochen müssen noch dauern."

„Was du sagst! du meinst also wirklich?"

„Man kann für nichts stehen."

„Aber was will sie denn von mir?"

„Immer Rebhüner schmecken auch nicht gut. Die Veränderung wird ihr in die Gedanken gestiegen seyn."

„Pfui, Tagliatesta! So schlecht ist sie nicht! Noch hat der Himmel das Siegel der Unschuld auf Körper und Seele bei ihr gedruckt."

„Wie, wenn das Siegel schon erbrochen und nur künstlich wieder nachgemacht wäre."

„Nicht möglich, Tagliatesta."

„Ich will's wünschen.“

„Ich auch! Aber was geht das mich an?“

„Uebrigens trägt ſie ein Gemählde auf ihrem Herzen.“

„Hoho! Vermuthlich der Privilegirte!“

„Wie ſieht es aus?“

„So nahe bin ich noch nicht dabei geweſen. Ich überraſchte ſie geſtern, als ſie es küßte und mit Inbrunſt an ihren ſchönen Buſen drückte.“

„Wieder was neues!“

„Wie, wenn wir einmal trachteten, das Portrait in beliebigen Augenſchein zu nehmen?“

„Das wäre vortrefflich, Tagliateſta! Aber, wie das anfangen?“

„So unmöglich nicht! Zum Beiſpiele, wenn ſie am Nachmittage ihr Schläfchen hielte?“

„Aber Tagliateſta, Freund Gefangenwärter! Du würdeſt doch nicht?“ —

„Ei bewahre! Ich waſche meine Hände in Unſchuld. Für mich mag ſie den

Mohren-König von Marocko auf dem Buſen und auch darinnen tragen! Was bekümmert's mich?"

Auf dieſe Art ſetzte ich den Zwieſpracht mit Tagliateſta noch eine gute Weile fort, und es ward die Zeit unter uns feſtgeſetzt, wann er mich zu der ſchlafenden Dame führen ſollte. Denn ich konnte es mir nicht verhehlen, daß ich außerordentlich neugierig war, denjenigen kennen zu lernen, der nicht allein im Herzen der melankoliſchen Dame, ſondern auch auf demſelben ſo feſten Fuß gefaßt hatte.

Als wir noch im beſten Rathſchlagen zuſammen waren, vernahm ich plötzlich die Stimme der Dame, deren himmliſche, in's innerſte Herz dringende Töne mich mit meiner wetterwendiſchen Nachbarin wieder ausſöhnten.

Aber wer ſchildert mein Erſtaunen, als die einzelne Stimme der melankoliſchen Dame auf einmal von einer zweiten männlichen begleitet ward, und der Solo-Geſang

ßß in ein Liebesduett verwandelte, bei dem mir Hören und Sehen verging!

Dieser Liebes-Sänger konnte niemand anders seyn, als der Liebes-Held, das Model einer männlichen Schönheit, mit einem Worte, der Gesellschafts- und Liebes-Cavalier der melankolischen Dame, der, seine Schönheit abgerechnet, noch obenein eine Stimme hatte, als wollte er dem weiblichen Farinelli *) noch einen männlichen

*) Wer kennt den berühmten Farinelli, den, vielleicht unerreichbaren, Diskant-Sänger nicht? Er ward am 24. Jan. 1705. zu Andria in Apulien geboren, und eines unglücklichen Falles wegen, der seinem Leben drohete, der Operation unterworfen. Sein Vater gab ihn darauf dem berühmten Porpora zum Unterrichte, den Farinelli auch so vortrefflich benutzte, daß er schon in seinem siebenzehnten Jahre mit allgemeinen Beifalle in Rom sang, und die außerordentlichsten Erwartungen erregte. Nachher hat er im Laufe seines Lebens Deutschland, England, Frankreich und Spanien mit seinem Talente erfreut, und in diesen Ländern sich fürstliche Reichthümer erworben. In London war das Publikum so sehr von ihm ent-

hinzufügen. Ich kann sonst eben nicht sagen, daß ich irgend Jemand in der Welt

zückt, daß der Enthusiasmus, in welchem sich dasselbe für ihn befand, fast an Wahnsinn grenzte. Seine glänzendste Periode hat er jedoch in Spanien gefeiert, wo er während eines Zeitraums von zwanzig Jahren der beständige Liebling der Königin Barbara gewesen, und seines bescheidenen Charakters wegen von allen Großen des Hofs und von der Nation gleich sehr geachtet worden ist. Im Jahre 1750. erhielt er den Callatrava-Orden und blieb noch bis 1761. in Spanien, nach welcher Zeit er sich mit seinen erworbenen Reichthümern nach Italien begab, und in der Nähe von Bologna einen Pallast erbauete, in welchem er bis 1780. in großem Ueberflusse gelebt hat. Den Namen Farinelli, erhielt er von einer Familie zu Neapel, die Farina hieß, und in deren Hause er häufig singen mußte. Sein eigentlicher Name ist Carlo Broschi. Man erzählt noch aus der letzten Periode seines Lebens, als er schon wieder nach Italien zurückgekehrt war, eine Anekdote von ihm, die zu interessant ist, als daß ich sie hier mit Stillschweigen übergehen sollte. Ein junger Künstler, der, vom feurigen Enthusiasmus seiner Kunst beseelt, unter dem schönen Himmel Italiens herumstreift, hört

leidet hatte. Aber dieſen Bruder der Gräfin Careſtini, der in dieſem Augen-

in der Nähe einer prächtigen Villa von einer Frauenzimmer-Stimme ſo vortrefflich ſingen, daß er, fortgeriſſen von der Macht des Eindrucks, den dieſe Stimme auf ihn macht, auf die Villa ſtürmt, mehrere Zimmer durchirrt, und endlich, der Stimme folgend, in ein Cabinet ſtürzt, aus welchem ihm dieſe entgegen ſchallt. Statt des vermutheten Frauenzimmers, deren Bild ſich ſeine rege Phantaſie ſchon zu einem Ideale von weiblicher Schönheit umgeſchaffen hat, findet er hier einen großen, ältlichen Mann mit einem Bauche von beträchtlichem Umfange, der ſo eben die Mandoline aus der Hand legt, und den Eintretenden ſehr höflich um ſein Begehren fragt. Der junge Künſtler ſteht da, wie zu Stein geworden, und vermag erſt nach einer ziemlich langen Zeit, dem gaſtfreien Farinelli das Räthſel zu löſen, der über dieſe Art, einen Sieg mit ſeinem ſchönen Talente zu erringen, im geringſten nicht erzürnt geweſen ſeyn mag.

Von dieſer Anekdote kann es allerdings heiſſen: Se non è vero, è ben trovato. Jedoch muß die Senſation, welche Farinelli mit ſeinem Geſange gemacht hat, ganz außerordentlich geweſen ſeyn. Das läßt ſich daraus ſchließen, weil er den König von

blicke mit einem der schönsten Weiber Italiens schmelzende Liebes-Duette sang, und der obenein eine Stimme und eine Kunstfertigkeit besaß, als sey er vom Apollo selbst zum Sänger erzogen, diesen Phönix unter den Männern beneidete ich in diesem Augenblicke recht sehr.

Aber je länger ich ihnen zuhörte, je fremder wurden mir alle diese Persönlichkeiten, und bald ergötzte ich mich nur an dem Gesange, dessen Lieblichkeit mir eine Sehnsucht in's Herz zauberte. Die mich über mich selbst und über die Erde hinweg hob, und in jene Regionen versetzte, wo das Irdische dem Himmlischen weicht, und die Vergänglichkeit dem Ewigen Raum giebt.

Als endlich der Gesang geendet hatte, kam ich, wie aus einem Traume zu mir, und

Spanien mit demselben von seiner Melankolie geheilt, und eine englische Dame eines Abends bei seinem Gesange ganz überlaut ausgerufen haben soll: Un dio, un Farinelli!

und Tagliatesta sagte in seiner gewöhnlichen Manier:

„Was soll's seyn, Excellenz? Jetzt möchte ich eine Maus seyn, um das Finale dieses Liebes-Gesanges mit anzusehen."

„Schweig, Gefangenwärter, und verlästre die Sitten eines Wesens nicht, daß solche Reinheit und Unschuld durch himmlische Töne zu erkennen giebt."

„Aber Herr, gerade die vortrefflichsten Singe-Virtuosinnen sind es ja, die in puncto puncti gar keine besondern Virtuosinnen genannt werden dürfen. Es scheint fast als ob die Damen nicht zween Herren zugleich dienen könnten: sie begnügen sich mit der musikalischen virtù, und lassen die moralische hinter sich liegen."

„Geschwätz! die Dame ist keine Sängerin von Profession."

„Nun, auch gut! Wie wird's nun aber?"

„Was?"

„Die Dame hat mir vorhin durch

die alte Matrone sagen lassen, die Exzellenz würde mit ihr speisen."

„Daraus wird nichts. Ich will fortan weder mit ihr speisen, noch sie sonst wieder sehen. Mag der Singes- und Liebes-Held ihr Gesellschaft leisten. Ich dürfte nur der Dame ein Lied singen, daß ihr nicht gefallen würde."

„Nun, mir auch Recht! So geh' ich zur Alten, und deute ihr an, daß ihre Dame heute allein speisen muß."

Tagliatesta ging und ließ mich mit meinen Gedanken allein, die mir keines Weges Freude machten. Ich fing an, über mich und meine Sinnes-Art Betrachtungen anzustellen, deren Resultate eben nicht sehr lobenswürdig für mich ausfielen. Ich ertappte mich nemlich ganz offenbar auf der Eifersucht über den Bruder der Gräfin Carestini, und merkte daraus, daß ich die melankolische Dame in einer schärfern Beziehung nahm, als die bloße Nachbarschaft derselben zwischen uns beiden nothwendig machte.

Doch konnte es nicht fehlen, daß in Folge einer fortgesetzten Verachtung meiner selbst mir nicht die Inkonsequenz hätte einleuchten sollen, welche ich so offenbar mir zu Schulden kommen ließ. Denn, mit welchem Rechte konnte ich verlangen, daß die unbekannte Dame eine frühere Bekanntschaft der spätern sogleich am ersten Tage hätte aufopfern sollen? Da ich ihr überdem im Augenblicke, wo sie den Bruder der Gräfin Carestini kennen gelernt haben mochte, vielleicht eine noch ganz unbekannte Person gewesen war, so konnte sie also auch damals ganz natürlich noch keine Rücksicht auf mich nehmen.

Um mein sonderbares Betragen wenigstens doch vor meinem eignen Gewissen wieder gut zu machen, klingelte ich dem Gefangenwärter, und deutete ihm an, daß, da ich mich anders besonnen habe, und jetzt entschlossen sey, bei meiner Nachbarin zu Mittag zu speisen, es nun nicht mehr von nöthen sey, daß er die Einladung bei ihr ausschlüge, sondern ich befahle ihm im Ge-

gentheil hiemit, dieselbe in meinem Namen anzunehmen.

Tagliatesta blickte mich mit einer satyrischen Miene an, und rührte sich nicht von der Stelle. Ich trieb ihn an, zu der Dame zu gehen, und die Einladung zuzusagen. Er aber antwortete mir:

„Was soll's seyn, Herr? Das ist nicht nöthig!"

„Wie so, Freund Tagliatesta?"

„Weil ich es schon gethan habe."

„Wie, ohne meinen Befehl, und gerade das Gegentheil von dem, was ich dir geboten hatte?"

Satyrisch lächelnd antwortete er:

„Was soll's seyn, Herr? Ich wußte im Voraus, die Excellenz werde ihren ersten Befehl zurücknehmen, und einen zweiten ganz entgegengesetzten an dessen Stelle setzen. Somit habe ich ohne Zeit zu verlieren, diesen zweiten in's Werk gerichtet und den ersten nicht weiter beachtet."

Mit diesen Worten ging er von dannen, nachdem er mich noch einmal mit

der Quintessenz seines satyrischen Blicks betrachtet hatte. Ich stand schaamroth vor diesem Tagliatesta und vor mir selber, und hielte in diesem Augenblicke in meinen Augen eine sehr kleine Rolle.

Als die Zeit des Mittagessens heranzunaht war, stellte sich Tagliatesta ein, um mich zu der unbekannten Dame zu führen. Ich folgte ihm, mit dem festen Plane, gerade so viel und so wenig Nutzen aus meiner Bekanntschaft mit derselben zu ziehen, als mir der Zufall es gestatten würde, und damit auch vollkommen zufrieden zu seyn.

Die Dame empfing mich ganz mit der vorigen Art, und war, wo möglich, noch huldvoller als am Morgen gegen mich. Die Tafel war servirt und wir setzten uns zu Tische. Während des Essens sagte sie:

„Meine Bitte von heute früh, sich zu entfernen, als der Bruder der Gräfin Castelini eintrat, schien sie zu frappiren, und sie haben mich gewiß falsch beurtheilt. Indeß, wenn sie die ganz sonderbare Verwikkelung meines Schicksals wüßten, und Sie

heillosen Intriquen kennten, welche meine raubgierigen Anverwandten an mir und meinem Erbtheile ausübten, ich würde ihnen in einem ganz andern und vielleicht bessern Lichte erscheinen. Doch, davon ein andermal! Für jetzt begnüge ich mich damit, sie darauf aufmerksam gemacht zu haben, mich nicht ungehört zu verdammen!"

Mit diesen Worten schenkte sie mir ein Glas Wein ein, der der köstlichste war, welchen ich in meinem Leben getrunken hatte. Sie stieß mit meinem Glase an und trank meine Gesundheit. Ich that das nemliche, und was war wohl natürlicher, als daß ich, von dem Weine zu einer unbeschränkteren Freiheit erhoben, meine schöne Wirthin in die Arme zu schließen und feurige Küsse auf ihre schöne Lippen zu drüken suchte?

Aber wer begreift mein Erstaunen, als diese tugendhafte Dame, die jegliche Umarmung als einen Tribut ihrer Schönheit von mir annahm, mir dennoch mit einer Entschlossenheit, die mich in Verzweiflung

setzte, jeden Kuß auf ihren schönen Mund standhaft verweigerte?

Die Freuden der Tafel und insbesondere des Weins hatten mich dreist gemacht, und ich wagte es, in Raisonnements über diese sonderbare Erscheinung mich mit ihr einzulassen. Sie schien dadurch im geringsten nicht in Verlegenheit gesetzt zu werden, sondern antwortete mir mit einer Naivität, die mich entzückte, daß, da sie den Kuß als ein Symbol der höchsten körperlichen Vereinigung betrachte, sie diese Gunstbezeigung auch nur demjenigen ganz allein und zuerst gestatten werde, dem, als ihrem Auserwählten, die allerletzte einstens zu Theile werden dürfte. Sie fügte hinzu, daß sie in diesem Punkte den Französinnen gliche, die auf einen Kuß einen weit höhern Werth setzten, als die italiänischen und deutschen Frauenzimmer.

Sie fügte über diesen Gegenstand noch manches hinzu, was ich aber ungehört an meinem Ohre vorüber gleiten ließ, und das für mein Auge mit der reizenden Form

meiner schönen Wirthin desto mehr beschäftigte.

Nachdem wir gegessen hatten, faßte sie mich bei der Hand und führte mich auf das Sopha. Wir setzten uns Hand in Hand, und ich gelangte zu einer Ruhe und Behaglichkeit, welche mir seit langer Zeit unbekannt gewesen waren.

Die Dame sagte:

„Nach reiflicher Ueberlegung glaube ich nicht anstehen zu dürfen, ihnen mich und mein Schicksal zu offenbaren, weil ich ihrer Theilnahme gesichert bin, und von ihnen wohl Schutz, aber keinen Verrath erwarten darf.“

„Ich bin Waise und Erbin eines unermeßlichen Vermögens. Meine Anverwandten, aus denen die Begierde nach meinen Schätzen wahre Teufel gemacht, haben mir schon zu verschiedenen Malen nach dem Leben gestanden. Mein Schutzgeist hat jedoch ihre Pläne zu Schanden gemacht, und ich bin, wie durch ein Wunder, ihren bösen Nachstellungen entgangen.“

„Da sie geglaubt haben, auf diesem Wege nicht weiter zu ihren Entzwecken gelangen zu können, so haben sie ein anders Mittel erwählt, welches, für den Augenblick wenigstens, ihren Erwartungen vollkommen entsprochen zu haben scheint.“

„Da sie nemlich selbst sehr reich sind, so haben sie sich im Senate und in den übrigen Collegien der Regierung mächtige Stützen erkauft, unter deren Schutze sie ungestraft die schwärzeste Bosheit an mir verüben.“

„Ich bin nemlich durch ärztliche und gerichtliche Beglaubigungen für verrückt, und meines Verstandes nicht mächtig erklärt, durch welche boshafte Betrügerei meine Anverwandten Mittel und Wege gefunden haben, mich hier einzukerkern.“

„Durch eine ähnliche Bosheit ist es ihnen gelungen, den Bruder der Gräfin in ihr Interesse zu ziehen. Da dieser mich schon seit mehrern Jahren mit seiner Liebe verfolgt, die ich nicht zu erwiedern im Stande bin, so haben es sie gerade zu ge-

wagt, ihn ausführlich mit ihrem Plane bekannt zu machen, indem sie ihm vorgestellt haben, daß er, wenn ich auf freiem Füßen und Besitzerin meines Vermögens bliebe, sich nie mit der Hoffnung, mich zu besitzen, schmeicheln dürfe, ich hingegen, um meine Freiheit zu erhalten, wahrscheinlich seine Absichten begünstigen werde. Uebrigens hat er feierlich sich anheischig machen müssen, im Fall einer Heirath mit mir, auf den Besitz meines Vermögens gänzlich Verzicht zu leisten. Da er selbst sehr reich ist, so hat ihn diese Entsagung nicht viel Aufopferung gekostet."

„Er ist demnach nicht allein von der unerhörten Bosheit meiner Familie unterrichtet, sondern bedient sich auch derselben, um mich zu quälen und die Erfüllung seiner vermessenen Absichten dadurch zu erreichen."

Hier endigte meine unglückliche Dame ihre Erzählung, und ich versank in ein gerechtes Erstaunen über die Bosheit der Menschen. Doch konnte ich mich nicht ent-

halten, auf jene Erzählung folgendes zu erwiedern:

„Wenn ſie nun aber, ſchöne Unglückliche, den Bruder der Gräfin Careſtini nicht allein ein Muſter der männlichen Schönheit genannt haben, ſondern ich mich auch durch den leiblichen Augenſchein von der Wahrheit ihrer Bemerkung überführt habe, warum, verzeihen ſie mir meine dreiſte Frage, reichen ſie demſelben nicht ihre ſchöne Hand, und bieten, von der Liebe jenes zärtlichen Bruders beglückt, der Bosheit ihrer ſchändlichen Anverwandten einen gebührenden Trotz?“

Mit einem ſeelenvollen Blicke antwortete ſie mir auf der Stelle:

„Iſt Schönheit allein im Stande, dem Geiſte Liebe zu gebieten? Ich würde eher bis an meinen Tod in dieſen Mauern bleiben, als dem Bruder der Gräfin Careſtini meine Hand reichen.“

Das Schickſal dieſer ſchönen Unglücklichen rührte mich, und im Enthuſiasmus einer feurigen Theilnahme beſchwor ich ſie, über

mich zu gebieten, und alles Schutzes, den ich ihr nur immer in meiner eigenen beschränkten Lage zu leisten im Stande wäre, gewärtig zu seyn.

Mit Freude im Tone und Blicke erwiederte sie:

„Ich halte sie beim Worte. Ihnen selbst muß an ihrer Befreiung aus diesen Gefängnisse gelegen seyn, und diese Befreiung will ich über mich nehmen. Ich habe große Summen in Wechseln bei mir und einen Theil derselben zur Bestechung des Tagliateska angewandt. Er ist bereit, mit uns zu entfliehen. Ohne männliche Begleitung und den Schutz eines entschlossenen Führers würde ich mich aber nur verrathen und den Nachstellungen meiner Feinde von neuem unterliegen.' Es kommt jetzt darauf an, ob sie Interesse und Muth genug haben, meine Flucht durch die ihrige zu begünstigen. Wir entfliehen nach Deutschland, von wo aus ich schon Mittel finden werde, meine Anverwandten zur Rechenschaft ihrer Verbrechen gegen mich zu ziehen."

Ich sagte der Unbekannten eine unbedingte Ergebung in ihren Willen zu, und beschwor sie, über mich zu schalten und zu walten, wie sie es für gut befinden würde. Sie entdeckte mir, daß Tagliatesta alle Vorkehrungen zu unserer Flucht bereits getroffen habe, und daß es nur von mir abhinge, ob wir noch in der nemlichen Stunde das Gefängniß verlassen sollten, oder nicht.

Ich deutete ihr an, daß wir, wenn es nach meinem Willen ginge, sogleich aufbrechen möchten, um so eilig als möglich, Venedig zu verlassen und auf den Weg nach Deutschland zu kommen.

Die Dame willigte mit Freuden in meinen Vorschlag und Tagliatesta ward gerufen. Er brachte zwei Bauerkleider herbei, welche wir sogleich mit unsern Kleidern verwechselten. Die Dame stand als ein allerliebster Bauernbursche da, und Tagliatesta wollte sich todt freuen.

Nachdem wir das Nothwendigste zu uns gesteckt hatten, verließen wir das Zim-

mer und folgten dem Tagliatesta, der uns zum Führer diente. Schon öffnete er die Thür, um uns die Seufzer-Brücke betreten zu lassen, als sich die entgegengesetzte Pforte aufthat und zu meinem größten Erstaunen der Erbprinz mit Gefolge derselben auf uns einschritt.

Die verkleidete Dame warf einen Blick auf die Ankommenden und stieß einen Schrei der Ueberraschung aus. Der Erbprinz, welcher sich unterdessen uns genähert hatte, faßte mich bei der Hand, stellte mich vor jene hin und sagte in einem ironischem Tone:

„Du entführtest die Gräfin Carestini!“

Erstaunen fesselten meine Zunge. Der Erbprinz faßte die Dame bei der Hand und führte sie in das Gefängniß zurück. Wir übrigen folgten. Hier verbeugte er sich gegen jene, und sagte:

„Sie werden mir erlauben, meinem Freunde zu zeigen, wie es ihnen möglich gewesen ist, ihn zu täuschen.“

Nachdem er dies gesagt hatte, faßte er

mit einer artigen Verbeugung über der Stirn unter ihre Haare, und streifte ihr eine feine Wachs-Masque vom Gesichte. Die Gräfin Carestini stand da in tödlicher Verlegenheit, und eine glühende Schaamröthe hatte ihr schönes Gesicht, wie mit einem rothen Schleier überzogen.

Auf des Erbprinzen Geheiß waren mir von Tagliatesta meine rechten Kleider wieder ausgeliefert worden, welche ich sogleich gegen meine Bauernkleider vertauschte.

Die Gräfin Carestini verließ das Zimmer, nachdem sie mich noch mit einem Blicke angesehen hatte, der mir in's Herz drang. Kaum war sie aus dem Zimmer, als der Erbprinz mich bei'm Arm faßte und mich mit sich fortzog. Die Thüren öffneten sich, und es fand sich niemand, der mir den Ausgang aus dem Gefängnisse verweigert hätte. Ohne aufgehalten zu werden, gelangten wir endlich außerhalb dem großen Pallaste an, wo eine Gondel unser wartete.

Wir fuhren stillschweigend fort, und keiner von uns beiden sprach ein Wort. Ich befand mich in einer Gemüths-Stimmung, von der es mir schwer werden würde, dem Leser eine deutliche Beschreibung zu geben. Mein Gefühl für diese Gräfin Carestini, die mich nun schon zum zweitenmal betrogen hatte, war mir selbst ein Räthsel. Haßte ich sie, oder liebte ich sie, war sie mir gleichgültig, oder nahm ich noch Theil an ihrem Schikſale? Diese Fragen wußte ich mir selbst nicht zu beantworten.

In den Momenten, wo es mir gelang, ein Urtheil über ihre Handlungen, in so fern diese mich betrafen, zu fällen, konnte ich freilich nicht umhin, den zweimaligen Betrug, welchen sie mir gespielt, nach Recht und Billigkeit zu würdigen. Da ich jedoch eben so wenig es mir verläugnen konnte, daß kein gemeines Interesse, sondern eine heiße Liebe, die Ursache dieses doppelten Betruges gewesen war, so wollte es mir nicht gelingen, diese Gräfin Carestini, deren offner, reiner Sinn nur

aus Liebe zu mir der Täuschung sich bedient hatte, zu verdammen.

Ich weiß auch nicht, ob ich ihr nicht gleich im nemlichen Augenblicke der Entdekkung Verzeihung hätte angedeihen lassen, wäre ich nicht durch die Gegenwart des Erbprinzen, die mir sehr imponirte, abgehalten worden, irgend einen Entschluß zu fassen. Ich empfand, ohne daß ich es gerade nöthig gehabt hätte, ein Gefühl von Schaam in mir, welche mich durchaus zu jedem eigenmächtigen Schritte untauglich machte.

So war ich dem Erbprinzen gefolgt, ohne ihm auch nur den geringsten Widerstand zu leisten. Ob es mich gleich gewaltig drängte, ihn um Aufklärung meines Schikksals im Gefängnisse zu bitten, so fühlte ich doch nicht Muth genug in mir, diesen Gegenstand unter uns in Anregung zu bringen.

Endlich kamen wir vor meinem Gasthofe an und stiegen aus. Gottvertraut stürzte mir entgegen, umfaßte mich und

weinte vor Freuden, indem er laut aus rief:

„Dem Himmel sey gedankt, der mir die Exzellenz wieder in meine Arme führt. Ich armer Mann hätte sonst meinen Tod in diesem verruchten Lande gefunden, wo die alte Ordnung mit Füßen getreten wird, und nichts als Verwirrung, Confusion und Abentheuerlichkeit herrscht. Wenn uns unser guter Schutzengel nur erst aus diesem Heidenlande geführt hat, in welchem uns kein guter, sondern ein böser Geist in Stricken hält, so verzweifle ich nicht daran, daß wir noch einmal wieder Gott fürchten lernen, und zu einem christlichen Lebenswandel zurückkehren werden. Gebe der Himmel seinen Seegen dazu.“

Die Treue des alten Mannes rührte mich und ich klopfte ihm auf die Schulter, indem ich ihm sagte:

„Amen!“

Er weinte vor wie nach, und sagte:

„Vortrefflich! Nun sind wir geborgen! Sitzt Gottes Wort erst einmal wieder auf

der Zunge, so wird es auch schon wieder in's Herz kommen.“

Der Erbprinz war voraus gegangen, und ich folgte ihm, wir traten in meine Zimmer, wo ich alles aufgeräumt, meine Koffer gepackt und alle übrigen Anstalten zu einer augenblicklichen Abreise getroffen fand. Hier hätte ich große Lust gehabt, mich der Redensart des Gefangenwärters Tagliatesta zu bedienen und dem Prinzen zu sagen: Was soll's seyn, Herr?“

Ohne daß ich nöthig gehabt hätte, diese Frage an ihn zu thun, kam er mir mit der seinigen zu Hülfe, indem er in einer bedeutenden, imponirenden Stellung mir folgendes sagte:

„Noch in dieser Stunde verlasse ich Italien und kehre nach Deutschland zurück. Willst du mich begleiten? Ueberlege wohl, was du thust, und bedenke, daß dir hier kein Glück blüht. Bleibst du länger in diesem Lande der Intriguen, so wagst du dein Leben, ohne die geringste Entschädigung dafür zu erhalten.“

„Aber die Herzogin?“

„Ist für dich auf ewig verloren. Sie war es eben, die dem Plane der Gräfin auf die Spur gekommen war, und dich für einen wissenden Theilnehmer desselben hielt.“

„Aber der bin ich nicht gewesen!“

„Für sie gleichviel. Du hattest einem neuen Weibe diejenige Liebe zugewandt, die du, so meinte sie, ihr allein schuldig warst. Diese Betrachtung war hinlänglich, sie zu dem Entschlusse zu bestimmen, allen weiteren Verbindungen mit dir auf ewig zu entsagen.“

„Wenn sie das vor ihrem Herzen und Gewissen verantworten zu können glaubt, so mag sie es. Ich reise mit nach Deutschland.“

„Dein Entschluß freut mich.“

„Er kostet mich dessen ungeachtet mehr als du glaubst.“

Damit hatte ich dem Erbprinzen keine Unwahrheit gesagt, denn jetzt, wo ich auf dem Punkte stand, die Herzogin auf ewig verlieren zu müssen, jetzt fühlte ich lebhafter

als je, wie innig ich sie geliebt hatte, und ich begriff daß das Wohlgefallen an den Uebrigen keine Leidenschaft des Herzens, sondern das Interesse einer bloßen Vernunft-Speculation im Hintergrunde gehabt hatte.

Der Erbprinz unterbrach diese Spekulationen, deren Resultat meinem Herzen eben keine Freude verursacht, indem er sagte:

„Ich gehe, die letzten Befehle zu unserer Abreise zu geben. Damit jedoch die Einsamkeit dich nicht noch mehr zum Nachdenken veranlassen möge, habe ich für deine Unterhaltung bis zu meiner Rückkunft gesorgt. Folge mir!“

Er führte mich hinaus und in einem andern Theil des Hauses. Hier blieben wir vor einem Gemache stehen, zu dem er den Schlüssel in seiner Tasche suchte, und die Thür desselben endlich aufschloß. Täuschte ich mich, oder sah ich recht? Es schien mir, als ob er dies alles mit einer geheimnißvollen Wichtigkeit that, und ich brannte vor Verlangen, die Gesellschaft zu kennen, die er mir zu geben gedachte, und die er zu

gleicher Zeit so emsig verborgen zu halten schien.

Es ahnete mich, als habe er eine Ueberraschung vor, und mein Herz klopfte vor banger Erwartung.

Die Thür öffnete sich und ich sah in's Zimmer. Meine Ahnung hatte mich nicht betrogen: Die Herzogin stand da, in hohem überirdischen Glanze ihrer Schönheit. Sie kam, mit einer Engels-Miene und mit holder Grazie im Blick, auf uns zu und reichte mir die Hand.

Ich ergriff diese, küßte sie mit heißer Inbrunst und warf mich der Herzogin zu Füßen, indem ich im Tone der höchsten Leidenschaft ausrief:

„Ha, theure Geliebte! Verzeihung!“

Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als sie sich sanft bestrebte, mir die Hand zu entreißen, und einige Schritte zurück wich, indem sie mit einem lächelnden Tone sagte:

„Sie irren sich, lieber Graf! Ich bin nicht die Herzogin, sondern nur ihre Schwe-

ſter. Haben ſie vergeſſen, daß wir Zwillingsſchweſtern ſind, und daß ſie ſchon einmal auf der Villa der Gräfin Careſtini durch unſre Aehnlichkeit getäuſcht worden?“

Ich fiel aus dem Himmel auf die Erde. Es war Giulia, die Gemalin des Erbprinzen. Dieſer ſchnitt noch tiefer in mein wundes Herz, indem er im ſpaßhaften Tone mich apoſtrophirte:

„Furchtbarer Held! Willſt du denn allen Ehemännern ſchlafloſe Nächte verurſachen? Bedenk, wie viel es dich bald gekoſtet hätte, die Eiferſucht des Don Fernando gereizt zu haben!“

Dieſer Scherz des Erbprinzen machte eine ſehr ernſthafte Wirkung auf mich, und es war mir nicht möglich, bei dieſen beiden Leuten länger auszuhalten. In einem Anfalle von ſtiller Verzweiflung ging ich daher nach der Thür und wollte mich entfernen. Der Erbprinz eilte mir nach, zog mich zurück und ſagte:

„Wie, Freund? Iſt dein Geiſt bereits ſo unglücklich verſtimmt, daß er keinen

Scherz mehr vertragen kann? Bleib hier, und leiste meiner Gemalin Gesellschaft, bis ich wieder zurückkomme.“

Ehe er zur Thür hinausging, drohete er mir noch mit der Hand und rief aus:

„Aber, hüte dich ja, dich abermals zu versehen, und meine Gemalin für deine Geliebte zu halten!“

Damit ging er und ließ mich mit Giulia allein. Diese zog mich auf's Sopha, ergriff meine Hand und sagte:

„Sie dauern mich, lieber Graf! Doch müssen sie meine Schwester auf das Tödtlichste beleidigt haben, da ihre glühende Liebe sich in einen solchen Haß und Abscheu hat verwandlen können. Wir haben allemögliche Ueberredung angewandt, sie zur Aenderung ihres Entschlusses zu bewegen. Doch sind alle unsere Bemühungen fruchtlos geblieben und sie hat in unserer Gegenwart jenen Entschluß nur noch feierlicher bestätigt.“

Diese Worte machten einen tiefen, und geheuchelten Eindruck auf mein Herz, und

es wollte mir nicht gelingen, meine Rührung zu verbergen. Giulia, so wie sie da saß in wunderbarer Aehnlichkeit mit ihrer Schwester, mit dem nemlichen Liebreitze angethan, in Gestalt, Blick und Worten ganz die Herzogin Chiaromonte, diese Giuliana erinnerte mich immer lebendiger an ihre Schwester und an den unglücklichen Verlust, welchen ich gelitten hatte.

Betrachtete ich des Erbprinzen Gemalin, ausgestattet mit allen Reizen eines überirdischen Wesens, einer Huldgöttin ähnlich, die aus dem Himmel auf die Erde gesandt ist, so mußte ich alle Kraft meines Verstandes über meine Phantasie anwenden, um jene nicht für die Herzogin selbst zu nehmen. Und gelang es mir endlich, diese Täuschung gewaltsam zu zerstören, so stellte sich mir die Größe meines unersetzlichen Verlustes dar, und ein tödtlicher Schmerz bemeisterte sich meiner Seele.

Giuliana bemerkte den Eindruck, welchen ihre Rede auf mich gemacht hatte, und suchte durch eine himmlische Theilnahme

das Leid zu mildern, welches der Entschluß ihrer Schwester mir angethan hatte.

„Trauen Sie der Macht der Zeit, lieber Graf! Sie wird den Balsam der Vergessenheit auf die schmerzhafte Rückerinnerung an meine Schwester legen. Wenn sie erst nach Deutschland gekommen seyn werden, wird ihr treues Gedächtniß die Gefühle des Knaben und Jünglings, die mächtiger als spätere Eindrücke sich dem Gemüthe einprägen, in ihrem Herzen wieder erwecken, und diese Gefühle werden im Stande seyn, sie alles dessen vergessen zu machen, was den Frieden ihres Herzens zu stören vermöchte. Auch soll ja, sagt man, Deutschland reich seyn an edlen schönen Mädchen, die durch reinen hohen Sinn das ersetzen, was ihnen an reicher üppiger Fülle der Gestalt abgeht.“

Ich hörte diese Trostreden des reizenden Weibes mit Gelassenheit und Ergebung in meinem Schicksale an, ob es mir gleich noch nicht deutlich werden wollte, daß sie

einstens in Erfüllung gehen, oder mir jetzt meinen Schmerz mildern würden.

Wir redeten noch ferner über mein vorriges und nun getrenntes Verhältniß mit der Herzogin, und Giulia gab mir mit Offenheit Auskunft über das, was ihr jene in Rücksicht ihrer Liebe zu mir entdeckt hatte. Die Herzogin hatte ihr gestanden, daß sie bis zu dem Augenblicke, wo sie mein Portrait bei der Gräfin Caristini gesehen, keine Liebe für irgend ein männliches Wesen empfunden habe, daß ich ihre erste Liebe und auch ihre letzte seyn würde, und daß sie endlich, voll von Verzweiflung über meine Untreue, sich in ein Kloster begeben, und den Schleier nehmen wolle.

Ob diese und mehr andere Reden, welche Giulia in Betreff ihrer Schwester führte, im Stande waren, meinen Schmerz zu mildern, oder im Gegentheil die Kraft hatten, mich den Verlust eines so unschätzbaren Gutes noch immer mehr empfinden zu lassen, das werden die Leser von selbst zu entscheiden wissen. Uebrigens zeigte mir

die himmlische Giulia eine so zärtliche, bedeutende Theilnahme, daß ich die holden Trost-Reden dieses lieblichen Weibes mit Entzücken in mein Herz sog, und in ihrem liebvollen Wesen eine Beruhigung fand, die meinem betrübten Geiste ein Balsam war.

Endlich kam der Erbprinz zurück, und berichtete uns, daß alle Anstalten zu einer augenblicklichen Abreise getroffen wären, und daß es nur von uns abhinge, sogleich in die Gondel zu steigen, die uns auf das feste Land bringen würde, wo die nöthigen Wagen schon bereit stünden.

Da ich in Venedig alles verloren, und nicht das geringste mehr zu gewinnen hatte, so trieb es mich gewaltig, diese Stadt, in der ich so mannigfaltige und gar nicht ersprießliche Schicksale erlebt, so bald als möglich zu verlassen. Ich deutete demnach dem Erbprinzen meine Neigung an, auf der Stelle abzureisen, und, wenn es möglich wäre, auf Windesflügeln Venedig und ganz Italien zu verlassen.

Der Prinz hatte gegen meinen Willen

nichts einzuwenden, und somit schickten wir uns an, das Wirthshaus zu verlassen und in die Gondel zu steigen. Gottvertraut erschien in Reisekleidern, und war so vergnügt, daß er auf seinen beiden schwachen Beinen vor Freuden hüpfte. Er küßte dem Erbprinzen das Kleid, und regalirte uns noch zum Abschiede mit folgender Rede Extempore, aber nach seiner gewöhnlichen Form zugeschnitten:

„Gott segne mir die Durchlaucht! Sie hat uns in dies vermaledeiete Land geführt, und führt uns nun auch wieder um hinaus. Es dünkte mich schon, als gleiche dasselbe der Höhle des Löwen, wo der Baumeister nur einen Eingang, aber keinen Ausgang gemacht hätte. Ach, wenn ich daran denke, was die lieben Unsrigen zu unsrer, so Gott will, glücklichen Zurückkunft sagen werden, so möchte ich vor Freuden auf dem einen Backen lachen, und vor Rührung auf dem andern weinen. Die alte Exzellenz, mein treues Ehegemahl Rebecca, ja, die ganze Welt wird jubeln, daß

wir den Kopf aus der Schlinge gezogen haben. Ach, du lieber Himmel, ich möchte auch jubeln, befürchtete ich nur nicht, die bösen Geister dieses hölliſchen Landes von neuem zu reizen, und uns ihren Spuk über den Leib zu ziehen. Nun, bin ich nur erſt unverſehrt in unſrer lieben Heimath angelangt, ſo will ich mit meiner Rebecca ein Lob-Duett ſingen in hohem Tone und mit beſonders lauter Stimme.“

Da der Erbprinz es nicht länger für gut befand, dem Redner's Talente des guten Gottvertraut weiters Gehör zu geben, ſo verließen wir das Zimmer, und dieſer mußte ſeiner Rede, deren Umfang ſonſt vielleicht noch weit bedeutender geworden wäre, ein gezwungenes Ende machen.

An der Thür des Gaſthofes erwartete uns eine Gondel, und wir ſtiegen ein. Die Gondelfahrer ruderten vorwärts. Ich ſagte im Herzen den Freuden und Leiden meines italiäniſchen Lebens ein ewiges Lebewohl, und der Prinz nebſt Giulia beobachteten ebenfalls ein tiefes Stillſchweigen.

Gottvertraut allein hatte den Faden seiner vorigen unterbrochenen Rede wieder aufgefaßt, und spann daran, nach Herzens-Lust. Er war schon so sehr in die Leidenschaft der Rede gekommen, daß er gar keinen Zweck mehr hatte, sondern unvernünftigen Thieren vielleicht eben so vorgeredet haben würde, wie uns vernünftigen Menschen.

In einiger Entfernung vom Gasthofe bemerkte ich eine Gondel, welche still stand, und in welcher sich mehrere weibliche Masken befanden. Mir fiel diese Gondel weiter nicht auf, und nur ein Zufall führte meine Augen nach der Gegend hin, wo sie hielt. Im Vorüberfahren schien es mir aber, als ob Giulia und der Erbprinz mit einem bedeutenden Blicke nach dieser Gondel sähen, und ihre Augen sich mit sichtbarer Aufmerksamkeit auf dieselbe hefteten.

Diese Aufmerksamkeit erregte natürlich auch die meinige, und ich beobachtete das Fahrzeug mit mehr Absicht, als es vorhingeschehen war. So eben kreuzten sich unsre Gondeln, und ich wollte, da mir die

Masquen ganz unerkennbar waren, meine Augen von ihnen, wie von einem gleichgültigen Gegenstande, schon wieder abwenden, als die eine Masque mich starr ansah, und ich sie laut schluchzen hörte. Im nehmlichen Augenblicke aber ruderte die Gondel mit der größten Eile davon, und ich konnte nur noch sehen, daß jene Masque so lange nach mir zurück sah, bis eine Biegung des Canals uns von einander getrennt hatte.

Mehr bedurfte es natürlich nicht, um mein Interesse für diese Masque zu erregen. Wollte ich einer Ahnung folgen, die sich mir plötzlich in das Herz senkte, so hatte ich an der Gestalt und an dem Tone, in welchem die Masque geweint hatte, niemand anders, als die Herzogin, erkannt. In welche Bewegung ich durch dieses vermeinte Zusammentreffen mit einer Person, die mir so nahe am Herzen lag, gerieth, werden meine Leser von selbst beurtheilen können.

Es war ganz natürlich, daß ich dem Erbprinzen und seiner Gemahlin mit feuri-

ger

gte Theilnahme Rechenſchaft von der gehabten Erſcheinung ablegte, und ihnen die Herzogin als verſteckt unter jener Maſque in der Gondel zu erkennen gab.

Beide aber waren, zu meiner größten Verwunderung, in der ſichtbarſten Verlegenheit, und läugneten die Gegenwart der Herzogin, als eine abſolute Unmöglichkeit. Der Erbprinz meinte vielmehr, daß, da die jetzige Stimmung derſelben ſie zu einem ſolchen Schritte völlig unfähig machte, jede andere meiner italiäniſchen Bekanntſchaften in der Gondel ſich befunden haben könnte, und er ſogar berechtigt wäre, zu glauben, daß es die Gräfin Careſtini geweſen, die ihrer verzweifelnden Liebe dieſes letzte Opfer habe bringen wollen. Giulia redete in demſelben Tone, wie der Erbprinz.

Da ich beide ſo entſchieden gegen meine Meinung fand, und in ihnen überdem auch noch eine ganz unerklärbare Stimmung wahrnahm, ſo ſchwieg ich ſtill, obgleich mein Glaube an die Gegenwart der Herzogin in der Gondel durch die entgegengeſetzte Mei-

nung jener durchaus in Nichts geschwächt, und noch viel weniger umgestoßen worden war.

Ohne weitere Abentheuer kamen wir auf dem festen Lande an, wo, auf Vorsorge des Erbprinzen, unsre sämmtliche Reise-Equipage schon in Bereitschaft stand. Hier fiel weiter nichts merkwürdiges vor, als daß der Erbprinz sich auf einige Zeit einschloß, ohne mir auf mein Anfragen eine deutliche Auskunft über die Ursach zu geben. Dann ward auf seinen Befehl einer der beiden Gondolier's, welche uns gefahren hatten, auf sein Zimmer gerufen, der, nachdem er etwa eine Viertelstunde bei verschlossenen Thüren bei ihm zugebracht hatte, sogleich nebst dem zweiten Gondolier nach Venedig zurückfuhr.

Das geheimnißvolle Wesen des Erbprinzen und seiner Gemahlin fing an, mir verdrießlich zu werden, und warf den Funken des Verdachts gegen sie in meine Brust. Ich beschloß, fortan gegen sie nichts mehr

zu äußern, was auf mein Verhältniß mit der Herzogin Bezug haben könnte.

Nachdem nun der Erbprinz die Gondelfahrer entlassen, und diese ihre Rückfahrt nach Venedig genommen hatten, setzten wir unsre Reise nach Deutschland zu Lande fort. Der Erbprinz und seine Gemahlin nahmen nach und nach den alten freundschaftlichen Ton wieder an, und ich fing selbst an, zu vergessen, daß sie noch kurz zuvor Geheimnisse vor mir gehabt und verborgen gehalten hatten. Trotz des freundschaftlichen Verhältnisses, welches jetzt wieder unter uns hergestellt war, blieb ich meinem angenommenen Plane getreu, und that meiner Liebe zu der Herzogin auch nicht die allergeringste Erwähnung.

Wir hatten zwei Tagereisen zurückgelegt, und waren in einem Gasthofe eingekehrt, wo wir zu übernachten beschlossen. Von den Beschwerlichkeiten der schnellen Reise ermüdet, mehr noch aber von der innern Unruhe meines Geistes darnieder gedrückt, zog ich mich bald auf mein Zimmer zurück,

und schickte mich an, das Bett zu suchen. An den vorfahrenden Reisewagen merkte ich, daß noch mehrere Freunde in dem Gasthofe ankamen, war aber zu müde, als daß ich viele Aufmerksamkeit darauf hätte verwenden sollen.

Ich legte mich nieder und sank bald in einen tiefen Schlaf. In diesem schien es mir, als hörte ich zu verschiedenen Malen und zwar ganz in der Nähe meinen Namen nennen. Meine Lebens-Geister waren aber so sehr von der Macht des Schlafs überwältigt, daß es mir nicht gelingen wollte, zu mir selbst zu kommen und Bewußtseyn zu erhalten. Trotz dem schien es mir ferner, als faßte mich derjenige, der meinen Namen gerufen hatte, bei der Hand, und ich glaubte zugleich ganz deutlich, Marcellina's Stimme zu vernehmen.

Nachdem ich mehrere Versuche gemacht hatte, zu erwachen, ohne daß es mir je doch gelingen wollte, fiel ich wieder in meinen vorigen tiefen Schlaf zurück. Auf ein

mal ward ich in diesem durch ein heftiges Geräusch zum zweiten Male gestört, welches so anhaltend war, daß ich darüber völlig erwachte.

Ich stand auf aus dem Bette, und horchte zu, aus welcher Gegend des Hauses jenes Geräusch zu meinen Ohren dränge. Ich vernahm ganz deutlich unten und vor der Thür desselben ein Hin- und Herlaufen von Menschen, und draußen auf der Straße vernahm ich eine, mir sehr bekannte Stimme. Ich öffnete das Zimmer, und wer schildert mein Erstaunen, als ich in jener Stimme ganz deutlich Marcellina's Ton vernahm?

In dem Gewühle von Menschen und in der allgemeinen Verwirrung, welche vor der Thür des Gasthofes herrschte, unterschied ich des Erbprinzen Stimme, der mit Marcellina in einem heftigen Wortwechsel zu seyn schien. Durch das Geräusch und Toben der Umstehenden ward ich verhindert, den Gegenstand ihres Streites zu vernehm-

men, begriff aber so viel, daß der Erbprinz auf ihre Entfernung drang.

Diese Marcellina hatte mir zu verschiedenen Malen mein Leben mit der sichtbaren Aufopferung des ihrigen retten wollen, und war mir bisher mit dem edelmüthigsten, reinsten Interesse ergeben gewesen. Was war natürlicher, als daß in diesem Augenblicke die lebhafteste Dankbarkeit für dies Mädchen in meinem Busen erwachte, und daß mich die Härte des Erbprinzen, welche er gegen sie ausübte, auf's Höchste empörte?

Ich stand also keinen Augenblick länger an, alle Rücksichten, die ich gegen den Erbprinzen haben konnte, bei Seite zu setzen, und dem Mädchen zu Hülfe zu eilen. Augenblicklich verließ ich mein Zimmer und stürzte die Treppe hinunter. Kaum auf der Flur des Hauses angekommen, hörte ich mit Blitzes-Schnelle einen Wagen davon rollen. In der Thür des Gasthofes hatte sich ein Haufen Menschen gesammelt, der den Ausgang sperrte. Ich warf die Umstehenden zu Boden, stürzte auf die

Straße und hörte nur noch, wie Marcelli
no, die in dem forteilenden Wagen saß,
meinen Namen rief und mich um Hülfe
flehte.

Mein Entschluß war gefaßt, und ich
fand keinen Augenblick an, ihn auszuführ
en. Wie auf Windes-Flügeln eilte ich
dem Wagen nach, und war entschlossen,
Marcellina'n zu befreien, es kostete, was
es wolle. Jener hatte schon einen Vor
sprung vor mir, und die schwarze Finster
niß, mit welcher die Nacht die Erde bedeckt
hatte, hinderte mich in meiner Eile.

Ich vernahm ganz deutlich, daß mir
mehrere Personen folgten, und beschleunigte
um desto mehr meinen Lauf. Schon war
ich dem Wagen ganz nahe, und bot so
gern die letzten Kräfte auf, mein Ziel zu
erringen, als ich über einen Gegenstand,
den mich die Finsterniß der Nacht zu sehen,
verhindert hatte, strauchelte und zu Boden
stürzte.

Jetzt holten mich diejenigen ein, die
mir gefolgt waren, und ich erkannte den

Erbprinzen, der neben mir stand, und mir wieder auf die Beine half. Ich hörte nach dem Wagen, und das Geräusch derselben erreichte nur von weiten noch mein Ohr.

Der Erbprinz bat mich in den dringendsten Ausdrücken, keine unbesonnene Handlung zu begehen, sondern Marcellina'n ihres Weges fahren zu lassen, und mich nicht weiter um sie zu bekümmern. Ich erwiederte ihm mit der ganzen Fülle des Gefühls der Dankbarkeit, welche mich in diesem Augenblicke für das Mädchen beseelte:

„Aber die ganze Welt wird mich ja des Undanks beschuldigen, wenn ich dies Mädchen, die schon zweimal ihr Leben für mich aufzuopfern bereit gewesen ist, auf eine gemeine Art ihrem Schicksale überlassen?“

„Besinne dich! Im Falle sie nun mit dir gezogen wäre, was hättest du aus ihr machen wollen? Etwa deine Buhlerin?“

„Nein!“

„Nun wohl! Das hätte des Mädchens uneigennützige Liebe zu dir, so wie ihr wirklicher hoher Sinn, auch keinesweges verdient,

Was aber hätte sonst aus ihr werden sollen? Etwa deine Gemahlin?“

„Nun, und warum nicht?“

„Freund, was soll ich von dir denken? Noch vorgestern brannteſt du vor Liebe zu Giulia's Schweſter, und wollteſt verzweifeln, weil deine Treuloſigkeit und dein Leichtſinn ſie endlich gezwungen hatten, der Liebe und aller Verbindung mit dir zu entſagen. Und heute iſt das Andenken der Herzogin ſchon ſo ſehr aus deinem Herzen gewichen, daß du eine Kammerfrau der Gräfin Careſtini zu deiner Gemahlin machen willſt?“

Der Erbprinz erſchöpfte ſich in fernern Demonſtrazionen, deren Triſtigkeit und Wahrheit mir ſchwer auf das Herz fielen. Nur mit Mühe verbarg ich die Schaam, welche ſeine Rede in mir verurſacht hatte. Endlich warf ich ihm noch Folgendes ein:

„Aber ihr Verhältniß mit mir hat, ſie außer Verbindung mit der Gräfin Careſtini und mit Donna Miranda geſetzt. Auch iſt ſie, bei einem fernern Aufenthalte in Venedig, vor Don Fernando vielleicht ihres

Lebens nicht einmal sicher. Wenn sie nun dem Mangel oder einer anderweitigen hülflosen Lage Preis gegeben würde?“

„Kümmere dich das nicht! Ihr Betreff, daß sie dich zu zwei verschiedenen Malen vielleicht aus einer wirklichen Lebensgefahr gerettet hat, verdiente ihr Schicksal eine Wendung zu nehmen, die sie für ihre Aufopferungen zu entschädigen vermochte. Das ist durch meine Veranstaltung geschehen, und somit kannst du in dieser Hinsicht vollkommen ruhig seyn.

„Ich danke dir für diese Aufmerksamkeit, werde es aber durchaus nicht erlauben, daß du einer Verpflichtung, die nur mir zukommt, dich unterziehen sollst.“

„Es ist hier nicht der Ort, bei Nacht und Finsterniß, und unter freiem Himmel, einen Kampf des Edelmuths zu beginnen. Komm zurück in's Wirthshaus, und laß uns wieder zu Bette gehen.

Nachdem er dies gesagt hatte, faßte er mich bei'm Arme, und zog mich mit sich fort. Unsre Bedienten, die uns gefolgt waren, zo-

gen hinter drein, und so gelangten wir wieder im Wirthshause an, wo noch alles im Aufruhre war über die Begebenheit, welche sich so eben ereignet hatte.

Ich schied von dem Prinzen, und jener begab sich auf sein Zimmer. Der noch übrige Theil der Nacht verfloß in Ruhe, und ich erwachte erst sehr spät. Der Erbprinz und Giulia waren schon reisefertig und erwarteten mich bey'm Frühstück. Ich erschien mit einiger Schüchternheit, weil ich befürchtete, es möchte des Abentheuers der vergangenen Nacht gedacht werden.

Doch war meine Befürchtung ohne Grund, denn beide wußten künstlich der Unterredung eine solche Wendung zu geben, daß der Uebergang derselben auf die Geschichte der heutigen Nacht eine Unmöglichkeit war. Nachdem wir gefrühstückt hatten, stiegen wir in den Wagen, und setzten unsre Reise fort.

Hier hing jeder seinen eigenen Gedanken nach, und es herschte während mehreren Stunden ein tiefes Stillschweigen unter uns.

Um dieses zu brechen, fiel es mir ein, den Erbprinzen um Aufklärung über den Fortgang der Intrigue zu bitten, welche sein Oheim, in Vereinigung mit dem Marchese Cardanaro, gegen ihn, den Erbprinzen, geschmiedet hatte. Auch war ich neugierig zu erfahren, in wie fern der Marchese bewogen worden war, Giulia dem Erbprinzen so gutwillig auszuliefern. Dieser war sogleich bereit, mir über alle diese Gegenstände die geforderte Auskunft zu geben, und fing seine Erzählung mit folgenden Worten an:

„Den Eingang zu meinem Berichte kann ich nicht glücklicher und besser beginnen, als wenn ich dir melde, daß der Tod sich in's Mittel gelegt, und dem Unfrieden meines Hauses ein Ende gemacht hat. Mein Oheim ist vor einigen Wochen gestorben, und hat mich dadurch der Mühe überhoben, ihn bei meiner Zurückkunft zur gebührenden Rechenschaft seines sträflichen Beginnens zu ziehen, dessen ganze Bosheit

ich erſt während meiner jetzigen Anweſenheit in Italien erfahren habe.“

„Da nun, wie du weißt, mein Vater ſchon ſeit längerer Zeit durch anhaltende Kränklichkeit verhindert worden iſt, an den Geſchäften der Regierung perſönlichen Antheil zu nehmen, ſo beſchleunigt dies, wie du leicht begreifen wirſt, meine Rückkehr nach Deutſchland.“

„Ehe ich jedoch weiter fortfahre in meiner Erzählung, muß ich dir über die Familie des Marcheſe Cardanaro einige Auskunft geben.“

„Der Vater deſſelben, einer der reichſten Privatleute Italiens, war ein melankoliſcher, verſteckter Mann, der durch ſeine ganz beſonderen, merkwürdigen Schickſale gegen alle Menſchen, ſelbſt gegen ſeine eigne Verwandten, im höchſten Grade mißtrauiſch gemacht worden war. Er hatte zwei Söhne, von denen der Aelteſte ſchon ſeit ſeiner früheſten Jugend Proben eines ausgezeichneten Kopfs gegeben, aber mit dieſen zugleich im heranreifenden Alter eine

gänzliche Unbändigkeit des Charakters und eine Rücksichtlosigkeit aller Convenienzen verbunden hatte.“

„Dem Vater, der blinden Gehorsam verlangte, mißfiel der freie Jüngling, welcher seinerseite das Joch einer knechtischen Erziehung von sich abzuschütteln suchte, um so mehr, da der jüngste Sohn gerade das Gegentheil vom Aeltesten war, und sich mit einer beispiellosen Verstellung und Gewandtheit in die störrischen Launen und in sträubischen Gesinnungen des Vaters zu fügen wußte.“

„Der Aelteste ertrug die Tirannei des Vaters und eines gottlosen Lehrers bis in das achtzehnte Jahr, und entwich darauf aus dem väterlichen Hause. Dies ist der außerordentliche Mensch, den wir unter dem Namen Bantinelli kennen. Durch ein glückliches Zusammentreffen von Umständen, die sich nicht günstiger für ihn hätten ereignen können, ist er in Verhältnisse gerathen, die seine Talente zu einer vollkommenen Reife der Ausbildung haben gedeihen

laſſen. Jetzt iſt er außerordentliche Geſandte eines großen auswärtigen Hofes und hat für dieſen Aufträge von der außerordentlichſten Wichtigkeit bei dem Senat von Venedig zu betreiben.“

„Nachdem ſich Bantinelli (ſo will ich ihn zur Verſtändlichkeit noch ferner nennen) aus dem väterlichen Hauſe entfernt hatte, wandte der jüngere Bruder, der jetzige Marcheſe Cardanaro, alle mögliche Kunſtgriffe an, um den Zorn des Vaters gegen ſeinen entwichenen Bruder immer heller auflodern zu laſſen, und ſich in der Gunſt des alten Marcheſe immer feſter zu ſetzen.“

„Dies gelang ihm auch dergeſtalt, daß der Vater ein Teſtament machte, in welchem er ſeinen ältern Sohne den Fluch gab und ihn enterbte, den jüngern hingegen zum alleinigen Beſitzer aller ſeiner unermeßlichen Güter einſetzte. Als er indeſſen kurz darauf gefährlich erkrankte, und die Aerzte ihn den Tod anſagten, bereuete er, zum innern Grimme des jüngern Sohns, die Härte, welche er gegen den ältern ausgeübt hatte.

Diese Reue nahm dergestalt zu, daß er, mit wie vieler Kunst sich auch der jüngere Sohn diesem Schritte widersetzte, das vorige Testament umwarf und ein anders machte, nach welchem Bantinelli mit seinem Bruder zu einer gleichen Theilung des sämmtlichen Vermögens gelangen sollte."

„Der Vater starb, und der jüngere Sohn bestach einen Notar, der das zweite Testament annulliren und das erste wieder gültig machen mußte. Somit setzte sich der Marchese Cardanaro in den alleinigen Besitz der sämmtlichen Güter seines verstorbenen Vaters."

„Um diese Zeit war es, als der Marchese Cardanaro meine Giulia kennen lernte, und sich bis zur Raserei in sie verliebte. Er warb sogleich bei den Eltern derselben um ihre Hand, und diese, denen der unermeßlich reiche Marchese ein annehmlicher Schwiegersohn schien, hüteten sich wohl die Bewerbung desselben um ihre Tochter von der Hand zu weisen."

„Wäh-

„Während der Marcheſe eine brennende Liebe zu Giulia in ſeinen Herzen nährte und Gegenliebe bei ihr zu erwecken ſuchte, erfuhr er zufällig, aber durch einen untrüglichen Gewährsmann, daß ſein Bruder bei einem großen auswärtigen Hofe eine ſehr bedeutende Rolle ſpiele, und in kurzem in einer ſehr wichtigen Angelegenheit nach Rom kommen werde.“

„Voll Beſorgniß, die Hälfte ſeiner Reichthümer einem gehäßigen Bruder abtreten zu müſſen, beſchloß er, dieſen in der Nähe zu beobachten und ihn auf irgend eine Art außer Stand zu ſetzen, ihm zu ſchaden.“

„Zu dem Ende reiſte er ſogleich aus Rom ab, nachdem er Giulia's Eltern für ſich gewonnen und ſie auf ſeine Rückkunft getröſtet hatte. Er kam an jenem Hofe an, erfuhr aber ſogleich, daß ſein Bruder auf eine unbeſtimmte Zeit und zwar in einer ſehr geheimen Angelegenheit in's Ausland verſandt worden ſei. So viel Mühe er ſich nun auch gab, die Zeit ſeiner Rück-

kehr zu erfahren, so wollte oder konnte ihm darüber niemand Auskunft geben.“

„Da dem Marchese alles daran gelegen war, seinen Bruder zu treffen, so wollte er nicht, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, nach Rom zurückkehren, und reiste ihm allenthalben nach, wo er nur immer hoffen konnte, ihn zu treffen. Da dieser, wie gesagt, in einer geheimen Sendung und stets unter fremden Namen reiste, so war es möglich, daß der Marchese, trotz seiner ausgesandten Spione und der ungeheuren Summen, welche er sich's kosten ließ, die Spur seines Bruders stets verfehlen mußte.“

„Um diese Zeit hatten die Intriguen und Maginationen meines Oheims meine erste Reise nach Italien veranlaßt. Mein Vater hatte nemlich von dem alten Herzoge Chiaramonte eine große Summe Geldes geliehen, und diesem dafür sein Land zur Hypothek verschrieben. Da es nun von jeher meines Oheims unerschütterlicher Plan gewesen war, nach dem Tode meines Va-

ers, deſſen ſchwache Geſundheit ſchon das mals einen nahen Tod drohete, mich von der Regierung auszuſchlieſſen, ſo wollte er der Wiederbezahlung jener Summen ausweichen, und wußte es denoch durch ſeine Kunſtgriffe dahin zu bringen, daß der Herzog Chiaramonte (Giulia's Schweſter, mit deren Vater er in einem ſehr innigen Verhältniſſe ſtand, heirathen mußte. Durch dieſe Heirath ward jene Schuldforderung des Herzogs auf ſeine Gemalin übertragen, und dieſe gedachte er auf folgende Art zur Verzichtleiſtung auf dieſelbe zu bewegen."

„Er that nemlich Giulia's Eltern den Vorſchlag, dieſe unter der Bedingung mit mir zu verheirathen und zur regierenden Fürſtin zu machen, wenn ſie es über ſich nehmen wollten, die Herzogin Chiaramonte ihre zweite Tochter, zu einer gerichtlichen Schenkung jener Summe zu vermögen. Uebrigens hütete er ſich wohl, ihnen ſein böſes Vorhaben in Rückſicht meiner kund zu thun."

„Giulia's Eltern, welche von der pro-

jekirten Erhebung ihrer Tochter zu der Fürstin außerordentlich geschmeichelt waren, willigten ein und nahmen es über sich, jene Schenkung zu seiner Zeit zu bewerkstelligen.“

„Jetzt kam ich nach Rom, ohne von dem Plane meines Oheims auch nur das Allergeringste zu ahnen. Er hatte mich freilich auf Giulia, als auf die erste Schönheit Italiens, aufmerksam gemacht, und mir Empfehlungs-Briefe an deren Eltern mitgegeben, aber ohne mich im geringsten von seiner Absicht auf diese Giulia zu benachrichtigen.“

„Die Geschichte meiner Liebe zu Giulia so wie alle Ereignisse, welche mich in Rom trafen, sind dir bekannt, und ich kann diese mit Stillschweigen übergehen.“

„Der Marchese Cardanaro war endlich, nachdem er seinen Bruder drei Jahre lang vergeblich in Europa gesucht hatte, nach Rom zurückgekehrt, wo die Liebe zu Giulia von neuem in seinen Herzen entflammte.“

„Auf welche boshafte, sinnreiche Art es ihm gelang, mich von ihr und aus

Rom zu entfernen, so wie, daß er die scheintodte Giulia entführte und mit sich nach Neapel nahm, weißt du. Hier hatte sie dem Marchese, unter der Bedingung, daß er, so lange sie in seiner Gewalt seyn würde, diese nie zu einem Angriffe auf ihre Hülflosigkeit mißbrauchen wollte, einen feierlichen Eid ablegen müssen, das Geheimniß ihres Lebens keinen Menschen zu verrathen. Trotz dieser Bedingung war sie einstens in der Nacht von ihm überfallen und nur durch Zufall keine Beute seiner Lüste geworden. Dies hatte sie ihres Eides entbunden, und sie gab der Gräfin Carestini Nachricht von ihrem Schicksale und zugleich von ihrem Leben.“

„Vom ersten Augenblicke ihrer Flucht an, hatte der Marchese eine Ahnung davon gehabt, daß Giulia vielleicht bei der Gräfin Carestini einen Zufluchtsort vor seinen Nachstellungen suchen würde Deswegen zögerte er keinen Augenblick, der Gräfin, deren Verwandter er ist, einen Besuch abzustatten und unter irgend einem Vor-

wande mehrerere Monate auf ihrer Villa zu verweilen.“

„Während dieser Zeit hatte Giulia, die bis dahin in einer abgelegenen Gegend von einem armen Landmanne aufgenommen worden war, der Gräfin geschrieben, und ihr Nachricht von ihrem Schicksale gegeben. Um daher den Marchese auf eine unverdächtige Art zu entfernen, mußte ihr die Jahrezeit zum Vorwande dienen, und sie that ihm den Vorschlag, mit ihr den Winter in Venedig zuzubringen. Dadurch wurde er irre in ihr, und fing an zu glauben, Giulia könne sich wohl gar nach Deutschland begeben haben.“

„Er zögerte also keinen Augenblick, ihr nachzueilen, nachdem er sie vorher noch auf dem ganzen Wege vergebens gesucht hatte. Im strengsten Geheim kam er an unsern Hof und hielt mit meinem Oheim Zusammenkünfte, die sie den Augen des ganzen Hofs zu verbergen wußten. Doch hütete sich der Marchese wohl, meinem Oheime, von dem er natürlich die Vernichtung seines

Plane auf Giulia erwarten mußten, den Glauben an deren Tod zu benehmen. Beide kannten sich übrigens schon von ehemals her.“

Da mein Oheim dem Marchese trauen durfte, so machte er ihm aus seinem Plane auf die Regierung kein Geheimniß. Beide Ehrenmänner schmiedeten darauf ein Complot, welches, wenn dessen Ausführung ihnen gelungen wäre, dem Marchese einen Nebenbuhler in der Liebe, und meinem Oheime einen desgleichen in der Regierung aus dem Wege geräumt haben würde.“

„Sie ließen nemlich die Herzogin Chiaramonte nach der Residenz kommen und entflammten sie zur Rache gegen mich. Der Plan gelang ihnen nur halb, und die Herzogin entfloh aus der Residenz nachdem sie mich nur ganz leicht verwundet hatte.“

„Der Marchese, welcher sich durch den Augenschein überzeugt hatte, daß Giulia nicht bei mir in Deutschland wäre, und daß ich auch nicht das allergeringste von ihrem Leben wußte, sie im Gegentheil wirklich für todt

leite, hatte die Residenz verlassen, und war nach Italien zurückgegangen, fest entschlossen, es koste was es wolle, Giulia wieder zu finden.“

„Diese war, sogleich nach des Marchese und der Gräfin Abreise von der Villa, auf derselben angekommen, und hielt sich dort vor jedermanns Augen verborgen, indem sie den Zeitpunkt abwartete, wo sie, ohne von dem Marchese entdeckt zu werden, werde nach Deutschland reisen, und mich in der Residenz aufsuchen können. Um keinen Verdacht zu geben, war die Gräfin den ganzen Winter und einen Theil des Sommers in Venedig geblieben, ohne auf ihre Villa zurück zu kehren.“

„Der Marchese hatte jetzt Deutschland wieder verlassen, und durchstreifte die umliegenden Gegenden von Venedig, um Giulia zu finden. Hier trafst du mit ihm zusammen. Er verwundete dich und du wurdest auf die Villa der Gräfin geführt.

„Einige Wochen darauf traf er in der Nähe derselben, auf einen Bedienten der

Gräfin, Giacomo mit Namen, welchen er schon bei seinem vorigen Aufenthalte auf ihrer Villa zum Spion bei ihr in den Dienst gebracht hatte.“

„Wie durch diesen Giacomo der Marchese Giulia's Anwesenheit auf der Villa entdeckte, hast du theils durch dich selbst, theils auch schon von mir durch meinen ersten Brief erfahren.*)

„Giulia befand sich jetzt in der Gewalt des Marchese, und ward von diesem in der Nähe von Venedig auf eine abgelegene Villa in ein sicheres Gewahrsam geführt.“

„Während der Zeit hatte nun auch mein Oheim die Residenz verlassen, und war nach Italien gereist, um mit dem Marchese einen neuen Plan zu entwerfen, da der alte mißlungen war. Hier war es zum erstenmale, wo mein Oheim eine Ahnung davon bekam, daß Giulia doch vielleicht nicht todt seyn könnte. Er suchte

*) Siehe den ersten Theil, S. 35, u. f. und den zweiten S. 156, u. f.

halb den Marchese auf seiner Villa auf, wohin sich dieser mit Giulia geflüchtet hatte, und hier ward sein Verdacht zur Gewißheit. Der Marchese vermochte es nicht länger, Giulia's Leben zu verbergen, und entdeckte meinem Oheime das Geheimniß."

„Auf den ersten Blick scheint es freylich, als hätte mein Oheim den Marchese Cardanaro, als den Verderber seines liebsten Plans, hassen müssen, weil ohne ihn ich schon damals Giulia's Gemahl geworden wäre."

„Da indessen mein Oheim jeden Umstand zu seinem Zwecke zu benutzen wußte, so bemühete er sich, die Liebe des Marchese zu Giulia mit seinem Plane zu vereinbaren, so gut es gehen wollte. Dieser mußte sich zuerst anheischig machen, im erforderlichen Falle der Herzogin Chiaromonte jene geliehene Summe wieder zu bezahlen, wofür ihm mein Oheim versprach, sich seiner Liebe zu Giulia, nicht zu widersetzen."

Beide Freunde vereinigten sich also ganz vollkommen mit einander, und hielten

darauf Rath in Rücksicht ihrer Pläne für die Zukunft.“

„Sie beschlossen nach Venedig zu gehen, und mich durch irgend eine Verspiegelung ebenfalls dahin zu locken, weshalb sie sogleich einen Courier an mich abfertigten, der mich aber schon in Italien traf, wohin ich, wie dir bekannt ist, auf Bantivelli's Geheiß gereist war.“

„Jetzt erfuhren sie die Rückkehr der Gräfin auf ihrer Villa, und fingen zugleich mehrere Briefe auf, welche diese an mich nach Deutschland geschrieben hatte.“

„Ueber die Verbindung der Gräfin mit meinem Oheime und dem Marchese Cavalcanaro diene dir folgendes zur Aufklärung.“

„Die Gräfin Corsini lebte schon von der frühesten Kindheit auf mit Giulia in der engsten Verbindung, und war die Vertraute unsrer Liebe gewesen. Ein Zufall hatte ihr Kenntniß von dem Plane meines Oheims verschafft, den sie schon früher als einen Freund ihres Vaters gekannt hatte. Aus Interesse für mich war sie meinem

Oheime, der zu seinen geheimen Machinationen ungeheure Summen verschwendete, mit dem Anerbieten eines Darlehns entgegen gekommen, und hatte sich dadurch sein Zutrauen erworben. Er stand nicht an, ihr seine Pläne zu enthüllen, und sie bediente sich der Kenntniß derselben, theils um mich zu warnen, theils auch um das Schicksal, welches mir drohete, von mir abzuwenden.“

„Als nun mein Oheim und der Marchese die Beweise von einem Einverständnisse zwischen der Gräfin und mir in Händen hatten, eilten sie, wie dir bekannt ist, auf die Villa derselben, um sie für ihre Verrätherei zu bestrafen. Du rettetest sie. Sie kehrten wieder zurück und entführten die Gräfin, ohne daß du es zu hindern vermochtest. Der Marchese hatte dir, wegen deiner muthigen Vertheidigung der Gräfin, den Tod geschworen, und überfiel dich heimlich in der Nacht in deinem Bette.“

„Bantinelli, welcher sich schon vorher, durch Kunstgriffe, die ihm allein bekannt

sind, in das Vertrauen meines Oheims geschlichen hatte, und sogar unter einem fremden Namen mit dem Marchese einverstanden war, retirte dich, und hatte hier die erste Zusammenkunft mit seinem Bruder, von der du Augenzeuge gewesen bist. Beide verließen noch vor Tages Anbruch die Villa, und Bantinelli bediente sich seines ganzen Uebergewichts, welches er über den Marchese hatte.“

„Er drohete ihn des Meuchelmordes und der Testaments-Verfälschung anzuklagen, und überdem noch den Credit seines Hofes und die Verwendung desselben zu seinem, des Marchese, Sturze anzuwenden. Eine Wirkung dieser Drohung war, daß dieser, trotz seiner Liebe zu Giulia, keinen Augenblick länger anstand, sie Bantinelli'n auszuliefern. Auf welche Art dieser sie mir wieder zuführte, ist dir ebenfalls bekannt.*)

„Der Marchese verließ Italien und ging in fremde Länder, woher man keine

*) Zweiter Theil, S. 147. u. f.

weitere Nachricht von ihm erhalten hat. Auch mein Oheim, mit dem Dantinelli eine geheime Zusammenkunft veranstaltet hatte, reiste in die Residenz zurück, ohne sich einen weitern Einfluß auf mein Schicksal anzumaßen. Kaum von seiner Reise zurück gekommen, fiel er in eine schwere Krankheit, die seinem Leben ein Ende machte."

„Nachdem du nun über alle, uns betreffenden, Umstände, Aufklärung erhalten hast, muß ich dir billig auch von der algierischen Dame Nachricht geben, deren Bekanntschaft du in der Seeräuber-Höle gemacht, und die ein nicht gemeines Interesse für dich zu erkennen gegeben hat."

„Ihr Vater hatte den Ort ihres Aufenthaltes erfahren, und den Seeräubern ein großes Lösegeld für die Befreiung seiner Tochter übersandt. Diese hatte sich darauf nach Venedig begeben, wo sie in nähere Verbindung mit dir zu treten hoffte, in welchem beginnen sie jedoch von ihrem Vater gestört wurde. Dieser hatte sich nemlich durch die Regierung zu Algier an den Se-

sat gewandt, und diesen um ein sicheres Geleit für seine Tochter ersuchen lassen. Der Senat wollte sich den Dog von Algier verbinden, und schickte die Dame, deren Aufenthalt er hatte auskundschaften lassen, wider deren Willen sogleich nach Algier zurück."

„Es könnte dir aufgefallen seyn, daß Giulia immer noch, selbst nach ihrer Befreiung aus der Gewalt des Marchese Carbonaro, und ihrer darauf folgenden Verheirathung mit mir, der Herzogin Chiaromonte ein Geheimniß aus ihrem Leben gemacht hat. Hier die Aufklärung dieser Vergeimlichung."

„Wäre die Herzogin Chiaromonte überzeugt gewesen, daß Giulia nicht todt sey, so würde sie, bei der außerordentlichen Liebe zu ihrer Schwester, durchaus nicht gekommt von ihr haben leben wollen. Dadurch hätte es dem Marchese weit eher gelingen können, ihren Aufenthalt zu entdecken, und Giulia wäre seiner Verfolgung noch unausbleiblicher ausgesetzt gewesen."

„Als nun aber der Marchese sich
ner Ansprüche auf Giulia begeben ha
und diese mit mir vereinigt war, so h
die Herzogin allerdings von Giulia's Le
Nachricht erhalten können. Da machte
jedoch Bantinelli, dem wir unser gan
Glück zu verdanken hatten, diese Verhe
lichung zur einzigen und unerläßlichen
dingung, deren Erfüllung wir, durch die
hendigste Dankbarkeit ihm verpflichtet, n
verweigern konnten.“ *)

Mit diesen Worten endigte der Erbp
seine Erzählung, die mir in mehr als
ner Hinsicht außerordentlich interessant
mußte. Doch war mir aufgefallen,
er seinen Oheim geradezu beschuldigte,
der Anwesenheit der Herzogin Chiaromo
in der Residenz eine boshafte Absicht.

*) Man lese im ersten Theile die Erzähl
des Erbprinzen, S. 22, Giulia's Brief
den Grafen, S. 41, die Erzählung
Gräfin Carestini, S. 90, und im zwe
Theile, den Brief des Erbprinzen, S.
nach.

sein Leben gehabt zu haben. Denn ich erinnerte mich, daß die Gräfin Careſtini mir anfangs ganz beſtimmt erklärt hatte, wie es durchaus nicht in dem Plane des Onkels geweſen ſey, durch die Herzogin den Erbprinzen ermorden zu laſſen. Ich äußerte dies jetzt gegen letztern, und er antwortete mir:

„Wenn die Gräfin Careſtini meinen Oheim von der Verſchwörung gegen mein Leben frei geſprochen hat, ſo zeigt das, daß dieſer es weißlich unterlaſſen, alle ſeine Plane zu ihrer Wiſſenſchaft kommen zu laſſen. Wer übrigens am gültigſten über die Abſicht, warum er die Herzogin nach der Reſidenz locke, entſcheiden kann, iſt eben dieſe, und von ihr iſt mir grade der verderbliche Plan deſſelben in ſeiner ganzen Schwärze enthüllt worden.“

Ich ſtaunte im Herzen über alle dieſe Intriguen und Machinazionen, die mir ſchon beim bloßen Anhören den Kopf verwirrt gemacht hatten, und wünſchte mir, abgeſehen von meiner Liebe zu der Herzogin, in der

That Glück, daß ich in meinem ruhigen deutschen Vaterlande vor allen den gefährlichen italiänischen Verwickelungen in Sicherheit seyn würde.

Wir setzten unsre Reise fort, und gelangten ohne weitere merkwürdige Ereignisse in der Residenz an. Hier hatte der Tod des Oheims eine große Veränderung bewirkt. Der Fürst war durch Alter und Swäche, welche ihn untüchtig machten, die Last der Geschäfte noch ferner zu tragen, veranlaßt, die Regierung niederzulegen, und sie dem Erbprinzen zu übertragen.

Es waren demnach in der Residenz die feierlichsten Vorbereitungen zu seinem Empfange getroffen worden, und er und seine Gemahlin wurden vom Volke sowohl, wie von den Großen des Hofes mit unbeschreiblichem Jubel empfangen.

Das Gerücht der Abentheure, welche wir in Italien bestanden hatten, war uns vorangegangen, und von der Geschwätzigkeit der Fama zu einem wunderbaren Chaos umgeschaffen, welches das Volk mit Erstau-

den anſchauete, und die Helden deſſelben für außerordentliche Weſen hielt.

Beſonders war Giulia, deren himmliſcher Liebreiz ein allgemeines Entzücken verurſachte, der Gegenſtand, um welchen ſich die Aufmerkſamkeit der ganzen Reſidenz drehete. In ihrem hohen Weſen, mit dem bedeutenden, tiefſinnigen Blicke, der mehr dem Himmliſchen als dem Irdiſchen zugewandt zu ſeyn ſchien, und ausgeſtattet mit einer Körper-Schönheit, die ohne den leiſeſten Hauch von Flecken nur von Gott ſelbſt hätte vollkommener gebildet werden können, glich ſie einem höhern Weſen, das ſich unter die Menſchen verirrt hatte.

Nächſt ihr machte ſich die Neugierde des Volks am meiſten mit mir zu ſchaffen, und es ſchien, als ſollte ich zum Gegenſtück von Giulia dienen. Dieſe vortheilhafte Stimmung mußte geehrt und mit Aufmerkſamkeit belohnt werden.

Wo alſo mein intimes Verhältniß mit dem Erbprinzen und mit Giulia mich nöthigte, öffentlich in beider Geſellſchaft zu

erscheinen, da vernachlässigte ich nichts, was durch Pracht und Glanz, überhaucht durch den äußern Schein, und durch ein künstliches Studium desselben, dem großen Haufen zu imponiren im Stande war.

Am vorzüglichsten bestrebte ich mich, diesen Zweck zu erreichen, als am Tage der Huldigung ein glänzendes Fest veranstaltet wurde, zu welchem der Adel des ganzen Landes eingeladen war. Auf dem Balle, der dieses Fest schloß, befanden sich die schönsten Weiber in dem höchsten geschmackvollsten Glanze, und gewährten den reizendsten Anblick. Aber unter allen ragte Giulia wie ein höhers Wesen hervor, und die Glorie, welche sie umstralte, verdunkelte alles, was sie umgab.

Giulia forderte mich selbst auf, mit ihr den Ball zu eröffnen, und stolz dann über dankte ich ihr in meinem Herzen für diese Auszeichnung. Sie war die alles erwärmende Sonne, in deren Stralen die Jugend sowohl, wie das Alter, sich zu erquicken suchte, und ihr huldigten, wie

ter unumschränkten Gebieterin, aller Herzen.

Der junge Fürst, den in dieser Zeit die Anordnung von wichtigen Regierungs-Angelegenheiten noch zu sehr und zu ernstlich beschäftigten, hatte das Fest schon frühzeitig verlassen, seine Gemahlin hingegen, um ihr Dableiben gebeten. Ich hatte überhaupt schon auf der Reise einen leisen Grad von Kaltblütigkeit unter beiden bemerkt, und insbesondere zeigte der Erbprinz eine Ruhe gegen Giulia, die mich außerordentlich befremdete. Ich erinnerte mich dabei an die merkwürdige Stelle in seinem ersten Briefe.*) Giulia schien dies übrigens nicht weiter zu befremden.

Während nun, der Etiquette gemäß, mit einigen von der fürstlichen Familie tanzte, war ich von der Gemahlin des Oberhofmarschalls, einer schlanken Blondine, der das rege Leben aus allen Formen ihres schönen Körpers sprach, und die dem Kundigen auf den ersten Blick eine tiefversteckte Phrynen-Nat

*) Man sehe den zweiten Theil, S. 134.

tur enthüllte, angeredet und in ein pikantes, äußerst witziges Gespräch verwickelt worden. Dann hatte sie mich zu einem Tanze aufgefordert, während, welches ich in Giulia's Miene, die gerade in der nemlichen Colonne dicht über uns den Tanz angab, einen bedeutenden Zug gemerkt hatte, der mich ausnehmend frappirte. Im Hinuntertanzen war sie weniger auf die Wendungen aufmerksam gewesen, als auf mich und die Oberhofmarschallin, die wir unmittelbar nach ihr tanzten.

Während dem Tanze hatte diese durch eine sehr geistreiche Unterhaltung so sehr meine Aufmerksamkeit zu fesseln gewußt, daß ich nach Endigung desselben von ihr in den nahgelegenen Schloßgarten geführt worden war, und mich schon eine geraume Zeit in demselben befunden hatte, ehe ich mich besinnen konnte, wie ich hineingekommen war.

Wir waren so eben in der interessantesten Rede begriffen, als wir jemand auf uns zueilen hörten. Es war der dienstthuende Kammerherr, der uns fast außer

Athem hinterbrachte, wie die Fürstin nach mir verlange, und er mich schon im ganzen Schlosse, und endlich im Schloßgarten gesucht habe.

Wir folgten dem Kammerherrn, der mich in den holdseeligsten Ausdrücken beschwor, doch ja zu eilen. Ich nahm Rücksicht auf seine Bitte, und führte die Oberhofmarschallin so geschwind, als ich konnte. Diese hingegen schien mit der Sendung des Kammerherrn sichtbar unzufrieden zu seyn, und verfiel in ein Stillschweigen, das sie nur erst bei'm Eintritt in den Tanz-Saal brach, wo sie mir in einem melankolischen Tone zuflüsterte:

„Mag sie die Gesellschaft der schönen Fürstin für die Langeweile entschuldigen, welche sie in der meinigen gehabt haben.“

Ich wollte ihr antworten; sie aber verlor sich plötzlich in dem Gewühle, und ich suchte, wiewohl mit einiger Beklommenheit, die Fürstin auf, welche die Tänze geendigt hatte, und sich durch das Gewühl der Nachstehenden nach mir umsah.

Ich fand sie in einer Unterredung mit Höflingen begriffen, die einen Kreis um sie geschlossen hatten, und sich die erdenklichste Mühe gaben, ihre Gebieterin nach Kräften zu unterhalten.

Als Giulia mich erblickte, verließ sie ihre Gesellschaft, und nahm meinen Arm. Wir promenirten im Saale, und ich war in einiger Verlegenheit, wie ich meine Abwesenheit gegen Giulia entschuldigen sollte. Diese hatte freilich jene bedeutende fremde Miene, von welcher ich oben geredet habe, noch nicht abgelegt, beobachtete jedoch ein tiefes Stillschweigen über meinen Spaziergang mit der Oberhofmarschallin.

Diese erblickte ich in einiger Entfernung, wie sie in einer Unterredung begriffen, auf die jedoch durchaus nicht zu achten schien, mich und die Fürstin mit den Augen verfolgte, und in tiefsinniger Stellung außer uns beiden auf nichts zu merken schien.

Da sie nach der Fürstin ohnstreitig die reizendste und bedeutendste Dame am ganzen Hofe war, so konnte es nicht fehlen, daß,

hier auf dem Balle insbesondere, eine groſse Anzahl liebluſtiger Herren einen Circel um ſie gebildet hatte und ſie in demſelben, ſo zu ſagen, gefangen hielt. Doch war es augenſcheinlich, daß ſie von allen, die ſie umgaben, keinen einzigen einer beſondern Aufmerkſamkeit würdigte, ſondern ihre Aufmerkſamkeit ausſchließlich mit der Fürſtin und mir beſchäftigte.

Giulia wünſchte wieder zu tanzen und wir traten an. Während ich die Wendungen umgab, auf welche ſie, als eine ſehr geübte Tänzerin, nur wenig zu achten brauchte, merkte ich, daß ein Kreis Damen, die hinter mir ſtanden, von mir redeten und daß Giulia auf den Inhalt ihres Geſprächs mit Aufmerkſamkeit hörte, ohne jedoch das Anſehn zu haben.

Wir fingen an zu tanzen, und Giulia, reizend wie eine Huldgöttin, ſchien ſich ſelbſt übertreffen zu wollen. Auch ſpürte ich in ihrem ganzen Weſen eine Aufregung, die ich vorhin noch nicht bemerkt hatte, und es offenbarte ſich eine ſo freundſchaftliche Hin-

gebung gegen mich in ihr, daß ich in demselben Augenblicke von so viel Huld und Lieblichkeit wie begeistert ward.

Unten in der Colonne erschien jetzt die Ober-Hofmarschallin, die ihr voriges tiefsinniges, bedeutendes Wesen nach meiner nicht abgelegt hatte. Indem ich ihr, durch den Tanz verpflichtet, zu einer Wendung die Hand bot, fühlte ich einen leisen Druck und spürte in derselben ein Papier. Zugleich schickte mir das schöne Weib einen bittenden Blick zu, der mir tief um Herzen drang. Ich steckte das Papier, von der Fürstin unbemerkt, in die Tasche, und endigte mit ihr den Tanz.

Jetzt rief Giulia einen alten Kammerherrn und befahl ihm, ihr zu folgen. Sie faßte meinen Arm und führte mich in ein Nebenzimmer, wo einige Erfrischungen servirt waren. Unsre Unterredung war Italienisch, von welcher Sprache der Kammerherr, wie wir beide wußten, keine Silbe verstand.

Die Fürstin befand sich noch in derselben lebhaften wunderbar erregten Stimmung, und

behandelte mich gütiger, als es je vorher geschehen war. Sie redete über tausend Gegenstände, und ich merkte deutlich, wie kein einziger derselben derjenige war, von dem sie eigentlich reden wollte. Endlich sagte sie:

„Es wäre kein Wunder, lieber Graf, wenn sie eitel würden. Alle Damen an meinem Hofe haben nur für sie Augen.“

Es dünkte mich augenscheinlich, daß sie auf meinen Spaziergang in den Garten anspielen wollte und ich antwortete deshalb:

„Verzeihen sie! Mein Zusammentreffen mit der Oberhofmarschallin“ —

Sie fiel mir plötzlich ein:

„Davon ist nicht allein die Rede. Als wir so eben den letzten Tanz beginnen wollten, hatte sich eine Menge junger Frauenzimmer in einen Circel hinter mir versammelt. Die Begeisterung, in welcher sie waren, machte ihre Unterhaltung so laut, daß ich mit Leichtigkeit jedes Wort verstehen konnte.“

„Nun, und wovon sprachen sie?“

„Von ihnen. Ihr einstimmiges Urtheil

war, daß es unmöglich wäre, einen schönern und reizendern jungen Mann zu sehen.“

Giulia setzte mich in einige Verlegenheit, und ich wußte nicht recht, was ich ihr antworten sollte. Nach einigen Nachdenken sagte ich:

„Abgesehen davon, ob ich die gute Meinung jener Damen verdiene, oder nicht, muß es mir doppelt schmeichelhaft seyn, Ew. Durchlaucht als Referentin derselben zu vernehmen, da sie selbst die reizendste ihres Geschlechts sind und vor der Göttin der Liebe selbst nicht zurückzustehen brauchten.“

Bei diesen Worten, die ich mit sehr bewegter, rührender Stimme sprach, weil die Fürstin in diesem Augenblicke wirklich über alle Beschreibung schön war, erröthete sie und schlug in holder Beschämung die Augen nieder. Dann sah sie mich mit einem Blicke an, der mir bis zum Innersten des Herzens drang, zog den Handschuh ab, und reichte mir ihre schöne Hand, welche ich, meiner nicht mehr mächtig, mit

einer Glut küßte, die mich in diesem Augenblicke zu verzehren drohte.

Giulia sah mich fortwährend mit Augen an, in denen mir der Himmel offen stand. Dann sagte sie:

„Ich erröthe vor mir selbst. Aber ich gestehe Ihnen dessen ungeachtet, daß das Wohlgefallen, welches sie besonders heute erregt haben, mir eine um so größere Freude verursacht hat, weil mein Gemahl gerade sie mir zum Cavalier gegeben.“

Nachdem sie in holder unbeschreiblicher Verwirrung diese Worte gesagt hatte, entquoll ihrem Busen ein Seufzer, den sie mit einem Blick begleitete, der den Rest meiner Besinnung noch vollkommener verwirrte.

Ehe ich ihr zu antworten vermochte, erhob sie sich, und gab dem anwesenden Kammerherrn, dessen sie sich wie im Traume zu erinnern schien, irgend einen Auftrag, worauf dieser das Zimmer verließ.

Jetzt näherte sie sich mir in dem höchsten, die alles besiegenden Reihe einer überir-

schen Schönheit, und flüsterte mit lieblichen Nachtigalls-Tönen:

„Reichen Sie mir das Billet, welches sie von der Oberhofmarschallin bekommen haben.“

Ich erinnerte mich kaum mehr, ein solches erhalten zu haben. Was für ein Opfer hätte ich in diesem Augenblicke der Fürstin nicht zu bringen vermocht. Ich faßte in die Tasche, halte das Papier hervor, und reichte es ihr. Sie warf es in den Camin, ohne es gelesen zu haben, und kam mir noch näher.

„Werden sie auf die Schreiberein dieses Zettels Rücksicht nehmen?“

In tobender Bewegung meines Innern reichte ich der Fürstin meine Hand und sagte:

„Nein, niemals! das verspreche ich mit diesem Handschlage.“

Giulia faßte meine Hand, sah mich mit einem Blick der Liebe an und zitterte am ganzen Körper. Sie neigte sich zu mir, und ich umfaßte das schöne Weib.

Dann küßte sie mich in glühender Umarmung und drückte sich an mich, als wenn wir uns niemals wieder von einander trennen sollten.

Ein Geräusch an der Thür brachte uns wieder zur Besinnung. Giulia riß sich von mir los, stürzte in den Saal und ergriff einen dastehenden Cavalier, mit dem sie eine so eben begonnene Anglaise in wilder Bewegung hinunter tanzte.

Ich kam wie aus einem Traume wieder zu mir. Giulia, die Gemahlin meines Freundes, dieses holde Wesen, das mir bisher wie ein Heiligthum erschienen war, zu dem ich mich nicht erheben zu können geglaubt hatte, liebte mich also, und zwar mit einer solchen Heftigkeit?

Ich erschien mir, wie in einem gewaltsamen Zauber befangen, und war keiner Besinnung fähig. Auf dem Balle war kein Heil und keine Ruhe mehr für mich zu finden, und ich eilte nach Hause, nachdem ich noch die Fürstin, welche in einer gänzlichen Trunkenheit der Sinne die Rei-

hen der Tänzer durchflog, bis an's Ende der Colonne mit den Augen begleitet hatte.

Vergebens warf ich mich auf's Bett. Es kam kein Schlaf in meine Augen. Unaufhörlich stand die schöne Giulia vor meiner erregten Phantasie, welche mir mein unerwartetes Glück mit Farben ausmahlte, denen vielleicht ein sechzigjähriger Greis wol verstanden wäre, aber nicht ich, in der Blüthe der Jahre und im vollen Besitze einer kräftigen, überströmenden Jugend.

Doch stellte sich neben dies lachende, verführerische Bild, welches von üppigen Gestalten der Freude und Lust umgaukelt wurde, die warnende Tugend mit der Glorie der ewigen Gottheit umgeben, von welcher sie ausgegangen war. Sie deutete mit warnenden Blicken auf den jungen Fürsten, der im Hintergrunde stand und mich mit Bedeutung ansah, gleichsam als wolle er mich des Verraths an unserer Freundschaft beschuldigen.

Ich hörte die Tugend mit ihren Warnungen, und mein Gewissen sprach laut für sie.

ſie. Aber daneben ſtand die entzückende Giulia, die Liebe athmend und Liebe verſprechend, ihre Arme nach mir ausſtreckte. War es ein Wunder, daß dem lockenden Bilde der ſchönen Giulia die kalte Marmor-Büſte der Tugend weichen mußte?

Endlich von den Anſtrengungen meiner Phantaſie ermattet, fiel ich in einen tiefen Schlaf, in welchem Giulia der einzige Gegenſtand war, der den langen Traum deſſelben füllte.

Als ich erwachte, ſtand die Sonne ſchon hoch am Himmel und leuchtete mir freundlich in's Angeſicht. Ein fürſtlicher Läufer trat ein, und meldete mir, daß der ganze Hof nur noch auf mich wartete, um ſich auf die Jagd zu begeben.

Dieſe Jagd war ſchon längſt beſtimmt worden, und der junge Fürſt hatte ſeiner Gemalin ein koſtbares Pferd geſchenkt, welches dieſe heute zum erſtenmale reiten ſollte. Ich war zu ihrem Stallmeiſter ernannt.

Nachdem ich mich in der größten Geſchwindigkeit angekleidet hatte, eilte ich an

den Hof. Alles war in Bereitschaft. Meine Blicke suchten die schöne Giulia, welche in einem apfelgrünen, mit Gold besetzten Amazonenkleide da stand, und in nie gesehener Pracht und Schönheit die Augen aller auf sich zog. Unsre Blicke begegneten sich. Der ihrige war von tiefer Trauer umwölkt und heftete sich mit einem bedeutenden, sprechenden Ernste auf mich.

Wir setzten uns zu Pferde und eilten zur Stadt hinaus. Ich wollte mich der Fürstin nähern und ein Gespräch einleiten. Sie vermied es, indem sie sich mit einer heftigen Innigkeit, die ihrem Gemahl befremdete, an diesen anschloß.

Als wir am Orte, wo man die Zubereitungen zu der Jagd gemacht hatte, angekommen waren, verließ der junge Fürst, der ein leidenschaftlicher Jäger war, seine Gemalin und empfahl diese mir zur Beschützung. Giulia wollte ihren Gemahl bitten, sie nicht zu verlassen, mußte aber am Ende, um keinen Verdacht gegen sich zu geben, aufhören, deshalb in ihn zu dringen.

Wir blieben allein, und Giulia, die, wie sie sagte, keinen Gefallen an der Jagd fand, ritt mit den sie begleitenden Damen einem lichten Theile des Waldes zu, der einen schönen Ruheplatz darbot.

Ich folgte ihnen, in tiefe Betrachtungen an Giulia und ihr jetziges Betragen versunken, ohne Theil an der Unterhaltung zu nehmen. Nachdem wir einige Minuten fortgeritten waren, blickte Giulia sich nach mir um und deutete mit einer sprechenden Pantomime auf die Erde.

Ich sah hin und bemerkte, wie sie, ohne von den übrigen Damen bemerkt zu werden, ein zusammengerolltes Papier auf die Erde warf. Mein Herz erfüllte sich mit freudigem Erstaunen, und in treibender Ungeduld ließ ich die Damen eine Strecke vorreiten, und sprang dann vom Pferde, um das Papier aufzuheben.

Mit banger süßer Erwartung, und mit bebenden Händen öffnete ich es und las mit begierigen Augen. Aber wer begreift mein Erstaunen, als ich die lebendigste Erwar-

tung auf das Grausamste getäuscht sah, und im bittern Schmerze einer betrogenen Hoffnung folgendes las:

„Wenn der Engel der Tugend nicht von mir weichen soll, so muß ich ihnen befehlen, noch heute den Hof und die Residenz zu verlassen. Gehorchen sie meinem Willen, oder die morgende Sonne scheint mir schon weit von dem Orte, an welchem sie mir den Abgrund des Lasters öffnen. Ich gehöre meinem Gemale und sie meiner Schwester an. Ich flehe zu allen Heiligen, mich sie vergessen zu lassen.“

Im leblosen Erstaunen las ich diese Worte und der Schmerz meiner grausam betrogenen Erwartung benahm mir für den Augenblick alle Besinnung. Und doch mußte ich diese Giulia bewundern, deren Tugend im mächtigen Kampfe mit der Leidenschaft ihres Herzens die Palme des Sieges davon getragen hatte.

Noch versunken in ein besinnungsloses Hinstarren auf die schöne Giulia und ihr wunderbares Handeln, hörte ich ein durch-

dringendes Angstgeschrei, welches von der Seite, wohin Giulia mit ihren Damen geritten war, zu meinen Ohren erschallte.

Ich blickte auf und sah, wie das Pferd der Fürstin in flüchtigem, wildem Gallopp, und brausend wie der Sturmwinde, mit dieser davon jagte. Die Weiber schrien in Todes-Angst, und ich warf mich auf meinen englischen Renner.

Schon sah ich dem Augenblicke entgegen, wo Giulia, die bereits Zügel und Steigbügel verloren hatte, und, völlig sattellos, nur noch mit ihren zarten Händen sich an den Mähnen des wüthenden Pferdes hielt, von diesem herabgeworfen und zerschmettert werden würde.

Ich schwebte in Todesangst. Mein Renner, den ich spornte, daß er ein lautes Brüllen des Schmerzens ausstieß, durchschnitt sausend die Luft, und ich schwebte in Gefahr, den Tod des Erstickens zu sterben, ehe ich Giulia gerettet haben würde.

Jetzt hatte ich das flüchtige Pferd erreicht, und sah, wie so eben Giulia, deren

Hände die Mähnen des Thieres vor Schmerz hatten loslassen müssen, leblos herabgeworfen werden sollte.

Noch einmal gab ich meinem Renner die Sporen, und jetzt überflügelte ich der Fürstin Pferd. Kaum hatte ich Zeit gehabt, ihm in den Zügel zu fallen, als Giulia mir in die Arme stürzte. Das schöne Weib lag ohne Leben, und ich hätte mir das meinige nehmen mögen.

Der Zufall wollte es, daß ich ein starkes wohlriechendes Wasser bei mir hatte, vermöge dessen Giulia bald in's Leben zurückkehrte. Ihre Begleiterinnen waren noch in einer weiten Entfernung. Sie schlug die Augen auf, sah mich mit einem innigen liebevollen Blick an, und flüsterte kaum hörbar:

„Mein Retter, mein Geliebter! Ich habe dir mein Leben zu verdanken, aber du würdest mir den Tod geben, wenn du länger bei mir bliebest. Flieh! Ich würde meinem Falle nicht widerstehen, und der Tod diesem auf dem Fuße folgen. Flieh, flieh.“

Dies sagte das schöne Weib in einer so fürchterlichen, angstvollen Bewegung, daß ich in der Beklommenheit meines Herzens ihr mit Schwüren meinen Gehorsam betheuerte. Jetzt eilte der ganze Hof herbei, der von Giulia's Unfalle Nachricht erhalten hatte. Sie ward in einen Wagen gesetzt, und nach der Stadt gefahren, die Jagd hatte ein Ende.

Auf der Rückkehr mußte ich die freundschaftlichsten Danksagungen des Fürsten hören, die mir in die Seele schnitten. Er betheuerte mir seine grenzenlose Verbindlichkeit und beschwor mich, fortan seinen Hof nicht mehr zu verlassen und in nie gestörter Freundschaft und Harmonie mit ihm und seiner Gemahlin zu leben.

Ich schien stillschweigend seinen Bitten Gehör zu geben, ob ich gleich fest und unwiderruflich entschlossen war, Giulia's Willen zu erfüllen. Wir kamen in der Stadt an, wo ihr Schicksal auf der Jagd schon bekannt geworden war, das Volk bezeigte ihr auf eine so rührende Weise seine Freude

über ihre Erhaltung, daß sie sich der Thränen nicht enthalten konnte.

Da es ebenfalls ruchtbar geworden war, daß ich ihr Retter gewesen, so erhielt ich an den öffentlichen Freudenbezeugungen einen Antheil, der mich in Beschämung setzte. Ich nahm dies zum Vorwande, um mich bei dem jungen Fürsten zu beurlauben, und eilte meiner Wohnung zu.

Nachdem ich hier die schleunigsten Anstalten zu meiner Abreise getroffen hatte, schrieb ich dem Fürsten, daß ein so eben erhaltener Brief mir die plötzliche Krankheit meines Vaters meldete, welcher am Todeke Ende mich noch einmal zu sehen und zu sprechen verlangte. Am Schlusse meldete ich, daß ich mich aber noch persönlich bei Hofe beurlauben würde.

Mein Schreiben ging ab, und ich spürte eine Beruhigung, die der Lohn jeder guten That ist. Ehe eine halbe Stunde verflossen war, kam der Fürst selbst in meine Wohnung, bedauerte meinen Unfall, und nöthigte mir das Versprechen ab, sogleich,

nachdem mein Vater außer Gefahr seyn würde, wieder zurück zu kehren, indem er hinzusetzte, daß weder er, noch seine Giulia, ohne mich zu leben im Stande wären.

Ich versprach ihm alles was er von mir verlangte, ob ich gleich entschlossen war, nichts davon zu halten. Dann begleitete ich ihn an den Hof, wo meine Abreise, welche schon ruchtbar geworden war, eine allgemeine Sensazion erregt hatte.

Der Fürst begleitete mich zu Giulia, die mir in ihrem schönen Auge den heftigsten Schmerz offenbarte, welchen ihr Gemahl, so wie die übrigen Hofleute, für eine Folge ihres Abenteuers auf der Jagd erklärten.

Meine Abreise sollte mit Einbruch der Nacht vor sich gehen, und ich noch zu Abend am Hofe speisen.

Giulia begab sich unter dem Vorwande, der Ruhe zu bedürfen, hinweg, nachdem sie mir noch einen innigen Blick zugesandt hatte.

Der Fürst führte mich jetzt in sein Zimmer und bezeigte mir nochmals seinen Wunsch, mich an seinem Hofe zu behalten. Er versicherte mich seines vollkommnen Vertrauens, weil er, wie er sagte, überzeugt wäre, daß ich ihm und seinem Lande ohne niedriges Privat-Interesse, und selbst mit Aufopferungen meiner selbst zu dienen im Stande wäre.

Diese freundschaftlichen Gesinnungen rührten mich um so mehr, da ich im voraus wußte, daß ich nie im Stande seyn würde, seine Erwartungen zu erfüllen, oder überhaupt von allen seinen Anerbietungen Gebrauch zu machen.

Ich mußte ihm dies natürlich verheimlichen, und dadurch schlich sich von meiner Seite ein so peinlicher Zwang zwischen mein Verhältniß mit ihm, daß ich, so bald als möglich, die Unterredung abzubrechen suchte.

Als ich ihn zum Abschiede umarmte, wirkten alle diese Rücksichten vergesellt auf mein erregtes Gemüth, daß ich mich der Thränen nicht zu enthalten vermochte. Ich

brach schnell ab und ging in den Saal zurück, wo man so eben die Abend-Tafel servirte.

Nachdem diese geendigt war, nahm ich nochmals vom Fürsten und nachher vom ganzen Hofe Abschied, und begab mich, in trübe Gedanken versunken, und mit beklommenen Herzen, in meine Wohnung.

Kaum hatte ich das Schloß verlassen, als sich mir eine vermummte Frauensperson näherte, nach meinen Namen fragte, und mir darauf ein Papier in die Hand drückte. Die Person entfernte sich eilig, und ich trat unter eine Laterne, um das Billet zu lesen.

Wer begreift mein Erstaunen, als ich Julia's Hand erkannte. Sie schrieb folgendes:

„Begeben sie sich in den Schloßgarten, und harren sie meiner im grünen Pavillon. Ich kann mir's nicht versagen, sie das letzte Lebewohl aus dem Innersten meines Herzens vernehmen zu lassen.“

Der Inhalt dieses Billets erregte mehr

eine schmerzliche Empfindung in meiner Brust, als eine freudige. Da einmal die Nothwendigkeit der Entsagung mir eingeleuchtet hatte, und Giulia durchaus zu keiner Aenderung ihres Entschlusses zu bewegen war, ohne daß ich ihr den Himmel ihres reinen Engelherzen hätte rauben müssen, so wollte ich mich und meine Standhaftigkeit nicht abermals auf eine zweite, noch schmerzlichere Probe stellen, und war für den ersten Augenblick entschlossen, Giulia's verheißenes Rendezvous nicht anzunehmen.

Je näher ich jedoch dem Schloßgarten kam, vor welchem der Weg nach meinem Hause durchführte, je lebhafter fühlte ich es, daß das menschliche Vollbringen unendlich schwächer sey, als das Wollen desselben, und ich war bereits am Orte des Rendezvous angekommen, ehe ich noch das Ja oder Nein meines Entschlusses entschieden hatte.

Es war eine finstere Sommernacht, deren Stille das Herz zu einer ängstlich-süßen Heimlichkeit einlud. Ich konnte nicht

umhin, in diesem Augenblicke, wo ich eine der schönsten Weiber der Erde erwartete, den Unterschied zwischen einem beglückenden Genusse und einem entsagenden Edelmuthe recht lebhaft zu fühlen.

Durch die Stille der Nacht drang ein Rauschen zu meinen Ohren, und im weißen seidnen Gewande schwebte die hohe Engelsgestalt der reizenden Sinlia herbei. Ihr Gang war eilend und unsicher, gleichsam als wollte sie dem warnenden Engel entfliehen, den ihr schützendes Geschick ihr zum Begleiter gegeben hatte.

Sie trat in die Grotte. Heftig zitternd und durch alle Sinne erhitzt und bewegt fiel sie mir in die Arme. Dann flüsterte sie, wie Maienlüfte:

„Deine Liebenswürdigkeit hatte schon Sinn und Wesen in mir berauscht, und ich widerstand nur mit schmerzlicher, heimlicher Entsagung. Warum mußtest du noch als Retter meines Lebens dich von neuem an mein Daseyn ketten, und mich hinabziehen drohn in die Tiefe des Abgrundes,

aus der allein meinem verblendeten Sinne Glück und Freude, und Heil und Segen anlächeln! Wozu soll ich schreiten? Ohne dich droht mir Verzweiflung und mit die stürze ich mich in ewige Verdammniß! Schon auf der Villa der Gräfin Carestini kämpfte ich einen furchtbaren Kampf mit einem bösen Wollen in mir, welches durch die kalte, doch schuldlose Stimmung meines Gemahls seither zu einer furchtbaren, alles beslegenden Macht in mir geworden ist. Ach, meine arme Schwester!“

Diesen letzten Ausruf that sie in einem schmerzlichen, höchst überraschenden Tone, der mich veranlaßt, ihr folgendes zu antworten:

„Aber bedenken sie, holde Giulia, daß, da die Herzogin Chiaromonte allem Umgange mit mir entsagt hat, diese wenigstens nicht weiter berücksicht werden darf. Sie hat ja ein für allemal erklärt, daß jedes Verhältniß zwischen mir und ihr fortan als abgebrochen angesehen werden solle.“

Giulia antwortete mit eiliger Heftigkeit:

„Ach nein, sie täuschen sich. Meine Schwester —

Hier unterbrach sie sich, und es war offenbar, daß sie noch etwas sagen wollte. Dann fuhr sie in einem verzweifelnden Tone fort:

„Ich Unglückliche! Fort! Fort!“

Sie umarmte mich mit glühender Heftigkeit, und blieb mehrere Minuten sprachlos in meinen Armen liegen. Dann erholte sie sich und schreckte auf, wie ein Reh, das durch die feindlichen Jäger aus seinem friedlichen Schlafe aufgestört wird. Nachdem sie noch einen langen Kuß auf meine Lippen gedrückt hatte, entfloh sie, indem sie mir folgende Worte zurief:

„Lebe wohl, Geliebter! Auf ewig lebe wohl! Mein Unglück macht dein Glück! Gedenk der verzweifelnden Giulia!“

Sie stürzte fort, und bald hatte ich sie nicht allein aus dem Auge, sondern auch aus dem Gehör verloren.

Besinnungslos verließ ich den Schloßgarten, und gelangte, ohne zu wissen wie,

in meiner Wohnung an. Die Bedienten warteten meiner, und Wagen und Pferde ſtanden bereit. Gottvertraut war vergnügter als je, und hielt eine Menge Reden an mich, von denen ich nichts hörte.

Wir kamen, ohne einen beſondern Zufall erlitten zu haben, in meiner Vaterſtadt an, und mein Vater empfing mich mit offenen Armen. Er machte mir ſehr ernſte Vorwürfe über die Menge von Inkonſequenzen, welche ich, ſeit meiner Abreiſe, begangen hatte. Insbeſondere führte er mir die Unklugheit zu Gemüthe, vermöge welcher ich die Herzogin Chiaromonte von mir abwendig gemacht hatte, und drückte ſich darüber folgender Geſtalt aus:

„Wenn du, mein lieber Sohn, nichts weiter ſuchſt, als das Wohl deiner leiblichen Bedürfniſſe zu befriedigen, ſo muß dir's freilich mit deiner Figur, deinem Reichthume und deinem Stande nicht ſchwer fallen, eine Heirath zu thun, die deine Oekonomie auf güldene Füße ſetzt. Wenn indeſſen der Magen gefüllt und die körperlichen

ten Bedürfnisse berücksichtigt sind, so nimmt es sich der Geist heraus, seine Forderungen geltend zu machen, und Wehe dem häuslichen Glück, wenn sie, die Weiber, diesen tösen Schuldner nicht zu befriedigen im Stande sind? Wie bald ist das körperliche Wohlbefinden über der geistlichen Armuth vergessen, wie unglücklich fühlen wir uns, einen entbehrlichen Ueberfluß an die Stelle eines nothwendigen Bedarfs setzen zu müssen. Diese Bemerkungen beherzige wohl, mein Sohn, und fühle die Thorheit, welche du begangen, die Herzogin Chiaromonte, nicht allein unermeßlich reich, sondern auch die schönste und liebenswürdigste ihres Geschlechts, durch deine Schuld verlohren zu haben.“

So ward mein Vater nicht müde zu sprechen, und ich konnte nicht umhin, der Wichtigkeit seiner Worte Gehör zu geben. In den ersten Wochen meiner Zurückkunft zerstreute mich die Rückerinnerung an die vormaligen Begebenheiten meiner Heimath, welche, obgleich meine Abwesenheit von nicht

sehr langer Dauer gewesen war, mir dennoch durch die mannigfaltigen Abentheuer mit den italiänischen Weibern sehr entfernt geworden waren.

Nachdem nun aber das Alte den Reiz der Neuheit, welchen es durch die Unterbrechung gewonnen, wieder verloren hatte, da fing es an, mich in dem gewöhnlichen Herkommen meiner ruhigen Heimath zu langweilen, und ich wünschte von Herzen eine Aenderung meines Schicksals.

Um den bösen Geist des Mismuths aus mir zu verbannen, versuchte ich es anfangs, unter den Weibern unsers Hofes diejenige Zerstreuung zu finden, welche mir nothwendig schien, um den Uebergang aus dem phantastischen Italien in meine ehrliche deutsche Heimath nicht zu schnell und zu gefährlich zu machen.

Aber dieser erste Versuch mislückte vollkommen, und machte mich für alle folgende besorgt. Wie stachen unsre Hoffräulein, deren Unterhaltung in der glücklichen Beschränktheit von der Toilette auf den

Ball, und von da wieder zurück, sich erstreckte, gegen den tiefen, bedeutenden Charakter meiner Italiänerin ab! Die einzige Marcellina wog, mit dem Geiste, der sie beseelte, zwanzig hochgebohrne Hofdamen auf, deren Studium es Lebelang gewesen war, Verbeugungen zu machen, und den Catechismus von Fragen und Antworten, wie man ihm alltäglich bei Hofe hersagt, auswendig gelernt zu haben.

Die einzige, welche noch eine Ausnahme von der Regel machte, war ein liebes Kind, mit welchem ich aufgewachsen war, und der ich, nach Kindessitte, im achten Jahre schon die Ehe versprochen hatte. Dieses holde Mädchen war nachher der Pflege einer Erziehungs-Anstalt anvertraut worden, wo sie ihren Geist mit Wissenschaften aller Art geschmückt hatte. Aber, ach! Das Schicksal wollte, daß sie diesen Geistesschmuck mit der Einbuße ihrer Körperschönheit bezahlen sollte: sie ward von den Blattern befallen und abscheulich von ihnen entstellt.

Auf Geheiß meines Vaters, nicht minder von meiner eignen Neugierde getrieben, die geliebte Gespielin meiner Jugendjahre wieder zu sehen, machte ich Fräulein von Rosenberg (so hieß sie) meine Aufwartung.

Da sie, seit ihrer Blattern-Krankheit, weder am Hofe, noch sonst öffentlich erschienen war, so hatte ich sie also noch nicht gesehen. Ob ich nun gleich auf den Anblick der Folgen jener Krankheit vorbereitet war, so übertraf doch die Wirklichkeit alles das, was ich Trauriges von ihrem unerbittlichen Schicksal in meiner Phantasie hatte ahnen können.

Die Heftigkeit des Eindrucks, welchen sie auf mich machte, entging ihrem hellsehenden, und daran gewöhnten Auge nicht, und dieses füllte sich mit Thränen der Wehmuth. Meine indiskrete Seelenschwäche stellte sich mir in ihrer ganzen Nichtigkeit dar, und ich umarmte, im plötzlichen, dringenden Gefühl, mein Unrecht zu verbessern, das arme Mädchen, und küßte jene Thränen aus ihrem Auge fort.

Die Stärke ihres Geistes, ihre Entsagung, und besonders ihre himmlische Demuth bei einem sehr hohen Grade von Bildung, entzückten mich, und ich kehrte täglich zu ihr zurück. Ich befand mich wohl in ihrer Gesellschaft, und triumphirte, wenn ihr zarter, alles durchdringender Geist mir neue überraschende Beweise von Gewandtheit und Kraft gab.

Ich befand mich um so wohler in ihrer Gesellschaft, als sie, von ihrer Bildung überzeugt, jede Art von Anspruch auf mich und meine Liebe aus ihrem Herzen verbannen mußte, und ich meiner Seite eben so wenig den ruhigen Gang einer Geistesunterhaltung von den Stürmen der Leidenschaftlichkeit bedroht zu sehen, nöthig hatte.

So verging die Zeit in ruhiger Gelassenheit, und Fräulein von Rosenberg's sinnige Unterhaltung zerstreuete die Nebel, welche eine Rückerinnerung an die Herzogin Chiaromonte jetzt öfterer, als Anfangs, am Horizonte meiner Phantasie aufstehen ließ.

Aber auf einmal war mit meiner Freundin eine Veränderung vorgefallen, die mich in Erstaunen setzte. Ihre stille, liebenswürdige Heiterkeit hatte einer Melankolie Platz gemacht, die durch den Zwang, welchen sie sich anthat, mir sie verbergen zu wollen, nur noch bemerkbarer und beunruhigender für mich wurde. Sie verfiel oft in ein unwillkührliches Hinstarren, aus dem sie sich wie aus einem Traume, hernach tief erholte, und sie sprach mehr in stummen Seufzern, als in deutlichen Worten.

Dieser sonderbare Zustand meiner Freundin rührte mich um so mehr, als ich in ihrem Umgange wirklich diejenige Erholung gefunden hatte, welcher ich bedurfte, um nicht in der Rückerinnerung an die italiänischen Herrlichkeiten die deutsche Gegenwart sehr fade und uninteressant zu finden.

Ich gab meinem Vater Nachricht von der sonderbaren, unerklärbaren Gemüthsstimmung der Fräulein von Rosenberg. Auch er gerieth in Verwunderung darüber, und versprach mir, bei den Eltern derselben

nach der wahrscheinlichen Ursache der Melankolie ihrer Tochter zu fragen.

So verflogen mehrere Wochen, und mein Vater berichtete mir auf meine Fragen die ich jeden Tag wiederholte, daß die Eltern selbst keine bestimmte Ursach wüßten. Doch befremdete mich das geheimnißvolle Wesen, und der ungewöhnliche Ernst, mit welchen er seine Worte begleitete.

Die folgenden Begebenheiten drehten sich in nemlichen Kreise um sich herum. Das Fräulein war melankolisch, seufzte und suchte die Einsamkeit, und mein Vater, der immer noch keine Aufschlüsse über ihre sonderbare Gemüthsstimmung erhalten haben wollte, ging einsilbig und mit bedeutendem Ernste zu Werke, wenn ich mich nach jener erkundigte.

In diesem Gange mochten die Dinge schon mehrere Monate fortgeschritten seyn, als mein Vater eines Abends mir anzeigte, daß er am folgenden Tage, zu einer bestimmten Stunde, ein wichtiges Geschäft

mit mir zu beenden habe. Ehe ich Zeit hatte, ihm meine Verwunderung über das Ceremonielle seines Tones und überhaupt seiner ganzen Manier zu erkennen zu geben, hatte er sich schon längst entfernt, und ich blieb zurück, in tiefe Gedanken über das ungewöhnliche Benehmen meines Vaters versunken.

Die Nacht brachte ich in der unruhigsten Erwartung der Dinge hin, und schloß kein Auge. Am folgenden Morgen dünkte mich jede Stunde eine Ewigkeit, ehe die, zu der Unterredung mit meinem Vater festgesetzte, Zeit erschien.

Ich eilte zu ihm. Er war in einer ernsten, ungewöhnlichen Stimmung, und empfing mich mit einer Umständlichkeit, die mir Angst und Bange machte. Nachdem er mich setzen geheißen hatte, sagte er:

„Bist du gestern bei Fräulein von Rosenberg gewesen?“

Diese Frage, welche er mit einem bedeutenden Tone an mich richtete, brachte eine besondere Sensation in mir hervor, wel-

che ich nicht zu erklären vermochte. Ich antwortete:

„Ja, ob ich sie gleich nicht gesprochen habe. Die Eltern sagten mir, ihre Tochter habe in einem besondern Anfall von Schwermuth gebeten, Niemand, er sey wer er wolle, vor sie zu lassen.“

„Mein Sohn, ich muß dir nur gestehen: Fräulein von Rosenberg ist sehr krank. Der Doktor hat eine bedenkliche Miene gemacht.“

„Mein Gott, Vater, Sie erschrecken mich! Aber, was fehlt ihr denn?“

„Das hat sie gestern endlich, auf die inständigsten Bitten ihrer Eltern, entdeckt, aber zugleich verlangt, daß die Ursach ihrer Krankheit bis nach ihrem Tode verborgen bleiben solle.“

„Aber, mein Vater, ich beschwöre sie, sich deutlicher zu erklären, und mir die Krankheit meiner Freundin nicht zu verheimlichen.“

„Sohn, dringe nicht in mich! Es könnte dich gereuen!“

„Ach, sie machen das schreckliche Räthsel immer noch dunkler. Bei ihrer Liebe zu mir beschwöre ich sie, entdecken sie mir das furchtbare Geheimniß!“

„Erfahre wenigstens so viel, daß du in ihre Krankheit sehr verwickelt bist.“

„Vater, sie spannen mich auf die Folter! Um Gotteswillen! Erklären sie sich deutlicher!“

„Nun denn! Bist du ein Mann?“

„Ich glaube es wenigstens zu seyn. Aber nur das Unbekannte erschreckt den Mann: dem Bekannten sieht er mit muthiger Stirn entgegen.“

„So erfahre denn: Fräulein von Rosenberg liebt dich, will sich aber eher in's Grab legen lassen, als dir ihre Liebe gestehen. Denk weiter darüber nach!“

Mit diesen Worten erhob er sich, und ließ mich allein. Ich stand unbeweglich, denn seine Nachricht hatte hatte mich mehr todt als lebendig gemacht. Der Rest des Tages verfloß, ohne daß es mir gelungen wäre, aus dem stumpfsinnigen Hinstarren

in welches mich die Nachricht meines Vaters versetzt hatte, wieder zu mir selbst zu kommen. Ich ging wie ein Nachtwandler umher, und jederman mied mich, gleichsam um mich nicht aus meinem Traume aufzuschrekken. Selbst mein Vater bekümmerte sich nicht weiter um mich.

Am folgenden Morgen hatte der Schlaf einige Ruhe in mein Gemüth gebracht, und ich vermochte über den Zustand des Fräuleins von Rosenberg, so wie über mich selbst, Betrachtungen anzustellen. Was sollte ich thun?

Ich schätzte das Fräulein sehr, ja ich befand mich sogar wohl in ihrer Gesellschaft. Aber, wie sehr war diese Schätzung von der Liebe unterschieden, die jetzt heftiger, als je, vielleicht durch den Anklang von Giulia's Liebe, für die Herzogin Chiaramonte in mir entflammte!

Betrachtete ich die gegenseitige Lage zwischen mir und Fräulein Rosenberg, welche durch die Krankheit derselben eine ganz eigne Natur bekommen hatte, so sah ich

ein, daß ich ihrem Glücke das meinige zum Opfer bringen müßte, wenn ihr Tod meinem Gewissen nicht zum ewigen Vorwurfe gereichen sollte.

Und doch dachte ich mit Entsetzen an die Möglichkeit, durch eine Verbindung mit Fräulein von Rosenberg auf den Besitz der Herzogin Chiaramonte ewig Verzicht zu leisten. Wer half mir aus diesem Labyrinthe von Entsagung und Unglück, von Liebe und Aufopferung?

Mein Vater schien es absichtlich mehrere Tage zu vermeiden, mit mir allein zu seyn. Er gedachte der kranken Fräulein mit keinem Worte, und wich mir aus, so oft ich von fern auf sie hindeuten wollte. Endlich am fünften Tage ließ er mich rufen, und redete mich folgendermaßen an:

„Ich habe dir Zeit gelassen, mein Sohn, über das Schicksal des Fräuleins von Rosenberg gehörig nachzudenken. Was hast du beschlossen?“

„Ach, bester Vater, sie scheinen zum Voraus zu setzen, daß ich verpflichtet bin, hier etwas zu beschließen.“

„Allerdings! Sie liebt dich, und nur dein Besitz kann ihr das Leben wiederschenken.“

„Aber ich habe auf keine Weise Hoffnungen bei ihr erregt, welche ich nicht zu erfüllen entschlossen war.“

„Recht gut, mein Sohn! der edle Mensch kennt aber noch andere Pflichten, als die, welche ihm das bürgerliche Gesetz auferlegt. Er sucht sogar dasjenige Unrecht zu büßen, welches er unschuldig gestiftet hat.“

„Aber, theurster Vater, jeder ist sich doch immer selbst der Nächste.“

„Mit Unwillen Sohn, vernehme ich diesen heillosen Grundsatz aus deinem Munde. In ihm spricht sich der verderblichste Egoismus aus, ein Egoismus, der alles Menschenglück unter die Füße tritt. Doch das führt uns zu weit! Erkläre dich: willst du dem Fräulein von Rosenberg deine Hand reichen, oder ihrem Leben durch deine Weige-

rung ein Ende machen? Ich muß den bedrängten Eltern, die in Todesängsten schweben, noch heute Nachricht von deinem Entschlusse bringen.“

Ach, Vater, ich bitte sie um Gottes Willen! Uebereilen sie nichts! Vielleicht läßt das Fräulein sich durch Gründe bewegen. Ein fremdes Kind wollen sie retten, und ihr eignes zu Grunde gehen lassen!“

„Nicht doch, Sohn, du bist ein Mann und Fräulein von Rosenberg ein werthes, tugendhaftes und sehr liebenswürdiges Frauenzimmer, in deren Gesellschaft du selbst sehr vergnügte Stunden zugebracht hast. Kann deine Freundin nicht zugleich deine Gemalin seyn, und verlangt ein Ehemann eine andere Unterhaltung, wie der bloße Freund? Ich gehe zu den Eltern, und wir setzen den Tag der Hochzeit an.“

Damit ging er und ließ mich in der furchtbarsten Betäubung zurück. Es fehlte meinem Herzen an Muth, mich seinem Willen zu widersetzen, und doch zitterte ich vor

den Folgen, welche der Schritt, den mein Vater so eben thun wollte, für meine künftige Glückseligkeit haben dürfte.

Am Abend spät kehrte mein Vater zurück, und kündigte mir an, in acht Tagen sey unsre Hochzeit bestimmt, und Fräulein von Rosenberg wünsche morgen früh ihren Bräutigam in mir zu umarmen.

Diese Nachricht erschütterte mich, wie Fieber-Frost. Halb todt gelangte ich auf meinem Zimmer an, und brachte die Nacht in Betrachtung meines unglücklichen Schicksals hin. Die Liebe der Herzogin Chiaramonte, die sich für mich in den zärtlichsten Aufopferungen erschöpft hatte, trat mir in ihrem ganzen Feuer vor die Seele, und ich bereuete jetzt zum erstenmale den Leichtsinn, welchen ich ihrem liebenden Edelmuth entgegen gestellt hatte, mit gerührtem Herzen.

Meine Lage war die grausamste, die man sich denken kann. Hundertmal stand ich auf dem Punkte, zu meinem Vater zu eilen und ihm zu erklären, daß ich unabänderlich

entſchloſſen ſey, ſein, ohne meine Einwilligung gegebenes Wort, nicht zu löſen.

Dann aber erinnerte ich mich wieder der Fräulein von Roſenberg, wie ſie, aus Liebe zu mir, ihr junges Leben dem Tode opfern wollte, und meine geängſtigte Phantaſie erblickte das gute Mädchen ſchon im Sarge, angethan mit dem weißen Kleide, dem Gewande der Unſchuld und des Todes. Ihr todtes Auge öffnete ſich noch einmal, um mich anzuklagen, und ſchloß ſich dann auf ewig.

Der Morgen brach an und fand mich noch unentſchloſſen, ob ich der Herzogin und mit ihr allem Glücke und Helle entſagen, und dem Fräulein von Roſenberg das Leben ſchenken, oder ob ich dieſe zu Grunde gehen laſſen und mich durch die Liebe meines Herzens glücklich machen ſollte.

Die Eltern des Fräuleins ſandten einen Bedienten und ließen mich im Namen ihrer Tochter zu einer gewiſſen Stunde zu ſich entbieten. Mein Vater, der eben zugegen war, ließ, ohne mich weiter um meine Meinung zu befragen, den Beſuch beſtimmt zuſagen.

Dar-

Darauf wandte er sich mit folgenden Worten zu mir:

„Je mehr ich den Schritt, welchen du thun wirst, überlege, mein Sohn, je mehr begreife ich, daß er zu deinem Glück und Heile durchaus erforderlich war. Die Abentheuerlichkeiten, in welche dich deine italienische Reise gestürzt hat, haben dir den Kopf verrückt, und ohne Führer würdest du fortan keinen Fuß vor den andern mit Vernunft zu setzen vermögen. Die Herzogin Chiaramonte hat sich, deiner eigenen Aussage zu Folge, auf ewig von dir losgesagt, und du kannst nicht ferner auf ihre Liebe rechnen. Worauf hoffest du also noch? Heirathe also das Fräulein von Rosenberg. Diese hat alle Anlage zu einem tugendhaften, vernünftigen und liebenswürdigen Weibe, und wird dich, auch ohne deine phantastische Träumereien zu realisiren, zu einem glücklichen Ehemanne machen. Was verlangst du mehr?“

Mein Vater predigte tauben Ohren und einem verstockten Gemüthe. Ich begriff noch immer nicht, daß eine Heirath mit

der Fräulein von Rosenberg etwas anders als mein Unglück machen würde. Doch hütete ich mich wohl, diese Ueberzeugung gegen ihn laut werden zu lassen, sondern verschloß sie sorgfältig in meinen Busen.

Dachte ich über das Betragen meines Vaters nach, insbesondere über die Kälte mit welcher er mich einem lebenslänglichen Mißmuthe Preis geben wollte, so war er mir um so mehr ein unerklärbar Räthsel, in so fern er sich sonst stets als den liebendsten und zärtlichsten Vater gegen mich bewiesen hatte.

Auch Gottvertraut, der sonst wohl sein Leben für mich und mein Glück gelassen hätte, suchte meine Banzigkeit mit einem Gleichmuthe, der mich in Verzweiflung setzte, durch kahle Gemeinsprüche zu beschwichtigen, und ließ sich, als er mich zu meinem Besuche bei Fräulein Rosenberg ankleiden mußte, noch folgender Gestalt zum Schlusse vernehmen:

„Nun, heißa, lustig! Die Exzellenz macht Hochzeit, und ich werde noch kleine Grafen auf meinen alten Knien wiegen.“

Aber um des Himmelswillen, Gottvertraut, du kennst doch das Fräulein von Rosenberg und die Herzogin Chiaromonte. Ob du nun gleich nach und nach anfängst, etwas stumpfsinnig zu werden, so muß dir dessen ungeachtet doch der Unterschied unter beiden zu deutlich einleuchten, als daß du mir im Ernste rathen könntest, die himmelschöne Herzogin über dem häßlichen Fräulein zu vergessen.“

„Was schön was häßlich! Wir sind alle nach dem Ebenbilde des lieben Herr Gotts gemacht, und der wird die Frevler strafen, die sein Werk verachten. Heirathe die Exzellenz das Fräulein von Rosenberg, welche sterben will, und dann thut dieselbe ein christlich Werk, das dem lieben Gott gefällt. Heirathen heißt, als Freund mit dem Freunde leben, und was darüber ist, ist sündlich und des bösen Feindes, der im Fleische sein Tabernakel aufschlägt und den bösen Adam aufweckt. Das alles datirt sein Beginnen von der verfluchten italienischen Reise; denn vorher wußte die Exzel-

lenz kaum, weder was rechts und links noch ob die Kinder aus dem Schnabel des Heilebarts oder aus der Mutter Leibe kämen.“

„Verwünscht seyst du, vermaledeieter Schwätzer! Schützte dich nicht dein Alter, dein Pukkel sollte für jedes deiner impertinenten Worte ein Dutzend Prügel bekommen. Fort mit dir! Mir aus den Augen.“

Er ging nun freilich, grinsete mir aber hohnlächelnd in's Angesicht, indem er noch in der Thür sagte:

„Glück auf den Weg! Die Exzellenz führt die Braut nach Haus, und ich will ein Glas Wein auf ihre Gesundheit trinken. Adieu, auf der Hochzeit sehen wir uns wieder.“

Trotz der unglücklichen Stimmung, in welcher ich mich befand, hatte ich mich über die Impertinenz des Gottvertraut nicht wenig geärgert, und fühlte mich jetzt viel leichter in meinem beklommenen Herzen.

Die Zeit nahete heran, in welcher mein Vater meinen Besuch bei der Fräu-

lein von Rosenberg zugesagt hatte, und mit Zittern und Zagen schickte ich mich zu demselben an. Ich hörte den Wagen vorfahren, und sein Rollen donnerte mir wie die Posaune in's Herz. Die uns am jüngsten Tage zum Gericht berufen soll.

Ich stieg ein. Einem Verbrecher, der zum Richtplatze geführt wird, kann nicht banger zu Muthe seyn, und unwillkührlich verglich ich mich mit diesem. Ich kam bei des Fräuleins Eltern an, die mich mit offenen Armen empfingen und mir entdeckten, daß ihre Tochter von dem Arrangement, welches zwischen meinem Vater und ihnen gemacht sey, nicht das Geringste ahne, und daß ich deshalb, um die Delikatesse des Fräuleins nicht tödtlich zu verwunden, das Ansehen haben müsse, als böte ich ihr Herz und Hand aus freiem Willen an.

Aus meinem bedrängten Herzen entquoll ein tiefer Seufzer, und die Eltern führten mich zu ihrer Tochter, welche in einem Zimmer lag, durch dessen Vorhänge das Tageslicht nur kärglich in dasselbe drang.

Ich ging an ihr Bett, und erkundigte mich nach ihrem Wohlbefinden. Sie antwortete mit einer Stimme, in der schon der hohle Ton des Grabes wiederhallte, daß sie, sie wisse selbst nicht an welcher Krankheit, schwer darniederliege, aber bald wieder gesund zu werden hoffe.

Diese letzten Worte sagte sie insbesondere mit einem Tone, dessen dumpfer Grabes-Schall ihre eigne Hoffnung Lügen strafte. Mir ward sehr bange zu Muthe, und ich befand mich in der schrecklichsten Verlegenheit.

Ich hatte ihr meine Hand gereicht, welche sie, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, in ihren fieberhaften Händen so innig und zärtlich drückte, daß ich mich selbst krank zu seyn dünkte. Dabei warf sie mir aus ihren sterbenden Augen lange, unverwandte Blicke zu, die mir bis zum innersten Mark meiner Gebeine drangen.

In der Unterredung, welche sich jetzt unter uns entspann, suchte ich ihr und ihrem Geheimnisse näher zu kommen, sie hingegen wich mir beständig aus. Doch merkt

te ich zu meinem Schrecken, daß ſie auf ihren Tod wie auf ein ganz gewiſſes Ereigniß, mit Gleichgültigkeit anſpielte, ob ihre Worte gleich oft etwas ganz anders ſagten.

Von innigem Mitleid bewogen, ſah ich die Möglichkeit nicht ein, hier länger zu widerſtehen, weil ich befürchten mußte, das arme Geſchöpf durch meine Zögerung dem Tode immer näher zu bringen. In dieſer Bewegung, die mich ſelbſt meiner eigenen Handlungen unbewußt machte, neigte ich mich demnach auf ſie nieder, umfaßte ſie und drückte den erſten Kuß auf ihre heißen Lippen. Sie blickte mich mit Erſtaunen an und verſuchte es, mir einen ſchwachen Widerſtand zu leiſten. Da ich jedoch nicht nachließ, ſo zündete mein Feuer das ihrige an, und ſie erwiederte meine Umarmungen mit einer Innigkeit, die ich ihr in ihrem krankhaften Zuſtande nicht mehr zugetraut hätte.

Nachdem unſre Umarmungen nachgelaſſen hatten, ſetzte ich mich vor ihrem Bette nieder, faßte ihre Hand, und ſuchte mit

aller Schonung meinen Antrag bei ihr zu machen, indem ich ihr folgendes sagte:

„Es möge sie nicht wundern, holde Freundin, die Ausbrüche einer Zärtlichkeit an mir wahrzunehmen, die ich schon seit langer Zeit verborgen habe. Ja, liebenswürdiges Mädchen, ihre Tugend, ihre vortrefflichen Eigenschaften und insbesondere ihre Herzens-Güte haben schon längst einen Eindruck auf mein Herz gemacht, dem ich nur dadurch Genüge leisten zu können glaube, daß ich sie beschwöre, Hand und Herz des treuesten Liebhabers anzunehmen, und mich mit ihrer Gegenliebe zu beglücken.

Das Fräulein hatte bei dieser Rede merklich gezittert und mich mit freudigen Blicken angestaunt. Jetzt rief sie aus, indem sie meine Hand an ihr Herz drückte:

„Ha, was höre ich! dank dir, guter Gott, daß du mein innigstes Flehen erhört hast! Erfahren sie demnach, theuerster Graf, daß ich sie vom ersten Augenblicke ihrer Rückkunft mit einem Feuer geliebt habe, dessen Heftigkeit mich Arme zu Boden ge-

worfen hat. Ich konnte und durfte keine Gegenliebe von ihnen erwarten, und war deshalb entschlossen, zu sterben und das Geständniß meiner Liebe mit in's Grab zu nehmen. Jetzt aber ist mein kühnstes Hoffen erfüllt, und ein neues Leben senkt sich auf mich herab.“

Nachdem sie dies gesagt hatte, umarmte sie mich mit der ganzen Heftigkeit einer liebenden Seele, die sich wieder geliebt glaubt. Der Würfel war also geworfen, und keine Aenderung meines Schicksals mehr möglich. Ich hatte mein Glück dem Glücke eines Mädchens zum Opfer gebracht, das mich ohne mein Zuthun geliebt, und dem ich nichts schuldig war, als die allgemeinen Pflichten der Menschlichkeit.

Das Fräulein schellte, und die Aeltern erschienen. Im jauchzenden Tone verkündigte sie das Heil, welches ihr wiederfahren indem sie mich ihnen als ihren Bräutigam vorstellte. Die Eltern frohlockten. In dem Jubel ihres Herzens gratulirten sie der Tochter und umarmten den lieben Schwiegersohn, an

dem sie übrigens noch alle mögliche Schmeicheleien verschwendeten.

Ich stand da mit wehmüthigem Herzen, und wäre eher geneigt gewesen, über mich und mein Schicksal zu weinen, als in den Jubel der Eltern einzustimmen, wozu ich durch den Wohlstand gezwungen war.

So vergingen mehrere Tage, und das Fräulein von Rosenberg erholte sich zusehends von ihrer Krankheit. Am vierten Tage war sie vollkommen wieder hergestellt. Jetzt ward unsere Heirath bekannt gemacht, und wir nahmen die Glückwünsche unserer Freunde und Bekannten an.

Da von meinen italiänischen Verbindungen, insbesondere von meinem Verhältniß mit der Herzogin Chiaromonte unglaubliche Dinge verbreitet worden waren, und das Gerücht sich vielleicht noch nie so geschwätzig und übertreibend, als hier, gezeigt hatte, so war es natürlich, daß das Publikum bisher in einer neugierigen Sehnsucht nach den kommenden Dingen gewesen war.

Jetzt, da alle diese weitaussehenden

und beſondern Erwartungen von himmelſchönen Bräuten, die in Pracht und Reichthum einer morgenländiſchen Königin ſtündlich aus Italien anlangen ſollten, ſich in eine ganz gewöhnliche Heirath mit einem armen, grundhäßlichen Fräulein auflöſen, jetzt hatte ich, insbeſondere aber meine Braut, die Zungen der ganzen Reſidenz gegen mich.

Beſonders entſtand am Hofe, wo manche Tante mit mannbaren Couſinen, und manche Mutter, die, einer Henne gleich, ihre lieben Küchlein ernährt und verſorgt ſehen wollte, auf mich ſpekulirt hatten, eine Revoluzion, die mir am Ende ſehr unangenehm wurde.

Was mich hierbei am meiſten wunderte, war der Gleichmuth, mit welchem meine Braut die öffentlichen Urtheile, die doch gerade ſie am meiſten galten, anhörte und durch ein ruhiges Stillſchweigen zu beantworten ſuchte.

Je geduldiger ſich hingegen das Fräulein gegen die boshaften Ausfälle der Höf-

linge benahm, je ärger machten es diese, und ich war ein paarmal nahe dabei, mit dem Schwerdte darein zu schlagen, hätte mich nicht meine Braut mit einer unbegreiflichen Ruhe und Gelassenheit zum Frieden ermahnt.

Der Tag unserer Verbindung rückte immer näher heran, und mein Vater, der sich vorgenommen hatte, ein Beispiel von Glanz und Pracht zu geben, setzte die Hände aller Handwerker und Künstler der ganzen Residenz in Bewegung.

Unter allen, die mittelbar oder unmittelbar bei meiner Heirath interessirt waren, verhielt ich mich in doppeltem Verstande am aller leidendsten, und ward je ängster und banger, so wie der Tag der Hochzeit immer näher rückte. Ich betrachtete mich, wie ein Schlachtopfer, das zur Schlachtbank geführet werden sollte, und verfiel in einen Mismuth und Tiefsinn, die alle diejenigen rührten welche in meiner Nähe waren, meinen Vater und Gottvertraut ausgenommen, welche letztere doch ei-

gentlich, der Natur der Dinge nach, den lebhafteſten Antheil an meinem bevorſtehenden Schickſale hätten nehmen ſollen.

Ich ging umher wie im Traume, und ließ meinem Vater und Gottvertraut beginnen, was ſie wollten. Beide verriethen nicht allein keine Theilnahme an meinem Schickſale, ſondern ermahnten mich auch noch obenein mit lächelnder Miene, gleichſam als wollten ſie mit meinem Schmerze einen böſen Spott treiben, freudig zu ſeyn und guten Muth zu faſſen.

Ich beſchloß, fortan mich um weiter nichts zu bekümmern, ſondern mich dem Schickſale blindlings zu unterwerfen, welches nun einmal über mich verhängt war.

So erſchien endlich der Morgen des gefürchteten Tages, an welchem ich mit Fräulein von Roſenberg verbunden werden, und ſomit auf dem Beſitze der Herzogin Chiaromonte ewig Verzicht leiſten ſollte.

Mein Vater legte eine Freude zu Tage, die ich an ihm noch nicht bemerkt hatte, und Gottvertraut ſang chriſtliche Lob-

lieder, daß die Fenster klangen. Mir schien dies ein Todtenlied zu seyn, welches alle mein Glück und Freude zu Grabe sänge.

Das Geräusch, welches die Zubereitungen zu meiner Hochzeit machten, betäubte meine Ohren, und war mir unerträglich. Ich warf mich auf ein Pferd, und suchte in der freien Natur die Freiheit zu beweinen, die ich auf ewig verlieren sollte.

Einer sonderbaren Veranstaltung meines Vaters zu Folge, sollte die Trauung um Mitternacht seyn, und das Fest der Hochzeit erst mit dem folgenden Tage beginnen. So wie ich durchaus in Nichts, was meine Heirath betraf, einen Willen gezeigt hatte, so war mir auch über diese sonderbare Zeit der Trauung kein Laut entfahren.

Spät kehrte ich von meinem Spazierritte zurück, und fiel nun in die Hände meiner Bedienten, an deren Spitze Gottvertraut stand, und mit einer ungeheuren Geschwätzigkeit und Impertinenz über meine Toilette kommandirte. In einer völligen

Entſagung auf Glück, Willen und Handlung, unterwarf ich mich allen Anordnungen, welche Gottvertraut ohne Zahl zu machen für gut befand.

Endlich that er den Ausſpruch, daß meine Toilette nun vollendet ſey, und ich vor den Altar treten könnte. Ich beſah mich, gleichſam mechaniſch, in dem Spiegel, und begriff, daß meine äußere Erſcheinung mir Freude zu machen im Stande ſeyn würde, wenn mich ſonſt meine Lage nicht jeder Empfänglichkeit derſelben unfähig machte.

Mein Vater erſchien, und in ſeinen Augen ſpiegelte ſich ſeine Freude über den wohlgebildeten Sohn. Er deutete mir an, daß meine Braut, einer bizarren, ungewöhnlichen Laune zu Folge, nur im Schleier vor den Altar treten, und ſich ſo mit mir kopuliren laſſen wollte.

In der Gefühlloſigkeit, in welche ich durch das, mir ſo eben bevorſtehende Schickſal geſetzt worden war, hörte ich die Nachricht meines Vaters an, ohne weitere Auf-

merksamkeit darauf zu richten, weil es mir ganz gleichgültig war, wie meine Braut gekleidet seyn wollte.

Mein Vater blieb allein bei mir, und übernahm es bis zur bestimmten Stunde in einer recht wortreichen und gesalbten Manier mir die künftigen Pflichten des Ehestandes auseinander zu setzen. Ich war gänzlich unfähig, auch nur eins seiner Worte gehörig zu beherzigen, und ließ demnach seine Rede kalt und ungenutzt vor meinem Herzen vorübergehen.

Die Ruhe der Nacht war in unser Haus zurückgekehrt, und eine Bangigkeit bemeisterte sich meiner Seele, die mich mehr todt als lebendig machte. Die Mitternacht erschien, und vom benachbarten Thurme hallte die zwölfte Stunde dumpf in meinen Ohren wieder. Mein Vater, der jetzt eine ernste, feierliche Miene annahm, sagte in bedeutendem Tone:

„Mein Sohn, der wichtigste Augenblick deines Lebens naht heran, bereite dich darauf vor, den Schritt, der dir jetzt bevor

vorsteht, mit Hingebung in das, was sich ereignen dürfte, und mit Vertrauen zu thun.“

Nachdem er dies gesagt hatte, faßte er mich bei der Hand und führte mich hinaus. Die Trauung sollte in einem entlegenen Zimmer gehalten werden, das besonders zu diesem Behufe eingerichtet und kostbar ausgeschmückt war.

In gänzlicher Besinnungslosigkeit folgte ich meinem Vater, der mich Wankenden unterstützen mußte, und wir langten vor dem Zimmer an. Die Thür desselben öffnete sich, und, von meinem Vater geleitet, schwankte ich hinein.

Mein Blick fiel in das Zimmer, welches zu einer Capelle umgeschaffen war, und alle Umgebungen eines heiligen Orts enthielt. Musik und Gesang ertönte, und ich fühlte mein Innerstes von einem heiligen Schauer erregt.

Im Augenblick unsers Eintritts öffnete sich ebenfalls die entgegengesetzte Thür, und ich sah meine Braut, tief verschleiert, zu derselben eintreten. Ein Priester stand vor dem Altare.

Mein Vater führte mich, der ich mich keiner Empfindung mehr bewußt war, vor den

Priester, vor welchem meine Braut schon meiner harrte. Die Ceremonie begann, und der Priester erhob seine Stimme.

Was jetzt in mir vorging, davon bin ich nicht vermögend, Rechenschaft zu geben. Ich fühlte nichts, als die Hand meiner Braut, welche in der meinigen heftig zitterte.

Jetzt schwieg der Priester, und die Ceremonie war geendigt. Mein Schwur hatte mich auf ewig mit Fräulein von Rosenberg verbunden. Mein Vater, die Eltern des Fräuleins, und alle diejenigen, welche der Trauung mit beigewohnt hatten, näherten sich uns, um uns ihre Glückwünsche abzustatten.

Gewaltsam aus der dumpfen Abgestorbenheit, in welche mich die gänzliche Beendigung meines Schicksals gesetzt hatte, zu mir selbst gebracht, sah ich um mich her. Eine plötzliche Erhellung warf ihr Licht auf die Umgebungen, und mit Erstaunen erblickte ich meine Gemahlin, welche in hoher, majestätischer Gestalt und schöner ungewöhnlicher Form wie eine Göttin neben mir stand, und ihren verschleierten Blick auf mich warf.

Eine heftige gewaltsame Erschütterung

durchbebte mein Innerſtes, denn Fräulein von Roſenberg war nicht mehr die nemliche. In ſprachloſem Hinſchauen war mein ſtarrer Blick auf ſie geheftet, und ich fürchtete den Augenblick, der dieſen Zauber gewaltſam zerſtören würde.

Meine zitternde Hand, die den Schleier von ihrem Geſichte heben ſollte, war empor geſtreckt. Doch hielt mich die Angſt vor der künftigen Entdeckung unbeweglich, und ich war nicht Herr meiner Bewegung mehr.

Jetzt breitete meine Gemahlin ihre Arme aus, und liſpelte:

„Komm in meine Arme, mein Einziggeliebter. Alle Wünſche ſind nun erfüllt.“

Vor Schreck glaubte ich zu Boden zu ſinken, denn dies war nicht die Stimme der Fräulein von Roſenberg. Von einer plötzlichen Ahnung getrieben, führte ich mit gewaltſamer Anſtrengung meine Hand nach ihren Schleier, und riß ihn ab.

Ein Schrei der Wonne und des Entzückens entfuhr meinem Herzen, und ich ſtürzte ohne Leben in die Arme meiner Gemahlin. Es war die Herzogin Chiaromonte.

Als ich aus der Betäubung, welche mir

diese himmlische Ueberraschung verursacht hatte, wieder zu mir selbst kam, befand ich mich in den Armen der Herzogin, und glühende Küsse bedeckten meinen Mund.

Mit dem Uebermaaß eines Gefühls, das ich so lange für dieses himmlische Weib in meinem Herzen gehegt hatte, und dessen mächtiges Emporstreben durch äußere Einwirkungen stets unterdrückt worden war, umarmte ich jetzt die, über allen Begriff, schöne Herzogin Chiaromonte.

Mein Vater trat auf uns zu, und ein freudiges Entzücken spiegelte sich in seinem Auge. Nachdem er uns, ohne weiter ein Wort zu sprechen, bei der Hand gefaßt hatte, führte er uns in ein Seitenzimmer, welches meiner Gemahlin schon früher zu einem Brautgemache bestimmt worden war.

Er ließ uns allein, und die Thür des Zimmers verschloß sich. Ich dünkte mich von der Erde fortgerückt und in den Himmel versetzt zu seyn, wo die ewige Seeligkeit meiner harrt. Unsichtbare Stimmen erklangen jetzt, die Hymnen auf die Feier unsrer Liebe sangen.

Der Allgewalt meiner Liebe nicht ferner

gebiethend, sank ich der Herzogin in die Arme, und Gedanke und Bewußtseyn schwanden vor dem Engel der Liebe, der uns aus seinen gefüllten Bechern die Wonne des jungen Lebens schöpfen ließ.

Am Morgen des folgenden Tages begann der Jubel, der durch dies neue, unerwartete Ereigniß bis auf den höchsten Grad stieg. Die Neuigkeit von der Ankunft der Herzogin durchflog mit Pfeiles-Schnelle die Stadt, und sie kamen in Schaaren, die schöne Italiänerin zu sehen.

Die wahrhaft königliche Pracht, in welcher sie sich zeigte, der Glanz, der, wie ein Heiligenschein, ihre himmlische Person umgab, mehr noch aber die phantastische Sonderbarkeit, mit welcher sich unsre Liebe ihrem Ziele genähert hatte, alles dieses setzte das Publikum in eine Trunkenheit, in welcher wir ihm wie höhere Wesen erschienen.

Als der Sturm der Leidenschaft sich in etwas besänftigt hatte, bat ich meine Gemahlin um Aufklärung über die Art und Weise ihrer wunderbaren Erscheinung, an der ich ewig verzweifelt haben würde.

Sie nahm das Wort und sagte mir folgendes:

„Als ich in Venedig von deinem Degen verwundet zu Boden sank, hatte mehr der Kampf, in welchem alle meine Seelenkräfte begriffen waren, als die empfangene Wunde, Theil an der Ohnmacht, in welche ich gefallen war.

„Nachdem ich mich wieder erholt hatte, erkundigte ich mich nach dir, und erfuhr zu meinem größten Erstaunen deine Gefangennehmung durch die Beisitzer des rothen Gerichts.

„Da ich auf Wegen, die mir offen standen, den Schutz der Inquisizion für dich gesucht und zugesichert erhalten hatte, so mußte mich dieser Schritt derselben um so mehr in Verwunderung setzen, als ich in Hinsicht deiner vollkommen beruhigt zu seyn geglaubt hatte.

Bantinelli, den sein wahrhaft großes edles Herz von seinen Verirrungen gegen mich hatte zurückkommen lassen, vereinigte sich mit mir, um deine Rettung zu bewirken. Auch der Erbprinz machte gemeinschaftliche Sache mit uns, um dich aus den Händen der Inquisizion zu befreien.

„Wie uns alle Schritte, die wir zu diesem Entzwecke thaten, fehl schlugen, hast du

ſchon früher aus dem mündlichen Berichte des Erbprinzen vernommen. Bantinelli konnte nicht länger getäuſcht werden.

„Durch ſeine Spione erfuhr er, daß die Gräfin Coreſtini nicht allein nicht Italien verlaſſen habe, ſondern ſich auch noch fortwährend, obgleich incognito, in Venedig aufhalte.

„Die Liebe der Gräfin zu dir, ſo wie ihre nahe Verwandtſchaft mit dem Staats-Inquiſitor, ließen gewiſſe Muthmaßungen in ihm entſtehen, die er mit Plan und Abſicht zu verfolgen ſuchte.

„Den Aufenthalt der Gräfin ſelbſt konnte er, ſo viele Mühe er ſich auch gab, durchaus nicht ausfindig machen. Wohl aber erfuhr er, daß der Bruder der Gräfin täglich zu verſchiedenen Malen ſich in die neuen Gefängniſſe begebe, wo niemand deſſen Geſchäfte begreifen konnte.

Dieſer Umſtand führte Bantinelli'n weiter in ſeinen Vermuthungen, und er glaubte am Ende von dem Aufenthalte der Gräfin in den neuen Gefängniſſen ganz gewiß überzeugt ſeyn zu können.

„Mehrere Erkundigungen, die er deshalb einzog, beſtätigten ihn in ſeiner Vermu-

thung, und er ging nun gerade zu an den Staats-Inquisitor, den er mit dem ganzen Gewichte, welches ihm seine Verbindungen und sein Stand verschafften, bedrohete, er werde die Intrigue der Gräfin, so wie die Einmischung des Staats-Inquisitors in dieselbe, nicht allein dem Senate anzeigen, sondern sie überdem auch noch öffentlich bekannt machen.

„Dem Staats-Inquisitor gefiel es anfangs, auf seine Macht zu trotzen, und seinerseits dem Bantinelli zu drohn. Als er aber die Entschlossenheit wahrnahm, welche ihm dieser zeigte, die Angelegenheit bis auf das Allerhöchste zu treiben, änderte er den Ton, und versprach sogar, dich unter der Bedingung sogleich auf freien Fuß zu setzen, daß Bantinelli die Sache im Geheimen beizulegen sich verpflichten sollte.

„Bantinelli erfüllte den Willen des Staats-Inquisitors, und der Erbprinz übernahm es, dich in deinem Gefängnisse aufzusuchen, und aus demselben zu befreien. Zu welchem Zeitpunkte er bei dir eintraf, und was du eben beginnen wolltest, das wird dir noch im frischen Andenken seyn, und ich mag nicht weiter daran denken.

„Deine wiederholte Treuloſigkeit hatte mein Herz mit Verzweiflung erfüllt, und ich war unzählige Male entſchloſſen, alles Andenken an dich aus meiner Seele zu verbannen, und nichts weiter mit dir gemein zu haben.

„Aber die Heftigkeit der Liebe, welche ich für dich in meinem Buſen nährte, ſo wie die Trunkenheit, in welche dein Bild alle meine Sinne verſetzte, wirkten mächtiger auf meinen Willen, wie alle Entſchließungen meiner Vernunft, die in den Feſſeln der Liebe ſeufzte.“

„Ich nahm Rückſprache mit dem Erbprinzen und meiner Schweſter, und ihr fuhrt ab aus Venedig. Doch vermochte ich dem Drange, dich noch einmal zu ſehen, keinen Widerſtand zu leiſten, und ließ meine Gondel in der Gegend halten, durch welche ihr bei eurer Abreiſe kommen mußtet. Meiner Empfindung bei deinem Anblicke nicht mächtig, gab ich mich durch lautes Weinen zu erkennen, welches du vernahmſt und durch dein Nachſehen nach mir und meiner Gondel verſtanden zu haben ſchienſt.“

„Ich blieb in Venedig, und ob ich gleich mit dem Erbprinzen und Giulia die Uebereins

kunft getroffen hatte, daß ſie mir täglich ſchreiben und Nachricht von deiner Stimmung gegen mich geben ſollten, ſo verlebte ich doch jetzt die traurigſte Zeit meines ganzen Lebens, und fand in den Briefen des Erbprinzen die einzigſte Erholung.

„Giulia, mit der ich ebenfals einen regelmäßigen Briefwechſel verabredet hatte, ſchrieb mir nur ein einzigsmal, und zwar in einem Tone, deſſen Gleichgültigkeit, ſo wie ihr nachheriges perſönliches Betragen, als ich ſie auf meiner Reiſe hierher beſuchte, mir noch in dieſem Augenblicke ein unerklärbares Räthſel ſind.“*)

„Früher ſchon hatte ich wie du aus der Erzählung des Erbprinzen erfahren haben mußt, mit deinem Vater, der eine Verbindung zwiſchen mir und dir ſehnlich wünſchte, in Briefwechſel geſtanden, und theilte ihm nun von Venedig aus einen Plan, mit deſſen Sonderbarkeit ſeinen vollkommenen Beifall erhielt.“

„Vermöge dieſes Plans ſollteſt du meiner entſagen und zu der Heirath mit einer andern gleichſam gewaltangezwungen werden, damit

*) Den Leſern, welche Giulia's Liebe zu dem Grafen kennen, wird dies Räthſel nicht ſo unerklärbar ſeyn, als der Herzogin.

in diesem Kampfe deine Liebe zu mir recht mächtig werden und durch den Widerstand, welcher sich ihr entgegenstellen würde, zu deiner klaren Erkenntniß gelangen möchte.“

„Das Fräulein von Rosenberg, deren schöne Seele über alles Lob erhaben ist, welches ich ihr ertheilen könnte, und die, uneingedenk ihrer ersten und einzigen Liebe zu dir, mit einer edelmüthigen Entsagung sich allen meinen Plänen hingegeben, hat sich dadurch meine ewige, unwandelbare Dankbarkeit erkauft, und ist der eigentliche Versöhnungsengel gewesen, der sich zwischen mich und mein Schicksal gestellt und mein zeitiges Glück vermittelt hat.“

Hier endigte meine engelschöne Gemalin ihre Erzählung, und ich schloß sie für das Uebermaaß der Liebe zu mir mit Entzücken in meine Arme.

Ihre Erzählung ließ mich zuerst wieder an das Fräulein von Rosenberg denken, und ich fühlte recht lebhaft, welch eine Dankbarkeit uns an das Schicksal dieses edlen Mädchens kette. Ich wunderte mich daher, daß unter dem Schwarme von Gästen, mit welchem unser Haus bedeckt war, nicht allein das Fräulein selbst, sondern auch deren Eltern fehlten.

Ich suchte meinen Vater auf, der in der Freude seines Herzens und in der Zerstreuung, in welche ihn das Gewühl unsers Festes gestürzt hatte, jetzt zum erstenmale des Fräuleins sich wieder erinnerte, und deren Außenbleiben ebenfalls nicht erklären konnte.

Von der Macht der Verpflichtung, welche wir gegen dieselbe hatten, gleich sehr getrieben, beschlossen wir, sie persönlich zu holen, und ich warf mich demnach mit der Herzogin eilig in den Wagen und fuhr bei dem Fräulein vor.

Bei unserm Eintritt in das Haus fanden wir die Bedienten unruhig und eilig zwischen einander durchlaufen, und die Eltern des Fräuleins kamen uns weinend entgegen. Trostlos und mit klagender Stimme berichteten sie uns, daß ihre Tochter seit heute früh verschwunden wäre, jedoch einen Brief an mich zurückgelassen hätte, welchen sie mir zu gleicher Zeit einhändigten.

Mit Zittern vernahmen wir diese Schreckens Nachricht, und sahen sprachlos einer den andern an. Kaum hatte ich so viel Kraft, den Brief zu erbrechen, welcher folgendes enthielt:

„Aus meiner frühesten Kindheit hatte ich

die Liebe zu ihnen in mein reiferes Alter übertragen. Das Schicksal wollte es, daß ich diejenige Macht, auf sie zu wirken, die allein die Männer nur anzuerkennen pflegen, verlieren sollte, und ich fügte mich in Ergebung. Ihr Vater, der mir ein verführerisches Bild von ihrer jetzigen Gemalin entwarf, stellte meine Entsagung und Standhaftigkeit auf eine harte Probe. Ich bestand sie, indem ich mich der Ausführung eines Plans unterzog, bei welchem mein Innerstes vor Schmerz zu zerreißen drohte."

„Ich mußte sie täuschen und in dem beabsichtigten Erfolge dieser Täuschung ward gerade der liebste und schönste Wunsch meines ganzen Daseyns erfüllt, ob ich gleich von meinem grausamen Schicksale dazu ausersehen war, das Opfer dieses günstigen Erfolgs zu werden."

„Dem entworfenen Plane zu folge, mußte ich mich krank stellen. Bald aber wäre diese Verstellung in Wahrheit übergegangen, weil der Gedanke, das ersehnte Gut nur für eine andere, mir ganz unbekannte Person zu erwerben, meine gedrängstigte Seele zu einer Verzweiflung brachte, der ich nur mit aller An-

ſtrengung einer überwiegenden Vernunft nicht zu unterliegen vermochte.“

Es lag im Charakter derjenigen Rolle, die ich übernommen hatte, daß ich ſie täuſchen ſollte. Aber dieſe unglückliche Täuſchung täuſchte mich ebenfals, und es gab Augenblicke, wo ich nur wie im Traume dachte, daß ich nicht ihre wirkliche Braut wäre.“

„Ich beſtrebte mich mit fürchterlichem Ernſte, alles von mir zu entfernen, was mich daran zu erinnern vermöchte, daß ich nicht in meinem eignen Namen handelte, ſondern nur die Stellvertreterin einer andern wäre.“

„Dieſer Selbſtbetrug konnte höchſtens bis zur Ankunft der Herzogin Chiáromonte währen. Denn auf denſelben Tag war die Trauung feſtgeſetzt. Der geſtrige Tag erſchien und mit ihm die Stunde meines Unglücks.“

„Ich habe mich grauſamer Weiſe dem Glücke einer andern zum Opfer gebracht, und das meinige dadurch auf ewig zerſtört. Ihr täglicher Anblick würde die Wunden meines Herzens immer von neuem aufreißen. Von ihnen entfernt, glaube ich hingegen, ſoll die Zeit, dieſe Tröſterin aller Leidenden, meinen

Schmerz, wo nicht tilgen, doch zum wenigsten schwächen.“

„Ich begebe mich deshalb, ohne meinen Eltern vorher Nachricht von meinem Entschlusse ertheilt zu haben, in ein Kloster, dessen Namen bis Zum Tage meiner Einkleidung, niemand von meinen Freunden erfahren soll.“

„Leben sie wohl! In meiner einsamen Zelle will ich für ihre Erhaltung zum Heilande beten, der mir kraft geben wird, dem Schmerze meiner Seele nicht zu unterliegen.“

„Lieben sie ihre Gemalin, wie sie von ihr geliebt werden, denn haben sie das Leid versöhnt, welches ihr Schicksal dem meinigen auferlegt hat.“

Nachdem wir die Lesung dieses Briefs schon lange beendigt hatten, standen wir noch immer beweglos da, und blicken einander starr ins Angesicht, ohne ein Wort zu sagen.

Doch löste sich der Schmerz der Eltern zuerst wieder in Worte und lautes Wehklagen auf. Wir, selbst des Trostes bedürftig, versuchten es, wiewohl vergebens, sie zu trösten, und baten sie, mit uns zu fahren und in unsrer Gesellschaft den Gedanken an das Schicksal der Tochter sich zu entschlagen.

So viele Mühe wir uns indessen gaben, unsern Entzweck zu erreichen, so wollte es uns dennoch nicht gelingen, und wir sahen uns am Ende genöthigt, von unsern Bitten abzustehen.

Sie thaten uns ihren Entschluß kund, die Stadt zu verlassen, und auf einem einsamen Landgute in der Stille dem Schmerze einer verlornen, geliebten Tochter nachzuhängen. Sie stiegen vor unsern Augen in den Wagen, sagten uns Lebewohl und fuhren davon.

Wir kehrten in das väterliche Haus zurück, wo Freude und lauter Jubel herrschte. So groß auch unser Schmerz über das Schicksal unsrer edlen, hochherzigen Freundin war, so war er doch das Gefühl der Wonne, welche wir im gegenseitigen Besitze empfanden, nicht schwächen, und wir überließen uns demselben mit einem Entzücken, das uns hoch über alle Sterblichen hob und uns schon hier auf der Erde den Vorschmack einer himmlischen Seeligkeit zu Theile werden ließ.

Ende des vierten und letzten Theils.